UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00117059 6

THE ROYAL CANADIAN INSTITUTE

MITTEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

FÜR

NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

HERAUSGEGEBEN VOM VORSTANDE.

BAND IX.

(3 TEILE, 1902–1903).

MIT 13 TAFELN.

TOKYO.

FÜR EUROPA

IM ALLEINVERLAG VON A. ASHER & Co.

Berlin W., Unter den Linden 13.

Die Schreibweise japanischer Namen ist die phonetische, mit nur wenigen unwesentlichen Abweichungen von der in Wörterbüchern wie HEPBURN gebräuchlichen.

Die Vokale werden also wie im Deutschen gesprochen; „ei" fast wie „ē".

ch	wie	tsch
j	„	dsch
s	„	sz (s scharf)
sh	„	sch
z	„	ds (s weich)
y	„	j.

Im Anfange eines Wortes steht „y" vor „e" oder „ei" nur noch in allbekannten Wörtern wie Yedo, Yen etc; man suche also „Yebi" unter „Ebi" u. a.

„i" hinter „ch" vor „ū" ist weggelassen; man suche ein Wort wie „chiūgoku" unter "chūgoku".

DAS REDAKTIONS-KOMITEE.

DS
501
D44
Ed. 9

6[illegible]750
S. 3. 57

INHALT DES IX. BANDES.

DER WIEDERABDRUCK DER AUFSÄTZE IST NUR MIT ANGABE DER QUELLE GESTATTET.

TEIL I.

Seite

Erinnerungen an Philipp Franz von Siebold (mit 5 Tafeln), von Dr. H. ten Kate 1

Aus der japanischen Physiognomik (mit 1 Tafel), von Prof. Dr. K. Miura 7

Das heutige japanische Gefängniswesen (mit 3 Tafeln), von Amtsrichter Dr. Crusen 17

Der Tabak, sein Bau und seine weitere Behandlung in Japan, von Dr. Max Lehmann 57

Ueber den Riesensalamander Japans, von Prof Dr. C. Ishikawa 79

Bücherbesprechungen, (Seidel, Jap. Grammatik; Itchikawa, Hōjō-ki), von Prof. Dr. K. Florenz 95

TEIL II.

Die Verwendung des Bambus in Japan, H. Spörry ... 119

Forstliche Reiseeindrücke in Japan, von Dr. K. Hefele. 147

Aus dem Osten, von Dr. K. Hefele 169

Tsubosakadera. Uebersetzt von N. Okamoto, mit Einleitung von Dr. K. Florenz 273

Die Bedeutung des Pronomens *dore*. Bemerkungen von R. Lange und K. Florenz 291

TEIL III.

Seite

Ueber die Urbewohner von Japan, von Prof. Dr. Y. Koganei 297

Ursprung des Namens Nippon, von Pfarrer Hans Haas. 331

Japanische Geschenksitten (mit 4 Tafeln), von Pfarrer E. Schiller. (Schluss)..... 343

Die Besiedlung von Kronland auf Hokkaido, von Forstrat H. Schilling 359

Die japanischen Religionen in der neuesten Allgemeinen Religionsgeschichte, von Pfarrer Hans Haas 367

Sitzungsberichte 391

Mitgliederverzeichnis und Austauschliste 413

MITTHEILUNGEN
DER
DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR
NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

Band IX, Theil 1. **Tōkyō, 1901.**

ERINNERUNGEN AN PHILIPP FRANZ VON SIEBOLD.

VON

Dr. H. TEN KATE.

(*Hierzu Tafel 1 bis 5.*)

Unter allen Erscheinungen der Welt giebt es wohl kaum einen mächtigeren Factor als die Zeit. Sie erschafft und sie vernichtet, unaufhörlich, im Grossen und Kleinen: Welten, Völker, Individuen. In vielleicht wenigen Culturländern der Erde drängt sich diese Wahrheit mehr auf als in Japan, wo, wenigstens dem Anschein nach, alles in gewisser Beziehung grösseren und schnelleren Veränderungen unterworfen ist als in Europa.

Besonders derjenige, der sich in frühere historische Erinnerungen, namentlich der Beziehungen Japans mit der Aussenwelt zu vertiefen und die stofflichen Zeugen dieser Vergangenheit der Vergessenheit zu entreissen sucht, wird sich oft enttäuscht finden. In Nagasaki z. B., das länger als jede andere Hafenstadt Japans in beständigem Verkehr mit Fremden, bezw. Holländern, stand, findet man nur noch sehr wenige Dinge, welche reden von früheren Zeiten. Das historisch interessante Deshima hat in den mehr als dritthalb Jahrhunderten, in denen es von Fremden bewohnt gewesen ist, zahlreiche Umwandlungen erlitten.

Sogar aus den letzten fünfzig Jahren gibt es dort nichts mehr, was sich auf frühere Zeiten bezieht. Das älteste Haus Deshimas ist kaum vierzig Jahre alt. Der dort von Siebold angelegte

Botanische Garten ist spurlos verschwunden. Die kleine Insel, einmal, in Napoleons Zeiten, das einzige Stückchen Erde, wo die holländische Flagge straflos wehen konnte, wird bald nur noch einen eingebauten Stadttheil Nagasakis bilden, unerkennbar und vergessen.

Jedoch den Mann, dessen Name so innig mit Deshima und Nagasaki im Speciellen verknüpft ist, haben die Zeit und das Schicksal etwas weniger rücksichtslos behandelt. Es ist nicht meine Absicht die Verdienste von Siebolds als eines der wissenschaftlichen Entdecker Japans zu schildern. Dies ist wiederholt und von berufener Seite geschehen. Ich möchte hier nur hinweisen auf das Wenige, was noch jetzt unmittelbar an den grossen Meister erinnert an dem Ort, wo er einst lebte und so segensreich arbeitete.

Der Same des Wissens, einst von Siebold und den nach ihm lehrenden holländischen Aerzten gestreut, fiel in gute Erde und trug tausendfach Frucht.

Aus den klinischen Stunden Siebolds und dem Unterrichte Pompe van Meerdervoorts, Bauduins und Anderer ging die jetzige Medicinschule Nagasakis hervor. Der Einfluss der deutschen und holländischen medicinischen Wissenschaft in Japan überhaupt ist allgemein bekannt. Wir wollen uns aber bei diesen ideellen Denksteinen nicht länger aufhalten, sondern die Denksteine im buchstäblichen Sinne einer flüchtigen Betrachtung unterziehen.

Wenn man einen der Glanzpunkte Nagasaki's, den Osuwa-Park, mit seinen herrlichen alten Kampferbäumen besucht und einem der aufwärts führenden Pfade folgt, so stösst man links am Fusse des Hügels, in unmittelbarer Nähe des Handelsmuseums, auf drei in einer Reihe stehende Denksteine (Taf. 1) Der kleinste, dreieckige Stein, vom dem Tafel 2 eine ausführlichere Abbildung giebt, ist historisch der älteste und interessanteste. Er wurde von Siebold selbst zum Andenken seiner zwei grossen Vorgänger, des Deutschen Kaempfers und des Schweden Thunbergs, in seinem schon beiläufig oben erwähnten Botanischen Garten auf Deshima 1826 errichtet. Demjenigen, der Siebolds *Flora Japonica* kennt, ist dieser Stein nicht neu. Siebold hat ihn abgebildet auf dem Titelblatt jenes grossen Werkes.*

* Dennoch ist dort der Name Siebolds mit anderen Buchstaben angegeben als die auf dem Stein. Vergl. *Nippon*, Archiv etc. Bd. I. 9.

Die Inschrift unter den Namen der beiden Forscher lautet:

Ecce! Virent vestrae hic plantae florentque quotannis
Cultorum memores serta feruntque pia.

Der Botanische Garten auf Deshima wurde bekanntlich 1823/24 von Siebold im Auftrage der niederländisch-indischen Regierung angelegt, 1859 aber leider aufgegeben, denn wie Pompe van Meerdervoort * sagt: „er moest ruimte gemaakt worden voor woon- en pakhuizen, ten dienste van den handelstand." Die einstige Lage des Gartens ist nur noch fest zu stellen nach dem Plan von Deshima in Band II, Tab. II der zu *Nippon* gehörigen Tafeln. Nach der Aufhebung des Gartens scheint der Kaempfer-Thunbergstein, nach kürzerem oder längerem Aufenthalt auf Zwischenstationen, seinen jetztigen Platz gefunden zu haben.

Wendet man sich jetzt zu dem grossen, einem breiten Menhir ähnlichen Stein, so erfährt man laut der deutschen Inschrift auf der Rückseite (Taf. 3) dass derselbe im März 1879 von seinen japanischen Verehrern errichtet wurde. Es würde zu weit führen, die auf der Vorderseite des Monolithen befindliche japanische Inschrift in Uebersetzung wiederzugeben. Der Schriftkundige, der sich dafür interessirt, sei hiermit verwiesen auf eine japanische Schrift des Dr. S. Kure, † in welcher der Stein abgebildet ist. Auch in der neuen Auflage des *Nippon*, ‡ von Siebolds beiden Söhnen besorgt, ist die Uebersetzung eines kleinen Theiles der Inschrift zu finden. Ich will hier nur hervorheben, dass 1875 sich unter Vorsitz des alten Prinzen Kuroda, eines Freundes von Siebold, eine Commission bildete mit der Absicht zum Andenken Siebolds ein Denkmal zu errichten.

Der mittlere, rundliche Stein der Reihe (Taf. 1) soll angeblich die Namen der Beitragenden zu dem Denkstein enthalten.

---

* Vijf Jaren in Japan, Bd. II, S. 53.—Es ist auffallend, dass der niederländische Marinearzt Pompe, der 1857-62 in Nagasaki medicinischen Unterricht ertheilte, also theilweise in derselben Zeit, als Siebold daselbst verweilte, diesen nur ganz beiläufig in seinem Buche erwähnt.

† Philipp Franz von Siebold. Sein Leben und Wirken, etc. Tokyo 1896. Verlag von Masuzo Tanaka.—In diesem Buche befinden sich manche interessante Einzelheiten über Siebolds Privatleben, seine Gefangenschaft 1828/29 und seinen diesbezüglichen Selbstmordversuch betreffend. Auch das 17. Capitel (Schüler und Freunde) ist historisch interessant.

‡ Band I, S. XXXIII.

Als von Siebold 1859 zum zweiten Male nach Nagasaki kam, nahm er zunächst sein Absteigequartier „in einem Tempel" („Hon-ren-si," Honrenji).* In diesem reizend am Abhang eines Hügels gelegenen Tempel (Taf. 4), von welchem der Blick die ganze Hafenbucht umfasst, schrieb von Siebold seine *Open Brieven uit Japan*. Er scheint aber nur einige Monate in diesem Tempel gewohnt zu haben, denn der letzte Brief (vom 12. August 1860) ist von „Villa Narutaki" datirt, woselbst er, nach seinen Söhnen,† später wieder, wie in den zwanziger Jahren, Aufenthalt nahm.

In dem genannten Narutaki, einem ländlichen Stadttheil Nagasakis, findet man den zweiten zu Ehren Siebolds errichteten Stein (Taf. 5). In Narutaki, in dem lieblichen grünen Thal, stand einmal Siebolds Wohnung. Namentlich dort hat er geforscht und gesammelt, Kranke geheilt und Schüler belehrt.

Ich kann verstehen, dass ihm, dem Naturfreunde, dieses Stückchen Erde lieb war. Umgeben von seinen Getreuen, Menschen und Thieren, konnte er sich hier Allem widmen was ihm am Herzen lag.

Wie oft wird wohl sein sinnender Blick über die waldreichen Abhänge des Thales, nach dem grünen Hikosan in der Ferne geschweift sein! So dachte ich mir jedesmal, wenn ich von seiner früheren Wohnstätte aus das reizende Landschaftsbild betrachtete.

Von der Wohnung Siebolds ist seit Jahren, ausser einem Theil der Fundamente, nichts mehr zu finden.‡ Als Dr. A. Wernich im December 1876, „in pietätsvoller Rückerinnerung," die Stätte besuchte, konnte man sich „an den europäischen Verbesserungen und Anbauten des ursprünglich japanischen Hauses noch erfreuen." Ferner sagt Wernich diesbezüglich in seiner gewohnten eloquenten Sprache: „im Garten hatte die übermächtige Vegetation ihr Recht gefordert und hatte Bosquets, Gänge und Beete, denen unser grosser Vorgänger seine Erholungsstunden und seinen Fleiss gewidmet, mit undurchdringlichem Gestrüpp, mit starrem, zartere Pflanzen vernichtendem Bambus, mit üppig wucherndem Rankenunkraut überzogen. Manche Culturpflanze hatte aus den hier gepflegten Versuchsbeeten ihren Weg über das Land gefunden

* Nippon. neue Auflage, Bd. I, S. XXVIII.

† Nippon. l. c.

‡ In dem Kure'schen Buche findet man S. 32 eine Abbildung von Siebolds Wohnstätte, die einzige welche mir bekannt ist.

und Wenige noch ahnten ihre Ursprungsstätte; Andere waren, dem Boden fremdartig, vom Klima feindlich unterdrückt, verkümmert und untergegangen,—untergegangen bis zum vollkommenen Vergessensein von allen Lebenden." *

Der grauweiss, anscheinend granitische Denkstein zu Narutaki gehörte einmal zu den Fundamentsteinen des Siebold'schen Hauses. Er erhebt sich unter einer Pinie, die Vorderseite dem Osten zugekehrt. Die auf dieser Seite befindliche Inschrift lautet (japanisch und) englisch: „Residence of the late Dr. Ph. von Siebold." Die Inschrift auf der Hinterseite, aus dem japanischen übersetzt, lautet wie folgt: †

„Erinnerung an die frühere Wohnstätte des Herrn Siebold. Im Sommer des Jahres Teibi von Mei-ji (1895) suchte ich mit Herrn Omori, Gouverneur von Nagasaki-Ken, die Ueberbleibsel der Wohnung des Oesterreichers (*sic*) Herrn Siebold auf, welche wir in Narutaki-chi fanden. Seit Jahren war diese Stätte verlassen und ganz verödet. Von der Wohnung war nichts mehr übrig geblieben als einige Steine, welche einmal die Grundlage bildeten, und ein zerfallener Brunnen. Das Grundstück war bedeckt mit verwilderten Bäumen und Pflanzen, einst mit eigener Hand von dem Verstorbenen gepflanzt.

Herr Omori hegte den Wunsch, auf dieser Stelle einen Stein zur ewigen Erinnerung zu errichten, aber vielseitiger Beschäftigungen und des Zustandes des Landes wegen, war es ihm nicht erlaubt, seinen Traum verwirklicht zu sehen. Im Frühjahre des Jahres Tei-yen (1897) aber hat Herr Omori, unterstützt von mehreren seiner Freunde, die alten Grundlagen (des Hauses) freilegen und reinigen lassen. Auf der Seite, wo einst die Eingangspforte war, hat er einen Stein errichtet, auf welchem mit grossen und deutlichen Buchstaben geschrieben steht: Ueberbleibsel der Grundlagen des Hauses von Professor Siebold.

Dies ist tief eingemeisselt worden, damit es weder ausgewischt noch vergessen werden kann.

---

* Geographisch-medicinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde. Berlin 1878. S. 280.—Dr. Wernich irrt sich aber, wenn er sagt, dass Siebold „mehr als zwanzig Jahre" auf dem „Grundstück" (sc. Narutaki) verlebte. Siebold brachte im Ganzen gut zwölf Jahre in Japan zu. Die Zeit, welche er auf Deshima wohnte, im Honrenji-Tempel, auf Reisen und in Yedo zubrachte, zusammen gewiss einige Jahre, ist überdies von dem eigentlichen Aufenthalt in Narutaki abzuziehen.

† Herrn Leon van de Polder, Sekretär der Niederländischen Gesandtschaft in Tōkyō, bin ich Dank schuldig für diese Uebersetzung.

Ich, der dies geschrieben habe, erinnere mich, dass der Meister sagte, die Luft und die Erde unseres Nagasaki seien ihm eine zweite Heimath geworden. Ach! wie weit entfernt war er von seinen Verwandten, getrennt durch tausende von *Ri* über das Meer.

Diejenigen, welche wissen wollen, was er für unser Land gethan hat, werden alles lesen können auf dem Denkmal, das ihm in dem Park zu Nagasaki errichtet ist. Ich brauche es also hier nicht zu wiederholen.

Mei-ji 30. Jahr 3. Monat
Zusammengestellt von Yokin Tekisai Saikosen
Egami Yegon
dem Schriftsteller."

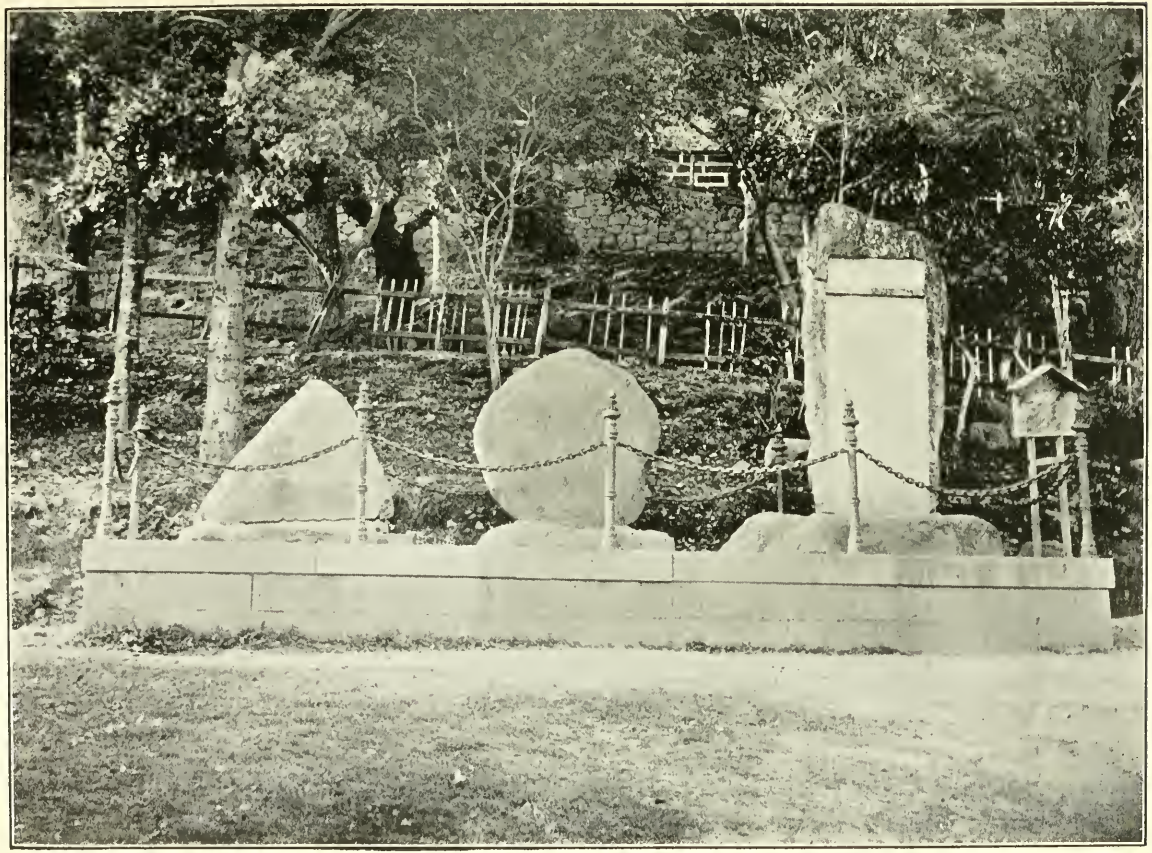
Ausser dem oben beschriebenen Denksteine gibt es noch eine Erinnerungsstätte an Siebold in der Umgegend von Nagasaki. Dieselbe ist jetzt nur noch sehr Wenigen bekannt. Es ist dies ein abgelegenes Grundstück Namens Ippon-gi, am nordwestlichen Abhang eines zur Kompira-yama-gruppe gehörenden Hügels. Hier in der Nähe sammelte Siebold Pflanzen und trieb er seine botanischen Studien. Die rücksichtslose Zeit hat auch hier von dem einstigen Hause nichts mehr zurückgelassen. Die jetztigen japanischen Wohnungen, in der Mitte eines Handelsgartens gelegen, sind aber theilweise, wie ich mich überzeugen konnte, mit dem Holze des alten historischen Hauses aufgebaut.

Dies sind, so viel mir bekannt, alle Erinnerungszeichen an Philipp Franz von Siebold, welche die Zeit in Nagasaki und Umgebung hinterlassen hat.*

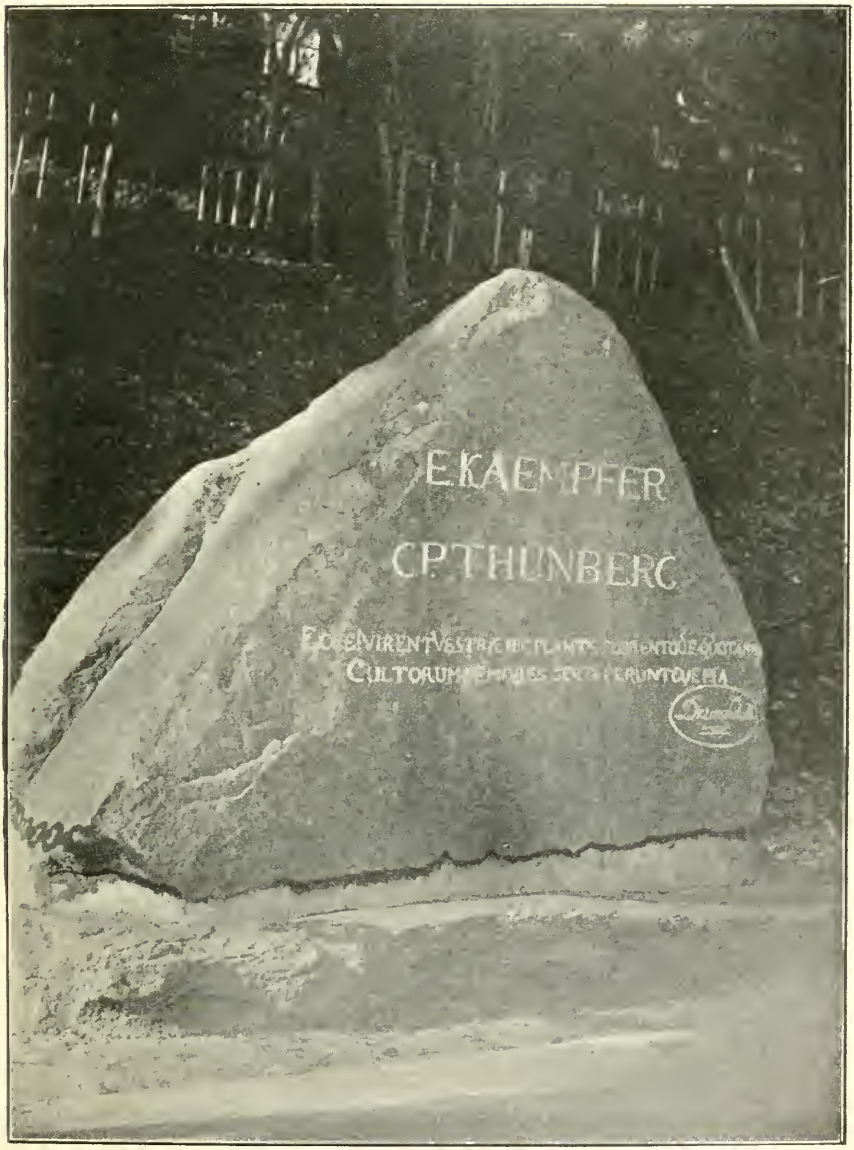
Im April 1901.

---

* In Murray: Handbook for Japan, 5th edition, p. 471 wird gesagt, dass die Wohnung Sieholds in Urakami bei Nagasaki war. Es ist mir trotz aller Mühe an Ort und Stelle nicht möglich gewesen darüber etwas sicheres zu erfahren. Diese Angabe beruht wahrscheinlich auf einem Irrthum.



Ten Kate.—Erinnerungen an P. F. v. Siebold.



Ten Kate.—Erinnerungen an P. F. v. Siebold.

Ten Kate.—Erinnerungen an P. F. v. Siebold.

Ten Kate.—Erinneru

an P. F. v. Siebold.

Ten Kate.—Erinnerungen an P. F. v. Siebold.

AUS DER JAPANISCHEN PHYSIOGNOMIK.

VON

Prof. Dr. K. Miura.

(Mit 1 Tafel).

In China scheint man sich schon mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt mit der Physiognomik beschäftigt zu haben. Sie wurde von dort mit der chinesischen Cultur zu uns herübergenommen und bald folgten Publicationen zahlreicher Schriften darüber, entweder in der unveränderten Form oder ins Japanische übersetzt oder von japanischen Verfassern neu zusammengestellt. Sie stimmen alle in den Grundzügen so überein, dass die Quelle immer dieselbe gewesen sein muss. Es entstanden allmählich Leute, welche berufsmässig diese Kunst trieben und weiter verbreiteten. Noch heutzutage findet man hie und da in der Stadt Aushängeschilder, worauf zu lesen ist, dass der Betreffende Ninsō (人相 Physiognomik) treibt. Mit der Entwicklung des modernen Lebens, speciell mit der Ausbildung der Naturwissenschaften ist die Physiognomik so sehr in den Hintergrund des socialen Lebens verdrängt worden, dass sie nur noch von weniger gebildeten und abergläubischen Kreisen befragt wird. Sie hat trotzdem eine mächtige Geschichte hinter sich und fast ein Jeder kennt einige Fragmente davon; es sollte daher nicht ganz unterlassen werden, eine wissenschaftliche Erklärung davon zu geben, soweit es möglich ist.

Die japanische Physiognomik beschäftigte sich mit der Besichtigung des Kopfes, Gesichtes, der Hände und ihrer einzelnen Teile—der Haare, Augen, Ohren, Nase, Zähne, Lippen, Zunge, Muttermale u. dgl.—ferner mit dem Beobachten des Menschen während des Essens und des Trinkens, des Gehens und Handelns, des Schlafens und des Sprechens, ja sogar mit der Form und Gestalt der Geschlechtsteile und der Excremente. In diese Einzelheiten will ich heute nicht eingehen und nur die *Physio-*

gnomik der Hand daraus als den best gepflegten Teil hervorheben und dieselbe mit der europäischen Chiromantie vergleichen.

Die Geschichte der Chiromantie ist ziemlich dunkel. Die Chaldäer und Aegypter scheinen diese Kunst nicht gekannt zu haben, im alten Testamente wird sie auch nicht erwähnt. Erst Cicero und Juvenal bemerken, dass es zu ihrer Zeit Leute gab, die sich besonders damit beschäftigten, aus den Linien der Hand zu weissagen. Sie wurde dann vergessen und im Mittelalter scheinen die Zigeuner die Kunst wieder nach Europa gebracht zu haben. In der Chiromantie spielen die Lineamente der Hand, die sog. sieben Berge, die Beschaffenheit der Finger und der Nägel u. dgl. die Hauptrolle. Wir wollen hier nur diejenigen Punkte daraus hervorheben, welche auch in der japanischen Chiromantie berücksichtigt werden und das Uebrige bei Seite lassen.

Die Chiromantie unterscheidet zunächst auf dem Handteller drei *Hauptlinien*: Die am distalsten gelegene von der Basis des Zeigefingers schief nach der Kleinfingerseite laufende Linie wird Tischlinie, *Mensale* oder auch *Herzlinie* genannt. Sie bedeutet das Hauswesen, das eheliche Glück, sowie die oekonomischen Verhältnisse.

Die mittlere, welche von der Mitte zwischen Daumen und Zeigefinger an der radialen Seite beginnend schief im Bogen nach der Ulnarseite (Kleinfingerseite) zu läuft, wurde *Natur-* oder *Hauptlinie*, von andern auch *tableline* (Farwell) genannt. Aus ihr zog man Schlüsse auf den Zustand der Seele und des Kopfes. Die dritte, weiter nach der Daumenseite gelegene Linie, welche im Ursprung mit der vorhergehenden verbunden nach der Mitte des Handgelenks zu strebt und den Daumenballen nach der Hohlhand zu beginnt, wurde *Lebenslinie*, *Vitale*, von andern auch *Herzlinie* genannt. Sie sollte die Länge des Lebens und den Zustand des Herzens verkünden.

Diesen drei Hauptlinien entsprechen Temmon 天紋, Jimmon 人紋 und Chimon 地紋 der japanischen Chiromantie. Der Tischlinie entspricht Temmon 天紋, die Himmelslinie. Sie bestimmt den Rang, die gesellschaftliche Stellung, den Beruf des Menschen. Die mittlere hiess Jimmon 人紋 die Menschenlinie, weil zwischen Himmel und Erde gelegen, und sollte Intelligenz, Charakter und Reichtum anzeigen. Der Lebenslinie gleich ist endlich Chimon 地紋 die Erdlinie; aus ihr wird die Länge des Lebens, die Familien- und Dienstbotenverhältnisse etc.

abgelesen. Sowol in der europäischen als auch in unserer Chiromantie sollte es im Allgemeinen ein gutes Zeichen sein, wenn eine Linie scharf und deutlich hervortritt, nirgends abgebrochen oder gespalten oder von anderen Linien durchschnitten ist, keine Abknickungen oder abnorme Biegungen erleidet u. s. w.

Die europäische Chiromantie lehrte ferner, dass es desto besser sei, je höher die *Tischlinie* an der Basis des Zeigefingers beginnt. Erreicht sie die Basis des Zeigefingers (Metacarpophalangealgelenk), so ist es ideal. Beginnt sie dagegen auf der Rückseite desselben und geht um den Finger herum, so bedeutet es einen Ueberschuss von Gefühl, woraus sich leicht Eifersucht entwickelt. Teilt sich diese Linie gabelig in ganz gleiche Zweige, so ist es ein unfehlbares Zeichen der Treue; einer solchen Person, sei es Mann oder Weib, kann man sein ganzes Vertrauen schenken. Gehen dagegen zahlreiche Aeste nach der Basis des Zeigefingers zu, so zeigen sie die Anzahl von Personen, die geliebt sind oder werden; ihre Länge und Tiefe entsprechen dann dem Grad der Liebe für eine jede. Entspringt die Tischlinie von der Wurzel des Mittelfingers und sieht wie Ketten aus, oder ist sie in ihrem Laufe von kleinen Linien durchschnitten, so bedeutet es inconstante Liebe. Eine innige Vereinigung dieser Linie mit der Natur- und Lebenslinie ist manchmal das Zeichen eines gewaltsamen Todes. Manche Krankheiten des Herzens oder der grossen Gefässe sollten sich auch hier zeigen, doch müssen sie durch die Leberlungenlinie, wovon später die Rede sein wird, controlliert werden.

Was wurde nun für dieselbe Linie von der japanischen Chiromantie gelehrt? Sie sagt: Steigt die Spitze des Temmon nach der Basis des Zeigefingers empor, dann ist der Besitzer meist glücklich. Spaltet sich diese Linie nach der Kleinfingerseite (Ulnarseite) in zwei oder mehrere Zweige, so ändert er seinen vererbten Beruf oder wird in ein fremdes Haus adoptiert; eine Frau verheirathet sich in diesem Falle zwei oder mehrmals. Ist die Linie abgebrochen oder wird sie von einer anderen Linie durchschnitten, dann deutet es auf Vermögensverlust oder auf Hindernisse im Geschäft, beginnt sie zwischen Zeige- und Mittelfinger—auf mangelhafte Ausdauer, ist sie kurz—auf häufige Berufsänderung. Befindet sich neben ihr noch eine ähnliche Linie, so werden Männer von höher stehenden Personen unterstützt, Frauen bekommen gute Kinder. Legt

man beide Hände an der Kleinfingerseite an einander und die Himmelslinien beider Hände treffen dort zusammen, so ist es ein Zeichen des glücklichen Schicksals, es gelingt einem meist alles, was man möchte. Zeigt diese Linie in der Mitte eine bogenförmige Krümmung, so lernt der Besitzer solcher Linie alles rasch, vergisst aber auch rasch und bringt die Sache nicht zu Ende. Erscheint innerhalb dieser Linie gelbe, rothe oder violette Farbe, so ist es gut; schwarz dagegen weist auf Unglück, blau auf Krankheit hin.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Linie, der sog. *Natur-* od. *Hauptlinie*. Ist sie lang und gerade, so vorspricht sie gesundes Urteil und starken Willen. Geht sie durch die ganze Hand hindurch, zeigt sie eine extreme Sparsamkeit, wenn nicht Geiz an und pflegt an der Hand eines Egoisten gefunden zu werden. Geht die Spitze gabelig auseinander, ist der Betreffende unwahr, hört sie in der Mitte des Handtellers auf, statt weiter zu gehen, deutet sie auf Unentschlossenheit. Die Art und Weise der Verbindung von Natur- und Lebenslinie ist von grosser Bedeutung. Laufen sie eine grössere Strecke weit als eine Linie zusammen, so bedeutet es Mangel an Selbstvertrauen, eine frühzeitige Spaltung beider Linien, das Gegenteil.

Ueber dieselbe Linie, welche in der jap. Chiromantie *Jimmon* od. *Menschenlinie* genannt wurde, lehrte man folgendes:

Wer eine lange beinah den ulnaren Rand der Hand erreichende Menschenlinie besitzt, verliert früh seine Eltern oder Kinder; wer dagegen eine kurze, seichte und breite Linie hat, bleibt arm und wird nicht alt. Ist dieselbe zerstückelt und unterbrochen, so hat der Besitzer einer solchen Hand im Leben schwere Krankheiten oder hartes Unglück durchzumachen. Geht die Spitze der Linie nach der Kleinfingerseite des Handgelenks gabelig auseinander, so wird der Betreffende in fremdes Haus adoptirt. Läuft sie nicht, wie gewöhnlich, bogenförmig nach der ulnaren Seite der Hand hin, sondern parallel der ersten Linie quer durch, so deutet es Dummheit und niedrige Gesinnung an, gehen von Anfang bis zum Ende derselben mehrere Seitenzweige ab, ähnlich den Rippen eines Blattes, so weist das auf Verlust des Vermögens und auf kommendes Unglück hin. Besteht das Jimmon aus mehreren Linien, so gelingt dem Betreffenden nichts und er muss als Vagabund leben. Geht eine Linie durch Himmels- und Menschenlinie hindurch, so ist es ein gutes Zeichen, ebenso ist es zu deuten, wenn die

Menschenlinie mit drei seitlichen Ausbuchtungen versehen ist. Erscheine innerhalb dieser Linie gelbe, rothe oder violette Farben, so ist es ein Zeichen des Gelingens. blau deutet auf Aerger oder Krankheit, weiss und schwarz auf Unglück hin.

Endlich kommen wir zum dritten Hauptlineament der Hand, der *Lebenslinie*. Geht sie rund um den ganzen Daumenballen herum, verspricht sie ein hundertjähriges Alter, geht sie nur bis zur Mitte, ein 50 jähriges. Lang und von anderen Linien nicht durchkreuzt, von gutem Farbenton, frei von Flecken und Grübchen bedeutet sie langes glückliches Leben; kurz, blass und kettenartig unterbrochen oder von kleinen Linien durchkreuzt u. s. w. dagegen Schwächlichkeit, gegen Ende gabelig geteilt Schwäche im Alter. Ist sie von vielen kleinen Linien durchschnitten, so kann es auf Schwierigkeiten mit den Verwandten hinweisen. eine Nebenlinie auf dem Daumenballen auf Geistesschwäche. Ein bedenkliches Zeichen ist die vollständige Unterbrechung der Lebenslinie. Richtet sich dabei eine Spitze nach der Daumenseite zu, so deutet dies auf Tod, dreht sie nach dem Handteller, so ist noch Hoffnung vorhanden. Ein kleiner Ring in der Lebenslinie soll Verlust eines Auges, zwei solche den beider Augen bedeuten.

Der Lebenslinie entspricht *Chimon* 地紋 oder die *Erdlinie* der japanischen Chiromantie. Letztere sagte: Erscheint gelbe, rothe oder violette Farbe auf dieser Linie, so ist gewiss ein freudiges Ereignis bei der Mutter oder am Wohnort zu erwarten. Blau, schwarz und weiss sind dagegen schlimme Zeichen. Läuft die Erdlinie gerade und lang nach dem Handgelenk zu, bedeutet es gute Gesundheit und langes Leben, geht die Spitze nahe dem Handgelenk auseinander, so geht der Betreffende in ein fremdes Land oder führt ein einsames Leben. Wird diese Linie von zahlreichen kleineren Linien durchschnitten, so zeigt es unstetes Leben und wiederholtes Unglück an: zwei kleine Kreuzchen im Verlaufe derselben sind ein Zeichen, dass jemand mit der Mutter Streit hat. Wer neben der Erdenlinie noch eine ähnliche Linie besitzt, bekommt zweimal eine Mutter, eine wahre und eine Stiefmutter. Ist die Linie nur undeutlich gezeichnet, hat der Betreffende öfters Kummer wegen der Wohnung. Soweit über die drei Hauptlinien. Zu den accessorischen weniger constanten Linien gehören:

1. *Hepatica* oder *Leberlungenlinie*, welche nahe dem Handgelenk oder von dem proximalen Ende der Lebenslinie beginnt

und der Basis des Kleinfingers zustrebt. Diese Linie fehlt an manchen Händen und dann deutet es auf Lebhaftigkeit und Behändigkeit. Ist sie klar und deutlich vorhanden und von guter Farbe, deutet es auf gute körperliche und geistige Gesundheit bis zum hohen Alter; ist sie dagegen blass und wird sie von anderen Linien durchkreuzt, weist es auf Schwächlichkeit oder Kränklichkeit hin.

In der morgenländischen Chiromantie wird sie Gwaigeimon 外藝紋 genannt und soll darauf hinweisen, dass der Betreffende ein Künstler sein wird oder dass er im Alter reich und berühmt wird.

2. *Saturnia oder Schicksalslinie*, welche entweder von der Lebenslinie oder von der Hohlhand, vom Kleinfingerballen oder vom Handgelenk ausgehend die Basis des Mittelfingers erreicht. Schneidet sie die Wurzel des Fingers nicht, so bedeutet es Glück, im anderen Falle dagegen Gefahr.

In unserer Chiromantie wird sie Tenkimon 天喜紋 oder Senkinmon 千金紋 genannt, je nachdem sie gerade oder geschwungen verläuft und es stimmt mit der Angabe abendländischer Chiromantie überein, dass das Vorhandensein dieser Linie als glückverheissend betrachtet wird. Steigt sie durch den Mittelfinger hinauf, so heisst sie Shotenmon 衝天紋 und soll höhere Würden verheissen, während sie in der europäischen Chiromantie in diesem Falle geradezu als gefahrbringend bezeichnet wird, weil der Betreffende bei allem, was er thut, geneigt ist zu weit zu gehen.

3. Die *Sonnenlinie* oder die *Linie des Apollo* beginnt von der unteren Ecke des Kleinfingerballens, von der Lebenslinie oder von der Hohlhand und endet an der Basis des Ringfingers (Apolloberg). Im ersten Fall deutet es auf Glück und Erfolg, im zweiten auf Erfolg durch Verdienst, im dritten auf Erfolg nach schwerem Bemühen. In unserer Chiromantie ist sie nicht beschrieben, obwol sie nicht selten vorzukommen pflegt.

Aus den *kleinen Linien* der Hand haben die abendländischen Chiromanten Kreuze, Sternchen, Drei- und Vierecke, die morgenländischen ebenfalls allerlei Figuren oder gewisse chinesische Zeichen herausgelesen und je nach dem Orte, wo sie gefunden werden, deutete man sie auf freudige oder traurige Ereignisse oder auf glückliche oder unglückliche Schicksale im Leben. Die Arten dieser kleinen Linien sind sehr zahlreich; aus

ihnen hebe ich hier einige Figuren hervor, die mit lebhafter Phantasie herausgelesen wurden:

佛眼紋 Buddha's Augen, 魚紋 Fischfigur 六花紋 Sternchen mit 6 Hervorragungen, 懸針紋 hängende Nadel, 龜形紋 Schildkröten-Zeichnung, 懸魚紋 hängender Fisch u. s. w. u. s. w.

Von den Linien, die den chinesischen Zeichen ähnlich aussehen sind zu nennen 井字紋 Zeichen für Brunnen, 人字紋 Zeichen für Menschen, 女紋 Zeichen für Frauen, 用字紋 Zeichen für gebrauchen, 王字紋 Zeichen für König, 行字紋 Zeichen für Gehen u. s. w. u. s. w. In die Bedeutung aller dieser Zeichnungen in Einzelfällen näher einzugehen, glaube ich unterlassen zu dürfen.

Den 7 Bergen der europäischen Chiromantie kann man die 8 Himmelsrichtungen oder auch 12 Thierkreise der unserigen gegenuberstellen. Die ersteren wurden nach den Planeten genannt und heissen: Jupiter, Saturn, Apollo, Mercur, Mars, Luna und Venus; die 8 Himmelsrichtungen sind Nord, Süd, Ost, West und die dazwischen gelegenen Himmelsgegenden; die 12 Thierkreise Ne, Ushi, Tora, etc., wobei Ne und Nord zusammenfallen. Die mittlere Vertiefung der Hohlhand, welche dort Cavea martis heisst, wurde meidō 明堂 „helles Haus" genannt.

Die Bedeutung der Berge stimmt mit den Planeten überein, So hat man Schlüsse gezogen vom Jupiterberg auf seelische Eigenschaften und den selbsterworbenen Ruf des Menschen, vom Saturnberg auf oekonomische Verhältnisse, vom Mondberg auf die Constitution etc. Von den Himmelsrichtungen bedeutete Norden Wohnort und Alter, Süden öffentliche Verhältnisse, Osten Schicksal und Verhältnisse zu Geschwistern, Westen Kinder und Familie u. dgl. Sowol hier als auch dort hat man darauf geachtet, ob das Fleisch dick oder mager ist, ob der entsprechende Ort erhaben oder flach, ob die Farbe frisch oder

abgeblasst, oder ob dort verwirrende Linien oder Flecken sich finden. Der letztere Fall weist z. B. auf Unglück hin.

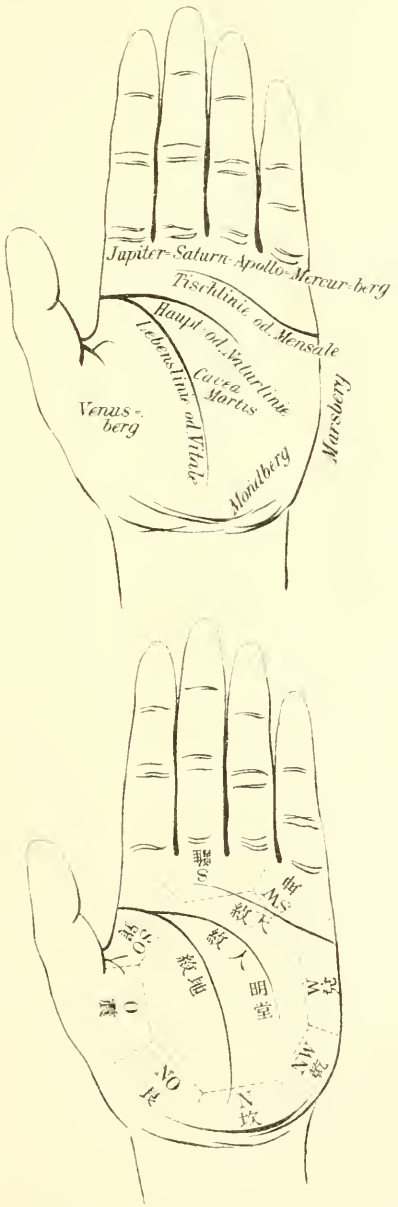
Ueber die *Tastballen* d. h. die wirbelförmige Zeichnung an den Fingerbeeren findet man in der europäischen Chiromantie nichts erwähnt, obwol sie von den Anatomen eifrig untersucht worden sind. Unsere Chiromanten nannten sie Hamon 巴紋 wegen der gerollten Form und lehrten, je regelmässiger sie sind, desto besser ist es, und je nachdem dieser oder jener Finger regelmässige oder unregelmässige Wirbel trägt, weist dies auf Glück oder Unglück verschiedener Art hin, insbesondere hat man daraus verschiedene Fähigkeiten des Menschen ablesen wollen.

Ich komme jetzt zur Erklärung der Bildung der Furchen und ihrer Bedeutung in der Chiromantie:

Wir können an den Furchen und Runzeln der Haut im Allgemeinen der Entstehung nach 4 verschiedene Arten unterscheiden. 1. Interpapillare Furchen z. B. Vertiefungen zwischen den Tastleisten, wie man sie auf den Finger- und Zehenballen findet. 2. Musculäre Furchen, welche durch Muskelinsertion. und Muskelcontraction entstehen z. B. Furchen auf der Stirne. Sie sind anfangs nur temporär während der Contraction vorhanden, um später durch häufige Wiederholung permanent zu werden. 4. Articuläre Furchen, entstanden durch Bewegung der Gelenke, wie man sie am Hand- und Ellbogen-Gelenk findet. 5. Senile Furchen, entstanden durch Verlust des Unterhautfettgewebes und der Elasticität der Haut.

Zu welcher Categorie sind nun die 3 Hauptfurchen der Hand zu rechnen? Unzweifelhaft der Hauptsache nach zu den articulären, zum kleinen Teil zu den musculären Furchen.

Die Tischlinie oder 天紋 Himmelslinie entspricht der Articulatio metacarpophalangea oder dem Gelenke zwischen den Fingern und den Mittelhandknochen. Die Lebenslinie oder 地紋 Erdenlinie ist durch Gegenüberstellung des Daumens zu den übrigen Fingern entstanden und bildet daher die mediale Grenze des Daumenballenmuskels; und die mittlere Naturlinie oder 人紋 Menschenlinie durch Faltenlegung der Haut zwischen beiden Linien, da die Haut hier im Handteller mit der Unterlage ziemlich fest verwachsen ist. Die accessorischen kleinen Linien entstehen ebenfalls durch Faltungen der Haut bei den mannigfachen Bewegungen der Hand und und der Finger; denn es steigen unzählige feine sehnige Fäden von unten nach der Haut



K. Miura.—Aus der Japanischen Physiognomik.

zu empor, um sie gegen die Unterlage zu befestigen und zwischen ihnen ist dort mehr und hier weniger Fett eingelagert.

Die 3 Hauptlinien sind schon bei der Geburt vorhanden, die übrigen kleinen Linien sind bei den Kindern im Allgemeinen weniger als bei Erwachsenen zu finden, doch wechseln sie je nach dem Ernährungszustande.

Ob die kleinen Linien der Hand zahlreicher sind oder nicht, hängt also vom Alter, Ernährungszustande, von der Dicke und Härte der Haut, von der Entwicklung des Unterhautfettgewebes und der Musculatur und in folgedessen vom Beruf, von der Lebensweise, von Gesundheit und Krankheit u. dgl. ab. Bei den wolgenährten arbeitenden Klassen sind sie weniger zahlreich als bei schwächlicheren, mageren alten Leuten. So sind die Erhabenheiten des Handtellers, die die Hohlhand umwallen, ebenfalls von der Entwicklung der Musculatur und des Fettgewebes abhängig und von den genannten Umständen beeinflusst. Sie alle sind also meist Folgen des Glücks und Unglücks, des guten und des schlechten Schicksals, der besseren oder der schlechteren socialen Stellung, der Gesundheit oder der Krankheit, und nicht die Ursache davon. Ihnen ist keine primäre, sondern nur eine secundäre Bedeutung zuzuschreiben. Nur die Tastleisten der Finger haben nicht nur phylogenetische Bedeutung, sondern sie behalten, von der Kindheit bis zum mittleren Alter, vom mittleren Alter bis zum Greisenalter ihre Form unverändert, nicht nur in den fundamentalen Zügen, sondern auch bis zum kleinsten Detail. Die Fingerabdrücke sind daher ein vorzügliches Mittel der Identification und können eine gewisse Bedeutung in der gerichtlichen Medicin erlangen.

DAS HEUTIGE JAPANISCHE GEFÄNGNISWESEN.

Von

Amtsrichter Dr. Crusen, Tokio.

INHALT.

§. 1. Einleitung.

§. 2. Das Strafensystem des japanischen Strafgesetzbuchs von 1880.

§. 3. Die Arten der Gefängnisse.

§. 4. Gefängnisbau.

§. 5. Die Verwaltung des Gefängniswesens. Zentral- und Lokal-Verwaltung.

§. 6. Das Beamtenpersonal der Gefängnis-Verwaltung.

§. 7. Die Einzelverwaltung der Gefängnisse.

§. 8. Die Fürsorge für entlassene Gefangene.

§. 9. Ergebnisse der Strafvollstreckung in Japan.

§. 10. Litteratur.

Anhang: Drei Gefängnis-Pläne.

§. 1. Einleitung.

Die Gefängniseinrichtungen von Japan [1] sind in Europa viel weniger bekannt, als die seiner Nachbarländer Sibirien und China, über die eine reichhaltige Litteratur existiert. Allgemein bekannt sind die Schilderungen der Zustände in Sibirien durch Dostojewski (Memoiren aus einem Totenhause) und den amerikanischen Zeitungskorrespondenten George Kennan. Die Behandlung der chinesischen Gefangenen wird fast in jedem Reisewerke über China beschrieben.

Das Interesse für das japanische Gefängniswesen ist für die in Japan lebenden Ausländer aktueller geworden seit Inkrafttreten der revidierten Verträge mit den Grossmächten im Sommer 1899. Früher wurden etwaige Uebertretungen der Strafgesetze durch die Konsulargerichte abgeurteilt; die Vollstreckung der erkannten Freiheitsstrafen erfolgte bei kürzerer Dauer in den Konsulatsgefängnissen, bei längeren Strafen in der Heimat. Jetzt sind—natürlich abgesehen von den Exterritorialen—die japanischen Gerichte zuständig, und die zu Freiheitsstrafen Verurteilten verbüssen diese in den japanischen Gefängnissen.

§. 2. Das Strafensystem des japanischen Strafgesetzbuchs von 1880.

Das Gefängniswesen eines Landes ist abhängig von dem materiellen Strafrecht, zu dessen Durchführung es dienen soll. Zum Verständnis der japanischen Strafvollzugseinrichtungen ist deshalb ein kurzer Blick auf das Strafensystem des geltenden Strafgesetzbuchs von 1880 erforderlich. Es beruht, Dank dem erheblichen Anteil, den der französische Kriminalist Boissonnade an seinem Entstehen hat, vorwiegend auf dem französischen Code pénal von 1810 und teilt dessen Hauptmangel eines viel zu komplizierten und in der Praxis undurchführbaren Strafensystems. Es giebt sechs verschiedene Freiheitstrafen: 1) *Haft*

1). Wer sich für die sehr interessante geschichtliche Entwickelung des japanischen Gefängniswesens interessiert, möge die im Anhange verzeichnete Litteratur, namentlich den Aufsatz von Krauss (in den Blättern für Gefängniskunde Band 30) vergleichen.

(koryu, Dauer 1–10 Tage); 2) *Gefängnis* (kinko, Dauer 11 Tage bis 5 Jahre, in besonders schweren Fällen 7 Jahre); 3) und 4) *eine politische Strafe* in der doppelten Form von einfacher Freiheitsentziehung (kingoku) auf die Dauer von 6–11 Jahren und von Verbannung. (ryukei) auf die Dauer von 12–15 Jahren oder auf Lebenszeit, als nicht entehrende Freiheitstrafen für politische Delikte, entsprechend der deutschen Festungshaft; 5) *Zuchthaus* (choeki, Dauer 6–11 Jahre); endlich 6) *Zwangsarbeit* (tokei, Dauer 12–15 Jahre oder auf Lebenszeit).—Die deutsche Nebenstrafe der Ueberweisung an die Landespolizeibehörde (Deutsches Strafgesetzbuch §. 362), welche der Verwaltungsbehörde die Befugnis giebt, den Verurteilten nach Verbüssung der Hauptstrafe (geschärfte Haft bis zu 6 Wochen) in ein Arbeitshaus unterzubringen oder zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden, ist dem japanischen Recht unbekannt.

Arbeitspflichtig sind von den Gefangenen die zu Zwangsarbeit, zu Zuchthaus und zu schwerem Gefängnis (Gefängnis mit Arbeitszwang) verurteilten. Alle anderen brauchen nicht zu arbeiten, nämlich die zu leichtem Gefängnis (Gefängnis ohne Arbeitszwang), zu Verbannung und Einsperrung sowie zu Haft Verurteilten und diejenigen Personen, bei denen eine wegen Vergehen oder Uebertretung erkannte, aber nicht beizutreibende Geldstrafe in Freiheitsstrafe (Gefängnis oder Haft nach dem Satze 1 Yen = 1 Tag) umgewandelt ist. Die in den englisch-japanischen Zeitungen häufig wiederkehrende Meldung, dass jemand wegen einer leichten Strafthat zu mehreren Wochen Gefängnis „with hard labour" verurteilt ist, bedeutet nur, dass er überhaupt arbeiten soll, nicht dass seine Arbeit besonders schwer sein wird.

§. 8. Die Arten der Gefängnisse.

Sieht man von etwaigen Spezialstrafen für einzelne Stände oder besondere Deliktgruppen (wie Stubenarrest, Festungshaft, Verbannung) ab, so kann man, ohne in überflüssige und kostspielige Künsteleien zu verfallen, thatsächlich nur zwei Hauptarten der Freiheitsentziehung unterscheiden: Strafe mit Arbeitszwang und Strafe ohne Arbeitszwang. Die Unterschiede in der Vollstreckung der sechs Strafarten (deren Zahl übrigens in dem zu erwartenden neuen Strafgesetzbuche vermindert werden wird) stehen deshalb wohl auf dem Papier, verschwinden aber in

der Praxis vollständig. Thatsächlich sind denn auch so viele Arten von Strafanstalten, wie nach dem Gesetze und der Gefängnisordnung da sein sollten, überhaupt nicht vorhanden. Es sollte nämlich geben sechs verschiedene Arten von Anstalten (Gef. Ordnung vom 12 Juli 1887, Art. 1), und zwar: 1) Shujikan (Zentral-Anstalten, Zwangsarbeitshäuser) für die zur Zwangsarbeit, zur Deportation oder nach dem alten Recht zur lebenslänglichen Einsperrung Verurteilten; 2) Kariukan, Transportgefängnisse zur Aufnahme der nach den Shujikan zu verschickenden Gefangenen; 3) Chihokangoku, Lokalgefängnisse für die zu Haft, Gefängnis, Einsperrung und Zuchthaus verurteilten Männer und Weiber und die zu Zwangsarbeit verurteilten Weiber; 4) Kochikan, Untersuchungsgefängnisse; 5). Riuchijo, Polizeigefängnisse oder Arresthäuser zur vorläufigen Aufnahme von Untersuchungsgefangenen und zur Vollstreckung von kurzen Haft- und Gefängnisstrafen; endlich 6) die Chojijo, Zwangserziehungsanstalten für Kinder von 8–12 Jahren (welche nach Art. 79 des Strafgesetzbuchs zwar nicht bestraft, aber bis zum vollendeten sechzehnten Jahre in eine Besserungsanstalt gebracht werden können) sowie ausserdem für Taubstumme und für Minderjährige von 12–16 Jahren, bei deren Verurteilung angenommen ist. dass sie ohne Unterscheidungsvermögen gehandelt haben.

Thatsächlich giebt es aber zunächst besondere *Anstalten zur Verbüssung der beiden politischen Strafen*, *Transportgefängnisse* und *Zwangserziehungsanstalten* überhaupt nicht. Für die zur einer der politischen Strafen Verurteilten sollten ursprünglich Spezialanstalten errichtet werden, und zwar für die zur Freiheitsentziehung Verurteilten auf dem Festlande, für die Verbannten auf einer Insel (Strafgesetzbuch Art. 20 und 23). Diese Vorschrift des Gesetzes ist aber nicht ausgeführt, die Verurteilten werden vielmehr in den Lokalgefängnissen und (die Verbannten) in den Zwangsarbeitsanstalten untergebracht; Festungen, die zur Vollstreckung dieser Strafen verwendet werden könnten, giebt es in Japan nicht. Die Transportgefangenen und die Zwangszöglinge werden in die Lokalgefängnisse gebracht. Diese eignen sich zur Aufnahme der letzteren recht wenig. Durch das Zwangserziehungs-Gezetz vom 9 März 1900 sind nun die Bezirke verpflichtet, besondere Zwangserziehungsanstalten auf ihre Kosten zu errichten, wogegen ihnen die Kosten für die Erhaltung der Lokalgefängnisse abgenommen sind. Besondere *Untersuchungsgefängnisse* giebt es nur 5 in Tokio, Fukuoka, Aomori, Akita und Okayama;

in allen übrigen Bezirken bestehen lediglich in den Lokalgefängnissen besondere Abteilungen für Untersuchungsgefangene.

Es giebt also thatsächlich in Japan, wenn man von den wenigen besonderen Untersuchungsgefängnissen absieht, nur drei Kategorieen von Gefängnissen: Polizeigefängnisse, Zwangsarbeitsanstalten und Lokalgefängnisse.

1. *Polizeigefängnisse* (riuchijo) giebt es zur Zeit (nach der Statistik vom 1 Mai 1901) 1408 mit einem Gefangenenbestande von 1025 Köpfen (243 Untersuchungsgefangenen und 782 zu kurzen Freiheitstrafen verurteilten Personen). Sie sind meist ganz klein und dienen nur zur vorübergehenden Aufbewahrung von Untersuchungsgefangenen und Vollstreckung ganz kurzer Strafen. Sie unterstehen nicht der Gefängnis-, sondern der Polizei-Verwaltung und sind deshalb im Folgenden nicht mit berücksichtigt.

2. *Zwangsarbeitshäuser* (shujikan) giebt es zur Zeit (Dezember 1901) sechs, davon 3 (Kabato, Tokachi, und Abashiri) auf Hokkaido, 2 (Tokio und Sendai) auf Hondo und endlich 1 (in Omuta) auf Kiushiu. In diese Anstalten werden nur zu Zwangsarbeit und „ryukei" verurteilte Männer aufgenommen; die geringste Strafdauer beträgt in beiden Fällen 12 Jahre. Die zu „tokei" verurteilten Weiber werden nicht in die „shujikan," sondern in die Lokalgefängnisse gebracht. Der Ursprung dieser Praxis beruht darin, dass die Zwangsarbeitsstrafe unter vorzugsweiser Verwendung der Gefangenen zu landwirtschaftlichen Arbeiten eigentlich auf einer Insel vollstreckt werden sollte, wo man Weiber aus Gründen der Moral, der Disziplin und des Arbeitsbetriebes nicht unterbringen wollte. Nachdem thatsächlich die Strafe in den Shujikan verbüsst wird, könnte man in diesen besondere Weiberabteilungen errichten, deren Kosten aber in keinem Verhältnisse zu der geringen Zahl der weiblichen Verurteilten stehen würde. Man schickt sie deshalb besser in die Gefängnisse.

3. *Lokalgefängnisse* (chiho-kangoku) giebt es im ganzen 132, wovon 49 selbständige und 83 Zweiganstalten, die keinen eigenen Direktor haben, sondern unter Verantwortung des Direktors der Hauptanstalt von einem Inspektor verwaltet werden. Die Lokalgefängnisse dienen zur Aufnahme aller Gefangenen, die weder in die Polizeigefängnisse noch in die Zwangsarbeitsanstalten geschickt werden. Das sind: a) die zur Zwangsarbeit verurteilten Weiber; b) die zu Haft, Gefängnis, einfacher Freiheitsentziehung

verurteilten Männer und Weiber, c) zu Geldstrafe verurteilte Personen, bei denen an Stelle dieser nicht beizutreibenden Strafe Freiheitstrafe getreten ist. Die Zahl der Strafgefangenen in den Lokalgefängnissen und den Zentralanstalten betrug in den Jahren 1893 bis 1900 am 31 Dezember jeden Jahres: 65617, 67261, 65234, 64287, 57127, 58918, 50576, 49260. d) Untersuchungsgefangene beiderlei Geschlechts; ihre Zahl betrug in den Jahren 1893-1900 am 31 Dezember jedes Jahres: 11243, 10895, 10070, 9202, 10050, 9395, 6287, 7275. Die erhebliche Abnahme in den letzten Jahren ist (nach amtlichen Angaben) teilweise auf grössere Nachsicht bei geringfügigen Strafthaten (namentlich wohl beim gewerbsmässigen Glückspiel) und auf grössere Beschleunigung des Strafverfahrens zurückzuführen; e) Zwangszöglinge; ihre Zahl betrug in den Jahren 1893–1900 am 31 Dezember jedes Jahres: 230, 252, 209, 157, 185, 213, 174, 144. f) eine Kategorie von Personen, die man kaum in den Gefängnissen vermutet, sind Personen, die ausser zu einer Freiheitstrafe auch noch zur Stellung unter Polizeiaufsicht (zulässig für eine Dauer von zwei Monaten bis zu fünf Jahren) verurteilt sind, aber nach Verbüssung der Hauptstrafe kein Unterkommen nachweisen können. Sie werden, solange sie hierzu nicht im Stande sind, bis zum Ablauf der Frist für die Polizeiaufsicht in der Anstalt zurückbehalten, wo sie von den übrigen Gefangenen abgesondert werden und gewisse Freiheiten geniessen. Ihre Zahl betrug am 31 Dezember der Jahre 1893–1900: 1693, 2192. 1694, 1436, 1551, 1774, 1008, 923.– g) Endlich fällt jedem, der die Frauen-Abteilung eines japanischen Gefängnisses besucht, die verhältnismässig grosse Zahl von ganz kleinen Kindern auf, die dort bei ihren Müttern sind. Ihre Zahl betrug in den Jahren 1893 bis 1899: 392, 401, 344, 341, 352, 332, 102, 100. Die japanische Gefängnis-Ordnung gestattet den Müttern, die in der Anstalt niederkommen oder bei Antritt der Strafe ein kleines Kind haben, es bis zum vollendeten dritten Jahre bei sich zu behalten. Die Vorschrift hängt mit der in Japan sehr lang ausgedehnten Ernährung der Kinder durch Muttermilch zusammen und ist humaner, als die Vorschrift der preussischen Gefängnis-Ordnung, nach der das Kind aus der Anstalt entfernt werden muss, sobald die Trennung von der Mutter *möglich* ist. Die geringe Belästigung, die der Verwaltung die Anwesenheit eines Säuglings verursacht, wird reichlich aufgewogen durch die günstigen Wirkungen auf die Gesundheit des Kindes und den Charakter der Mutter.

Der Uebersichtlichkeit wegen mögen hier die im vorstehenden angeführten Zahlen zu einer Tabelle vereinigt werden. Es waren am 31 Dezember der Jahre 1893 bis 1900 vorhanden:

	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900
Strafgefangene	65617	67261	65234	64287	57127	58918	50576	49260
Untersuchungsgefangene	11243	10895	10070	9202	10050	9395	6287	7275
Zwangsgöglinge (taubstumme und jugendliche).	230	252	209	157	185	213	174	144
Gefangene unter Polizeiaufsicht.	1693	2192	1694	1436	1551	1774	1008	923
Säuglinge	392	401	344	341	352	332	102	100
Gesamtsumme	79175	81001	77551	75423	69265	70632	58147	57702

Die erhebliche Verminderung der Zahl der Gefangenen im Jahre 1897 beruht darauf, dass bei dem Tode der Kaiserin-Mutter eine umfassende Amnestie erfolgte, durch die allen Verurteilten ein Viertel der Strafe erlassen wurde; von 54627 Gefangenen wurden am Tage der Amnestie 9983 entlassen. Der kleine Nachlass in den folgenden Jahren ist (nach dem amtlichen Rapport sur le système pénitentiaire du Japon von 1900) zurückzuführen auf grössere Nachsicht der Behörden bei der Verfolgung unbedeutender Strafthaten, Beschleunigung des Strafverfahrens, häufigere Anwendung der bedingten Entlassung, vor allem aber auf das erhebliche Steigen der Arbeitslöhne, das trotz gleichzeitiger Erhöhung der Lebensmittelpreise den unteren Volksklassen ein genügendes Auskommen verschaffte, so lange sie überhaupt Arbeit fanden. Das Jahr 1901 hat infolge der chinesischen Wirren allgemeine Geldknappheit, Stocken des Handels nach China und infolgedessen Betriebseinschränkungen in zahlreichen Fabriken gebracht, die wahrscheinlich auch in einem erneuten Anschwellen der Kriminalität zum Ausdruck kommen werden.

§. 4. Gefängnisbau.

Planmässige, den Anforderungen der Strafvollstreckung und der Baukunst gleichmässig entsprechende Gefängnisgebäude werden in Japan erst seit der Mitte der 70ger Jahre aufgeführt,

nachdem japanische Beamte der Gefängnisverwaltung die Anstalten in den englischen Kolonieen Asiens und später auch in Europa und Amerika kennen gelernt hatten.

In den älteren Zeiten und noch bis zur Wiederherstellung des Kaisertums dienten die Gefängnisse in erster Linie der sicheren Verwahrung und Unschädlichmachung der Verbrecher. Der Gedanke, sie zu bessern und ihnen Leben und Gesundheit zu erhalten, wurde, wenn er auch vielleicht theoretisch schon früh (in dem Taihoritsu[2] des Mommu Tenno von 702 n. Chr.) anerkannt wurde, jedenfalls in der Praxis—wenigstens unter den Tokugawa—nicht durchgeführt.

Als nun nach der Restauration des Kaisertums im Jahre 1868 der Strafrechtspflege und dem Strafvollzuge erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wurde, benutzte man zunächst die alten, meist sehr mangelhaften, Gefängnisse der Daimios, baute sie notdürftig um oder richtete andere, gerade zur Verfügung stehende Räumlichkeiten (z. B. Daimio-Quartiere), so gut es eben ohne grosse Kosten ging, zu Gefängnissen ein. So entstanden die Anstalten, die ich als *Gefängnisse alten Stils* bezeichnen möchte, und die zur Zeit noch die Mehrzahl bilden. Es sind meist grosse mit Holz- oder Steinmauern, oft auch mit einem Graben umgebene Komplexe rechteckiger Holzbauten, von denen die dem Eingange am nächsten liegenden als Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude dienen, die übrigen teils Arbeitsbaracken, teils Hafträume sind. Die letzteren pflegen aus einem äusseren Umbau japanischen Stils mit Holz- und Papierwänden zu bestehen; im Inneren sind auf einem erhöhten Unterbau die durchweg für gemeinschaftliche Haft bestimmten Zellen, die meist an der Rück- und den Seitenwänden feste Holzbekleidung, an der Vorderseite aber ein durchbrochenes Gitter aus Holzbalken haben, das ihnen das Ansehen von Raubtierkäfigen verleiht. Die Zellen gestatten nur ungenügenden Abschluss gegen die Aussenluft, haben keine Heizvorrichtungen und sind im Winter empfindlich kalt, allerdings nicht viel kälter, als die meisten japanischen Häuser. Die ganze Anlage ist meist sehr wenig übersichtlich und erfordert ein bedeutendes Aufsichtspersonal; da auch jetzt noch dieser Typus vorherrscht, so besteht die Vorschrift, dass auf 500 Gefangene 75 Aufseher kommen müssen. Beispiele solcher Anstalten sind:

2) Das Strafgesetzbuch heisst so, weil es im 2. Jahre der Periode Taihō (701–703) promulgiert wurde. Wir besitzen es aber erst in einer späteren Redaktion aus dem Jahre 718. vergl. Florenz, Nihongi, Einleitung. p. XXX).

Ichigaya in Tokio (ist zum Abbruch bestimmt), Hiogo-Kobe, Osaka (vgl. den im Anhang beigefügten Plan), Nagasaki (wird zur Zeit durch eine neue Anstalt modernen Stils ersetzt).

Die *Gefängnisse neueren Stils* haben mehr Aehnlichkeit mit den europäischen, sind zum Teil Backsteinbauten mit hölzernem Dachstuhl und in der übersichtlichen Fächerform (mit einem oder zwei Fächern und entsprechend einer oder zwei Zentralen) gebaut. Die Arbeitsbaracken liegen meist zwischen den äusseren Enden der Flügel; ganz vereinzelt, z. B. bei dem Gefängnisse in Nagano, sind auch sie fächerförmig angelegt. Beispiele dieser Bauart sind: die Zentralanstalten in Kosugei bei Tokio (Tokio-Shujikan, 1879 gebaut,) und Sendai (Miagi-Shujikan, ebenfalls 1879 gebaut), die Gefängnisse in Sugamo bei Tokio und Negishi bei Yokohama (vgl. die Pläne), Nagoya, Takamatsu auf Shikoku. Alle diese sind teilweise für Einzelhaft eingerichtet; aber auch für die Gemeinschaftszellen ist das Käfigsystem aufgegeben, sie liegen meist an beiden Seiten der Flügel, sind in der Mitte durch einen Gang getrennt und haben an drei Seiten feste Wände aus Holz oder Stein.

Einzelne dieser neueren Anstalten (z. B. Sendai Shujikan, das Gefängnis zu Nagano) haben 2 Stockwerke; die steigenden Grundstückspreise machen eine bessere Ausnutzung des Raumes wünschenswert. Aber gerade bei Gefängnissen sind natürlich die Bedenken gegen hohe massive Gebäude wegen der Erdbeben- und Feuersgefahr besonders gross.

Gegen die Kälte gewähren auch diese neueren Anstalten keinen genügenden Schutz, weil auch sie (von den nördlichsten Teilen des Landes abgesehen) keine Heizvorrichtungen enthalten.

In allen Anstalten sind die verschiedenen Abteilungen (für Straf- und Untersuchungsgefangene, für Männer und Weiber) durch hohe hölzerne oder steinerne Scheidewände von einander getrennt.

Eine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem japanischen und dem deutschen Gefängniswesen zeigt sich in der *Grösse der Anstalten.* In Preussen ist fast mit jedem der 1110 Amtsgerichte ein, allerdings in den meisten Fällen nur kleines, Gefängnis verbunden, das zur Aufnahme von vorläufig festgenommenen Personen, von Untersuchungsgefangenen und von Strafgefangenen mit kurzer Strafdauer dient. Daneben bestehen, zum Teil in Verbindung mit den 94 Landgerichten, grössere Gefängnisse für Untersuchungsgefangene und Strafgefangene und Zuchthäuser. Im

ganzen giebt es in Preussen (nach der Statistik vom 31 März 1899) 1153 Anstalten; von diesen hatten nur 4 eine Belegungsfähigkeit von über 1000 Köpfen, und 31 eine solche von 500-900 Köpfen; 95 Anstalten konnten 100-500 Köpfe fassen und der Rest von 952 weniger als 50. In Japan zeigt sich das Bestreben nach weitgehender Zentralisation auch in der Gefängnisverwaltung. Ausser den für die Strafvollstreckung kaum in Betracht kommenden kleinen Polizeigefängnissen giebt es überhaupt nur 138 Anstalten, die meist in oder bei der Bezirkshauptstadt liegen; im Jahre 1892 gab es noch 163 Anstalten, seitdem sind 25 kleinere Gefängnisse aufgehoben. Die Massregel hat ihre Vorzüge und ihre Schattenseiten: der Strafvollzug ist zweifellos in einer grossen Anstalt besser, geregelter und energischer, als in einer kleinen, meist auch billiger. Andererseits entstehen durch die grösseren Entfernungen und weiteren Transporte für den Staat wie für des Publikum grössere Kosten und Zeitversäumnisse.

In Japan giebt es etwa 19 Anstalten[3] mit einer Belegungsfähigkeit von über 1000 Köpfen, wie aus folgender Uebersicht hervorgeht.

Osaka	3814	Maibashi	1550
Nagoya	2089	Yokohama-Negishi	1025
Tokio-Sugamo	1927	Gifu	1119
Kioto	1481	Hokkaido-Zentralanstalt	1300
Tokio-Ichigaya	1222	Tokio-Zentralanstalt	1000
Hiogo-Kobe	1608	Abashiri-Zentralanstalt	1200
Sendai-Gefängnis	1164	Kumamoto	1006
Miike-Zentralanstalt	1400	Saitama	1114
Hiroshima	1283	Ibaraki	1014
Tokachi-Zentralanstalt	1200		

Die Baukosten für die Gefängnisse sind in den einzelnen Bezirken sehr verschieden und hängen u. a. davon ab, ob in Holz oder Stein gebaut wird und ob Gefangene in grösserer oder geringerer Anzahl verwendet werden. Man nimmt an, dass bei reichlicher Verwendung von Gefangenen ein Gefängnis für 4-800 Gefangene einschliesslich der Grunderwerbskosten 3–400,000 Yen kostet,

3. Genauer lässt sich die Zahl nicht feststellen, weil eine amtliche Ermittlung der Belegungsfähigkeit der Anstalten nicht stattfindet. Die im Text gegebenen Zahlen beruhen teils auf mündlichen Mitteilungen der Anstaltsdirektoren bei Gelegenhit amtlicher Inspektionen, die ich im Auftrage des Ministeriums vorgenommen habe, teils auf den statistischen Angaben über die thatsächliche Belegung der Anstalten am 31 Dezember 1900.

also gegen 500 Yen für den Kopf der höchsten Belegungsfähigkeit. Der Neubau für das Untersuchungsgefängnis in Tokio ist für 1000 Gefangene berechnet und auf 1,000,000 Yen veranschlagt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Gefängnisverwaltung in dem Shujikan bei Tokio eine grosse eigene Ziegelei besitzt, also die Materialien für den Ziegelbau billig beziehen kann; dieser Vorteil wird allerdings durch die höheren Arbeitslöhne in Tokio völlig aufgewogen. Für die nächsten Jahre ist die Verwendung von jährlich ungefähr 300,000 Yen zum Neubau von Gefängnissen in Aussicht genommen. Es sollen, ausser dem erwähnten Gefängnis in Tokio, zunächst neu gebaut werden die Gefängnisse in Chiba, Nagasaki, Kagoshima, Ishikawa und Nara; die Gesamtkosten für diese 5 Anstalten sind auf 1,453,063 Yen veranschlagt.[4]

§. 3. Die Verwaltung des Gefängniswesens. Zentral- und Lokal- Verwaltung.

Die Verwaltung des Gefängniswesens zerfällt in die Zentral- und die Lokalverwaltung. Die Oberleitung ist im Laufe der Zeit in verschiedenen Händen gewesen. Seit der Wiederherstellung des Kaisertums waren abwechselnd zuständig: Ministerium für Kriminal- Sachen (1868–1871), Justiz-Ministerium (1871–1876), Ministerium des Inneren (1876 bis 1900). Seit dem 1 Juli 1900 ist der Justizminister oberste Aufsichtsbehörde für das gesamte Gefängniswesen. Zu seiner Unterstützung sind ihm beigegeben: 1 Ministerialdirektor (mit Chokunin-Rang, der preussischen ersten und zweiten Ratklasse entsprechend). 4 Ministerialräte (Sonin-Rang) 1 Hülfsarbeiter, 1 Architekt, dazu die erforderliche Anzahl von Bureau- und Unterbeamten. Ausserdem ist seit Ende 1899 der Verfasser als Beirat der Gefängnisverwaltung thätig. Die Ministerialräte und der Hülfsarbeiter sind früher Gefängnis-

4). Zum Vergleich sei bemerkt, dass in Preussen früher bei den vom Ministerium des Inneren ressortierenden Anstalten die Kosten eines grossen Gefängnisses pro Kopf der Belegungsfähigkeit etwa zwischen 5700 und 3700 Mark betrugenn Seit etwa 1885 sind sie erheblich niedriger geworden und schwankten für die in den Jahren 1885–1898 gebauten 5 grossen Anstalten (Strafanstalt in Gross-Strelitz, Gefängnisse in Düsseldorf, Wohlau, Siegburg und Breslau) zwischen 2464 und 2068 Mark. (Statistik der zum Ressort des Kgl. Preussischen Ministerium des Inneren gehörenden Strafanstalten und Gefängnisse für den 1 April 1898-1899, S. XXVI). Neuerdings hofft man durch ausgiebige Verwendung von Gefangenen die Kosten auf 1590 Mark pro Kopf zu ermässigen.

direktoren gewesen. Die Gefängnisabteilung zerfällt in 5 Unterabteilungen für Strafvollzug, Oekonomie-Wesen, Statistik, Rechnungswesen und Bausachen.

Der Minister kann jeder Zeit jedes Gefängnis durch seine Räte revidieren lassen und macht von dieser Befugnis umfassenden Gebrauch. (Art. 4 Abs. 1 der Gef. Ordn.).

Die Shujikan in Sendai, Tokio und Miike unterstehen direkt dem Minister. Bei allen übrigen Anstalten giebt es zwischen diesem und der Lokalverwaltung eine Zwischeninstanz, nämlich: auf der Insel Hokkaido der Gouverneur, in Tokio der Polizeipräsident, für alle übrigen Anstalten der zuständige Regierungspräsident. Alle diese Beamten sollen die ihnen unterstellten Gefängnisse mindestens einmal jährlich revidieren. (Gef. Ordn. Art. 3, Art. 4 Abs. 2.). Eine Verpflichtung zur zeitweiligen Besichtigung der zu ihrem Amtsbezirk gehörigen Gefängnisse besteht ausserdem für die Staatsanwälte und—bezüglich der Untersuchungsgefängnisse—für die Richter. Endlich besteht aus der Zeit, wo die Kosten der laufenden Verwaltung der Lokal-Gefängnisse von den Bezirken getragen wurden, die Bestimmung, dass die Mitglieder der Bezirks-Versammlungen das Recht haben, die Gefängnisse zu besuchen.

§. 6. Das Beamtenspersonal der Gefängnis-Verwaltung.

An der Spitze jedes Gefängnisses steht ein Direktor, von denen insgesamt 55 vorhanden sind. Sie haben den Rang der 8–5. Klasse der Sonin (die 5. Klasse kann jedoch nur von den Direktoren der Shujikan erreicht werden) und müssen vor ihrer Ernennung mindestens 3 Jahre im Gefängnisdienste thätig gewesen sein (Kaiserl. Erlass von 1899). Die Nebenanstalten werden unter Oberaufsicht des Direktors der Hauptanstalt von einem Inspektor geleitet.

Im ganzen sind zur Zeit (Dezember 1901) vorhanden:

55	Direktoren,
603	Sekretäre,
339	Inspektoren (Oberaufseher)
242	Aerzte
177	Geistliche (buddhistische)

8489	Aufseher
633	Hülfsaufseher
450	Aufseherinnen
459	Werkmeister
736	Beamte verschiedener Art, meist Bureaubeamte u. Schreiber.
15	Dolmetscher.
zusammen 12198	

Die Zahl der Aufseher ist sehr hoch: man rechnet auf je 500 Gefangene 75 Aufseher und vermindert oder erhöht das Aufsichtspersonal entsprechend, sobald die Zahl der Gefangenen sinkt oder steigt. Es kommt also auf je 6–7 Gefangene 1 Aufseher. Im Zuchthause Moabit-Berlin, das eine Belegungsfähigkeit von 550 Köpfen in der Hauptanstalt und von 55 Köpfen in der Irrenabteilung hat, sind nur 46 Aufseher, je 1 auf 12-13 Gefangene, vorhanden, in Halle (Strafanstalt und Gefängnis) für 800 Gefangene 40 Aufseher (1 : 20) und in den meisten preussischen Anstalten dürfte die Zahl verhältnismässig noch geringer sein.

Der Ueberfluss an unteren Beamten, der mit einem fühlbaren Mangel an wissenschaftlich gebildeten höheren Beamten einhergeht und ein Charakteristikum der gesamten japanischen Staatsverwaltung bildet, datiert noch aus der Zeit, in der die menschliche Arbeitskraft so billig war, dass es auf einige hundert Beamte mehr oder weniger nicht ankam. Die Gefängnisverwaltung wird sich voraussichtlich über kurz oder lang entschliessen müssen, ihr Personal einzuschränken und die Gehälter zu erhöhen.[5] Denn das Einkommen der Gefängnisbeamten ist allerdings in den letzten Jahren mehrfach aufgebessert, bleibt aber immer noch hinter dem Wünschenswerten zurück. Es erhalten (1 Yen = etwa 2, 10 Mark):

der Iustizminister	6000 Yen
der Unterstaatssekretär	4000 ,,
der Ministerialdirektor	3000 ,,
die Ministerialräte	1400 und 2000 ,,
die Direktoren	600–1400 ,,
die Sekretäre	144–900 ,,
die Inspektoren	144–900 ,,

5). Der gegenwärtige Ministerpräsident General Vicomte Katsura beabsichtigt, die gesamte japanische Verwaltung in diesem Sinne zu reorganisieren.

die Aerzte durchschnittlich	420	Yen
die Geistlichen	240	,,
die Werkmeister	120	,,
die Aufseher	108–180	,,
die Aufseherinnen	50–180	,,

Das Aufrücken im Gehalt erfolgt jährlich nach Massgabe der nach dem Etat vorhandenen Mittel. Der Beamte hat keinen Rechtsanspruch auf Auszahlung des Gehalts und Gewährung der Zulage.

Das Institut der Militäranwärter, aus denen sich in Deutschland der weitaus grösste Teil der unteren und mittleren Gefängnisbeamten rekrutiert, ist in Japan unbekannt. Die Verwaltung muss daher die nötigen Massregeln treffen, um sich genügenden Nachwuchs zu sichern. Sie thut das, indem sie den neu eintretenden von Anfang an Gehalt zahlt und indém sie auch dem geringsten Unterbeamten die Möglichkeit gewährt, sich durch den Nachweis der verlangten Kenntnisse (Ablegung einer Prüfung) die Anwartschaft auf die Beförderung in höhere Stellen zu erwerben.

Als Aufseher kann nur angenommen werden, wer mindestens 21 und höchstens 45 Jahre alt ist und ein Examen bestanden hat. Nach der Zulassung wird der Anwärter zunächst 3 Monate theoretisch ausgebildet und zum praktischen Dienst erst verwendet, wenn seine Tauglichkeit dazu feststeht. Das Mindestalter für Aufseherinnen ist 40 Jahre. Aufseher können in die höheren Stellen des Gefängnisdienstes aufrücken: nach längerer Dienstzeit können sie durch Ablegung einer Prüfung die Befähigung zur Bekleidung eines Sekretär- oder Inspektorpostens erwerben. Aus diesen werden wiederum die Direktoren genommen.

Die Monotonie des Gefängnisdienstes macht eine besonders wohlwollende Regelung der Urlaubsverhältnisse erforderlich. Die Aufsichtsbeamten erhalten deshalb im Monat mindestens 2 ganze und 2 halbe Tage Urlaub, ausserdem thut an Sonntagen nur ein Teil der Beamten Dienst. Wer ein halbes Jahr lang niemals im Dienst gefehlt hat, bekommt 5, und bei einem ganzen Jahre 10 Tage Extra-Urlaub— eine Bestimmung, die jedem Kenner der japanischen Verwaltungspraxis leicht verständlich ist: sie soll der in der Beamtenwelt allgemein verbreiteten Unsitte entgegentreten, dass völlig gesunde Beamte sich krank melden, wenn ihnen aus anderen Gründen das Fernbleiben vom Dienste bequem ist.

Der *Vorbildung der Gefängnisbeamten* hat die Verwaltung von jeher grosse Aufmerksamkeit zugewendet und bezüglich der besonderen Vorkehrungen und der Ausgaben für diesen Zweck geht Japan wohl allen anderen Ländern voran. Zunächst giebt es an jedem Gefängnis Aufseher-Schulen, in denen Instruktion über Gegenstände des praktischen Dienstes, ausserdem Unterricht im Englischen und im Fechten erteilt wird. Weiter besteht in Tokio eine 1890 gegründete, dann einige Jahre geschlossen gewesene, im Jahre 1899 wieder eröffnete Akademie für Polizei- und Gefängnis-Beamte (Keisatsu-kangoku-gakko) mit 2 getrennten Abteilungen für jeden Dienstzweig. Die Gefängnisabteilung dient zur Vorbildung derjenigen Personen, die nach Absolvierung der Mittelschule (Chugakko) oder Ablegung des Examens für den unteren Verwaltungsdienst (als Hannin) in den Gefängnisdienst einzutreten beabsichtigen, und ausserdem zur weiteren theoretischen Ausbildung der bereits im Dienst befindlichen Beamten. Der Kursus dauert für beide Klassen ein Jahr; die Studenten hören bei 14 einheimischen und 1 auswärtigen (deutschen) Professor täglich von 8–12 und von 1–3 Vorträge über Theorie des Strafvollzuges, Gefängnis-Hygiene, Kriminal-Psychologie, Statistik, Anthropometrie (System Bertillon), Schutzfürsorge für entlassene Gefangene, Grundsätze der Zwangserziehung für Jugendliche, Strafrecht, Strafprozess, Grundlagen der Staatsverfassung, des Zivil- und des Verwaltungsrechts. Ausserdem werden militärisches Turnen und praktische Uebungen (z. B. Eintragungen in die Gefängnisregister) vorgenommen. Zweimal im Jahre sind Ferien: vom 1 August bis 2 September und vom 25 Dezember bis 6 Januar (thatsächliche Dauer meist etwas länger). Die Zahl der Studenten beträgt 90–100; die Beamten, die gesund und nicht über 45 Jahre alt sein müssen, werden durch die Regierungspräsidenten nach Anhörung der Gefängnisdirektoren ausgewählt. Alle Studenten erhalten Reisekosten und monatlich 10 Yen, die Beamten ausserdem ihr Diensteinkommen. Sie können zu einem billigen Preise (10 Sen) ihr Frühstück in der Akademie einnehmen, was wegen der sehr weiten Entfernungen in Tokio eine erhebliche Annehmlichkeit und Ersparnis bedeutet.

Das Nichtbestehen des Schlussexamens hat für den Anwärter die Folge, dass er nicht angenommen wird; für die Beamten sind besondere Folgen nicht bestimmt. Wer das Examen besteht, ist zu mindestens fünfjährigem Dienst in der Gefängnisverwaltung verpflichtet.

Die jährlichen Kosten für die Akademie betragen im Etatsjahr 1899–1900: 100,178 Yen, (210373 Mark 80 Pfennig) wovon etwa die Hälfte auf jede Abteilung entfallen dürfte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die meisten Professoren dort nur im Nebenamte thätig sind und ihr Haupteinkommen bei anderen Behörden beziehen. Vom 1 April 1902 an erfährt die Zahl der Professoren und Studenten eine erhebliche Einschränkung und wird der Etat der Akademie auf 60000 Yen herabgesetzt.

Die Akademie gehört zum Ressort des Inneren und wird von dem Vizeminister des Inneren als Direktor verwaltet. Ausserdem sind ein Schulinspektor und nicht weniger als 4 Sekretäre und 7 Schreiber vorhanden.

Der theoretischen Unterweisung in der Gefängniskunde dienen ausserdem noch 3 andere Einrichtungen in Tokio, nämlich zwei von buddhistischen Geistlichen gegründete Schulen zur Ausbildung von Gefängnisgeistlichen, und Vorlesungen aus dem Gebiete des Gefängniswesens, die an der Universität seit 1898 gehalten werden (zur Zeit von Ministerialrat Ogawa).

Endlich ist, als ebenfalls der Weiterbildung der Beamten und der Förderung des Gefängniswesens dienend, die Japanische Gefängnis-Gesellschaft zu nennen Sie ist 1888 gegründet und zählt über 12000 Mitglieder aus den Kreisen der Gefängnisbeamten, Gelehrten, Politiker, Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte, Verwaltungsbeamten, Kaufleute. Geistlichen und Aerzte. Präsident ist der um das japanische Gefängniswesen hochverdiente Justizminister Kiyoura, Vizepräsident der zweite Dezernent für das Gefängniswesen, Ministerialrat Yamakami. Es finden monatliche Versammlungen statt, in denen Vorträge gehalten werden; auch hat die Gesellschaft eine eigene, monatlich erscheinende Zeitschrift die über hervorragende Mitarbeiter aus allen Berufen verfügt; eine eigene Vereinsbibliothek ist in der Entstehung begriffen.

§. 7. Die Einzelverwaltung der Gefängnisse.

Uebersicht.

Die Grundlage der Einzelverwaltung bildet, ausser kurzen Bestimmungen des Strafgesetzbuchs und der Strafprozessordnung (über Arbeitszwang und Behandlung der Untersuchungsgefangenen) die im Jahre 1887 erlassene, seitdem aber in einzelnen Punkten

mehrfach geänderte Gefängnis-Ordnung nebst der dazu erlassenen Ausführungs-Verordnung. Einzelne Vorschriften sind auch in den Ausführungsverordnungen zum Strafgesetzbuch und zur Strafprozessordnung enthalten.

Aus dem grossen Kreise der in Betracht kommenden Materien können hier nur einige der wichtigsten berührt werden.

1. Die *Unterbringung der Gefangenen* wird beeinflusst von verschiedenen Faktoren, wie Klima des Landes, Karakter und Gewohnheiten der Bevölkerung, die eine vorsichtige Verwaltung nicht ausser Acht lassen darf. Sie wird daher in einem kalten Lande wie Schweden oder Norwegen notwendig anders sein, als etwa in Indien oder Südamerika. Auch die Frage des Haftsystems—ob Einzelhaft oder gemeinschaftliche Haft—lässt sich nicht für alle Völker gleichmässig beantworten; so wird der ruhige Norddeutsche im ganzen die strenge Isolierung leichter ertragen, als der lebhafte Italiener oder Südfranzose.

Das ältere japanische Gefängniswesen beruhte ausschliesslich auf dem System der Gemeinschaftshaft, und zwar in ihrer übertriebensten Form: die Gefangenen wurden in übermässiger Zahl auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, in dem sie Tag und Nacht ohne Arbeit zubrachten. Seit der Restauration ist darin ein erheblicher Wandel zum Besseren eingetreten; die gemeinschaftlichen Hafträume sind verkleinert und werden nur mit einer angemessenen Zahl von Gefangenen belegt, und es sind besondere Arbeitsräume errichtet, in denen die Gefangenen sich den Tag über aufhalten, sodass eine gründliche Ventilation der Schlafräume möglich ist. Immerhin blieb zunächst die gemeinschaftliche Haft herrschend und zeitigte dieselben schlechten Folgen wie überall: die wenigen guten Elemente werden von der grossen Zahl der völlig verkommenen verführt und auch die schärfste Aufsicht ist nicht im Stande, grobe Unsittlichkeiten zu verhüten, sodass man sich in Europa längst daran gewöhnt hat, Anstalten mit Gemeinschaftshaft als „Hochschulen des Verbrechens" zu bezeichnen.

Diesen Schattenseiten hat sich die japanische Gefängnisverwaltung nicht verschlossen und seit einer Reihe von Jahren den Uebergang zu einem gemischten System gemacht. Es besteht darin, dass für einen Bruchteil der Gefangenen Einzelzellen eingerichtet werden, die als Arbeits- und Schlafzellen dienen. Das bei uns teilweise eingeführte System der gemeinschaftlichen Arbeit

bei Tage mit Trennung bei Nacht (in Schlafzellen oder eisernen Schlafkojen) wird in Japan nicht angewendet. Die Zahl der Einzelzellen ist noch verhältnismässig gering: es sind im ganzen 3096 (meist in den neu erbauten Anstalten) vorhanden, sodass von den 57702 Gefangenen, die am 31 Dezember 1900 in den japanischen Gefängnissen vorhanden waren, etwa der fünfzehnte Teil in Einzelhaft gehalten werden konnte. Bei zukünftigen Neubauten wird geplant, für 2/3 der Belegungsfähigkeit von Strafgefängnissen Einzelzellen herzurichten und Untersuchungsgefängnisse vollständig als Zellengefängnisse zu bauen. Ueber die Verteilung der Gefangenen auf die Einzelhaft und die gemeinschaftliche Haft bestimmt die Gefängnis-Ordnung nichts. Es werden meist die schlechtesten und die besten Elemente isoliert, letztere damit sie nicht im Gefängnis verdorben werden, erstere, damit sie nicht in der Gemeinschaftshaft den noch Unverdorbenen Lehrmeister in allen bösen Künsten werden.

Bezüglich der in gemeinschaftlicher Haft zu haltenden Gefangenen schreibt die Gefängnis-Ordnung (Art. 11–13) eine verwickelte und umständliche Klassifizierung vor. Sie soll erfolgen einmal nach dem Alter der Gefangenen und ausserdem nach der Art der Strafthat, wegen welcher der Gefangene verfolgt wird oder verurteilt ist. Bei Strafgefangenen sind ausserdem aus den über 16 Jahre alten Rückfälligen 2 getrennte Klassen (von 16–20 Jahren und über 20 Jahre) zu bilden. Für Zwangszöglinge giebt es drei Altersklassen (8–16, 16–20, über 20 Jahre), für erstmalig bestrafte Strafgefangene ebenfalls drei Klassen, jedoch mit anderen Grenzen (12–16, 16–20, über 20 Jahre). Da ausserdem natürlich Männer und Weiber, Untersuchungs- und Strafgefangene, Zwangszöglinge und unter Polizeiaufsicht stehende getrennt werden müssen, so begreift man leicht, wie viel Kopfzerbrechen den Direktoren diese rein mechanische Vorschrift—die fast überall genau befolgt wird—macht und wie leicht es vorkommen kann, dass in einem japanischen Gefängnis eine Abteilung bis zum äussersten überfüllt ist, während nebenan sich einige wenige Gefangene in saalartigen Zellen aufhalten. Das in der japanischen Verwaltung überall hervortretende Bestreben, den lokalen Beamten möglichst wenig Gelegenheit zum selbständigen Denken zu lassen, hat hier zu einem übertriebenen Formalismus geführt, dessen Blüten nicht sehr erfreulich sind.

2. Die *Einrichtung* der Zellen ist einfach. Sie besteht aus einem hölzernen Wasserbehälter nebst Trinknapf, einem Spucknapf,

zwei Latrinenkübeln (die unter einer Oeffnung des Fussbodens in der in Japan üblichen Weise aufgestellt und täglich gereinigt werden), einem Besen, Essgeschirr (Holzbecher, Essstäbchen, Reisschüssel) und einer Holzschüssel zum Händewaschen. Die sonstige Wascheinrichtung ist meist, für eine grössere Zahl von Gefangenen eingerichtet, in einem überdachten Gange ausserhalb der Haftgebäude angebracht, zu dem die Gefangenen morgens und abends geführt werden. Endlich enthalten die Zellen die überall in Japan üblichen Futons, dicke wattierte Decken, in denen die Gefangenen schlafen. Sie werden auf eine den Fussboden bedeckende Matte (Goza) gelegt und sind aus einem Stücke, sodass die eine Hälfte als Unterlage, die andere zum Zudecken dient. Um Unsittlichkeiten zu vermeiden, werden sie so gelegt, dass die offene Seite der einen Decke mit der geschlossenen Seite der benachbarten zusammenstösst. Am Tage werden die Futons zusammengelegt und aufgeschichtet. Als Kopfkissen dient das in Japan übliche Holzgestell.

3. Der *Arbeitsbetrieb* in den japanischen Gefängnissen ist sehr interessant und zu einer erfreulichen Höhe entwickelt. Es herrscht der Grundsatz, dass alle durch die Hauswirtschaft im Gefängnis erforderten Arbeiten von Gefangenen vorgenommen und dass alle zur Bekleidung und Lagerung der Gefangenen verwendeten Gegenstände, soweit es möglich ist, im Gefängnis angefertigt werden. Hierdurch wird bereits ein erheblicher Teil der Gefangenen in Anspruch genommen; der Rest wird zu industriellen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Arbeiten verwendet, deren Ertrag zum grössten Teile dem Staate, zum kleineren Teile den Gefangenen zufliesst. Die Gefängnisarbeit ist bis zu einem gewissen Grade von der Industrie des Landes abhängig und trägt nationalen Karakter. Man kann nicht in jedem Lande jede Arbeit von Gefangenen betreiben lassen und selbst die einzelnen Teilen eines Landes pflegen grosse Verschiedenheiten aufzuweisen; es wird z. B. niemand einfallen, in Ostpreussen Cloisonné- Arbeiten einzuführen. Die für Japan karakteristischen Arbeitszweige in den Gefängnissen sind: Lackarbeiten, Cloisonné, Fabrikation von Büttenpapier, von Papier-Sonnenschirmen und Fächern, von europäischen Regen- und Sonnenschirmen, von Tatamis (den Matten, mit denen die Fussböden der japanischen Häuser bedeckt werden), das Malen von Kakemonos (schmalen Bildern, meist auf Seide, die aufgerollt werden können), Holzschnitzereien verschiedener Art. Diese Arbeiten sind nicht gleich-

mässig über das ganze Land verbreitet; die Matten-Flechterei findet sich hauptsächlich im Süden und Süd-Westen, Cloisonné wird nur noch in Kioto und Negishi bei Yokohama gemacht, die bis vor kurzem im Sugamo-Gefängnis bei Tokio betriebene Fabrikation ist eingegangen. Einzelne Anstalten haben noch besondere Spezialitäten; so ist im Tokio-Shujikan eine grosse Ziegelei mit Ringöfen eingerichtet, in der etwa 5–600 Zwangsarbeitssträflinge jährlich Ziegel im Werte von 100–150000 Yen brennen; 10000 Stück kosten 40 Yen, während der Preis der von der Privatindustrie hergestellten 70–80 Yen ist. In Kioto werden sehr hübsche seidene Teppiche gewebt, in Sugamo bei Tokio elektrische Beleuchtungskörper hergestellt.

Gewisse Arbeitszweige sollen in jeder Anstalt vertreten sein, (thatsächlich sind sie es nicht überall), nämlich (nach Artikel 43 der Ausführungsbestimmungen zur Gefängnis-Ordnung): Reisauslesen, Ziegelbrennen, Fabrikation von Backsteinen, Steinmetzarbeiten, Steinebrechen, Schmiedearbeiten, Oelfabrikation, Feldarbeiten, Holzschnitzerei, Papierfabrikation, Holzbearbeitung, Fassbinderei, Strohflechten, Haus-, Küchen- und Reinigungsarbeiten, ausserdem—für weibliche Gefangene—Stricken, Anfertigung von Kleiderstoffen und Kleidungsstücken, Waschen. Andere Arbeiten können mit Genehmigung des Ministers eingeführt werden; das ist in grossem Umfange geschehen, namentlich bildet jetzt die Weberei durch Männer den bei weitem wichtigsten Zweig der japanischen Gefängnisarbeit, in dem 7497 Gefangene beschäftigt werden.

Männliche Gefangene können auch zu Arbeiten ausserhalb der Anstalt verwendet werden, und zwar zum Steinebrechen, zur Urbarmachung von Land, zu Bergwerksarbeiten, zur Steinhauerei, zu Damm- und Feldarbeiten, zu Transporten u. s. w. Sie werden dabei zu je zwei und zwei durch eine schmiedeeiserne Kette aneinander gefesselt und in Trupps von je 10–20 Mann durch 3 Aufseher bewacht. Die Urbarmachung von Land geschieht hauptsächlich auf der nördlichsten Insel Hokkaido, wo die Gefängnis-Verwaltung grosses geleistet hat und noch weiter leisten kann. Die Verwendung von Gefangenen in Bergwerken besteht in Miike auf Kiushiu in dem jährlich fast 1 Million Tons produzierenden Kohlenbergwerk der Mitsui Kozan Kaisha.

Die Gefangenen werden den Unternehmern zu Löhnen überlassen, die erheblich niedriger sind als die Tagelöhne der dortigen freien Arbeiter; diese Beschäftigung der Gefangenen

stellt also eine sehr erhebliche indirekte staatliche Subvention der Bergwerksgesellschaften dar, die für das Aufblühen des japanischen Kohlenexportes von erheblicher Bedeutung gewesen sein dürfte. Da die Beschäftigung der Gefangenen unter Tag vom gesundheitlichen und disziplinaren Standpunkte aus gewisse Nachteile hat, so wird ihre Aufhebung in Erwägung gezogen. Die ausländische Konkurrenz auf dem ostasiatischen Kohlenmarkte würde diese Massregel sicher mit Freude begrüssen; vom japanischen Standpunkte aus sprechen aber viele Bedenken dagegen.

Von den Gefangenen ist ein grosser Teil *zur Arbeit nicht verpflichtet*, nämlich die zu Haft, leichtem Gefängnis, Einsperrung und Verbannung verurteilten Strafgefangenen, die zu Polizeiaufsicht verurteilten und wegen Mangels eines Unterkommens in der Anstalt zurückbehaltenen, endlich alle Untersuchungsgefangenen. Diese Gefangenen bilden einen ziemlich erheblichen Prozentsatz des Gesamtbestandes; allein an Untersuchungsgefangenen waren Ende 1900 vorhanden: 7275, also etwa ein Achtel des Gesamtbestandes von 57702 Köpfen. In Preussen beteiligen diese Klassen von Gefangenen sich meist freiwillig an den Arbeiten, um nicht der tötlichsten Langeweile zu verfallen und sich etwas zu verdienen. In Japan kommt dieses nur sehr selten vor; die Verschiedenheit des Temperamentes findet hier einen karakteristischen Ausdruck. Wenn die nicht zur Arbeit verpflichteten Gefangenen arbeiten, finden die für die arbeitspflichtigen Gefangenen gegebenen Vorschriften über Arbeitszeit, Arbeitsarten, Arbeitslohn u. s. w. auf sie Anwendung.

Die *Arbeitszeit* ist in den einzelnen Monaten verschieden und beträgt ohne Einrechnung der Pausen mindestens 7 Stunden (im Dezember) und höchstens 10½ Stunde (im Juni und Juli). Die Verschiedenheiten sind auf das Bestreben der Ersparnis von Beleuchtungskosten und der Vermeidung der Gefahren künstlicher Beleuchtung in den Holzbauten (die meisten Anstalten haben Petroleum-Beleuchtung, nur wenige neuere elektrisches Licht) zurückzuführen. Die Arbeitszeit ist die gleiche für alle Arten von Gefangenen. Zum Vergleich sei erwähnt, dass die Arbeitszeit in den preussischen Zuchthäusern 12 Stunden, ohne Unterschied zwischen Sommer und Winter, in den preussischen Justizgefängnissen 10–11 Stunden beträgt. Arbeitsfrei sind streng genommen jährlich nur 12 japanische Festtage (Art. 18 der Gefängnis-Ordnung); da aber für die Beamten in einem gewissen Umfange die Sonntagsruhe eingeführt ist, so ruht der

Betrieb an diesen Tagen teilweise. Ausserdem bleibt jeder Gefangene, dessen Vater oder Mutter gestorben ist, 3 Tage lang von der Arbeit frei; durch diese Bestimmung wird der Volksitte, die strenge Beobachtung der Trauerzeit fordert, Rechnung getragen.

Die industriellen und gewerblichen Arbeiten werden zum grössten Teil für Rechnung von Unternehmern ausgeführt, nur zu einem geringen Prozentsatz für andere staatliche Ressorts (zum Beispiel Eisenbahn-, Post- und Militär-Verwaltung) und für eigene Rechnung der Gefängnisverwaltung. Der Unternehmer liefert die Rohprodukte, vielfach auch die Arbeitsgeräte und Maschinen, stellt die erforderlichen Werkmeister an (natürlich unter Kontrole der Verwaltung) und zahlt einen vertragsmässig festgesetzten Betrag, entweder für das fertige Arbeitsprodukt oder—was die Regel bildet—für jeden geleisteten Arbeitstag. Die Tagelöhne sind sehr niedrig und betragen jetzt durchschnittlich nur 5 Sen 4 Rin (etwa 11 Pfennige).

In den preussischen Zuchthäusern wird bei Arbeiten für Staats- und Reichsbehörden ein Tagelohn von 40 Pfennigen berechnet; die von den Privatunternehmern zu zahlenden Beträge sind verschieden, der durchschnittliche Jahresertrag war im Etatsjahre 1898/99 pro Kopf 203 Mark 01 Pfennig, also bei einer Annahme von rund 300 Arbeitstagen etwa 67–68 Pfennig. In den Gefängnissen aus dem Ressort des Ministeriums des Inneren sind die Erträge etwas, in den Justizgefängnissen erheblich niedriger.

Für alle arbeitenden Gefangenen sind nach der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit eines erwachsenen gesunden Arbeiters für jede Arbeitsart Tagespensa festgesetzt, die das Mindestmass dessen bezeichnen, was täglich geleistet werden muss. Die Leistung des Pensums vor Ablauf der Arbeitszeit befreit nicht von der Verpflichtung, weiter zu arbeiten. Für jugendliche, alterschwache, kränkliche, schwächliche oder aus anderen Gründen vermindert arbeitsfähige Gefangene tritt eine Ermässigung des Pensums ein.

Ein Teil des von den Gefangenen verdienten Geldes wird ihnen als sogenannte *Arbeitsbeitsbelohnung* (Arbeitsgeschenk, Arbeitsverdienstanteil) gut geschrieben. Die Gefangenen, welche für die Zwecke der Hauswirtschaft verwendet werden, also keinen baren Lohn verdienen, sondern der Verwaltung nur Ausgaben ersparen, werden in eine der anderen Lohnklassen eingeordnet. Die Höhe des Arbeitsgeschenkes ist verschieden für die wegen

Verbrechens und wegen Vergehens oder Uebertretung bestraften, für erstmalig und wiederholt bestrafte, für diejenigen, die infolge besonders guter Führung eines der noch später zu erwähnenden Belohnungszeichen erhalten haben und die noch nicht belohnten. Der geringste Satz ist $\frac{1}{10}$, der höchste $\frac{6}{10}$ des Arbeitsverdienstes nach folgender Skala:

$\frac{1}{10}$ erhalten solche rückfällige Gefangene, die wegen Verbrechens verurteilt sind; doch kann der Direktor sie wie erstmalig bestrafte behandeln, wenn sie besonders geschickt sind und 1 Jahr der Strafe verbüsst haben;

$\frac{2}{10}$ erhalten Gefangene, die erstmalig wegen Verbrechens oder mehrmals wegen Vergehens verurteilt sind;

$\frac{3}{10}$ erhalten Gefangene, die erstmalig wegen Vergehens bestraft sind, ausserdem erstmalig wegen Verbrechens bestrafte, die ein Belohnungszeichen erworben haben;

$\frac{4}{10}$ erhalten erstmalig wegen Vergehens bestrafte mit einem und erstmalig wegen Verbrechens bestrafte mit zwei Belohnungszeichen;

$\frac{5}{10}$ erhalten erstmalig wegen Vergehens bestrafte mit zwei, erstmalig wegen Verbrechens bestrafte mit drei Belohnungszeichen;

$\frac{6}{10}$ erhalten erstmalig wegen Vergehens bestrafte mit drei Belohnungszeichen und alle nicht arbeitspflichtigen Gefangenen, welche freiwillig arbeiten, endlich die arbeitspflichtigen Gefangenen für das, was sie über das Pensum hinaus leisten.

Nach japanischer Auffassung erwirbt der Gefangene mit der Gutschrift des Arbeitsverdienstanteils einen Rechtsanspruch auf dessen Auszahlung bei der Entlassung; er kann ihm nicht entzogen werden, weder zur Strafe für schlechte Führung noch zum Ersatz für Beschädigungen von staatlichem Eigentum. Jedoch kann der Gefangene während der Strafvollstreckung nicht beliebig darüber verfügen; die angesammelten Beträge bilden vielmehr ein Kapital, das ihm den Wiedereintritt in die menschliche Gesellschaft erleichtern und für die erste Zeit, wo er noch keine Arbeit hat, die Mittel zum Unterhalt gewähren soll. Die Auszahlung erfolgt deshalb erst bei der Entlassung. Vorher kann der Gefangene über die Hälfte verfügen zu Gunsten seiner Angehörigen oder zum Ankauf von Zusatznahrungsmitteln (Alkohol, Bier, Tabak und Thee sind jedoch nicht erlaubt).

4. *Kosten der Gefängnisverwaltung.* Der nicht den Gefangenen zugewendete Teil des Arbeitsverdienstes fliesst zur Staats-

kasse und bildet einen—allerdings recht bescheidenen—Beitrag zu den Kosten der Gefängnisverwaltung. Diese Kosten wurden bis zum 1 Oktober 1900 auf die Staatskasse und die Regierungsbezirke in der Weise verteilt, dass aus der ersteren die Kosten der Zentralverwaltung und der Shujikan bestritten, von den letzteren aber die Kosten der Lokalgefängnisse getragen wurden. Diese Form der Kostentragung war 1880 gewählt, um die Staatskasse durch Verminderung der baren Ausgaben in den Stand zu setzen, das im Uebermass umlaufende Papiergeld allmählich einzuziehen und die Baarzahlungen wieder aufzunehmen (Rathgen, Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt, S. 473). Ausser den Gefängniskosten waren noch einige andere Ausgaben, namentlich für öffentliche Bauten, den Bezirken aufgelegt, denen zur Ermöglichung der Durchführung dieser Massregel das zulässige Maximum der Grundsteuerzuschläge von einem Fünftel auf ein Drittel erhöht wurde. Die dadurch bewirkte Erleichterung der Staatskasse wurde auf jährlich $2\frac{1}{2}$ Millionen Yen geschätzt, hat thatsächlich aber mehr betragen. Die Folge der Uebertragung war eine, auch durch die Aufsicht der Zentralbehörde nicht zu vermeidende Ungleichmässigkeit in der Verwaltung der Gefängnisse, den persönlichen Verhältnissen der Beamten, der Verpflegung und Behandlung der Gefangenen. Namentlich ergab sich das missliche Verhältnis, dass die zu Tokei (Zwangsarbeit), der schwersten Freiheitstrafe, Verurteilten es in den von der Zentralverwaltung unmittelbar verwalteten und aus Staatsmitteln unterhaltenen Shujikan vielfach besser hatten, als die zu leichteren Strafen Verurteilten in den Provinzialgefängnissen. Seit dem 1 Oktober 1900 sind die sämtlichen Kosten wieder auf die Staatskasse übernommen, und damit der Grund zu einer grösseren Gleichmässigkeit der Verwaltung gelegt.

Die jährlichen Aufwendungen für Gefängniswesen betrugen im Durchschnitt der drei Jahre 1897, 1898 und 1899: 4350290 Yen, wovon 1269907 durch die Erträge der Gefängnisarbeit gedeckt wurden. Die Anzahl der Gefangenen betrug in diesen drei Jahren durchschnittlich pro Tag 66009, die Ausgaben pro Kopf der Gefangenen beliefen sich also auf etwa 104 Yen = 220 Mark jährlich 29 Sen = 60 Pfennig täglich, von denen nur 19 Yen = 40 Mark jährlich, 5,2 Sen = 10.92 Pfennig täglich, durch die Arbeit eingebracht wurden. Der Ertrag, der auf den einzelnen arbeitenden Gefangenen entfällt, ist aber etwas höher, nämlich

ungefähr 23 Yen = 48.3 Mark jährlich, 6.3 Sen = 13.2 Pfennig täglich, weil man die Gesamtsumme des Arbeitsertrages nicht durch die Gesamtzahl der Gefangenen (66009), sondern durch die Gesamtdurchschnittszahl der arbeitenden Gefangenen (55913) dividieren muss, um ein richtiges Ergebnis zu bekommen.

Seit dem 1 Oktober 1900 beträgt der Etat der Gefängnisverwaltung jährlich etwa 6,200,000 Yen, von denen 600,000 Yen zu Neubauten und Reparaturen bestimmt sind.

In Preussen betrugen für die zum Ressort des Inneren gehörigen 34 Zuchthäuser und 18 grösseren Gefängnisse, die am 31 März 1899 einen Bestand von 24648 Gefangenen hatten, in dem vorhergehenden Etatsjahre:

die Ausgaben im ganzen: 8124103 Mark, pro Kopf und Tag 91, 5 Pf;
„ Einnahmen „ „ 2625974 „ „ „ „ „ 29, 6 „
der Staatszuschuss „ „ 5498 1128 „ „ „ „ „ 61, 9 „

5. Die *Behandlung der Gefangenen* muss als sehr human bezeichnet werden. Der Ton, in dem die Beamten mit den Gefangenen verkehren, ist kurz, aber nicht unfreundlich.

Die Strafgefangenen und Zwangszöglinge erhalten Kleider (Kimonos und Unterzeug) von der Verwaltung geliefert, erstere von lachsfarbigem, letztere von blauem Tuche. Untersuchungsgefangene können eigene Kleider und eigene Betten benutzen, erhalten aber, wenn sie mittellos sind, ebenfalls solche geliefert (von blauer Farbe).

Den arbeitspflichtigen Gefangenen werden die Haare kurz geschnitten und der Bart abrasiert.

In der arbeitfreien Zeit ist das Lesen von Büchern und Zeitschriften, mit Ausnahme solcher, die sich mit Tagespolitik befassen, gestattet. Bei jeder Anstalt besteht eine kleine Bibliothek zur Benutzung der Gefangenen; Bücher von ausserhalb müssen vor der Aushändigung an einen Gefangenen dem Gefängnisdirektor oder (bei Untersuchungsgefangenen) dem Richter zur Einsicht unterbreitet werden. (Gef. Ordnung Art. 32) Strafgefangene und Zwangszöglinge sollen hauptsächlich Bücher aus dem Gebiete der Moral, der Erziehung oder des Handwerks lesen; für Untersuchungsgefangene besteht keine derartige Beschränkung.

Auch im übrigen wird für die sittliche Förderung der Gefangenen gesorgt. An jedem Gefängnis sind einer oder mehrere buddhistische Geistliche thätig, die Gottesdienst abhalten, die Gefangenen besuchen und ausserdem regelmässigen Unterricht

erteilen. Strafgefangene unter 16 Jahren und Zwangszöglinge erhalten täglich 4 Stunden Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen; Zwangszöglinge ausserdem noch 3 Stunden täglich Unterweisung in industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiten.

Um die Entfremdung der Gefangenen von ihren Angehörigen zu verhindern, ist ihnen gestattet, einmal (den Zwangszöglingen: zweimal) monatlich einen Brief zu schreiben; der Direktor kann häufigeres Schreiben gestatten, wenn besondere Umstände vorliegen. Für die Zahl der ankommenden Briefe besteht keine Beschränkung. Die abgehenden und ankommenden Briefe unterliegen der Kontrole des Direktors (bei Untersuchungsgefangenen: des Richters); Briefe verfänglichen Inhalts werden weder ausgehändigt noch abgesendet. (Gef. Ordn. Art. 34).

Den gleichen Zwecken, wie der Briefwechsel, dient die Erlaubnis zum Empfang von Besuchen, die der Direktor (in einigen Fällen der Richter) nach Prüfung der Persönlichkeit des Besuchenden erteilen kann. Der Besuch findet regelmässig in Gegenwart eines Beamten in besonderen dreiteiligen Besuchzellen statt, die meist in der Nähe des Haupteingangs liegen und so eingerichtet sind, dass jede körperliche Berührung des Gefangenen und des Besuchers ausgeschlossen ist und der Beamte jede ihrer Bewegungen beobachten kann.

6. *Disziplinarstrafen.* Das Disziplinarstrafensystem ist einfacher und viel milder als das deutsch-preussische. Die Prügelstrafe, wie sie noch heute in den Zuchthäusern Preussens und einiger anderer Bundesstaaten vorkommt, der Lattenarrest, den wir bis von wenigen Jahren in Preussen gehabt haben, die Entziehung des Arbeitsverdienstes, die fast in allen Ländern zulässig ist, sind dem modernen japanischen Gefängniswesen fremd. Das gleiche gilt von dem Verweis, der Entziehung hausordnungsmässiger Vergünstigungen, der Bücher, der Arbeit (bei Einzelhaft), der Bewegung im Freien, des weichen Lagers (Gef. Ordnung für die Preussischen Justizgefängnisse vom 21 Dezember 1898, §. 58). Es giebt nur 4 Disziplinarstrafen: einsame Einsperrung, Kostschmälerung, Dunkelarrest und, jedoch nur für die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten, das Kugelschleppen (Gef. Ordnung Art. 42–48).

a) Die *einsame Einsperrung*, zulässig bis zur Dauer von 2 Monaten, für alle Arten von Gefangenen, besteht in der Unterbringung des Gefangenen in einer völlig isoliert liegenden Zelle,

wo er das gleiche Arbeitspensum erledigen muss, wie die übrigen Gefangenen. Die Strafe stammt aus der Zeit, wo die gemeinschaftliche Haft uneingeschränkt herrschte und die plötzliche unvermittelte Einsamkeit als Uebel empfunden wurde. Sie hat ihren Karakter als Strafe im wesentlichen verloren in einer Zeit, wo man die Aussonderung aus der Gemeinschaft der grossen Schaar von schlechten Elementen als Wohlthat betrachtet und deshalb gutartige Gefangene in Einzelhaft unterbringt. Die Verbindung der einsamen Einsperrung mit anderen Nachteilen (wie Kostschmälerung, Entziehung des weichen Lagers) ist in Japan nicht zulässig.

b) Fühlbarer, als diese Strafe ist die *Verminderung der täglichen Kost* bis auf etwa ein Drittel (2–3 Go,=0,38–0,54 Liter), zulässig bei Jugendlichen unter 16 Jahren und Zwangszöglingen bis zur Dauer von 3 Tagen, bei anderen Gefangenen bis zur Dauer von 7 Tagen. Die Gefangenen brauchen während dieser Zeit nicht zu arbeiten.

c) Die fühlbarste der allgemeinen Disziplinarstrafen ist der *Dunkelarrest*, zulässig gegen alle Gefangenen mit Ausnahme der Jugendlichen unter 16 Jahren und der Zwangszöglinge, und bestehend in Einsperrung in eine ganz enge, niedrige Zelle, die völlig dunkel ist und nur so viel Oeffnungen hat, dass der Gefangene vor Erstickung geschützt ist. Wenn die Gefängnis-Ordnung ausdrücklich hervorhebt, dass die Strafe mit Entziehung der Lektüre verbunden ist, so glaubt das jeder, der einmal eine derartige, meist vereinzelt auf dem Gefängnishofe stehende Zelle gesehen hat. Die längste zulässige Dauer der Strafe beträgt 5 Tage und 5 Nächte; während dieser Zeit erhält der Gefangene nur etwa ein Drittel (2–3 Go) der Kostration.

Kostschmälerung und Dunkelarrest können nur verhängt werden, nachdem der Arzt festgestellt hat, dass eine Schädigung der Gesundheit des Gefangenen nicht zu befürchten ist; während der Vollstreckung hat der Arzt den Gefangenen täglich zu besuchen und die Vollstreckung ist sofort aufzuheben, wenn eine Beeinträchtigung der Gesundheit festgestellt wird.

d) *Kugelschleppen.* Eine besondere Disziplinarstrafe ist zulässig für solche zu lebenslänglicher Zwangsarbeit Verurteilte, die ein neues Verbrechen oder einen schweren Verstofs gegen die Disziplin begehen. Sie besteht in der Anlegung von Ketten an einen oder an beide Füsse, die sich bis um die Taille schlingen und an denen eine an der Erde nachschleifende Kugel im

Gewicht von 200–1000 Momme (750–3750 Gramm), je nach der Beschaffenheit des Gefangenen, hängt. Die Anlegung erfolgt gewöhnlich für 1–5 Jahre, in leichten Fällen für 1 Monat bis zu 1 Jahre, in besonders schweren Fällen für 5–10 Jahre. Die Kugel wird im allgemeinen niemals entfernt, nur zeitweise, wenn der Arzt es anordnet, in welchem Falle aber diese freie Zeit in die Disziplinarzeit nicht eingerechnet wird. Haben die zum Kugeltragen verurteilten Gefangenen Hausarbeit zu verrichten, so wird die Kugel abgenommen, die Gefangenen werden aber zu 2 und 2 aneinander gekettet.

Gefangenen, die eine Disziplinarstrafe verwirkt haben, kann diese erlassen werden, wenn sie Reue zeigen und Aussicht auf Besserung vorhanden ist.

7. Das Gegenstück zu den Disziplinarstrafen bilden die *Belohnungen*. Sie werden solchen Gefangenen zu Teil, die sich gut geführt, fleissig gearbeitet und die Vorschriften der Hausordnung befolgt haben, sodass bei ihnen aufrichtige Reue über die That und begründete Aussicht auf Besserung als vorhanden anzunehmen sind. Das äussere Zeichen der Belohnung besteht in Streifen, von karriertem blauem Stoffe, die auf den linken Aermel des Kimonos genäht werden. Die so ausgezeichneten Gefangenen werden in einer besonderen Abteilung untergebracht und haben gewisse Vorteile vor den anderen. (Art. 96–98 der Ausführungs-Bestimmungen zur Gefängnis-Ordnung). Sie bekommen die besten der vorhandenen Kleidungs- und Gebrauchs-Gegenstände, dürfen monatlich zweimal einen Brief schreiben, zuerst baden und erhalten besondere Zusatznahrungsmittel. Die Behandlung wird immer besser, je grösser die Anzahl der Belohnungszeichen ist. Gefangene mit 2 oder mehr Abzeichen werden zu leichteren Arbeiten verwendet und erhalten bessere Nahrung (halb Reis, halb Gerste). Gefangene mit 3 oder mehr Abzeichen können sich eine ihnen zusagende Beschäftigung wählen. Muss ein belohnter Gefangener disziplinarisch bestraft werden, so verliert er eines oder mehrere der Abzeichen.

Unter Umständen können Gefangene an Stelle der Belohnungszeichen Geldgeschenke bis zu 50 Sen erhalten, wenn sie von einem geplanten Ausbruch Anzeige machen, jemanden das Leben retten, Entsprungene wieder einfangen oder bei Naturereignissen, wie Ueberschwemmungen, Bränden, Taifunen, thätige Beihülfe zur Rettung der Gefängnisgebäude leisten.

8. *Hygiene, Beköstigung und Sanitätswesen.* Ganz eigenartig sind die hygienischen und sanitären Verhältnisse in den Gefängnissen. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, geht zum Teil über das in Deutschland erreichte hinaus, in anderen Beziehungen bleibt es hinter den Anforderungen der modernen Gefängnispraxis zurück.

Zu den ersteren Gebieten gehört zunächst zweifellos alles, was sich auf die körperliche Reinlichkeit der Gefangenen bezieht. Der grosse Reinlichkeitsinn des japanischen Volkes macht sich auch in den Gefängnissen bemerkbar. In jeder Anstalt sind, ausser zweckmässigen Waschvorrichtungen, auch umfassende Badeeinrichtungen vorhanden, die es ermöglichen, jedem Gefangenen in den Monaten Juni-September mindestens alle 5 Tage, von Oktober-Mai mindestens alle 10 Tage ein heisses Bad zu Teil werden zu lassen. Das sind aber nur Minimalsätze, thatsächlich wird viel häufiger gebadet, namentlich wenn die Anstalt nur gering belegt ist. Der alten japanischen Sitte entsprechend baden die Gefangenen meist truppweise gemeinschaftlich in grossen Holzkasten; unzüchtige Handlungen, die bei einem solchen Verfahren in einem europäischen Gefängnisse ganz unvermeidlich sein würden, werden durch scharfe Aufsicht verhindert und sollen kaum vorkommen. Gefangene in Einzelhaft erhalten meist auch Einzelbäder.

Auch die Anstalten selbst (Höfe, Bureauräume, Korridore, Arbeitssäle, Schlafzellen) werden sehr sauber gehalten. Die von den neueingelieferten Gefangenen mitgebrachten Kleider werden gründlich gereinigt und, wenn nötig, im Dampf-Desinfektions-Apparat desinfiziert.

Weniger glänzend steht es mit der Beköstigung, der Hygiene der Arbeit und der Fürsorge für Kranke.

Die Gefangenen erhalten täglich drei Mahlzeiten, deren Hauptbestandteil unabänderlich aus einer Mischung von 4 Teilen Reis geringerer Qualität und 6 Teilen gereinigter Gerste besteht. Die Menge ist verschieden nach dem Alter und der Arbeitsleistung des Gefangenen; Kinder unter 10 Jahren erhalten täglich 3 Go, Erwachsene 5–9 Go (1 Go=0,18 Liter), je nachdem sie leichtere oder anstrengendere Arbeiten zu verrichten haben. Je nach den Umständen und den örtlichen Gewohnheiten kann der Reis durch Hirse, Kartoffeln oder andere Früchte ersetzt werden; in Hokkaido z. B. werden vorzugsweise Kartoffeln

gegeben. Ausser dieser Hauptnahrung bekommen die Gefangenen „Sai," Zusatznahrungsmittel, wie Fisch, Rettig, Miso, (eine aus Soyabohnen, Salz und fermentierendem Reis bereitete Sauce) Tofu, (Bohnenkäse, eine wegen seines hohen Nährwertes für die japanische Küche sehr wichtige Speise), in einigen Anstalten mit besonders schweren Arbeiten auch wohl zuweilen Fleisch, deren Wert jedoch 3 Sen täglich für jeden nicht übersteigen darf. Die Zubereitung der Kost erfolgt mit peinlicher Sauberkeit in vorzüglich eingerichteten Küchen, zu deren Bedienung ausschliesslich Gefangene verwendet werden. Die besonderen Vergünstigungen für die im Besitze von Belohnungszeichen befindlichen Gefangenen sind schon erwähnt. Natürlich bekommen Kranke erforderlichen Falls besondere Kost nach ärztlicher Anweisung. Untersuchungsgefangene können sich von ausserhalb Lebensmittel verschaffen; thun sie es nicht, so erhalten sie die Kost der übrigen Gefangenen. (Gef. Ordnung Art. 28 Abs. 3). Die von aussen eingeführten Nahrungsmittel dürfen nicht erst Umstände durch besondere Zubereitung in der Anstalt erfordern; die Einführung darf dreimal am Tage geschehen, auf einmal jedoch nicht mehr gebracht werden, als was bei einer Mahlzeit verzehrt werden kann. Berauschende Getränke und Tabak sind verboten. Die eingeführten Gegenstände unterliegen einer genauen Untersuchung in Gegenwart des Arztes und eines Inspektors (Ausführungs-Bestimmungen Art. 89. und 90).

Die Beköstigung der Gefangenen entspricht im wesentlichen der Lebensweise der ärmsten Klassen der freien Bevölkerung, über deren Zweckmässigkeit die Ansichten der Fachleute geteilt sind. Nach Ansicht von Dr. *Baelz* (Die Ernährung der Japaner vom volkswirtschaftlichen Standpunkt, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Band IV Seite 295) ist die japanische Kost im allgemeinen keineswegs so arm an Eiweiss-Substanzen, wie gewöhnlich angenommen wird; sie ist eine gemischte, keine rein vegetabilische Kost und vom physiologischen Standpunkte aus völlig genügend. Dem gegenüber steht allerdings die Ansicht Dr. *Kellners* (Beiträge zur Kenntnis der Ernährung der Japaner in den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Band IV Seite 305) dass die vegetarische Nahrung, welche von einem grossen Teile des japanischen Volkes genossen wird, zur Erhaltung eines leistungsfähigen Organismus unzureichend ist. Immerhin aber bildet die Gefängniskost wohl quantitativ wie

qualitativ nur das Minimum dessen, was zur notdürftigen Erhaltung des Lebens und der Arbeitsfähigkeit geboten werden muss. Die sehr bedeutende Zahl von Erkrankungen an Verdauungsstörungen, Tuberkulose und den auf schlechter Blutbeschaffenheit beruhenden Krankheiten macht es sogar wahrscheinlich, dass dieses Minimum nicht immer erreicht wird. In der That haben sehr viele Gefängnisdirektoren und Gefängnisärzte auf meine Fragen eine Verbesserung der Kost für wünschenswert erklärt. Allerdings ist dabei nicht zu vergessen, dass auch der japanische Kuli sich teilweise kümmerlich nährt und die Gefängniskost nicht viel besser sein darf, als die Nahrung der ärmsten Klasse der Bevölkerung.

Die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen ist in Japan um so wichtiger, als den wenigen gesundheitsförderlichen Faktoren (wie grosse körperliche Reinlichkeit, ausreichende Ventilation, namentlich in den Holzbauten, täglich 1 Stunde Bewegung im Freien, die an einigen Anstalten durch gymnastische Uebungen ausgefüllt wird) eine ganze Reihe von schädlichen Einflüssen gegenübersteht. Hierzu gehören, ausser der eben erwähnten Unzulänglichkeit der Kost: 1) die ungenügende Erwärmung der, in dem überwiegenden Teile des Landes mit keinerlei Heizvorrichtungen versehenen, Hafträume. Dieser Mangel besteht allerdings in gleicher Weise für die Mehrzahl aller japanischen Häuser, wird aber für die freie Bevölkerung ausgeglichen durch die Möglichkeit, sich Bewegung zu machen und dadurch die Blutzirkulation und Wärmebildung zu beschleunigen. 2) Diese Möglichkeit fehlt den Gefangenen in Japan noch mehr, als den Gefangenen anderer Länder, weil infolge eines weitgehenden und übertriebenen Ordnungssinnes bei allen Arbeiten, die es überhaupt gestatten, vorgeschrieben ist, dass sie im Hocken verrichtet werden, und jedes Verlassen des Arbeitsplatzes verboten ist. Diese Arbeiten sind aber in den japanischen Gefängnissen besonders zahlreich: Strohflechten, die Anfertigung von Strickarbeiten, Kleidungsstücken, Schuhwerk, Holzschnitzereien, Getas (Holzschuhen mit zwei hohen Absätzen) Waraji (Strohsandalen) u. a. m. lassen sich im Hocken auf den Waden verrichten. Die schädlichen Folgen für die Blutzirkulation sind bei 7–10 stündigem täglichen Sitzen sehr erheblich, und zwar selbst in der guten Jahreszeit, wie viel mehr erst im Winter bei dem Mangel jeglicher Heizvorrichtungen. Eine Besserung wäre zu erreichen, wenn den Gefangenen Schemel gegeben würden; auch gym-

nastische Uebungen, die aber erst an wenigen Anstalten bestehen, bilden ein heilsames Gegengewicht. 3) Andere Arbeitszweige haben wieder Gesundheitsschädigungen abweichender Art. So befördern die Papierfabrikation und der Ziegeleibetrieb in der kälteren Jahreszeit das Entstehen von Erkältungskrankheiten und Rheumatismus, Reisreinigen und die Zubereitung des Strohs zur Mattenfabrikation sind ausserordentlich schädlich für die Lungen, die Beschäftigung in den Bergwerken hat infolge des schroffen Wechsels zwischen der heissen Temperatur in den Gruben und der kälteren Temperatur über Tag, sowie infolge der Einatmung von verdorbener, sauerstoffarmer und staubreicher Luft Schädlichkeiten verschiedener Art im Gefolge.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle unerfreulich hoch ist. Von 404124 überhaupt vorhandenen Gefangenen im Jahre 1899 erkrankten 266900, also auf je 100 Gefangene 66. Gestorben sind: 1731, also auf je 1000 überhaupt vorhanden gewesene Gefangene 42,8. Die wichtigste Todesursache ist auch in Japan die Tuberkulose.

Für die preussischen Zuchthäuser sind die Zahlen folgende: von 100 männlichen Gefangenen erkrankten 1898–99 nach der Gesamtzahl berechnet: 21,5, nach dem Durchschnittsbestande 32, 7; von 100 weiblichen Gefangenen erkrankten nach der Gesamtzahl berechnet 30,8, nach dem Durchschnittsbestande berechnet 48,3. Es starben von 1000 männlichen Gefangenen der Gesamtzahl 97, von 1000 weiblichen 119, von 1000 männlichen Gefangenen des Durchschnittsbestandes 148, von 1000 weiblichen 186. Die wichtigsten Todesursachen sind Tuberkulose (35,2 Prozent aller gestorbenen Männer, 38,1 Prozent aller gestorbenen Weiber) und Infektionskrankheiten (7.9 Prozent aller gestorbenen Männer, 7.1 Prozent aller gestorbenen Weiber).

Es ergiebt sich also, dass die prozentuale Ziffer der Erkrankten für Japan mehr als doppelt so hoch ist, als in Preussen, die Zahl der Todesfälle dagegen weniger, als halb so gross. Die letztere Zahl wird aber zu Gunsten Japans dadurch bedeutend beeinflusst, dass die Statistik alle Gefangenen, auch die bis zu 1 Tage Strafdauer herab, umfasst, während sich die preussischen Zahlen nur auf Gefangene mit einer Mindeststrafe von 1 Jahre Zuchthaus beziehen.

Die Fürsorge für die erkrankten Gefangenen in den japanischen Gefängnissen lässt, vom europäischen Standpunkte aus,

manches zu wünschen übrig. Jedes Gefängnis hat zwar ein oder mehrere Lazarette, und zwar nicht nur getrennte Gebäude für männliche und weibliche Gefangene, sondern überflüssiger Weise auch für Strafgefangene, Untersuchungsgefangene und Zwangszöglinge, sämtliche mit besonderen Häusern für Männer und Weiber; dazu kommt, dass in manchen grösseren Anstalten die Lazarette der Strafabteilung noch in besondere Gebäude für schwere, für leichte und für Infektionskrankheiten getrennt sind. Infolgedessen haben viele grössere Anstalten 6–8 kleine Krankenhäuser, die aber den bescheidensten hygienischen Anforderungen kaum entsprechen, in japanischem Stile aus Holz und Papier mit Schiebetüren gebaut, ohne jegliche Heizvorrichtungen und dabei häufig noch falsch orientiert, das heisst so gebaut sind, dass die Krankenzimmer an der Schattenseite liegen. Infolgedessen schützen sie im Winter nicht genügend gegen Kälte; in dem Gefängnisse zu Kioto fand ich an einem Schneetage des Februar 1900 in dem Hauptlazarett eine Temperatur von 2° Celsius. Auch die ärztliche Behandlung lässt viel zu wünschen übrig; die Gefängnisärzte, deren medizinischen Kenntnisse etwa ihrer Besoldung (durchschnittlich 35 Yen monatlich) entsprechen, sind fast ausschliesslich auf Provinzial-Medizin-Schulen vorgebildet, in die von den Fortschritten der Wissenschaft nur wenig durchgesickert sein dürfte. Das gesamte Gefängnismedizinalwesen ist entschieden der schwächste Punkt der japanischen Gefängnisverwaltung und bedarf dringend der Reform. Als deren Ziele sind zu fordern: 1) Aufgabe des bisherigen Systems der Errichtung mehrerer getrennter Lazarette für die verschiedenen Arten von Gefangenen und Beschränkung auf 2 Gebäude, je 1 für Männer und Weiber, möglichst mit gemeinschaftlichem Mittelbau, der die Laboratorien, Apotheke, Sektionsraum, Verwaltungs- und Arzt-Zimmer enthält; 2) Errichtung der Gebäude in europäischem Stile und mit genügenden Heizvorrichtungen; 3) Verminderung der viel zu grossen Zahl der Aerzte und Verwendung der ersparten Gehaltbeträge zur Gewinnung von 1 oder 2 tüchtigen, an einer der Universitäten ausgebildeten Aerzten für jede Anstalt: 4) Anstellung eines hygienisch (namentlich in der Wohnungs- und Ernährungs- Hygiene) ausgebildeten Arztes in der Zentralverwaltung.

9. *Behandlung der Ausländer.* Die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit infolge der revidierten Verträge mit den Grossmächten und die Unterstellung sämtlicher Ausländer unter

die japanische Strafgewalt (seit Juli 1899) hat für die japanische Gefängnisverwaltung die Pflicht geschaffen, besondere Vorkehrungen für die Aufnahme der neu zu erwartenden Gäste zu treffen. Allerdings kamen auch vorher vereinzelt ausländische Gefangene in den japanischen Gefängnissen vor, nämlich Asiaten und Angehörige der europäischen Staaten, welche (wie Griechenland, die Türkei, Serbien, Rumänien, Bulgarien) das Recht der Konsulargerichtsbarkeit nicht hatten oder (wie Portugal) es nicht ausübten. Aber die Zahl derartiger Gefangener war so gering, dass für sie besondere Vorkehrungen kaum erforderlich waren. Dagegen war man bei Abschluss der revidierten Verträge darüber einig, dass Japan für eine den europäischen Anschauungen im wesentlichen entsprechende Unterbringung und Behandlung der ausländischen Gefangenen Sorge tragen müsse. Denn die mechanische Gleichstellung dieser Personen mit den Inländern in Bezug auf Unterbringung, Lagerung und Beköstigung würde wegen der abweichenden Lebensgewohnheiten eine ungerechtfertigte Härte enthalten. Die japanische Gefängnisverwaltung hat auch diese ihre Verpflichtung von vorneherein anerkannt und hat sofort die nötigen Schritte gethan, um sie zu erfüllen. Zunächst sind in allen Gefängnissen, in denen ein Zuzug von ausländischen Gefangenen zu erwarten steht, besondere Einzelzellen für Ausländer gebaut, die für Inländer nicht verwendet werden. Solche Zellen sind jetzt im ganzen 314 vorhanden, nämlich 2 in Kajibashi (Tokio), 11 in Kyoto, 42 in Osaka, 13 in Negishi bei Yokohama, 31 in Kobe, 15 in Nagasaki, 15 in Niigata, 2 in Saitama, 4 in Gumma, 3 in Chiba, 6 in Ibaraki, 4 in Tochigi, 6 in Nara, 8 in Miye, 6 in Shizuoka, 4 in Yamanashi, 3 in Shiga, 6 in Gifu, 2 in Sendai, 2 in Akita, 6 in Fukui, 2 in Ishikawa, 5 in Toyama, 6 in Tottori, 12 in Shimane, 16 in Okayama, 4 in Hiroshima, 4 in Yamaguchi, 14 in Wakayama, 5 in Tokushima, 8 in Kagawa, 10 in Fukuoka, 6 in Saga, 5 in Okinawa, 7 in Hakodate, 16 in Miike-Shujikan bei Omuta. Ausserdem werden in Nagoya, Sugamo, Tokio und Sendai-Shujikan alle Einzelzellen zugleich als Zellen für Ausländer benutzt. Sie sind hinreichend gross, ähnlich wie die Zellen der deutschen Gefängnisse eingerichtet, enthalten ein hölzernes Bett, Tisch und Stuhl, ein genügend grosses Fenster. Besonders zweckmässig sind die Zellen in Tsu, wo das Kloset in einem besonderen

kleinen Nebenraume angebracht ist. Heizeinrichtungen enthalten die Zellen allerdings im allgemeinen nicht; bei grosser Kälte bekommen die Gefangenen „yutampo," Gefässe mit heissem Wasser. Die Zellen dienen als Schlaf- und als Arbeitsräume. Die Gefangenen erhalten, wenn sie nicht ihre Kleider behalten, von der Verwaltung europäische Kleidung geliefert. Die Beköstigung ist ebenfalls europäisch, mit Gemüse, Fisch und Fleisch. Täglich ist mindestens 1 Stunde Bewegung im Freien gestattet. Arbeitsfrei sind sowohl die japanischen Festtage wie die kirchlichen Feiertage der Konfession des Gefängenen. Mindestens alle 5 Tage im Sommer und alle 10 Tage im Winter wird ein heisses Einzelbad gewährt. In jedem Gefängnisse sind einer oder mehrere Beamte, die etwas englisch sprechen; an einzelnen Anstalten (z. B. Nagasaki, Negishi, Hiogo-Kobe, Niigata) sind ausserdem besondere Dolmetscher angestellt. Der Zuspruch eines Geistlichen seiner Konfession wird keinem Gefangenen versagt.

Die Gesamtzahl der in die japanischen Gefängnisse aufgenommenen Ausländer betrug 1899: 21 Strafgefangene und 40 Untersuchungsgefangene (meist Chinesen, weibliche Gefangene waren nicht dabei).

Es spricht für die Zweckmässigkeit der getroffenen Einrichtungen, dass gegen die Behandlung der Ausländer in den Gefängnissen Klagen bislang nicht bekannt geworden sind. Die laut gewordenen Beschwerden bezogen sich ausschliesslich auf gewisse Eigenheiten des gerichtlichen Verfahrens und die, vielfach übrigens auf bindenden Vorschriften des Strafgesetzbuches beruhende, Höhe der Strafen. Man kann also sagen, dass, soweit die Gefängnisverwaltung in Betracht kommt, der Uebergang in die neuen Verhältnisse sich glatt und ohne Schwierigkeiten vollzogen hat.

§. 8. Die Fürsorge für entlassene Gefangene.

Der staatliche und private Schutz der wirtschaftlich und moralisch Schwächeren befindet sich in Japan noch im Anfangsstadium. Solange Japan noch ein abgeschlossener Staat mit vorwiegend Landwirtschaft treibender Bevölkerung war, konnte man die Fürsorge für Arme, Kranke, Arbeitsunfähige oder aus anderen Gründen Hülfsbedürftige dem engen Familienverbande

überlassen, den das Sittengesetz und Herkommen zur Beistandleistung in weitestem Umfange verpflichteten. Erst mit der Erschliessung des Landes und dem sich allmählich vollziehenden Uebergange zum Industriestaate ergab sich die Notwendigkeit eines bewussten Eingreifens des Staates und der Gesellschaft. Die ersten Massnahmen zum Schutze entlassener Gefangener datieren aus dem Jahre 1888 und erfolgten unter energischer Beihülfe der Gefängnisverwaltung und ihrer Beamten, die sich auch jetzt noch lebhaft an den Bestrebungen der Vereine beteiligen. Augenblicklich giebt es 381 Schutzfürsorge-Vereine, durch die zahreiche entlassene Gefangene Unterstützung erhalten haben in der Form der Gewährung von Wohnung, Verschaffung von Arbeit, von baaren Unterstützungen. Besonders erwähnenswert ist das unter Leitung seines Gründers, des Herrn Hara stehende Heim für entlassene Strafgefangene in Tokio, das in den Jahren 1897–1900 über 400 Entlassene unterstützt und erfreuliche Erfolge aufzuweisen hat; die Entlassenen verdienen sich zum grössten Teil ihren Unterhalt selbst, sodass die Kosten des Asyls verhältnismässig gering sind.

§. 9. Ergebnisse der Strafvollstreckung in Japan.

Wenn man das Steigen oder Sinken der Kriminalitätsziffer zum Teil auf die Wirkungen der Strafvollstreckung zurückführen will, so muss man sagen, dass die Gefängnisverwaltung in Japan bessere Erfolge aufzuweisen hat, als in den meisten europäischen Ländern. Denn trotz konstanten Anwachsens der Bevölkerung (von 41,386,265 am 31 Dezember 1893 auf 46,008,264 am 1 Januar 1897) ist die absolute Zahl der Verurteilten gesunken, wenn auch nicht sehr erheblich; und diese Abnahme wird dadurch in ein besonders günstiges Licht gerückt, dass der Prozentsatz der Rückfälligen, der in Europa im Zunehmen begriffen ist, in Japan (mit 33,8 %) annähernd stationär geblieben ist während der Anteil der jugendlichen Verurteilten (unter 20 Jahren) absolut und prozentual gesunken ist. Auch die Zahl der durch Strafurteil zur Zwangserziehung untergebrachten Jugendlichen unter 16 Jahren und Taubstummen hat abgenommen. Die Zahlen ergeben sich aus der folgenden Uebersicht:

I. Gesamtzahl der Verurteilten.

Jahr	Erstmalig Bestrafte			Rückfällige			In Prozenten	
	Männer	Weiber	Summe	Männer	Weiber	Summe	Erstmalig Bestrafte	Rückfällige
1894	85669	11133	96802	46618	3088	49706	66.1	33.0
1895	76461	10091	86552	41613	2946	44559	66.0	34.0
1896	79941	9947	89888	40404	2433	42837	67.7	32.0
1897	81234	10539	91773	42640	2517	45157	67.0	33.0
1898	77502	10387	87889	40819	2477	43269	67.0	33.0
1899	85015	13085	98100	47831	5455	53286	64.1	35.3
1900	92043	14143	106185	49166	4884	54050	66.2	33.8

II. Zahl der jugendlichen Verurteilten unter 20 Jahren:

Jahr	Unter 16 Jahren		Von 16-20 Jahren		Summe		Auf 100 erwachsene Verurteilte kommen		Auf 100 überhaupt wegen Verbrechen und Vergehen Verurteilte entfallen	
	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen
1894	6169	990	15886	1922	22053	2912	21.9	27.6	17.9	21.7
1895	4928	804	14260	1817	19188	2621	20.9	26.8	17.3	21.1
1896	4519	768	14560	1687	19079	2455	20.0	25.9	16.7	20.6
1897	4350	759	14979	1811	19329	2570	19.6	25.2	16.4	20.3
1898	4411	747	14641	1673	19052	2420	20.4	24.2	16 9	19.5
1899	3109	468	10979	1285	14088	1753	19.5	20.1	16.3	20.0
1900	2750	455	10910	1214	13660	1669	18.9	25.1	15.9	20.1

III. Zur Zwangserziehung Verurteilte Minderjährige unter 16 Jahren und Taubstumme.

Jahr	Knaben deren Alter nicht ermittelt werden konnte	Unter 16 Jahren		Von 16-20 Jahren		Ueber 20 Jahre		Gesamtsummen		
		Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Summe
1894	2	927	77	8	2	29	1	966	80	1046
1895	—	668	71	8	—	15	3	691	74	675
1896	1	471	43	15	3	25	1	512	47	559
1897	3	429	65	7	—	27	3	466	68	534
1898	—	510	62	20	—	29	2	559	64	623
1899	—	357	33	13	2	15	—	385	35	420
1900	—	288	29	1	2	18	2	307	33	340

§. 10. Litteratur.

I. Amtliche Veröffentlichungen:

Résumé statistique de l' Empire du Japon. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amte. 15. Jahrgang, Tokio 1901.

Aperçu général du régime pénal appliqué au Japon in dem Bulletin du V.me Congrès Pénitentiaire International von 1895; Mélun 1895.

Rapport sur le système pénitentiaire du Japon, dem VI. Internationalen Gefängnis-Kongress zu Brüssel 1900 im Auftrage. der Japanischen Regierung überreicht von Ministerialrat Ogawa

Reglement der Gefängnisse des Japanischen Reiches (Gefängnis-Ordnung vom 12 Juli 1887 nebst Ausführungs-Bestimmungen) Deutsche Uebersetzung von Takeda, Blätter für Gefängniskunde, Band 30 S. 46.

II. Sonstige Litteratur:

Krauss: Das Straf- und Gefängniswesen in Japan. Blätter für Gefängniskunde, Band 30 S. 165.

Norman: The real Japan. Kap. 3: Japanese Justice.–3 Aufl. London 1893.

Rathgen: Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt. Leipzig 1891.

Zerstreute Notizen in der in Yokohama erscheinenden Zeitschrift The Japan Weekly Mail; z. B. Jahrgang 1898 S. 199, S. 235 (Japanese Prisons), S. 391, S. 531 (Prison Expenditures), S. 556 (Prisons in Japan), S. 651.

Anhang: Drei Gefängnispläne.

Die drei abgebildeten Pläne der Gefängnisse von Osaka, Negishi bei Yokohama und Sugamo bei Tokio sollen eine Uebersicht über die im gegenwärtigen japanischen Gefängnisbau vertretenen Typen geben.

I. Das Gefängnis zu *Osaka* ist in den Jahren 1875–78 gebaut, zur Aufnahme von Gefangenen aller Kategorieen mit Ausnahme der zu Zwangsarbeit verurteilten Männer bestimmt und mit einer Belegungsfähigkeit von etwa 3500 Köpfen das grösste japanische Gefängnis, wahrscheinlich eines der grössten Gefängnisse der Welt. Es besteht aus einer Kolonie von durchweg einstöckigen Holzbauten und zeigt auch im übrigen die karakteristischen Merkmale des älteren japanischen Gefängnisbaues, insbesondere die unübersichtliche Anordnung. Einzelzellen sind nur für Ausländer, und zwar 21, vorhanden; die Zahl der Beamten beträgt 447.

II. Das Gefängnis zu *Negishi* bei *Yokohama* dient den gleichen Zwecken, wie das zu Osaka, ist aber erst 1897–1898 errichtet und repräsentiert die moderne Bauart der zugleich als Untersuchungs- und Strafgefängnisse für Männer und Weiber sowie als Zwangserziehungsanstalten dienenden japanischen Lokalgefängnisse. Bessere Raumausnutzung, übersichtlichere Anordnung und die Verwendung von Ziegeln zu den durchweg ein-

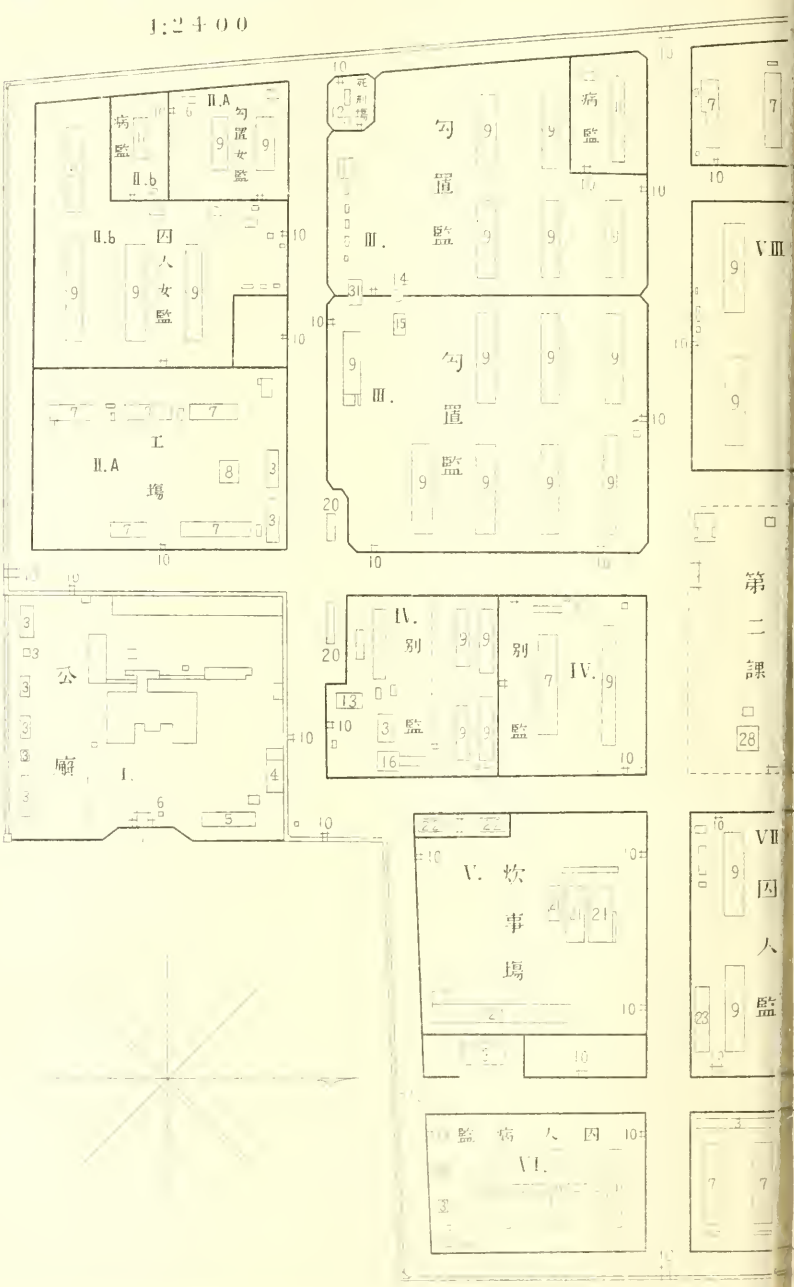
stöckigen Gebäuden bezeichnen die gegen früher gemachten Fortschritte. Die Belegungsfähigkeit beträgt 1800 Köpfe, die Zahl der Beamten 241; 320 Einzelzellen sind vorhanden.

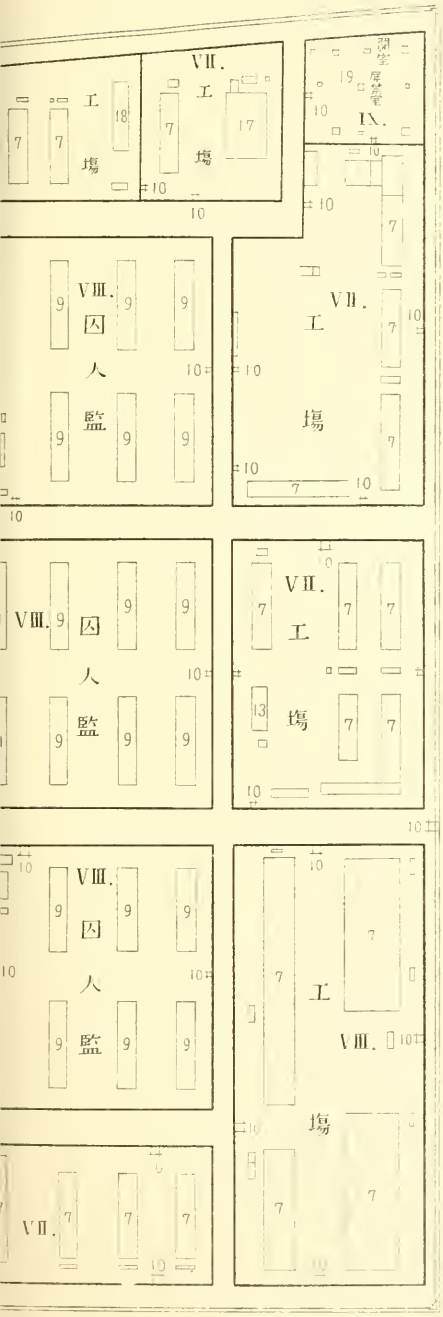
III. Das Gefängnis zu *Sugamo* bei *Tokio* giebt das Beispiel eines 1895 unter Berücksichtigung deutscher Vorbilder (Berlin–Moabit) erbauten Strafgefängnisses für 1000 männliche Gefangene. Von den neueren preussischen Anstalten unterscheidet es sich durch die Eingeschossigkeit aller Bauten (abgesehen von den, lediglich aus architektonischen Gründen turmartig gebauten Zentralhallen, No 2 des Planes) und durch die innere Ausstattung der Schlafzellen. Es sind 12 Einzelzellen vorhanden; die Zahl der Beamten beträgt 228.

I. Gefängnis in Osaka.

大阪府監獄署全圖

1:2400

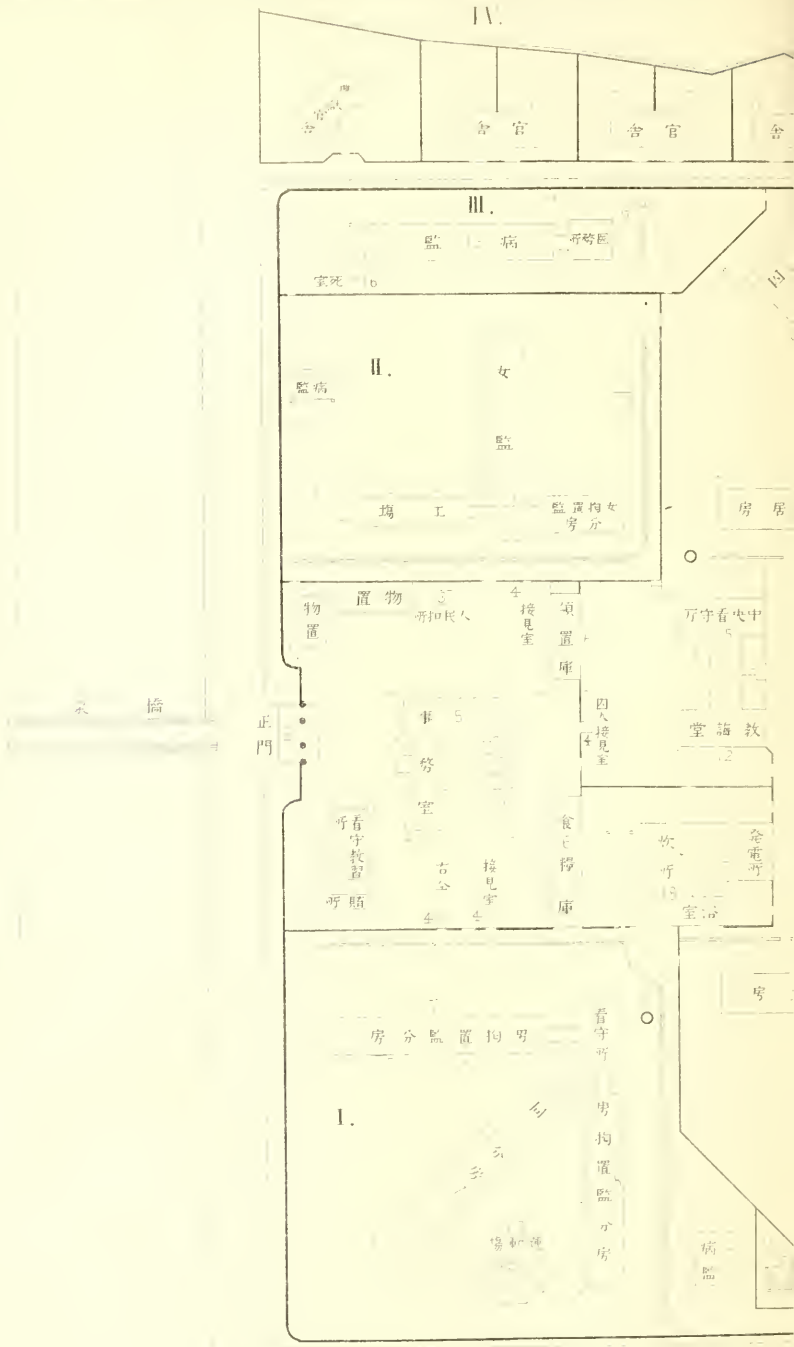




Erklärung der Zahlen:

I. Eingang und Verwaltungsgebäude.
II. Abteilung für weibliche Gefangene. a. Arbeitsbaracken. b. Strafzellen. c. Lazarett. d. Untersuchungsgefangene.
III. Untersuchungsgefängnis für Männer.
IV. Abteilung für jugendliche und für erwachsene Gefangene mit guter Führung.
V. Küche.
VI. Lazarett für männliche Strafgefangene.
VII. Arbeitsbaracken für Strafgefangene.
VIII. Schlafzellen für Strafgefangene
IX. Disziplinar-Zellen.

1. Thor.
2. Verwaltungsgebäude.
3. Magazine.
4. Raum für Verteidiger.
5. Warteraum für das Publikum.
6. Wachthaus (Aufseher-Posten).
7. Arbeitsbaracken.
8. Waschküche.
9. Schlafzellen.
10. Verbindungsthüren.
11. Krankenhaus.
12. Hinrichtungsplatz.
13. Erholungsraum für Beamte.
14. Raum zum Briefschreiben.
15. Raum für körperliche Untersuchung der Gefangenen.
16. Desinfektions-Apparat.
17. Kirche.
18. Schule.
19. Disziplinarzellen (für Dunkelarrest und einfachen Arrest).
20. Besuchs-Raum.
21. Küche.
22. Schuppen für Feuerung und Geräte.
23. Trockenraum.
24. Arzt-Zimmer.
25. Fechtsaal für Beamte.
26. Polizei-Abteilung.
27. Aufseher-Schule.
28. Feuerspritze.

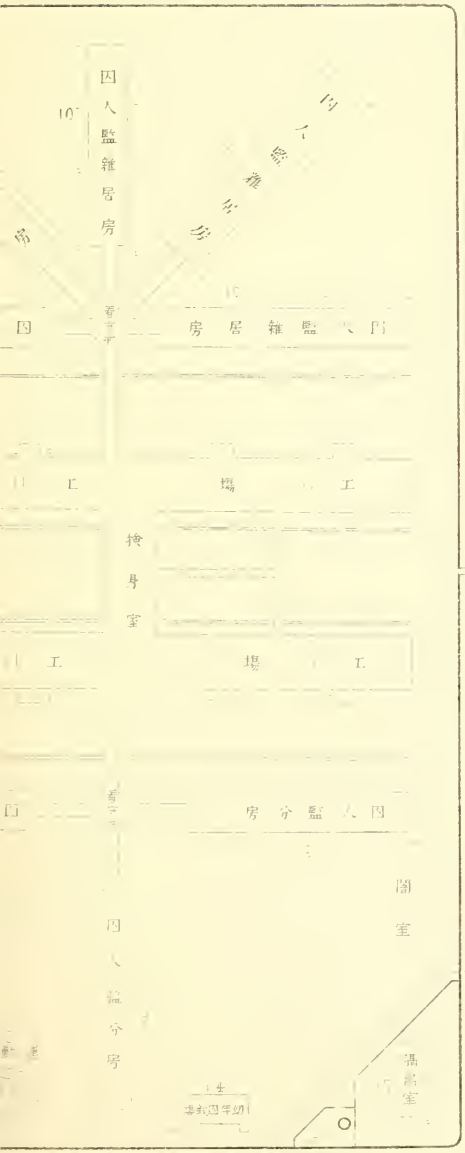


Crusen.—Das heutig

II. Gefängnis in Negishi bei Yokohama.

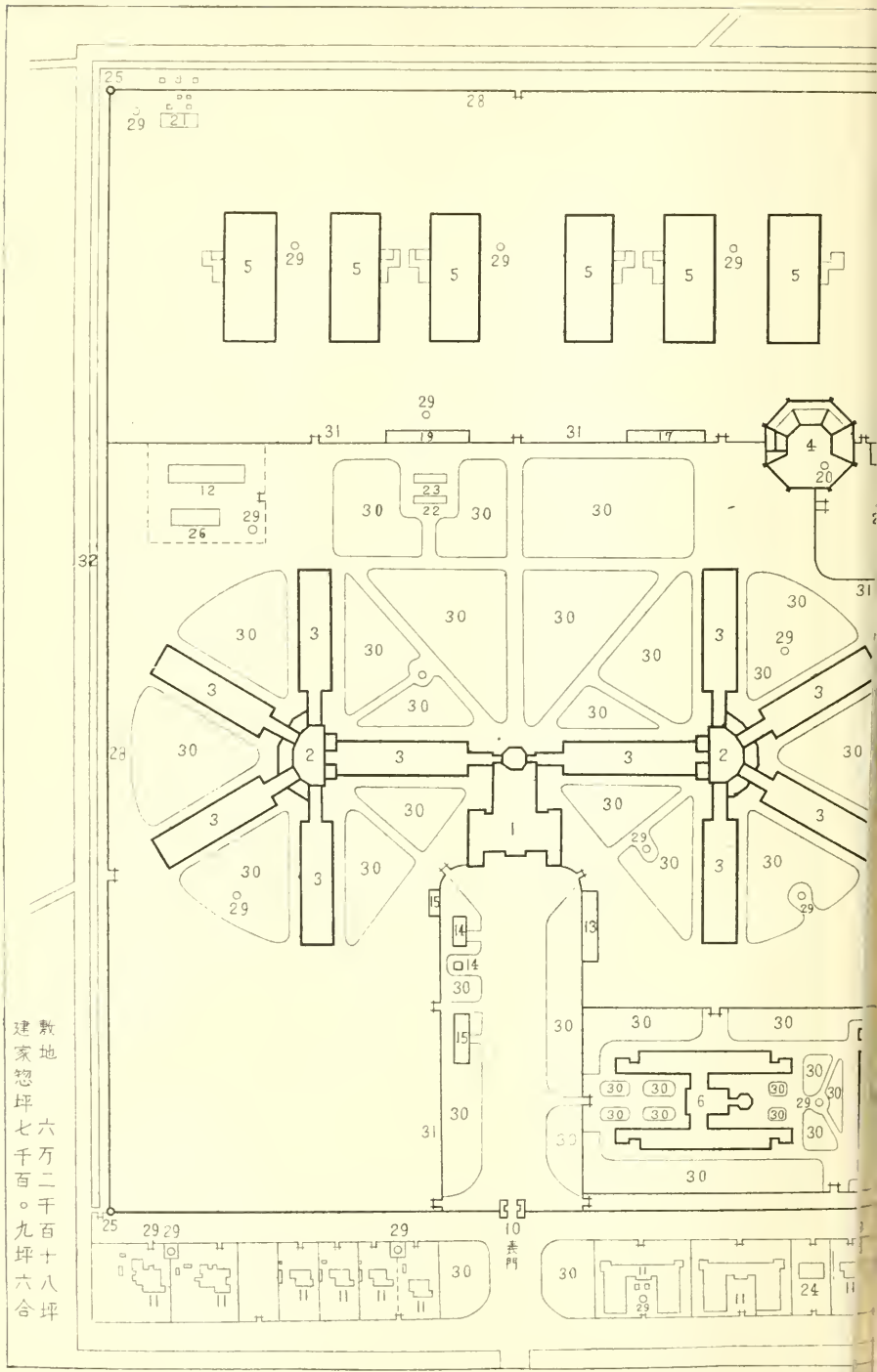
神奈川縣監獄署新築之圖

1:1800



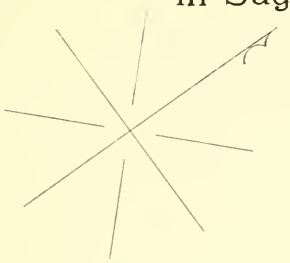
I. Männer-Untersuchungs-Gefängnis.
II. Weiber-Gefängnis.
III. Männer-Lazarett.
IV. Dienstwohnungen.

1. Brücke.
2. Hauptthor.
3. Wartezimmer.
4. Besuchszimmer.
5. Bureau-Räume.
6. Magazine.
7. Einzelzellen für Untersuchungs-Gefangene.
8. Gemeinschaftszellen für Untersuchungs-Gefangene.
9. Einzelzellen für Strafgefangene.
10. Gemeinschaftszellen für Strafgefangene.
11. Arbeitsbaracken.
12. Kirche.
13. Spazierhöfe.
14. Schule.
15. Lazarett.
16. Leichenraum.
17. Lazarett für ansteckende Krankheiten.
18. Küche.



Crusen.—Das heuti

III. Strafgefängnis für Männer in Sugamo bei Tokio.



東京巣鴨監獄署
新築之圖
1:3000

番号	名称	建坪	
1	事務所及廊下	三三八坪四七五	Eingang und Bureau-Räume.
2	中央看守所	三一三坪二三二	Zentralhalle mit Aufseher-Posten.
3	已決監	二〇七四坪四一	Zellenflügel.
4	炊所及浴場	二六〇坪三三三	Küche und Bad.
5	服役場及厠	二三八二坪〇〇〇	Arbeitsbaracken.
6	病監及医務所	三六六坪八〇〇	Lazarett.
7	傳染病室	六七坪五〇〇	Lazarett für Infektionskrankheiten.
8	屍室	四坪〇〇〇	Leichenraum.
9	薫蒸室	五坪〇〇〇	Desinfektionsapparat.
10	表門	一六坪〇〇〇	Haupt-Thor.
11	官舎及合宿	五四〇坪七五〇	Dienstwohnungen.
12	別房	八〇坪〇〇〇	Haftraum für die zur Polizeiaufsicht Verurteilten.
13	領置品倉庫	一四四坪〇〇〇	Magazine.
14	控所及厠	二七坪〇〇〇	Wartezimmer.
15	製品物置	四八坪〇〇〇	Magazin.
16	ポンプ置場	一八坪〇〇〇	Feuerspritze.
17	倉庫	九六坪〇〇〇	Magazin.
18	洗濯場	一二坪〇〇〇	Waschküche.
19	物置	一四四坪〇〇〇	Magazin. (Schuppen).
20	掃溜場	二四坪〇〇〇	Kehricht-Platz.
21	便器置場	二四坪〇〇〇	Geräte für die Latrinenabfuhr.
22	闇室	二坪〇〇〇	Disziplinarzellen für Dunkelarrest.
23	獨居室	三二坪〇〇〇	Disziplinarzellen für einfachen Arrest.
24	會議所	二八坪〇〇〇	Sitzungszimmer.
25	高見張	三坪六〇〇	Wacht-Türme.
26	別房服役場	四八坪〇〇〇	Arbeitsbaracken für Polizeiaufsicht-Gefangene.
27	野厠	一〇坪五〇〇	Abort.
28	煉化塀	九〇四間〇〇	Mauer.
29	井戸	一八所	Brunnen.
30	芝植付地	五〇〇坪	Rasenplatz.
31	中仕切塀	五一九間五〇	Mauer.
32	外囲空壕	七二三間〇〇	Graben.

DER TABAK, SEIN BAU UND SEINE WEITERE BEHANDLUNG IN JAPAN.

Von Dr. Max Lehmann.

Um die Zeit, als das Christentum von den Portugiesen in Japan eingeführt wurde, wurde hier auch der Genuss des Tabaks bekannt, und zwar zuerst auf der Insel Kiushiu. Von der Kultivierung der Tabakspflanze findet sich jedoch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, also etwa 50 Jahr später, in der Litteratur keine Erwähnung.

Um das Jahr 1596 wurde zum ersten Mal Tabaksamen importiert und in der Umgegend der Stadt Ibusuki im südlichsten Teil der Provinz Satsuma ausgesät. Diese Gegend ist bis auf den heutigen Tag wegen der Güte ihres Tabaks in ganz Japan berühmt geblieben. Der damalige Gouverneur von Satsuma, ein Fürst Shimatsu, schenkte von diesem Samen dem Hof in Kioto, die Pflanzen wurden auf dem Hanayama, einem Berg in der Provinz Yamashiro, gebaut und empfingen daher den Namen Hanayama-Tabak. Dies war das zweite Centrum, von dem aus sich der Tabakbau über die benachbarten Städte und Provinzen verbreitete.

Dann soll im Jahr 1605 Tabaksamen von einem fremden Schiff nach Japan gebracht und zuerst in Sakura-baba in Nagasaki ausgesät worden sein. Von dort soll ein buddhistischer Priester aus Shinano Samen nach seiner Heimat und der Provinz Kai geschickt haben, worauf die Kultur des Tabaks sich bald über den ganzen östlichen Teil Japans ausdehnte.

Genau wie in den europäischen Ländern, so sind auch in Japan im Anfang alle Mittel des Gesetzes gegen die Verbreitung des Tabaksgenusses in Anwendung gebracht worden, und mit genau demselben Miserfolg wie anderwärts. Im Jahr 1607 wurde zunächst nur der Genuss des Tabaks als gesundheitsschädlich verboten, 1609 auch der Anbau. Als eine Wiederholung dieses

Verbots im Jahr 1611 immer noch keinen Erfolg hatte, ordnete der Shogun von Japan, der Fürst Tokugawa Hidetada, 1612 strengere Massregeln an. Jeder, der Tabak verkaufte, sollte sein ganzes Vermögen an den verlieren, der ihn angab, wer ein mit Tabak beladenes Pferd auf der Strasse anhielte, sollte mit Pferd und Ladung belohnt werden, und Tabak sollte nirgendwo in Japan mehr angebaut werden. Trotzalledem verbreitete sich das Tabakrauchen immer mehr, z. B. rauchten 1615 sogar die Offiziere des Shogun von Yedo, und deshalb wurde ein strenger Befehl herausgegeben, dass ein jeder Offizier, der Tabak genösse, mit Einziehung seines Vermögens bestraft werden sollte. 1616 ging man so weit, auf Bau und Verkauf von Tabak Gefängnisstrafe zu setzen. Ausserdem sollten von jedem Bauern des Ortes, in dem das Vergehen begangen wäre, 1 Sen, vom Ortsvorsteher 50 Sen zur Strafe erhoben werden.

Auf die vielen Gesetze, die später noch in dieser Richtung erlassen wurden, will ich nicht eingehen. So streng sie auch waren, niemand gehorchte ihnen. Schon damals ergab sich fast jeder dem Tabaksgenuss, und selbst im Palast des Mikado rauchten viele, wie es durch ein Gedicht des Kaisers jener Zeit bewiesen wird.

Infolgedessen wurden die Gesetze immer milder, und bald war nur noch das Bauen von Tabak auf Reisfeldern und in Gemüsegärten verboten. Nur ab und zu, in langen Zwischenräumen, sind dann noch Gesetze über den Tabak herausgekommen. So wurde 1693 den Bedienten verboten zu rauchen, wenn sie auf ihre einen Besuch machende Herrschaft warteten. 1695 wurde angeordnet, die Polizei sollte die Strafsen bei Tag und Nacht absuchen und jeden, der dort rauchte, festnehmen. Später wurden die Verordnungen noch kleinlicher, wie jene vom Jahr 1789, die Tabakspfeifen mit Gold, Silber oder Messing zu verzieren verbot, bis sie schliesslich ganz verschwanden. Erst ganz neuerdings ist wieder ein solches Gesetz gegeben worden, das vom Jahr 1900, das sich gegen den Tabaksgenuss der Jugend richtet. So löblich dieses Gesetz ist, scheint es leider auch so ziemlich das Schicksal seiner Vorgänger zu teilen.

Obgleich der Tabak eine Tropenpflanze ist, besitzt er doch ein grosses Akklimatisationsvermögen und kann deshalb noch in ziemlich nördlich gelegenen Ländern, so z. B. in Schweden, gebaut werden. Der grösste Teil Japans bietet daher dem Tabak die geeigneten klimatischen Bedingungen. Allerdings ist es nötig,

eine Art Kunstgriff anzuwenden, um den Tabak in den gemässigten Zonen zur Reife zu bringen. Man muss, wie man es auch z. B. mit dem Reis macht, den Tabak bis zu einem gewissen Punkt der Entwicklung im Saatbeet ziehen und dann erst auf den offenen Acker umpflanzen. Dies ist nötig, weil der Tabak zu seiner vollen Entwicklung bis zur Reife 5–6 Monate gebraucht und während dieser Zeit vor nichts mehr, als vor Frost bewahrt werden muss. Daher wird auch für die Saatbeete eine womöglich etwas nach Süden geneigte und vor Winden recht geschützte Lage ausgewählt. Lässt man die Pflänzchen nun 1 $^1/_2$–2 Monate, unter Umständen auch noch länger, in diesen Saatbeeten, in denen man sie auch noch durch zweckmässige Bedeckung leicht vor Frost schützen kann, so genügt auch eine frostfreie Zeit von 4 Monaten. Im Allgemeinen steht der Tabak in Japan etwa 100 Tage auf dem Felde.

Dem Saatbeet wird grosse Fürsorge gewidmet. An einer Stelle mit den eben erwähnten Eigenschaften, also nach Süden geneigt und vor Winden recht geschützt, wird der Boden 7–8″ tief sorgfältig umgegraben. Häufig hebt man den Boden etwa 10″ tief vollständig heraus, kleidet die so entstandene Grube mit Stroh- oder Schilfmatten aus und füllt den Boden, nachdem man ihn mit Dünger gemischt hat, wieder hinein. Diese Auskleidung mit Matten bezweckt wohl zweierlei. Erstens mag sich das Saatbeet dadurch etwas wärmer halten und zweitens werden tierische Schädlinge, die von unten eindringen könnten, abgehalten. Das Saatbeet wird in einer Breite von 3–5′ und einer Länge von 30–180′ hergestellt. Zur Düngung wendet man an: gut zersetzten Stalldünger, Fäkalien, Holzasche, zuweilen auch Rapskuchen, diesen aber nur mit grosser Vorsicht, weil er bei seiner Zersetzung leicht schädigend auf die jungen Pflänzchen einwirken könnte. Der Dünger wird mit Erde vermischt, auf das Saatbeet gestreut und flach untergebracht. Die Düngermengen sind in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. In Gegenden, die durch ihren Tabak berühmt geworden sind, giebt man pro Tsubo (3 $^1/_3$ qm) etwa:

24 kg Stalldünger,
36 kg Oelkuchen,
1.4 kg Strohasche,
16.5 kg Fäkalien.

An manchen Orten wird nicht die ganze Menge des Düngers gleich vor der Aussaat gegeben, sondern es wird auch eine

Kopfdüngung angewandt. In dem durch seinen Tabak weitberühmten Kokubu (Prov. Satsuma) z. B. ist sogar eine zweimalige Kopfdüngung gebräuchlich. Hier wendet man auch die in Amerika sehr beliebte Methode an, das Saatbeet vor dem Umgraben abzubrennen, d. h. Holz, Gras u. dergl. darauf aufzuhäufen und dann anzuzünden. Dadurch werden natürlich alle Schädlinge, die sich nicht zu tief im Boden befinden, vernichtet.

Die Aussaat nimmt man je nach der geographischen und der Höhenlage zu verschiedenen Zeiten vor, im Süden im Oktober oder November, weiter nördlich im Februar, in der Breite von Tokio im März oder Anfang April und in nördlicheren oder besonders kalt gelegenen Gegenden sogar erst Anfang Mai. Der Grund dieser so verschiedenen Aussaatszeit ist hauptsächlich die grosse Empfindlichkeit des Tabaks gegen Frost. In den Gegenden, in denen den Winter über nur 20–30 mal ein leichter Nachtfrost eintritt, lässt sich das Saatbeet natürlich leicht schützen. Anderwärts muss man die Hauptfrostzeit vorübergehen lassen, ehe man aussät.

Das Saatquantum beträgt etwa 1g pro 1qm, der Samen wird breitwürfig ausgesät und, damit man sehen kann, ob man ihn auch gleichmässig über das Saatbeet verteilt, vorher mit Asche oder Shirasu (Seesand) gemischt. Stehen die Pflanzen später auf dem Beet zu dicht, so werden, wenn sie 2–3″ lang sind, so viel herausgezogen, dass die übrigen in Zwischenräumen von etwa 1″ stehen. Natürlich wählt man zum Herausziehen die schwächsten Pflanzen. Mancherorts entfernt man auch diejenigen Pflanzen, die zuerst keimen. Die Insekten werden stets sorgfältig abgelesen, vom Unkraut hält man die Beete frei und sucht sie auch vor Maulwürfen möglichst zu bewahren. Auf 1ha Tabaksacker rechnet man 70–130 qm Saatbeet.

Die Zeit des Verpflanzens auf den Acker richtet sich ebenso nach dem Klima, wie die Zeit der Aussaat. Während man in warmen Gegenden das Verpflanzen schon im April vornimmt, muss man in kälteren damit bis Anfang Juni oder sogar Anfang Juli warten. Gewöhnlich verpflanzt man nicht vor dem letzten bisher in der betreffenden Gegend beobachteten Frosttermin. In der Provinz Kagoshima z. B. ist dieser Termin der 29. März; dort wird Anfang April mit dem Verpflanzen begonnen. Um diese Zeit haben die Pflänzchen 5–6 Blätter, von denen die grössten 3–4″ lang sind.

Der Tabak wird in Japan meistens im Wechsel mit Weizen

oder Gerste, zuweilen, und zwar in den nördlichen Gegenden, auch mit Raps oder Soyabohnen angebaut. In dem berühmten Tabaksort Kokubu ist die Fruchtfolge:

1. Jahr: Awa, Soyabohne, Gerste;
2. Jahr: Tabak.

In Izumi, gleichfalls in der Provinz Satsuma gelegen, baut man:

1. Jahr: Tabak, Awa, Gerste;
2. Jahr: Awa oder süsse Kartoffel, Gerste, Tabak; oder
1. Jahr: Tabak, Roggen,
2. Jahr: Soyabohne, Gerste,
3. Jahr: Awa, Gerste, Tabak.

Früher hat man dort die Fruchtfolge noch mehr variiert, verschiedene Pflanzen wie Rettig, Eierpflanze u. s. w. dürfen aber seit einiger Zeit auf Befehl der Regierung nicht mehr im Wechsel mit Tabak gebaut werden, weil sie für einige Tabakskrankheiten empfindlich sind und dadurch eine dauernde Infektion des Bodens verursachen. In die Liste dieser verbotenen Pflanzen soll jetzt auch noch die süsse Kartoffel aufgenommen werden. In der Provinz Satsuma hat man bisher Tabak zuweilen auch auf Reisfeldern gebaut, doch auch das soll von jetzt an verboten werden, weil dieser Tabak sehr schnell an Güte verliert.

Man pflanzt den Tabak entweder noch, bevor das Getreide geerntet ist, zwischen die Reihen desselben, oder auch erst nach der Ernte des Getreides. Im letzteren Falle ackert man das Feld sofort nach der Ernte des Getreides um und zieht etwa 3′ breite Dämme, auf die der Tabak gepflanztwird. Im Allgemeinen pflanzt man hier ziemlich dicht, die Reihen liegen im Durchschnitt nicht ganz 1 m auseinander, der Abstand der Pflanzen von einander in den Reihen beträgt durchschnittlich 40 cm. Das macht pro Tan ($^1/_{10}$ ha) über 3000 Pflanzen. Ist der Boden lehmig, so wird die Entfernung der Reihen von einander verringert, ist er sandig, so wird sie vergrössert. In manchen Gegenden stehen 4, 6, 10000, ja sogar bis zu 12000 Pflanzen auf einem Tan. Zum Vergleich will ich anführen, dass man in der Pfalz 3–4000, in Ungarn nur 1500 Pflanzen auf 1 Tan bringt. Die Reihen werden, wenn es möglich ist, in der Richtung von Norden nach Süden angelegt.

Als Düngemittel für Tabak werden in Japan verwendet: Fäkalien, Stalldünger, Rapskuchen, Reiskleie, Soyabohnenkuchen, Fischguano, Holzasche, Strohasche, Knochenmehl u. dergl. und

Gründünger in Gestalt von Gräsern oder Blättern. Obgleich man mit dem Fischguano und der Reiskleie keine guten Erfahrungen gemacht hat, da der erstere stark beeinträchtigend auf die Qualität des Tabaks wirkt, die letztere leicht die Pflanzen schädigt, hat man die Anwendung dieser beiden Düngemittel immer noch nicht ganz aufgegeben. Ganz besonders hoch ist in Japan der Rapskuchen als Düngemittel für Tabak geschätzt; nur steht der allgemeinen Anwendung desselben seine Kostspieligkeit im Wege. Man ist daher seit einiger Zeit mit Versuchen darüber beschäftigt, ob nicht der Soyabohnenkuchen, der ausserordentlich billig ist, bei geeigneter Behandlung den Rapskuchen ersetzen kann.

Die Fäkalien werden in verhältnismässig grossen Mengen angewendet, merkwürdigerweise ohne üble Einwirkung auf den Tabak. In Deutschland hat man nämlich im Lauf der Zeit erkannt, dass die Anwendung von Fäkalien als Dünger die Glimmfähigkeit des Tabaks stark herabsetzt, wie man glaubt, infolge des hohen Gehalts der Fäkalien an Kochsalz. Obgleich nun die Fäkalien der Japaner nach den Analysen von Kellner noch mehr Kochsalz enthalten, als die der Europäer, hat doch der japanische Tabak, trotzdem er stark mit Fäkalien gedüngt wird, im Allgemeinen eine recht gute Glimmfähigkeit, wahrscheinlich wegen der ausserordentlichen Dünne der Blätter.

Wenn man auch nicht mit genauen Zahlen angeben kann, wieviel von den drei Hauptnährstoffen Stickstoff, Phosphorsäure und Kali der japanische Landwirt seinem Acker für eine Bestellung mit Tabak zuführt, weil er bis jetzt seine Düngemittel noch nicht hat chemisch untersuchen lassen, so kann man doch mit gutem Gewissen sagen, dass weitaus die meisten Landwirte in Japan viel zu schwach düngen.

Die Normaldüngung nach dem Urteil der japanischen Sachverständigen ist pro Tan ($^1/_{10}$ ha):

15 kg Stickstoff, 7.5 kg Phosphorsäure, 15 kg Kali. Nun giebt es allerdings Ortschaften, die diese Düngermenge anwenden, oder sogar noch weit überschreiten, z. B.:

Kawaimura, Nomigori, Provinz Kaga } 32 kg Stickstoff, 29 kg Phosphorsäure, 54 kg Kali,

Kokubu, Provinz Satsuma: 25 kg Stickstoff, 11 kg Phosphorsäure, 14 kg Kali.

Das sind aber Ausnahmen. Die meisten Bauern sparen am Dünger, und ein Beispiel für besonders schwache Düngung ist:

Yamashirodani, Provinz Awa, Shikoku. } 5.7 kg Stickstoff, 1.5 kg Phosphorsäure, 3 kg Kali.

Die Zahlen, die ich soeben angeführt habe, sind nur schätzungsweise gewonnene Werte, und wenn sie auch der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen werden, so sind sie doch nicht ganz genau. Deshalb will ich jetzt noch an einigen Orten gebräuchliche Düngemethoden nach der Menge der dort gegebenen Düngemittel anführen.

1. Gegenden mit schlechtem Tabak wie Miharu, Okayama u. s. w.
   26 Ctr. Kompost oder Stalldünger, 7 Ctr. Fäkalien.
   In diesen Gegenden lässt gewöhnlich auch die Behandlung des Komposts und des Stalldüngers zu wünschen übrig.
2. Gegenden mit besserem Tabak, wie Hadano, Ota u. s. w.
   15 Ctr. Kompost oder Stalldünger, 2.5-6 Ctr. Rapskuchen.
   Ein Teil des Rapskuchens wird als Kopfdüngung gegeben.
3. Gegenden mit dem besten Tabak, das ist hauptsächlich die Provinz Satsuma. Hier führe ich die an den drei Haupttabaksorten der Provinz üblichen Düngungsarten an:

Ibusuki. 5.5 Ctr Rapskuchen, 6 Ctr Stalldünger, etwas Shochukuchen und Fäkalien.

Shochukuchen sind die Pressrückstände, die bei der Spiritusbrennerei der süssen Kartoffel gewonnen werden. Der dabei erhaltene Alkohol, Shochu genannt, ist ein in Satsuma sehr beliebtes Getränk, das stark nach Fuselöl (Amylalkohol) schmeckt.

Izumi. Vor dem Verpflanzen wird gegeben:
20 Ctr. Stalldünger, 1.3 Ctr Rapskuchen.
2–3 Wochen nach dem Verpflanzen:
10 Ctr Stalldünger, 1 Ctr Rapskuchen.
Wenn die Pflanzen etwa 20 cm hoch sind:
3 Ctr Rapskuchen
Dazu kommt noch etwas Shochukuchen und Fäkalien.

Kokubu. 5–7 Ctr Rapskuchen, 11–12 Ctr Stalldünger, etwas Shochukuchen und Fäkalien. Diese gesamte Menge wird in vier Abschnitten gegeben, und zwar:

1. Düngung (Shikingoye)–Rapskuchen und Stalldünger,
2. „ (Kakengoye)–verdünute Fäkalien,
3. „ (Hongoye)–Rapskuchen,
4. „ (Oingoye)–Rapskuchen und Stalldünger,

Alle angeführten Zahlen beziehen sich auf 1 Tan ($^1/_{10}$ ha).

Während der Entwicklung des Tabaks auf dem Felde wird der Acker zwei-oder dreimal gehackt und gejätet, was gewöhnlich mit einer schwachen Kopfdüngung verbunden wird. Der Vernichtung der tierischen und pflanzlichen Schädlinge des Tabaks müssen sich die Landwirte in Japan besonders eifrig befleissigen, weil einerseits Japan an derartigen Feinden der Pflanzenkultur sehr reich ist, andrerseits diese Schädlinge günstige Fortpflanzungsbedingungen finden, wenn Jahr für Jahr auf demselben Felde dieselben ihnen zusagenden Pflanzen gezogen werden, wie es im grössten Teil Japans geschieht.

Wenn die Pflanzen anfangen zu blühen, werden sie geköpft, d. h. die Spitze der Pflanze, ihr Blütenstand, wird abgeschnitten. Dies geschieht, um alle Kräfte und Säfte der Pflanze, die sonst für die Ausbildung der Samen beansprucht werden würden, ausschliesslich den Blättern zugute kommen zu lassen. Die Pflanzen natürlich, die für die Samengewinnung bestimmt sind, und dazu werden die hervorragendsten Exemplare ausgesucht, werden nicht geköpft. In den einzelnen Ortschaften gelten verschiedene Regeln über die rechte Zeit zum Köpfen. In Ibusuki z. B. köpft man, sobald die Knospe anfängt sich zu öffnen, das ist etwa $2\,^1/_2$ Monat nach dem Verpflanzen; in Izumi, wenn drei Knospen blühen; in Kokubu 60–70 Tage nach dem Verpflanzen; der Tabak ist dann 6′ hoch und hat 20–25 Blätter. Zuweilen stülpt man nach dem Köpfen eine Blüte über die Schnittfläche des Stengels, um sie vor Regen und dem dadurch eventuell verursachten Anfaulen zu schützen.

Kurze Zeit nach dem Köpfen beginnen sich an den Pflanzen Seitensprossen zu bilden. Auch diese werden entfernt, damit die Säfte der Pflanze auf die wenigen Blätter, vielleicht 14, 16–20 konzentriert werden; diese Massregel nennt man in Deutschland das Geizen des Tabaks, die Seitensprossen heissen Geizen. In manchen Ländern gewinnt man noch eine Geizenernte, indem man nach der Haupternte einen Seitenspross sich weiter entwickeln lässt. Wenn der so gewonnene Tabak auch nicht die Qualität der Haupternte erreicht, so erhöht sich doch der Ertrag des Ackers bei Anwendung dieser Methode beträchtlich. Allerdings wird sich nicht jedes Klima und jeder Boden dafür eignen, auch muss besonders stark gedüngt werden. In Japan hat man meines Wissens bis jetzt noch keine Versuche darüber angestellt.

Die Ernte des Tabaks findet, wie ich schon erwähnte,

meistens etwa 100 Tage nach dem Verpflanzen statt, d. h. die Haupternte, die Ernte der mittleren Blätter, die in Japan Nakaha oder Hompa genannt werden. Die unteren, in Deutschland Sandblätter, hier Doha genannten Blätter, ungefähr vier an der Zahl, werden etwas früher, sobald die Pflanzen ausgewachsen und diese Blätter gelb oder braun geworden sind, die oberen Blätter, „Tempa", etwas später geerntet. Natürlich erntet man aber die oberen Blätter gleichzeitig mit den mittleren, wenn man die Blätter noch am Pflanzenstock hängend trocknen will. Etwa 15% des japanischen Tabaks wird auf diese letztere Weise behandelt. Dass die Blätter reif sind, erkennt man daran, dass sie eine etwas hellere Farbe bekommen haben und halbdurchsichtig geworden sind. Uebrigens gehört viel Erfahrung dazu, den Reifezustand des Tabaks richtig beurteilen zu können. In Nordamerika heisst es, wenn ein Landwirt sich sagt: „So, jetzt ist der Tabak reif, und du kannst ernten", dann hätte er schon 8–14 Tage vorher mit der Ernte beginnen müssen. Die beste Qualität haben die mittleren Blätter, Nakaha oder Hompa, dann folgen die unteren, Doha, und am schlechtesten sind die oberen, Tempa, weil sie nicht ganz ausreifen. Die 16–18 Blätter der ganzen Pflanze verteilen sich auf die einzelnen Blattsorten etwa folgendermassen:

Doha – 3–4 Blätter,
Hompa – 9–10 „ ,
Tempa – 3–4 „ .

In Kokubu, wo man beim Köpfen bis zu 23 Blätter an der Pflanze stehen lässt, unterscheidet man noch eine vierte Blattsorte, Chuha genannt, und das sind die zwischen Doha und Hompa an der Pflanze stehenden Blätter. Hier erntet man:

Doha – 3–4 Blätter,
Chuha – 9–10 „ ,
Hompa – 3–4 „ ,
Tempa – 3–4 „ .

Dazu kommen noch die Seridashi, das sind Blätter, die zuerst als Chuha einsortiert, später aber nach dem Trocknen beim Glätten wieder ausgemustert worden sind. Die Tabaksernte beläuft sich in Kokubu pro Tan ($^1/_{10}$ ha) durchschnittlich auf:

Doha — 18 kg,
Chuha — 60 kg,

Hompa — 17 kg,
Tempa — 10 kg,
Seridashi und schlechte Blätter—15 kg,
zusammen also auf 120 kg trockne Blätter.

In Ibusuki erntet man im Durchschnitt etwas mehr, nämlich:

Doha — 15 kg,
Chuha — 71 kg,
Hompa — 19 kg,
Tempa — 23 kg,
schlechte Blätter — 22 kg,
insgesamt 150 kg.

Die Durchschnittsernte von ganz Japan beläuft sich auf 90–120 kg pro Tan.

Die Behandlung des Tabaks nach der Ernte ist im weitaus grössten Teile Japans bis jetzt noch sehr einfach. Gewöhnlich verfährt man so, dass man die einzelnen Blätter mit den Stielen an Strohseilen befestigt und diese Seile in einem Schuppen, häufig im oberen Teile des Wohnhauses, aufspannt. Sehr oft trocknet man die auf Seile aufgezogenen Blätter auch an von der Sonne beschienenen Mauern oder Zäunen. Zeigen die Blätter nach dem Trocknen noch grüne Stellen, so breitet man sie im Freien auf dem Boden aus und lässt sie 2–3 Tage dort liegen, wobei sie infolge der Durchfeuchtung mit dem Tau die gewünschte Farbe annehmen. In einzelnen Teilen Japans, namentlich im Westen, in der Provinz Okayama, ist die Witterung in den auf die Ernte folgenden Wochen sehr feucht, so dass es sehr schwierig wäre, den Tabak auf die eben beschriebene Weise schnell genug zu trocknen. Man ist daher dort gezwungen, die Blätter unter Anwendung von künstlicher Wärme zu trocknen, und thut dies in kleinen Schuppen von etwa 10–12m Breite, 5–6m Tiefe und 5–6m Höhe, die immer von mehreren Bauern gemeinschaftlich benutzt werden. Da die Holzkohle ein zu teures Feuerungsmaterial wäre, so benutzt man Holz zum Heizen, am liebsten Eichenholz, das in einer in der Mitte des Schuppens befindlichen offenen Grube verbrannt wird. Obgleich man, um eine zu starke Rauchentwicklung zu vermeiden, nur ganz trocknes Holz verwendet, so nimmt doch der so getrocknete Tabak einen eigentümlichen, kreosotartigen Geruch und Geschmack an, der aber in jener Gegend sehr geschätzt wird. Die Schuppen werden zwar etwas feuersicher gebaut und während des Trock-

nungsprozesses sehr sorgfältig überwacht, trotzdem aber kann man es nicht verhindern, dass sie ziemlich häufig in Flammen aufgehen, zum grossen Schaden ihrer armen Besitzer.

Ebenso wie schon auf dem Acker, so behandelt man den Tabak auch beim Trocknen in der Provinz Satsuma am allersorgfältigsten. Dort kommt sogar eine Art Fermentation in Anwendung. In Kokubu z. B. verfährt man folgendermassen: Die untersten 4 Blätter werden 20–30 Tage nach dem Köpfen abgebrochen und an Schnüren getrocknet. Etwa 10 Tage später werden die ganzen Pflanzen abgeschnitten, mit Matten bedeckt und nach dem Schuppen gebracht, wo sie mit den Spitzen nach unten so aufgehängt werden, dass zwischen den einzelnen Pflanzen ein Abstand von 6–9 cm verbleibt. Ist das Wetter feucht, so wird ein schwaches Feuer von Eichenholz unterhalten, und die Läden werden geschlossen, bei trocknem Wetter wird das Feuer ausgelöscht, und die Läden werden geöffnet. Die Ernte von einem Tan wird in zwei Partien getrocknet. Die Trockenschuppen gehören gewöhnlich Handwerkern oder Bauern, die keinen Tabak bauen, und werden von ihnen an die Tabakpflanzer vermietet. Nach ungefähr drei Wochen ist der Tabak trocken, die Blätter werden vom Stamm abgebrochen, indem man am unteren Ende anfängt, sofort nach den vier Klassen Doha, Chuha, Hompa, Tempa sortiert und in Bündel von je ca. 100 Blättern gepackt. Diese Bündel werden mit den Stielen nach oben in flache Körbe, Bara genannt, gelegt und so der Sonne ausgesetzt. Nach einem Tag werden die Bündel umgepackt und noch einen Tag mit den Blätterspitzen nach oben gesonnt. Nun sind die Blätter so weit, dass sie aufgespeichert werden können, bis Zeit vorhanden ist sie zu glätten. Sie werden zu je 20 Bündeln in Säcke gesteckt und auf einem Gestell unter dem Dach des Hauses gelagert. Vor dem Glätten werden dann die Säcke zunächst mit den Blattstielen nach unten auf den Erdboden gelegt, damit die Blätter soviel Feuchtigkeit aufsaugen, dass sie ohne Beschädigung aus den Säcken herausgenommen werden können. Nun werden die Blätter im Hof ausgebreitet und, wenn sie vom Nachttau völlig durchfeuchtet worden sind, mit Matten bedeckt. Darauf können sie geglättet werden. Hat der Arbeiter 600–700 Blätter glatt gestrichen und über einander gelegt, so setzt er sich darauf, um das Packet etwas zusammenzupressen. Ist dies geschehen, so wird der Tabak in Säcken zu Haufen von 75–95 cm Höhe aufgeschichtet und der Gährung

überlassen, während der er zwei- bis dreimal umgepackt wird. Wenn die Temperatur des Tabaks konstant bleibt, ist er verkaufsfertig.

In Izumi ist das Verfahren ähnlich. Die Pflanzen werden mittelst eines Holzpflockes, der in das untere Ende des Stammes getrieben wird, an Latten oder Seilen im Trockenschuppen aufgehängt und vier bis fünf Tage der Abwelkung überlassen. Ist nach Ablauf dieser Zeit das Wetter feucht, so werden die Läden geschlossen und dann Feuer von Eichenholz unterhalten. Die Schuppen sind 5.6m breit und 4.5m tief und enthalten je drei Feuerstellen in Gestalt von quadratischen flachen Gruben von 91cm Seitenlänge. Während des Trocknens, das drei bis vier Wochen in Anspruch nimmt, werden die Pflanzen zwei bis dreimal umgehängt und täglich öfter durchgemustert, wobei etwa vorgefundene faule Blätter entfernt werden. Wenn dann die Blätter vollständig trocken sind, werden sie vom Stamm abgebrochen, durch Nachttau etwas angefeuchtet und geglättet. 25 Blätter kommen in ein Bündel, 12 Bündel bilden ein Packet (shitoshiri) und 60 kg solcher Packete werden zu einem Haufen von 45–52 cm Länge und Breite und 55–60cm Höhe aufgebaut und mit einer Decke bedeckt. Ist die Temperatur des Haufens infolge der nun einsetzenden Fermentation nach vier bis sieben Tagen auf ungefähr 40° C. gestiegen, so wird der Haufen umgebaut, und dies geschieht zwei bis drei mal, bis die Temperatur nicht mehr zunimmt. Bevor das Tabakmonopol von der Regierung eingeführt worden war, unterwarf man in manchen Gegenden Japans den Tabak noch einer Art Nachfermentation im Sommer nach der Ernte. Man sonnte ihn im Mai oder Juni eine kurze Zeit lang (drei bis vier Stunden), verpackte ihn dann wieder wie vorher und liess ihn noch zwei Monat lagern. Jetzt hat man diese Behandlungsweise aber wohl aufgegeben, weil die Regierung nur in Ausnahmefällen gestattet, dass ein Pflanzer seinen Tabak bis in den Sommer des auf die Ernte folgenden Jahres hinein behält.

Im Allgemeinen passen sich die japanischen Tabakpflanzer, so weit es angeht, den in ihrer Gegend herrschenden Witterungsverhältnissen an, natürlich aber müssen sie sich hauptsächlich darnach richten, welche Geldmittel ihnen zur Verfügung stehen, und diese sind ja gewöhnlich leider recht knapp.

Durch den Trocknungsprozess verliert der Tabak durchschnittlich 20–30% seines Gewichts im frischen Zustand.

Fast der ganze in Japan produzierte Tabak wird fein geschnitten und aus der Pfeife geraucht, oder zu Cigaretten verarbeitet. Cigarren werden nicht fabriziert, bis auf einige wenige in Satsuma wohl mehr als Kuriosität hergestellte. Exportiert ist bis jetzt nur wenig worden, hauptsächlich nach England. Es wurde Tabak ausgeführt im Wert von:

81068 Yen im Jahr 1888,
189150 „ „ „ 1889,
120169 „ „ „ 1890,
351741 „ „ „ 1897,
187725 „ „ „ 1898,
343357 „ „ „ 1899.

Wie ich gehört habe, hat man japanischen Tabak in England bis vor einiger Zeit vielfach als Deckblatt verwendet, doch soll man neuerdings wieder davon zurückgekommen sein, weil der Tabak auf der weiten Reise öfter zu starke Schädigungen davontrug. In Deutschland kennt man den japanischen Tabak fast gar nicht. Ich erinnere mich, dass ich im Jahr 1899 in einem grossen Tabakhaus in Bremen einen kleinen Posten davon gesehen habe, doch wurde mir dieser Tabak gewissermassen nur als Rarität gezeigt.

Bevor der Tabak von meistens durch Wasserkraft betriebenen Maschinen geschnitten wird, werden die Mittelrippen entfernt und dann die Blätterhälften verschiedener Tabaksorten in bestimmter Reihenfolge übereinandergeschichtet. Jeder einzelne Fabrikant hat dabei seine besondere Zusammenstellung, wie in Amerika jeder Fabrikant sein eigenes, sorgfältig geheim gehaltenes Saucierungsrezept besitzt. Eine grosse Fabrik in Mito z. B., die ich im Dezember 1899 besuchte, macht es folgendermassen: Die Blätter werden in sechs verschiedenen Schichten übereinandergelegt und dann gefaltet. Lage 1 ist Deckblatt, der dazu verwendete Tabak muss sich also besonders durch eine schöne Farbe auszeichnen, d. h. er muss recht gleichmässig hellgelb sein. Lage 2 und 3 geben den Geschmack, Lage 4 und 5 dienen, wie man mir sagte, dazu, das Volumen zu vergrössern, haben also wohl nur den Zweck, die ganze Mischung billiger zu machen; die Blätter dieser Lagen müssen ganz indifferent in Geschmack und Aroma sein und brauchen auch keine gute Farbe zu haben. Lage 5 ist etwas besser, als Lage 4. Lage 6 endlich hat dieselben Eigenschaften wie Lage 1, sie dient auch als Deckblatt. 14 derartige Schichtungen bilden ein Packet, und 2 Packete werden

über einander in die Presse gelegt und geschnitten. Das Entrippen und Packen der Blätter wird von Mädchen besorgt, die Maschinen werden von Männern bedient.

In den Fabriken, die ich besucht habe, wurden nur aus Holz gebaute Schneidemaschinen, wie sie schon seit alten Zeiten in Japan hergestellt werden, verwendet. Der Tabak, der aus der kleinen japanischen Pfeife geraucht wird, wird haarfein geschnitten; den zur Cigarettenfabrikation bestimmten Tabak aber schneidet man gröber, damit die Cigaretten nicht zu schnell abbrennen. Maschinen zur Cigarettenfabrikation werden bis jetzt in Japan noch wenig verwendet, und nur ganz grosse Fabriken, wie z. B. diejenige von Gebr. Murai, sind damit ausgerüstet. In den kleineren Fabriken werden die Cigaretten mit Hülfe von kleinen Stopfapparaten mit der Hand hergestellt. Trotzdem kommen sie zu erstaunlich billigem Preise „zum Verkauf"; eine Cigarette, von der 50 Stück 7 Sen kosten, wird sehr viel geraucht. Daraus kann man sich ungefähr ein Bild machen, wie wenig sich vielfach der Tabaksbau für den japanischen Landwirt rentieren muss.

Wie sich aus meinen bisherigen Ausführungen ersehen lässt, harrt noch vielerlei auf dem Gebiete der Tabakskultur und -bearbeitung in Japan der Verbesserung. Natürlich wissen das die Japaner selbst ganz genau, und sie haben, besonders seitdem das Tabaksmonopol eingeführt worden ist, eine ganze Reihe von Massregeln zur Verbesserung ihres Tabaks ergriffen. Zunächst werden jedes Jahr in der landwirtschaftlichen Centralversuchsstation Japans in Nishigahara Vegetationsversuche über das Düngebedürfnis des Tabaks, die Einwirkung verschiedener Düngemittel auf ihn, die beste Zeit der Aussaat und der Verpflanzung, die beste Zeit zum Köpfen und zum Geizen, ferner darüber, ob höheres oder niedrigeres Köpfen empfehlenswerter ist, über die Vorteile und Nachteile verschiedener Erntemethoden u. s. w. ausgeführt. Versuche in derselben Richtung, nur in etwas grösserem Massstabe, werden auf den Feldern der Centralversuchsstation in Hadano bei Hiratsuka, in der Nähe des Fuji-Yama gelegen, und in Ota, nicht weit von Mito, angestellt. Die Versuche werden in Nishigahara sowohl in Vegetationstöpfen, wie sie Prof. Wagner in Darmstadt konstruiert hat, als auch auf freiem Felde, in Hadano und Ota nur in letzterer Form ausgeführt. Diese beiden Arten der Vegetationsexperimente zu kombinieren ist deshalb ratsam, weil man es einerseits bei den

Topfversuchen mehr in der Gewalt hat, die Pflanzen genau unter den beabsichtigten Bedingungen, ohne Einwirkung irgend welcher das Resultat verdunkelnden oder gar fälschenden Faktoren (Krankheiten ausgenommen) sich entwickeln zu lassen, andrerseits aber bei den Feldversuchen die Pflanzen ganz in den natürlichen Verhältnissen, ohne jede Künstelei wachsen. Sache des Experimentators ist es dann, die Resultate beider Versuchsarten in Einklang zu bringen und die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen. Die Versuchsfelder in Nishigahara haben einen Umfang von 3 Tan, also $^3/_{10}$ ha oder $1\,^1/_5$ preussische Morgen, diejenigen in Hadano und Ota von je 40 Tan, also 4 ha oder 16 Morgen. Der praktische Wert der in Nishigahara ausgeführten Vegetationsversuche wird leider dadurch beeinträchtigt, dass der Boden dort für den Tabakbau nicht recht geeignet ist. Sämtlicher Tabak, der 1900 dort geerntet wurde, war schlecht, besonders in Bezug auf seine Glimmfähigkeit, während sich sonst der japanische Tabak gerade in dieser Beziehung auszuzeichnen pflegt. Besser steht es mit Hadano und Ota, die beide einen für japanische Verhältnisse sehr guten Tabak produzieren.

In Nishigahara sowohl, als auch in Hadano und Ota sind heizbare Holzschuppen erbaut worden, in denen Experimente über das Trocknen des Tabaks ausgeführt werden. Es wird dabei versucht, die amerikanische Methode, die z. B. in Virginia üblich ist, für japanische Verhältnisse zu modifizieren. Ein Versuch, der Anfang September 1901 in Ota ausgeführt wurde, verlief ungefähr folgendermassen:

Nachdem in dem Schuppen von 7m Breite, 6 m Tiefe und 7m Höhe 686 kg Tabak an 247 Seilen, von denen jedes durchschnittlich 44 Blätter trug, aufgehängt worden war, wurde der Schuppen vollständig geschlossen und mit der Heizung begonnen. Zunächst wurde nur mässig geheizt, so dass, ausgehend von einer Anfangstemperatur von 25° C., in 4 Stunden 28,5° erreicht wurden. Nun wurde die Temperatur schnell gesteigert, bis sie nach weiteren $2^1/_2$ Stunden 48° betrug, worauf die Feuer gelöscht wurden. Diese schnelle Steigerung sollte bezwecken, den Tabak recht bald abwelken zu lassen. Der Schuppen wurde jetzt der langsamen Abkühlung überlassen und dann 17 Stunden lang ziemlich konstant auf 31–32° gehalten. Darauf wurde die Temperatur in 14 Stunden ganz allmählich bis auf 39° und in ferneren 7 Stunden auf 61° gesteigert. Nachdem dieser Hitzegrad

noch 11 Stunden lang einigermassen gleichmässig erhalten worden war, wurde die Temperatur in den letzten 10 Stunden schliesslich bis auf 72° gehoben, um die Mittelrippen noch vollständig auszutrocknen. Der ganze Prozess nahm ungefähr 70 Stunden in Anspruch. Die gewünschte Farbe hatte der Tabak nach ca. 40 Stunden bekommen, worauf dadurch, dass die Temperatur schneller gesteigert und die Ventilatoren geöffnet wurden, mit der eigentlichen Trocknung begonnen werden konnte. Für die Feuerung wurde 939 kg Holz zum Preis von ca 10 Yen verbraucht. 4 Männer und 9 Weiber waren je 7 Stunden lang damit beschäftigt, die Blätter auf die Seile zu ziehen. Das Aufhängen des Tabaks im Schuppen erforderte eine vierstündige Arbeit von 2–3 Männern und 2–3 Weibern. Der Lohn für diese Arbeiter betrug im Ganzen 3.20 Yen. Dazu kommt noch der Lohn der Leute, die zur Unterhaltung des Feuers und zur Bewachung der ganzen Arbeit benötigt waren, mit etwa 10 Yen, und 6 Yen für Verzinsung und Amortisation des Kapitals, so dass sich die Gesamtunkosten auf 29.20 Yen beliefen, d. h. auf 4.25 Sen pro 1 kg frischen, oder auf 25 Sen pro 1 kg trocknen Tabak, wenn wir annehmen, dass der Wasserverlust beim Trocknen sich auf etwa 84% des frischen Tabaks belief. Der Erfolg des Versuchs, was Verbesserung des Tabaks in Farbe, Geschmack und Aroma betrifft, war sehr befriedigend. Ob aber die Anwendung dieser Methode für den japanischen Tabak im Allgemeinen lohnend sein wird, ist noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen, weil die Unkosten doch recht beträchtlich sind. Kann der japanische Tabak dadurch exportfähig gemacht werden und infolgedessen zu bedeutend höheren Preisen verkauft werden, als bis jetzt im Inland, so steht natürlich der allgemeinen Anwendung dieser Methode nichts im Wege. Der so erstaunlich niedrige Preis des Tabaks in Japan stellt überhaupt allen Verbesserungsversuchen grosse Schwierigkeiten entgegen; der Japaner will sich selbstverständlich sein Rauchen nicht verteuern lassen; auch würde ihm vielleicht ein den Europäern mundgerecht gemachter Tabak gar nicht schmecken.

Ausser den Vegetations- und Trocknungsversuchen soll jetzt auch mit Fermentationsversuchen angefangen werden, um ein für die Cigarrenfabrikation taugliches Blatt zu bekommen. Allerdings sind die Tabakblätter, wie man sie jetzt in Japan erzeugt, für diesen Zweck wohl zu dünn; man wird die Pflanzen daher

schon von vornherein auf dem Felde so behandeln müssen, dass die Bildung etwas dickerer Blätter begünstigt wird. Auch beabsichtigt man, schon in nächster Zeit eine Mustercigarrenfabrik in kleinem Massstabe einzurichten.

Die mit Tabak bebaute Fläche ist früher in Japan etwa eben so gross gewesen, wie in Deutschland, sie hat sich aber in den letzten Jahren hier stark vergrössert, dort etwas verringert und betrug:

	In Japan.*	In Deutschland.
1887	21710 ha	21466 ha
1888		18032 ha
1889		17400 ha
1890		20195 ha
1897	26466 ha	
1898	26277 ha	17652 ha
1899	42143 ha	14618 ha
1900	37434 ha	14781 ha

Die Anzahl der einzelnen Tabakpflanzer betrug:

	In Japan.	In Deutschland.
1898	347254	139171
1899	575485	116318
1900	420793	114716

Die durchschnittlich von einem Pflanzer mit Tabak bestellte Fläche war daher.

	In Japan.	In Deutschland.
1898	7.5a	12.7a
1899	7.3a	12.5a
1900	8.8a	12.9a

Die Erntemenge betrug:

	In Japan.	In Deutschland.
1887	22 756582 kg	
1897	36 112072 kg	
1898	31 464585 kg	32 559000 kg
1899	52 603301 kg	30 075000 kg
1900	48 384003 kg	

d. h. von je einem Pflanzer wurde geerntet im Ganzen:

	In Japan.	In Deutschland.
1898	90.6 kg	233.9 kg

* Die hier angeführten Zahlen über ältere Jahre sind dem Werke M. Fescas „Beiträge zur Kenntnis der japanischen Landwirtschaft" entnommen.

1899	91.4 kg	258.6 kg
1900	115.0 kg	

oder pro a:

1898	12.1 kg	18.4 kg
1899	12.5 kg	20.7 kg
1900	13.1 kg	
im Durchschnitt:	12.6 kg	19.6 kg.

Der deutsche Landwirt bebaut also nicht nur um die Hälfte mehr Land mit Tabak, sondern gewinnt auch seinem Acker einen um die Hälfte grösseren Ertrag ab, als sein japanischer Berufsgenosse. Allerdings darf hier nicht vergessen werden, dass man in Japan jährlich eine Ernte mehr erzielt, als in Deutschland.

Der höchste Preis, der 1900 von der japanischen Regierung für 1 Kwamme (3.75 kg) Tabak an die Landwirte bezahlt wurde, war ca. 3 Yen. Unberücksichtigt lasse ich hier den Ort Tarumizu in der Provinz Satsuma, der für eine kleine Menge Tabak den hohen Preis von 8 Yen erzielte. Der niedrigste Preis war 17 Sen. Wie hoch der Durchschnittspreis war, habe ich nicht erfahren können, doch wird er seit 12–15 Jahren, zu welcher Zeit er sich nach Fescas Annahme auf 40 Sen belief, nicht sehr gestiegen sein. In Deutschland erzielten die Landwirte im Jahr 1899 für 3.75 kg durchschnittlich 2.80 M, also mehr als das Dreifache von dem, was der japanische Pflanzer bezahlt bekommt.

Wie sich der Tabaksbau jetzt für den japanischen Landwirt im Durchschnitt rentiert, kann ich leider nicht zahlenmässig angeben. In der Provinz Satsuma, also derjenigen, die den besten und teuersten Tabak Japans produziert, rechnet man pro ha auf einen Verdienst von 100–150 Yen. Die amtliche Statistik stellt folgende Reinertragsberechnung für die ganze Tabaksernte des Jahres 1884 auf:

Productionskosten pro Tan ($^1/_{10}$ ha).

Saatgut	0.610	Yen
Düngung	2.888	„
Arbeits lohn: 19 Männer, je 14.59 Sen	2.772	„
17 Weiber, je 9.59 „	1.630	„
Besondere Ausgaben	0.858	„
Summa	8.758	„

Ertrag pro Tan.

25.385 Kwamme zu je 37.4 Sen = 9.494 Yen,
also Reinertrag. 0.736 Yen.

Das kann wohl kaum als befriedigend bezeichnet werden.

Die Provinzen, in denen hauptsächlich Tabak gebaut wird, sind: Ibaraki, Tochigi, Fukushima, Kanagawa, Okayama, Tokushima, Kagoshima. Der beste Tabak kommt aus Kokubu und Izumi in Kagoshima, aus Ota in Ibaraki und aus Hadano in Kanagawa.

Auf dem Tabak lag früher in Japan hauptsächlich eine Fabrikatsteuer neben einer Gewerbesteuer von 10 Yen für Gross- und 5 Yen für Kleinhändler; sie betrug bis 1883 2–6% vom Preise des Fabrikats. In diesem Jahre wurde die Gewerbesteuer für Kleinhändler zwar auf 5 Yen belassen, für Fabrikanten und Zwischenhändler aber auf 15 Yen erhöht, es trat die Bestimmung dazu, dass für Ein- und Verkauf von Tabak ausserdem Gewerbescheine für eine Gebühr von 10–20 Sen zu lösen wären, und die Höhe der Fabrikatsteuer wurde folgendermassen festgesetzt: Für je 375g war zu zahlen.

4 Sen bei einem Verkaufspreis von 25 Sen,
6 „ „ „ „ „ 25–50 „ ,
8 „ „ „ „ „ 50 Sen und darüber.

1888 wurde die Fabrikatsteuer auf $^2/_{10}$ und 1893 auf $^3/_{10}$ des Verkaufspreises erhöht, 1898 endlich trat das Tabaksmonopol in Kraft. Die Hauptbestimmungen dieses Gesetzes will ich kurz anführen.

1. Die Regierung hat das Monopol auf Blättertabak.

2. Der Blättertabak wird von der Regierung gesammelt, importiert und verkauft.

3. Tabakpflanzer sind verpflichtet, der Regierung ihren ganzen Tabak nach dem Trocknen abzuliefern. Der Tabak darf nicht verbraucht oder anderen übertragen werden.

4. Nach der Ablieferung des Tabaks bezahlt die Regierung ihn nach Tarifen, die vorher von ihr festgesetzt werden. Die Eigenschaften und Klassen des Tabaks werden von Sachverständigen bestimmt. Sind Einwände gegen eine derartige Abschätzung zu erheben, so kann eine nochmalige Beurteilung verlangt werden.

5. Die Regierung hat das Recht zu bestimmen, eine wie grosse Ackerfläche mit Tabak bestellt werden darf. Dies bezieht sich jedoch nicht auf Felder, die für staatliche Versuche dienen.

6. Jeder, der Tabak zu bauen wünscht, hat der Regierung über die Art des Tabaks und die Grösse des damit zu bestellenden Feldes Mitteilung zu machen. Diese Mitteilung ist bei jedem

Wechsel irgendwelcher Einzelheiten zu erneuern. Die Regierung hat das Recht, je nach Vorrat und Nachfrage den Anbau einzelner Tabaksorten und den Umfang der mit Tabak zu bebauenden Ackerflächen einzuschränken.

8. Weder Tabakfabrikanten noch Händler dürfen Tabak bauen.

10. Die Pflanzer haben ihren Tabak spätestens bis zum 31. März des auf die Beendigung des Trocknungsprozesses folgenden Jahres an den ihnen von der Regierung bekannt gegebenen Stellen abzuliefern. Will jemand seinen Tabak über diesen Zeitpunkt hinaus behalten, so hat er die besondere Genehmigung dazu von der Regierung einzuholen.

18. Die Regierung hat das Recht, Tabakfelder und -lagerplätze zu inspizieren. Zu diesem Zweck dürfen die bevollmächtigten Beamten dort eintreten, wo sich Tabak befindet oder wo er vermutet wird, und die zur Ueberwachung erforderlichen Massregeln treffen.

19. Die Regierung wird an geeigneten Plätzen Geschäftsstellen für die Sammlung und den Verkauf des Tabaks errichten. Tabak darf nur von der Regierung importiert werden. Wer Tabak fabrizieren oder handeln will, hat sich jährlich von der Regierung die Erlaubnis dazu einzuholen und eine Gebühr von 50 Yen dafür zu bezahlen. Niemand darf zur Tabakfabrikation etwas anderes als Blättertabak benutzen. Tabakfabrikanten und Händler haben Bücher zu führen, in die den mit der Aufsicht betrauten Beamten einzublicken erlaubt ist.

Besondere Bestimmungen für die Ausführung des Gesetzes.

1. Die Plätze für die Saatbeete und deren Grösse, die Aecker, auf denen Tabak gebaut werden soll, und ihre Grösse, die voraussichtliche Anzahl der Pflanzen, die Arten des zu bauenden Tabaks und die Plätze für Trocknung und Lagerung sind der Regierung anzuzeigen.

2. Die welken, beschädigten und unreifen Blätter und diejenigen, die der Regierung nicht abgeliefert werden können, sind zu vernichten, nachdem die bevollmächtigten Beamten ihre Einwilligung dazu gegeben haben.

3. Sofort, nachdem die Ernte der Blätter beendigt ist, sind die Pflanzenstöcke herauszureissen.

4. All und jeder Blättertabak ist folgendermassen zu klassifizieren:

A. Grundblätter — 3–4 Blätter am Boden.
B. Mittelblätter — Blätter zwischen Grund- und Hauptblättern.
C. Hauptblätter — Blätter zwischen Mittel- und Gipfelblättern.
D. Gipfelblätter — 3–4 Blätter an der Spitze.

Je nach den lokalen Bedingungen kann die Anzahl der Klassen vermehrt werden, wenn die Beamten damit einverstanden sind. *

5. Die Schnüre, an denen die Blätter getrocknet werden, müssen von bestimmter Länge sein. Blätter, die am Stamm getrocknet worden sind, müssen je nach ihrer Art in Bündel von bestimmter Grösse gepackt werden.

Artikel 6 handelt von der Sortierung der Blätter, von der Verpackung, dem Gewicht der einzelnen Packe, der Etikettierung u. s. w.

7. Die Abnahme von Blättern folgender Art ist zu verweigern:

I. Blätter, die zu feucht sind.

II. Blätter, an denen noch Teile des Stammes hängen.

III. Blätter, die nicht sortiert sind.

17. Tabakbündel dürfen beim Verkauf nicht geteilt werden, ausgenommen, wenn es sich um Proben handelt.

Die Artikel von geringerer Wichtigkeit und die Strafbestimmungen habe ich ausgelassen. Es ist ersichtlich, dass die Landwirte, die Tabakfabrikanten und -händler durch dieses Gesetz, das ihnen alles bis auf die kleinste Einzelheit vorschreibt, ausserordentlich behindert werden müssen. Daher ist es auch kein Wunder, dass jedes Jahr viele Tausende von Vergehen gegen dasselbe zur Bestrafung kommen. Jedoch lässt sich ein derartiges Monopol wohl kaum konsequent durchführen, ohne dass die Regierung sich möglichst freie Hand hält. Jedenfalls sind die Einkünfte der Regierung infolge der Einführung des Monopols bedeutend gestiegen. Sie betrugen:

1888 — 1907342 Yen	1898 — 5.145999 Yen
1889 — 1492806 „	1899 — 7.559534 „
1890 — 1825183 „	

Zum Vergleich führe ich zwei allerdings schon ziemlich alte Zahlen über in Deutschland eingegangene Tabaksteuer an:

1880 — 7.000000 M.

* In Izumi z. B. unterscheidet man 6–7 Klassen.

1881 — 11.500000 M.

Zum Schluss seien noch einige Daten über den Import von Tabak gegeben. Es wurde importiert (Wert in Yen):

	1897	1898	1899
Cigarren	151221	198574	146733
Geschnittener Tabak	104244	172797	20701
Cigaretten	997237	1720827	760594
Anderer Tabak	327079	4536013	5088004
	1579781	6628211	6016032

Ins Gewicht fallen nur die dritte und vierte Reihe, die dritte wegen des starken Imports billiger amerikanischer Cigaretten, wie z. B. Pin Head, und die vierte wegen der in den letzten Jahren kolossal gestiegenen Einfuhr billigen amerikanischen Blättertabaks, den Gebrüder Murai und andere grosse Firmen zur Herstellung ihrer Cigaretten benutzen. Wahrscheinlich wird aber die Einfuhr dieser Tabaksorten durch die am 1. Oktober 1901 vorgenommene Erhöhung des Zolls von 100% auf 150% des Wertes den Todesstoss erhalten haben.

In den vorstehenden Zeilen habe ich die Art und Weise, wie man beim Bau und der weiteren Behandlung des Tabaks in der Provinz Satsuma verfährt, besonders berücksichtigt, weil sich dort die Methoden im Lauf der Zeit am besten ausgebildet haben, und infolgedessen dort auch das wertvollste Produkt erzielt wird.

UEBER DEN RIESEN-SALAMANDER JAPAN'S.

VON

Prof. Dr. C. Ishikawa.

VORTRAG GEHALTEN AM 28. NOV. 1900.

Etwa vor zweihundert Jahren, wurde in einem kleinen Dorf unweit von dem schönen Bodensee, ein sehr interessanter Knochenrest aus einer jungen Tertiär-Ablagerung gefunden. Ein damaliger sehr gelehrter Arzt, Dr. *Johann Jakob Scheuchzer*, hielt ihn für einen von der Sündfluth abgeworfenen Menschenknochen, und gab ihm den berühmten Namen " Homo tristis deluvii testis." Ein Wachsmodell dieses Knochenrestes, dessen Original jetzt im britischen Museum aufbewahrt ist, sehen Sie hier. Es ist sehr zu verwundern wie ein Arzt, der gewiss Menschenknochen gesehen hat, sich mit diesem Knochenrest so getäuscht hat, dass er in diesem Object nicht nur die harten Knochenstücke, sondern auch die weicheren Theile unterscheiden wollte. Vergleicht man diese Knochen mit denen des Menschen, so muss sofort klar werden, dass eine grosse Verschiedenheit zwischen den beiden besteht. Sonderbar ist es aber, dass man in jener Zeit das nicht gethan hat, und alle Naturforscher damals mit *Scheuchzer* übereinstimmten, bis *Johann Gesner* zum ersten Male Zweifel äusserte. Aber auch er hat keine weiteren vergleichenden Studien angestellt und glaubte den Knochenrest eines riesigen Fisches—Silurus glandis—vor sich zu haben. Dieser neue Irrthum wurde wieder von den damaligen Naturforschern begrüsst und angenommen. Im Jahre 1811 hatte *Cuvier* Gelegenheit diesen Knochen zu untersuchen, und dann erst wurde er als Knochenrest eines riesigen Salamanders, der längst ausgestorben ist, erkannt. Nachher aber glückte es *von Siebold** einen gigantischen Salamander in Japan zu finden, der eben so gross ist, wie derjenige

* Von Siebold. Fauna Japonica, 1833.

von Oeningen war, und interessanterweise sind die Knochengerüste beider einander sehr ähnlich.

Und so komme ich zu unserem Riesen-Salamander! Er ist in Japan unter verschiedenen Namen in verschiedenen Provinzen bekannt. Der Name Sanshouwo, unter dem dieses Thier gewöhnlich bekannt ist, kommt von Sansho, Xanthoxylon piperitum, eine dornige Pflanze, deren Blätter von aetherischem Oel stark riechen, und von uwo, der Fisch. Weshalb die Leute aber diesen Salamander Sanshouwo nennen ist mir nicht bekannt. Einige behaupten, und auch in Büchern steht es geschrieben, dass das Thier sehr gern die obige Pflanze frässe.* Sie behaupten sogar, dass es zuweilen auf die Sansho-Bäume klettere, um die Blätter zu fressen. In der chinesischen Literatur finden wir einen Charakter bestehend aus den zwei Zeichen von „Fisch" und von „Kind," es bedeutet deshalb „Kindfisch." Und in einem chinesischen Wörterbuch† heisst es, dass „es einen Fisch giebt, welcher mit vier Füssen versehen ist. Die Vorder-Füsse gleichen denen des Affen und die hinteren denen des Hundes. Er giebt einen Laut, der dem Kindergeschrei ähnelt, und deswegen heisst er Kindfisch. Grössere Exemplare sind 8–9 Fuss lang." Dass das Thier einen kuriosen Ton von sich giebt, ist wahr, aber er ist sehr verschieden vom Kindergeschrei, mit dem er kaum zu verwechseln ist.

Was die Bezeichnung Sanshouwo betrifft, so ist es sicher, dass sie für diese Thiere im Allgemeinen und nicht besonders für den grossen Salamander gilt. Sie bedeutet also grade so viel wie Salamander oder Molch. So nennt man in Hakone „Sanshouwo" jene kleine Onychodactylus-Art, deren Fingerspitzen mit Klauen versehen sind, und auch in Yumoto (Nikko) wo dieser kleine Salamander vorkommt, versteht man unter Sanshouwo diese kleinen Geschöpfe. In den Bezirken, wo die grossen Salamander vorkommen, sind sie unter verschiedenen Namen bekannt. In Iga und Ise unter dem Namen „Hazekoi" od. „Hazekui"; in Tamba und Tango sind sie bekannt unter dem Namen „Hadakasu" od. „Anko," und in Mimasaku, Bitchu, Hoki, Idzumo und Bingo nennt man sie „Hanzaki," „Hanzake" und nur selten „Anko." Was diese verschiedenen Namen bedeuten, ist mir nicht bekannt. Es ist aber zu vermuthen, dass Hazekoi einen Gobiusfresser

* Tokushin Kaibara, Yamato-Honzo Bd. 13.

† 康熙字典.

bedeutet, weil „Haze" ein Gobius oder Meergrundel und „Kui" fressen ist. „Anko" kommt gewiss vom Fisch „Anko" od. Lophius, der unserem Salamander insofern ähnlich ist, als beide hässliche Thiere mit grossen Mund sind. Bei dem letzten hier erwähnten Namen „Hanzaki" denkt man an „Han" Halb und „Saki" oder „Saku" zerreiszen, d. h. der Name ist aus zwei Wörtern „Halb" und „zerreiszen" zusammengesetzt, und bedeutet, wie auch einige unserer Bücher behaupten, dass das Thier in zwei Hälften zerrissen werden kann und dennoch ganz munter weiter lebt.* Dieser Name deutet also die ungemeine Regenerationsfähigkeit dieses Thieres an, wie sie schon beim Salamander bekannt ist.

Wissenschaftlich ist das Thier gegenwärtig unter dem Namen Megalobatrachus maximus bekannt. Doch hatte es früher noch verschiedene andere Namen. So nannte es *Schlegel* Salamandra maxima. Seitdem aber erhielt es die Namen Sieboldiana maxima, Sieboldiana davidiana, Tritomegus Sieboldii, Cryptobranchus japonicus und Megalobatrachus Sieboldii, bis endlich der obige Name angenommen worden ist. Das glückliche oder unglückliche Thier hat also, seitdem es von *Siebold* in die Wissenschaft eingeführt worden ist, siebenmale seinen Namen verändern müssen! Es zeigt dieses aber grade, dass es von vielen Forschern, besonders in Deutschland, beachtet worden ist.

Was nun seine Verbreitungsgebiete betrifft, so finden wir ihn in Bergflüssen in der unteren Hälfte von Hondo, d. h. von Mino bis nach Iwami, Nagato und Suwo. Er ist also in der Gebirgskette südwestlich von Mino bis Suwo und Nagato, und auch im Gebirge von Iga und Ise, einem Ausläufer der Hauptgebirgskette zu finden. Was die Provinzen betrifft, in denen er vorkommt, so sind Mino, Omi, Iga, Ise, Tamba, Tango, Tajima, Inaba, Mimasaku, Harima, Hoki, Bizen, Bitchu, Bingo, Idzumo, Iwami, Aki, Suwo und Nagato zu erwähnen. Er ist bis jetzt noch nicht in Kii gefunden, und auch nicht in Shikoku und Kyushu. Am häufigsten kommen sie, wie mir bis heute bekannt ist, in Gebirgsflüssen vor, die von dem berühmten Vulcan Daisen kommen, und ausserdem in Bächen auf der südlichen Seite der Hiruzenberge und deren Nachbarschaft, besonders in den hier befindlichen Quellen des reizenden Asahigawa oder des Sonnenaufgangsflusses.

* So berichtet Eikei Watanabe.

In der Mitte dieser schönen Gebirgsregion, in dem ganz kleinen, aber sehr hübsch gelegenen Dorf Kogawa oder Kleinfluss verbrachte ich einen Frühlingsmonat und zwei Sommer, um auf den Hanzaki, sowie seine Eier und Embryonen Jagd zu machen. Zuerst war es meine Absicht, die ganze Naturgeschichte des Hanzaki zu untersuchen, seine Anatomie, Physiologie, Lebensgeschichte u. s. w; wie ich aber mit meiner Arbeit angefangen hatte, hat mein verehrter College und Landsmann Herr Dr. *Osawa*, mir angeboten den anatomischen Theil meiner Arbeit zu übernehmen, was ich mit Freuden acceptierte, indem ich überzeugt war, dass dieser Theil der Arbeit viel besser in den Händen von *Osawa* liege als in den meinen; ausserdem hätte das alles mir zu viel Zeit genommen; und so habe ich mich entschlossen mich nur mit der entwicklungsgeschichtlichen Arbeit zu beschäftigen.

Da aber meine diesbezügliche Arbeit noch nicht abgeschlossen ist, so erlaube ich mir Ihnen heute Abend nur über die allgemeine Lebensweise des Thieres, sowie über meine Jagdgeschichte vorzutragen.

Was die Arbeiten meiner Vorgänger betrifft, so haben *Rein* und *Roretz*† den Riesen-Salamander in seinem natürlichen Wohnort besucht und zum ersten Male eine genaue Mittheilung über die Lebensweise des Thieres gegeben, welche in Siebold's Berichten fehlt oder unrichtig angegeben ist. Im Jahre 1880 und 1881 hat mein Freund Prof. *C. Sasaki** in den Provinzen Iga und Ise Salamander-Eier gesammelt, und hat dabei viele interessante Beobachtungen gemacht. Eine kurze Notiz hierüber erschien im I. Bd. des Journal of the Science College.

Der Hanzaki lebt, wie diese Autoren erwähnen, in Gebirgsbächen, wo das Wasser nur einige Zolle tief ist. Hier findet man ihn oft versteckt unter Steinen und Steinblöcken, zuweilen in der Mitte des Stromes, meistens aber an den Seiten. Er lebt gewöhnlich einzeln, zuweilen begegnet man aber zwei oder drei Thieren beisammen. Der Eingang des Hanzakiloches zeichnet sich gewöhnlich dadurch aus, dass der Boden von dem Thier ganz rein gehalten ist. Besonders in trockner Zeit, wenn es

† Rein, J. J. und A. von Roretz, Beitrag zur Kenntniss des Riesensalamanders. Zool. Garten, 1876.

* Sasaki, C, Some Notes on the Giant Salamander of Japan. Journ. Coll. Sci. vol. I.

wenig Wasser giebt, kann ein geübter Fischer gleich sagen, ob ein Thier in einem Loch zu finden ist oder nicht. Aber da ein Aal gerade so eine Pforte wie der Hanzaki macht, kann man sich täuschen. So hat in einem Fall ein Fischer, der mir mit aller Gewissheit die Anwesenheit eines Hanzaki versprach, einen grossen Aal aus dem Loch gefischt. Ein Hanzakiloch ist entweder am Ende geschlossen oder bleibt offen, und das Wasser kann in letzterem Falle durchströmen. In welcher Lage sich sein Körper in dem Loch befindet, ist mir nicht bekannt. Es ist aber anzunehmen, dass er seinen Kopf nach dem Eingang hält, da er in solcher Weise seine Nahrung besser fangen kann. In einem von Wasser durchströmten Loch hält er, wie es mir schien, seinen Kopf gegen den Strom gerichtet.

Seine Wohnung ist aber nicht fortdauernd an demselben Platz, besonders in tiefem Wasser, wo er immer gezwungen ist bis zur Oberfläche des Wassers zu steigen, um Luft zu schöpfen. Ob er, um Futter zu suchen, seine Wohnung verlässt, ist nicht sicher. Es scheint aber, dass eine stark riechende Speise ihn aus seinem Verstecke heraus bringt. Sicher ist es jedoch, dass er bei Tage sehr selten aus dem Loch kriecht, und nur in der Zeit der Ueberschwemmung seiner Wohnung ist er gezwungen aus seinem Loch herauszukriechen. Nach starkem Regen finden wir ihn zuweilen am Ufer des Stroms kriechen. Auch trägt ihn eine Ueberschwemmung oft sehr weit von seiner Wohnung fort, so dass er weit unten im Fluss zu finden ist, so z. B. in Kanagawa und auch in der Nähe von Okayama wurde er, 16 oder 20 Ri von Kogawa, gefunden: oder in der Gegend von Gifu, in Mino, 8 Ri stromabwärts von seinem Wohngebiet. Es scheint aber ganz sicher, dass er während der Nachtzeit aus seinem Verstecke wandert, da es nicht ungewöhnlich ist, dass er Nachts in einem Wurfnetz gefangen wurde, was niemals am Tage geschieht; früh Morgens begegnen wir ihm sehr oft kriechend im Strombett.

Das natürliche Wohngebiet des Hanzaki sind also, wie gesagt, kleine Gebirgsbäche. Wenn er grösser wird, so wandert er stromabwärts zu grösseren Flüssen. Mein Fischer *Ito* versicherte mir, dass Hanzaki von mehr als 3 Fuss Länge nicht mehr kleine Bäche bewohnen, wo das Wasser nur einige Zolle tief ist, und das scheint auch die Ansicht aller Fischer zu sein, mit denen ich darüber gesprochen habe.

In Bächen wo Hanzaki vorkommen, findet man viele andere Thiere die ihm gewöhnlich als Nahrung dienen. Vor Allem kommt die interessante Fischart vor, welche *Günther* als neu erklärte und Salmo macrostoma nannte, welche *Hilgendorf* * aber nur als ein junges Exemplar von Masu, Onchorhynchus Perryi,† erkannte was ich selber nach der Zahl der Darmfortsätze u. s. w. als richtig erweisen konnte. Diese Fischart heisst in Japan Yamame, und ist ein „landlocked Salmon," wie die Amerikaner es nennen. Sie kommen, wie bekannt, nur in Gebirgsbächen vor, und wandern nicht nach dem Meere, wie andere lachsartige Fische. In der Nähe vom Daisengebirge, in Hoki, giebt es noch eine andere Forellenart, die die dortigen Leute als Omo bezeichnen, und diese kommt, wie ich erfuhr, nur in den obersten Flussläufen vor. Ein Dutzend dieser interessanten Fische habe ich Anfang October in dem kleinen Dorf Sagarikaya gefangen. Es sind sehr feine Fische mit Querflecken wie Yamame und mit milchweissen vorderen Rändern der Flossen, aber ohne die kleinen Punkte. Sie werden, wie die Leute mir erzählten, bis zu 1 $^1/_2$ Fuss lang und legen im November Eier. Diese beiden Fischarten bewegen sich wie alle anderen lachsartigen Fische pfeilschnell im Wasser, doch finden wir sie sehr oft im Magen des Hanzaki. Es ist ganz unglaublich, wie der träge Hanzaki diese Fische fangen kann; beobachtet man aber das Thier in der Zeit wo irgendwie ein anderes Thier in seine Nähe kommt, dann wird man gleich begreifen wie er einen solchen Fisch fangen kann. Er sitzt wie bekannt ganz ruhig, sogar wie ein Steinblock stundenlang, wenn aber ein Fisch, ein Wurm oder irgendwie anderes Thier in seine Nähe kommt, dann öffnet sich sein grosser Mund blitzschnell und mit einer starken seitlichen Bewegung des Kopfes geht die Beute in seinen Rachen hinein. Eine andere Fischart, die von Mimasakuleuten als Miyamadorobaĕ bezeichnet wird und die ich als eine neue Art von Leuciscus annehme, kommt gewöhnlich in Gesellschaft mit Hanzaki vor. Dies sind kleine Fische von etwa 100 mm. Länge mit so undeutlichen Schuppen, dass man glaubt sie seien schuppenlos. Diese kommen meistens in kleinen Bächen vor, und oft in Löchern mit Hanzaki zusammen. Aus-

* Hilgendorf: Japanische lachsartige Fische: Mittheilungen d. deutsch. Gesellsch. f. Natur und Völkerkunde Ostasiens, 11 Heft 1876.

† D. S. Jordan nennt es neuerdings Oncorhynchus macrostomus Günther in seinem neuen List of the Fishes of Japan. Annot. Zool. Japon. Vol. III.

ser dem Aal, welchen wir auch überall finden, kommen in der Hanzakigegend in Mimasaku noch vier andere Fischarten vor. Dies sind Arten einer in China neuerdings von *Günther* * beschriebenen Fischgattung Leucogobio, und eine Art von der auch nur in Japan u. in Nord-China gefundenen Gattung Pseudogobio. Alle diese kommen aber nicht in kleinen Bächen, sondern in etwas grösseren Flüssen vor, wo auch viele andere Fische zu finden sind. Ich erwähne dieses, da sehr nahe verwandte Fischarten von Leucogobio, wie wir sie hier bei uns haben, auch in Nordchina vorkommen, wo auch Megalobatrachus maximus von einem russischen Reisenden Abbé *David* gefunden wurde. Diese Fischarten heissen Okawadorobaë, Kindorobaë und Yanagibaë, welche ich L. güntheri, jordani und hilgendorfi nenne.† Allerdings kommen diese Arten auch in anderen Gewässern vor, so L. güntheri und jordani im Biwasee, in Centraljapan. Von wirbellosen Thieren, die auch sehr häufig in Hanzakibächen vorkommen und die als sehr beliebte Nahrung verzehrt werden, ist eine Art von Gebirgskrabbe zu erwähnen, Sawagani genannt, welche wissenschaftlich als Grapsus pusillus Fabr. bezeichnet ist. Auch diese Krabben kommen in anderen Gebirgsthälern vor, so in Hakone, Nikko u. s. w. Zu erwähnen ist aber, dass sie von Hanzaki sehr gern gefressen werden, da in fast jedem Thier, das ich in Mimasaku geöffnet habe, auch diese Krabbenschale im Magen gefunden wurde. Auch fast alle gefangenen Thiere speihen die leeren Schalen aus.

Von Amphibien finden wir in Mimasaku u. a. Hanzakigegenden, die gewöhnliche Kröte, Bufo, die beiden Froscharten, Rana esculenta und japonica, Hyla, Rachophorus, und zwei Salamander, Onychodactylus und Hynobius. Alle diese Thiere werden von Hanzaki als Nahrung verzehrt, wenn sie bis zur Eintrittstelle des Loches kommen. Besonders interessant sind aber Onychodactylus und Hynobius, welche auch in anderen Gegenden wie Hakone, Nikko und in anderen Gebirgsgewässern vorkommen, und als Gegenmittel gegen verschiedene Krankheiten vielfach benutzt werden. Das Interessanteste bei diesem

---

* Günther: Report on the collections of Reptiles, Batrachians and Fishes made by Messrs. Potanin and Berezowski in the Chinese Provinces Kansu and Szechuen 1896.

† Ishikawa: Notes on Two New Species of Fishes from the Lake Biwa. Annot. Zool. Japon. Vol. III. Pars IV. 1901.

Thiere ist der Umstand, dass seine Jungen sehr oft mit denjenigen des Hanzaki's verwechselt worden sind. So finden wir die jungen Onychodactylus od. Hynobius neben einem erwachsenen Hanzaki in einem unserer alten Bilderbücher, genannt „Senchuzufu" od. Bilderbuch der Tausend Insekten. Aus diesem haben die Vettern *Sarasin** in ihren werthvollen Mittheilungen über ceylonisches Epicrium die genannten Abbildungen entnommen. Auch haben viele Leute mir die Onychodactylus- oder Hynobius-Jungen zugeschickt, als ich die Jungen des Hanzaki haben wollte. Ein Schulmeister in Tottori hat sogar im Zool. Magazine eine kleine Notiz über die jungen Hanzaki geschrieben, die nachher sich als Onychodactylus-Junge erwiesen. Dies ist aber nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, dass die jungen Hanzaki sich sehr schwer fangen lassen, und dass die Onychodactylus und Hynobiuslarven, ungleich ihren Eltern, einen ganz platten Körper haben, wie die alten Hanzaki. Im Gegentheil zu diesen haben die jungen Hanzaki einen von beiden Seiten abgeflachten Körper mit ziemlich grossen Augen wodurch sie ein ganz anderes Aussehen gewinnen, als ihre Alten.

Das erwachsene Thier gilt für ein sehr hässliches Geschöpf, mit seinem plattgedrückten Kopf, winzig kleinen Augen u. mit einem grossen Mund, dessen rothe Fleischfarbe sehr stark von dem Dunkelbraun des Körpers absticht. Diess giebt ihm ein abstossendes, abscheuliches Aussehen. Und zu dieser Hässlichkeit kommt noch ein niedriger, dumpfer Laut, den das Thier von sich giebt, und die kinderähnlichen kurzen Füsse. Alles dies hat in alten Zeiten manche abenteuerliche Erzählung verursacht, welche teilweise bis heute unter den Bauern geglaubt wird. Eine solche ist die Legende von *Mii Hikoshiro*,† welcher mit einem riesigen Hanzaki in dem oberen Strom Asahigawa unweit vom Yubara-Dorf gekämpft haben soll: der Platz am Ufer ist heute noch als Hanzakibuchi unter den Leuten bekannt.

Im ersten Jahre Bunroku, Ende 1500, hatten sich viele Arbeiter am Ufer des Asahigawa in Mukoyubara mit einem Hausbau beschäftigt. Da erschien ein Pilger am andern Ufer,

* Sarasin, P. u. F.: Zur Entwicklungsgeschichte und Anatomie der ceylonesischen Blindwühle Ichthyophis Glutinosus.

† Die Legende ist in einem japanischen Buch 作陽誌 (Geschichte von Süd-Sakushu) berichtet und wird auch in etwas veränderter Form von den Bauern heute noch erzählt.

welcher ungewöhnliche Lichtstrahlen aus dem Wasser kommen sah; gleich darauf bemerkte er ein riesiges Ungethüm. Ganz erstaunt rief er „Ein Ungeheuer! Wagt niemand hier mit demselben zu kämpfen?“ Die Arbeiter kamen alle zum Ufer, und sahen ein kolossales Thier tief im Wasser. Aber das Geschöpf war so gross, dass erst niemand es wagte sich mit ihm einzulassen. Unter den Arbeitern war ein Jüngling Namens *Mii-Hikoshiro*, in dessen Adern Samuraiblut floss, der mit einem kurzen Dolch in der rechten Hand sich ins Wasser hinunter stürzte. Da öffnete das Riesenthier seinen Mund weit, sah den Jüngling mit seinen kleinen, aber feurigen Augen an, und mit einem Schluck verschwand der Aermste tief in des Ungeheuers Bauche. Schauer ergriff die anderen Arbeiter und den Pilger. Sie wussten nichts zu thun. Aber sieh! der brave *Hikoshiro* öffnete mit seinem Dolch den Bauch des Ungeheuers von innen her und schwimmend kehrte er zum Ufer zurück. Das krystallklare Wasser des Stromes wurde von des Ungethier's Blut ganz roth, und der riesige Leichnam lag tief auf dem Grunde. *Hikoshiro* brachte nun eine starke Schnur und tauchte zum zweiten Male ins Wasser, und mit Hilfe der anderen Leute brachte er das Ungethier ans Ufer. Die Körperlänge desselben mass 35 Fuss, sein grösster Umfang war 13 Fuss. — — Der Mond schaute fahl aus dämmeriger Wolkenhöhe, Todtenstille herrschte im ganzen Dorf. Da klopfte in tiefer Nacht ein schönes Frauenbild * an des Jünglings Thor und weinte gar bitterlich! Ein seltsamer Schauer ergriff ihn und streckte ihn todt nieder, und eben so starb plötzlich seine ganze Familie. Das brachte das ganze Dorf in Bewegung. Die Leute begruben den Riesenleichnam auf dem Grunde des Dorfgottes und sprachen ein Gebet für das Seelenheil des Salamanders. Einige Steine und ein kleiner Tempel wurden darauf errichtet, und der neue Gott wurde als Hanzakidaimyōjin oder der Grosse Gott Hanzaki geehrt. Zum grossen Glück für die Naturwissenschaft haben die dortigen Leute auch dem Gott versprochen, dass sie niemals einen Salamander tödten und essen wollen, was sie auch redlich halten.

Die Photographie, die ich Ihnen hier vorlege, ist aus dieser Gegend. An der rechten Seite des Bildes sieht man eine kleine dichte Baumgruppe, wie sie gewöhnlich in unseren Tempelgründen

* In dem Buch Sakuyoshi heisst es nur „jemand.“

zu sehen sind. Das ist der Tempelgrund des Mukoyubaradorfes, und darin liegt der berühmte Hanzakidaimyōjintempel, ein ganz kleines hölzernes Häuschen von ungefähr 2–3 Fuss Höhe und 1 oder $1^1/_2$ Fuss Breite. Heute ist der Tempel etwas verfallen, und in dem Tempel liegt ein kleiner dreieckiger Stein, welcher die heiligen Seelen repräsentieren soll.

Solche und ähnliche märchenhafte Erzählungen hört man aber sehr viel hier in dieser Gegend und vielleicht auch in anderen Hanzakigegenden. Sogar heutigen Tages glauben viele Leute an die Anwesenheit kolossaler Salamander und an durch dieselben veranlasste Unglücksfälle. So ist mir einmal erzählt worden, dass an einer tiefen Stelle ungefähr zwei Ri am Yubara stromaufwärts ein riesiges Thier lebte, das einmal eine Frau mit ihrem Kind auf dem Rücken verschluckt habe. Der Dorfquacksalber, der mir diese abenteuerliche Geschichte erzählte, sagte mir zugleich: „Diese Geschichte hörte ich, als ich noch ein junger Knabe war, und jetzt noch wage ich nicht allein an diese Stelle zu gehen!“

Obgleich aber das Thier hässlich und abscheulich aussieht, so übt es doch ein gewissen Reiz auf den gastronomischen Geschmack der Leute. Die Hanzaki werden nämlich in grosser Zahl in diesen Gegenden gefangen und als Leckerbissen verzehrt. Bei passender Zubereitung gibt er eine schmackhafte Speise. Mir wurde auch einigemale das Fleisch angeboten; einmal in Miso– (Bohnen.) suppe gekocht, ein andermal in Shoyu und Zucker gesotten und dann wieder in Fett gebraten. Alle diese Zubereitungen fand ich nicht schmackhaft. Das Fleisch errinnerte mich zwar an das von Lippenschildkröten, Trionyx, aber der Gedanke an den fossilen Riesensalamander nahm mir allen meinen Appetit weg, wenn es auch noch so gut gekocht war. Aber die Leute essen ihn ohne alles Bedenken und zwar essen sie ihn nicht nur als gewöhnliche Speise oder als Delicatesse, sondern sie verzehren ihn auch als Arzneimittel. Es wird im allgemeinen von den Leuten geglaubt, dass eine Hanzakisuppe mit Miso ein treffliches Gegenmittel gegen Dysenterie sei, und unglücklicherweise herrscht diese Krankheit fast in jedem Jahre in Mimasaku, Hoki und Idzumo, und grade in der Zeit, wo die Thiere ihre Eier legen, d. h. Ende August und September! So werden die schwangeren weiblichen Thiere jährlich in grosser Zahl gefangen und zu hohen Preisen verkauft. Die Leute kochen die

Thiere gewöhnlich nach Entfernung der Haut und zerschneiden sie in kleine Stücke.

Was nun den Hanzakifang betrifft, so fischt man ihn gewöhnlich wie einen Aal, nämlich mit einem Fischhaken, an dem man ein grösseres Exemplar eines Regenwurms befestigt. Die Spitze desselben wird auf das Ende einer Bambusstange gesteckt, und so bringt man den Wurm in das Loch, worin man einen Hanzaki vermuthet. Ein geübter Fischer kann sehr leicht einen Aal von einem Hanzaki beim Anbeissen unterscheiden, da ein Hanzaki die Lockspeise sammt Bambusspitze abbeisst, während ein Aal nur den Wurm verschluckt. Da aber ein Regenwurm leicht zu zerreissen ist, so benutzt man für den Hanzakifang einen Frosch, und zwar am häufigsten den gewöhnlichen Wasserfrosch, R. esculenta, als Lockspeise. Ein Frosch wird mit einem starken Haken an seiner Afteröffnung durchstochen in der Weise, dass die Spitze des Hakens an einer Seite des Kopfes hinausragt. Diese Hakenspitze wird auf eine lange Bambusstange gesteckt, und die Hinter-Beine des Frosches werden mit einer Schnur ganz fest an der grossen Schnur am unteren Ende des Hakens befestigt, und das alles wird nun mit Hilfe der Stange in das Loch hineingebracht. Es ist ziemlich sicher, wenn ein Hanzaki im Loch ist, dass er gleich zubeisst. Manchmal aber, wenn das Loch sehr tief ist, muss man lange warten bis er kommt. So bringt man gewöhnlich drei oder vier solche Lockspeisen in verschiedene Löcher und wartet bis einer beisst. Dann nimmt man den Bambus weg und zieht ganz leise an der Schnur, und wenn man findet, dass die Lockspeise schon im Munde des Thieres ist, dann zieht man die Schnur mit der linken Hand an, und gleichzeitig steckt man seine rechte Hand ins Loch hinein, in der Weise dass man mit derselben das Thier unten am Hals greift, und bringt es so heraus. Dieses Verfahren passt aber nur für mittelgrosse Thiere. Thiere von über 3 Fuss Länge könnte man in dieser Weise nicht fangen, da sie zu stark sind, und sie fassen auch nicht die Lockspeise so leicht wie die kleineren. Will man ein grosses Thier fangen, so muss man längere Zeit warten bis es anbeisst. Und sehr oft muss man viele Frösche vor dem Eingang des Loches befestigen, um den Bewohner herauszulocken. Auch kleinere Thiere von unter 1 Fuss Länge beissen gewöhnlich nicht auf den Frosch, aber sie kommen zuweilen aus dem Loch, falls man einen Frosch vor den Eingang setzt.

Die Salamander kriechen aus den Löchern „dem Wohlgeruch des Frosches folgend", so sagte mein Hanzakifischer *Ito*, und versicherte mir, dass die Thiere nicht sehen, sondern nur riechen. Von den kleinen Augen kann man das erwarten, und man fängt die Thiere, besonders im Frühjahr, wenn wenig Wasser vorhanden ist, in der Weise, dass man eine stark riechende Speise in den Strom legt. Zu diesem Zweck mischt man gewöhnlich gebackene Nuka, Frösche, Fische u. a. zu Ballen und legt diese in den oberen Theil des Baches, dann kommen die Salamander alle aus den Löchern, klein und gross. Für den Fang ist das zwar eine sehr kluge Methode, aber für die Hanzaki sehr bedenklich, da in dieser Weise fast alle Thiere gefangen werden können, die in einem Bache zu finden sind.

Wie gesagt, werden die Riesen-Salamander von Jahr zu Jahr weniger. Bis vor 30 oder 40 Jahren sollen sie sehr häufig auch in der Gegend von Tsuyama gewesen sein, wo heute fast keine zu finden sind. So erzählte man zuerst, als ich vor 5 Jahren nach dem Hanzaki fragte, dass sie in Tsuyama leicht zu finden seien, und dass man ihre Eier leicht bekommen könne. Wie ich aber hinging, um ernsthaft zu jagen, wunderte man sich sehr, dass sie nicht zu finden waren. Im Maniwagori, Mimasaku, wohin ich seit 4 Jahren ging, wurden die Hanzaki jedes Jahr geringer an Zahl. Im Onaru-Thal z. B., wo ich im Jahre 1897 noch viele Salamander gefangen habe, und im letzten Jahr an einem Tage 3 Exemplare bekam, konnte ich dieses Jahr nur einen finden. Ito erzählte mir, dass er vor 6 Jahren, als er zuerst nach Onaru kam, in einem Tage nicht weniger als 20 Exemplare gefangen habe, und ein Mann, der in Onaru wohnt, sagte mir, dass vor 10 Jahren die Thiere so häufig waren wie Frösche heutzutage. Auch im Kuginuki-Thal, wo ich vor 3 Jahren 3 oder 4 Exemplare an 3 aufeinander folgenden Tagen fand, konnte ich dieses Jahr nicht ein einziges Thier finden. Das beweisst natürlich nicht, dass die Thiere in diesen Thälern heutzutage nicht mehr vorkommen, aber es zeigt gewiss, dass die Thiere seltener geworden sind. Dieselbe Geschichte erzählte mir auch ein Bauermädchen, das ich zufällig auf einem Spaziergang nach Mikamo traf. Auf meine Frage nach dem Hanzaki entgegnete mir das Mädchen, dass, als es noch klein war, Hanzaki sehr häufig waren, aber jetzt lassen sie sich nicht mehr in dieser Gegend sehen.

Die rapide Abnahme von Hanzaki ist nicht allein auf seine medicinische Verwendung zurückzuführen; es kommt auch dazu,

dass in der Zeit, wo die Hanzaki ihre Eier legen, d. h. im August und September, die Länder von starken Regenschauern heimgesucht werden, und die Ueberschwemmung, die sehr oft nach einem solchen folgt, die Thiere zwingt aus ihren Löchern auszuwandern; dabei werden sie sehr häufig durch Gesteine u. s. w. verletzt, besonders die jungen Thiere, welche gewiss bei solchen Ueberschwemmungen sehr viel zu leiden haben.

Wie gesagt, jagte ich in Mimasaku auf die Riesensalamander und ihre Eier. Aber letztere zu finden war sehr schwierig. Anfangs wussten wir nicht ganz genau, wo und wann das Thier seine Eier legt. Nach zwei Sommern eifrigen Suchens im Iga- und Isegebirge hat Herr Prof. *Sasaki* ein einziges Mal im August einen Haufen Eier gefunden, die schnurartig verbunden waren.

Ich habe auch sehr lange vergeblich nach den Eiern gesucht. Erst nachdem ich mit Hilfe eines Dorfschulzen in Kogawa, Herrn *Teshima*, die Untersuchungen der Ovarialeier von jedesmal frisch gefangenen Thieren vom Frühjahr bis zur Mitte September unternahm, konnte ich die Zeit der Eiablage feststellen. Dieselbe fällt hauptsächlich in die letzte Hälfte des Monats August.

Die ersten Eihaufen, die mir zu Gesicht gekommen sind, waren diejenigen, welche in einem Dorf 3 Ri von Kogawa abgelegt waren. Es war ein Bauernhaus, an dessen Hinterseite sich eine kleine Wasserpfütze befand, worin zwei Thiere seit einiger Zeit eingeschlossen waren; eines von diesen hatte die Eier abgelegt. Dieselben waren aber bereits ganz zerstreut und verdorben, und waren in diesem Zustande zu weiteren Untersuchungen nicht mehr zu gebrauchen. Da errinnerte ich mich, dass *Ito* vor ein paar Tagen im Onaruthal einen Hanzaki gefischt hatte, und am nächsten Tage, den 2 ten September ging ich mit *Ito* nach dem Thal. Der Weg wer sehr schlecht. Ein enges Thal, ohne Weg! Wir gingen in Bächen, deren Grund ganz schlüpfrig, und an beiden Seiten so dicht mit Gräsern und kleinen Gewächsen überwachsen war, dass man an manchen Stellen kriechen musste. Endlich kamen wir an einen kleinen Wasserfall, wo *Ito* das Thier gefangen hatte. Wir suchten überall, aber fanden kein einziges Loch, worin ein Hanzaki leben konnte. Endlich fand ich aber ein ganz kleines Loch am Fuss eines sehr grossen wandähnlichen Felsens, welches *Ito* untersuchte. Er legte seine Hand hinein und sagte zuerst, dass das Loch nicht tief sei, dann aber schob er eine Stange hinein, und fand das Loch sehr tief, und wie er mit der Spitze der Stange

den Grund aufgerührt hatte, floss kaltes, klares Wasser heraus. Zu meinem grossen Erstaunen brachte er bald mit den an einer langen Stange befestigten Haken 5–6 sehr schöne Eier am Haken hängend heraus. Schöne glashelle Eischalen, worin fast weisse Dotterkugeln schwammen! Was für eine Freude ich damals hatte, das weiss niemand zu würdigen! Auch *Ito* war ganz ausser sich, und beim nächsten Ziehen des Hakens kamen 60–70 Eier aus dem Loch heraus. Dieses waren die ersten lebendigen Eier, die ich selber gesehen habe, und die ersten Eier, die überhaupt einigermassen wissenschaftlich behandelt werden konnten. Mit dieser Beute eilte ich überglücklich nach Kogawa zurück.

Die abgelegten Eier sind, wie zuerst von *Sasaki* berichtet wurde, durch Schnüre verbunden, die aber nicht glatt und gleichdick wie diejenigen der Kröte sind, sondern die Zwischenstücke je zweier Eier sind dünner, und das Ganze macht den Eindruck eines Rosenkranzes. *Sasaki** sagte darüber: „Each egg floats in a clear fluid inclosed in a beadshaped gelatinous envelope (1.62–1.35 cm.); and this envelope is connected with the next by means of a comparatively small string which is about equal in length to the longer axis of the envelope. The egg has an oblate spheroidal form, measuring about 6 mm. by 4 mm., and is yellow everywhere except at the upper pole, where it is whitish."

Genauer beobachtet besteht die Eikapsel aus verschiedenen Theilen. Zuinnerst kommt eine ziemlich feste Membran, dann kommt eine sehr fein geschichtete und etwas dickere Membran. Ueber dieser liegt eine dritte, die ebenso dick ist wie die zweite. An beiden Polen der Kapsel zieht sich diese dritte Membran aus und bildet die innerste Achse der Schnur. Dann kommt eine Anzahl von Membranen, die sich auch in der Eischnur fortsetzen. Die Zahl dieser Membranen ist verschieden, doch in manchen Kapseln zählte ich deren 12 bis 15. Alle diese Membranen und auch die Achsialtheile der Schnur sind leicht dehnbar. Ueber diese folgt dann eine ziemlich dicke Gallerthülle, die an beiden Polen auf die Entfernung von ca. 1 cm eine spiralartige Drehung zeigt, so wie es bei Hagelschnur od. Chalazen der Fall ist. Bekanntlich ist diese Chalazenbildung bei Eiern von Amphibien erst von den Vettern *Sarasin* bei Ichthyophis beobachtet

* Sasaki, C.,

und beschrieben worden. Während aber diese Hagelschnüre bei Ichthyophis gerade so sind, wie bei Vogeleiern, sind sie hier bei Hanzaki von denjenigen bei Vögeln insofern verschieden, als hier die äussere Gallerthülle gedreht ist. Die Grösse der einzelnen Kapseln sowie die Zahl der Eier in einem Wurf sind je nach der Grösse des Thieres verschieden, d. h. ein grosses Thier legt mehr Eier als ein kleines, und die Eikapseln sind auch grösser. So fand ich die Eikapseln bei einem Thier von ungefähr 270 mm Länge viel kleiner als diejenigen von einem anderen Thier, welches mehr als 1000 mm mass. Die Durchmesser der Eikapseln bei dem ersteren Thier fand ich durchschnittlich ca. 20 mm, bei dem letzteren über 25 mm. Auch beobachtete ich, dass kurz vor der Ausschlüpfung der Embryos die Eikapsel bedeutend an Grösse zunimmt. Die Form der Eikapsel ist ganz rund oder etwas oval. Der Durchmesser ist an den Befestigungsstellen vielleicht ein wenig länger als an den anderen. Die Schnur zwischen je zwei Eiern ist gewöhnlich etwas kürzer als der Durchmesser der Eikapsel, sie kann aber doppelt so lang oder auch sehr kurz sein. Die Dicke der Schnur beträgt etwa 4 mm, der Achsialtheil davon 2 mm.

Das eigentliche Ei liegt am Grunde der Eikapsel, und ist von einer sehr zarten Dotterhaut umgeben. Es hat ungefähr 7 mm Durchmesser und ist an der unteren Seite ein wenig abgeflacht. Seine Farbe ist im jungen Blastoderm-Stadium hellgelb.

Das Thier legt seine Eier in tiefe horizontal verlaufende Löcher, in denen das Wasser sehr ruhig ist. Manchmal ist solch ein Loch 10 oder mehr Fuss tief und kaum für das Licht zugänglich. Die Brutstellen für die Eier sind aber nicht immer so tief. Oft fand ich Eier in einem Loch nicht tiefer als 3 oder 4 Fuss. Oeffnet man ein solches Loch, so findet man eine abgerundete Stelle, deren Boden ganz rein gehalten ist. Niemals habe ich die Eihaufen in ihrer natürlichen Lage im Loch gefunden, man kann aber aus einem ausgebrachten Eihaufen schliessen, dass die Eier nicht unregelmässig wie diejenigen der Kröte liegen, sondern mehr oder weniger regelmässig zusammengebunden. Namentlich sind die Eischnüre an 3 Stellen ganz fest knäuelartig verbunden. An solchen Verbindungsstellen findet man viele leere Kapseln, welche zuweilen so gross sind wie die vollen; meistens sind sie aber viel kleiner. Diese leeren Kapseln sind genau so gebaut wie die vollen, nur dass sie der Eier entbehren.

Was die Begattung der Thiere betrifft, so habe ich bis jetzt nichts darüber beobachtet. Einige Leute erklärten mir, dass bei einer Begattung zwei Thiere mit einander ganz fest zusammenkommen und mit ihren Kloakenöffnungen verbunden sind. Ohne weiteres kann man natürlich das nicht glauben. Fast sicher aber kann man behaupten, dass die Befruchtung im Innern des Thieres stattfindet, im Gegensatz zu Fischen und Fröschen, da die Samenzellen im Innern der Eikapseln zu finden sind, und diese Kapseln schon im Oviductus gebildet sind. Interessanterweise findet man die Samenhaufen auch in leeren Kapseln.

Fast in jedem Loch, wo man von Ende August bis zu Anfang October ein weibliches Thier gefunden hat, findet man einen Eiklumpen. Dieser Umstand lässt schon vermuthen, dass das Thier eine Brutpflege hat wie Ichthyophis oder wie so viele andere Amphibien.* Das Weibchen aber hält nicht wie Ichthyophis die Eiklumpen innig umschlungen, sondern es scheint die Eier manchmal zu verlassen, um Nahrung aufzunehmen. Diese Thatsache habe ich nicht direct beobachtet; sondern dies schliesse ich aus andern Thatsachen, die ich beobachtet habe. Am 14 September vorigen Jahres traf *Ito* ganz am Eingang eines Loches, ein Weibchen welches er aber nicht fing. Am nächsten Tage ging ich zusammen mit ihm nach der Stelle und versuchte das Thier zu fischen. Wir fanden, dass das Loch sehr tief war und das Thier ganz im Grunde desselben lag. Nach einer halben Stunde biss es aber auf den Froschköder und *Ito* zog es heraus. Das war ein ganz kleines Weibchen, und als wir fanden, dass es keine Eier mehr im Körper hatte, suchte ich nach den Eiern in dem Loch, und fand ca. 80 Stück sehr schöne Eikapseln mit weit fortgeschrittenen Embryonen. Ein anderesmal fand *Ito* in einer Abendstunde ein mittelgrosses Weibchen neben einem Loch. Am nächsten Tage ging ich mit ihm an diese Stelle und fand einen Eiklumpen.

Mittheilungen über die Entwicklung der Embryonen, sowie über die Ei- und Samenbildung behalte ich mir für eine spätere Zeit vor.

---

* R. Wiedersheim: Brutpflege bei niederen Wirbelthieren. Biolog. Central-Blatt. Bd. XX, 1900.

BÜCHERBESPRECHUNGEN.

VON

Prof. Dr. Karl Florenz.

[Grammatik der Japanischen Umgangssprache mit Uebungsstücken und Wörterverzeichnissen, von A. Seidel. Zweite Auflage. 176 Seiten. (Die Kunst der Polyglotte, Teil 22. A. Hartleben's Verlag. Preis geb. 2. M)].

Die vorliegende zweite Auflage dieses Buches ist von der ersten so vollständig verschieden, dass sie in der That den Anspruch, ein ganz neues Buch zu sein, erheben kann. Die erste Auflage war eine entschieden verfehlte Arbeit, die seiner Zeit mit Recht von Herrn Dr. H. Weipert in dieser Zeitschrift (Band V, Seite 279) höchst ungünstig beurteilt wurde. Um so mehr freut es mich, über die neue zweite Auflage — mit gewissen Einschränkungen — Günstigeres sagen zu können.

Das Buch zerfällt in drei Teile: 1) eine Lautlehre und Wortbildungslehre, S. 1–15; 2) eine systematische Grammatik, S. 16–113; und 3) eine praktische Einführung in die Elemente der Sprache, S. 114–176, bestehend aus kurzgefassten grammatischen Bemerkungen, Vokabular und Uebungsstücken, für den ersten Anfänger berechnet. Der Verfasser verspricht uns als besondere Bändchen demnächst auch ein „systematisches Wörterbuch" und eine „Grammatik der japanischen Schriftsprache."

Die Struktur der japanischen Sprache ist im ganzen klar und geschickt dargelegt; man merkt, dass der Verfasser sprachwissenschaftliches Verständnis besitzt. Das aufgeführte sprachliche Material ist augenscheinlich mit Fleiss und Sorgfalt gesammelt, erreicht aber leider bei weitem noch nicht den Grad von Korrektheit, den wir in Chamberlain's Colloquial Handbook oder Lange's Lehrbuch der Japanischen Umgangssprache bemerken,

und den wir auch von diesem Lehrbuch um so mehr zu erwarten berechtigt sind, als dem Verfasser so vorzügliche Hülfsmittel vorgelegen haben. Ueber Anlage und Methode des Buches vermag ich mich nur sehr anerkennend auszusprechen; es kommt gerade den Bedürfnissen derjenigen, welche sich ohne grossen Aufwand von Zeit und Mühe eine elementare Kenntnis der Sprache aneignen wollen, entgegen. Nach einer gründlichen Ausmerzung der zahlreichen Fehler und Umarbeitung einer Menge deutsch-japanischer Ausdrücke in wirklich idiomatisches Japanisch — ABER AUCH NUR NACH SOLCHER KORREKTUR! — würde das Seidel'sche Buch in der That, namentlich für Reisende und Residenten in Japan, eine gute Einführung in die japanische Sprache bilden. Für die zahlreichen Leser dieser Zeitschrift werde ich mir erlauben, im folgenden eine Reihe von Bemerkungen zu machen, die mir beim Durchlesen aufgestossen sind, und die der Herr Verfasser bei einer neuen Auflage zu berücksichtigen Gelegenheit haben dürfte. Ich möchte dem Verfasser übrigens dringend raten, auf jegliche Selbstbildung japanischer Sätze auf deutscher Grundlage in Zukunft ganz zu verzichten; es kommen dabei meist nur unjapanische Wendungen heraus. Seit dem letzten Jahrzehnt ist von Japanern selbst so sehr viel in gesprochener Sprache veröffentlicht worden, dass man bei einiger Kenntnis der Litteratur den nötigen Beispielstoff fast durchweg aus Originalwerken ausziehen kann.

S. 1. § 2. — *ts* gehört als konsonantischer Diphthong unter die Zahnlaute, zu denen seine Komponenten *t* und *s* gehören. *w* ist nicht Zitterlaut, sondern bilabialer tönender Reibelaut. Auch ist es wesentlich verschieden vom englischen *w* (§ 11).

S. 2. — *n* am Ende der Wörter sowie vor *k* und *g* lautet leicht *guttural* (nicht *nasal*, wie § 10 gesagt wird; *n* ist doch auf alle Fälle *nasal*, ob es nun guttural, palatal oder dental gesprochen werde).

§ 13. — Die Gruppen *hy*, *ky* etc. sind nicht durch Ausfall von *i* bzw. *u* vor folgendem *y*, bzw. *w* entstanden. Die Kanaschreibungen *kiya* statt *kya*, *kuwa* statt *kwa* etc. waren nur GRAPHISCHE NOTBEHELFE! Ebensowenig ist *sh* aus *sy* entstanden, wie die Fussnote angiebt.

S. 3. § 15. — Die langen Vokale tragen nicht immer den Ton. Es sei hier bemerkt, dass die Akzentbezeichnungen überhaupt

eine der schwächsten Seiten dieses Werkes darstellen: sie sind zum grossen Teil ganz falsch. Hin und wieder scheint sich der Verfasser durch die vielfach seltsamen Akzentuierungen in Yamada Bimyōsai's Nihon Daijisho haben irreführen zu lassen. Bei der grossen Anzahl von Ausstellungen, die ich hier überall zu machen hätte, ist es unmöglich auf Einzelheiten einzugehen.

S. 4. § 22. — ist schief und unwissenschaftlich ausgedrückt.

S. 5. § 24. — *na* sind nicht Nomina schlechthin, denn diese Wortklasse schliesst auch die Pronomina, Zahlwörter, Konjunktionen und Interjektionen ein. *kotoba* sind flektierende Wörter, und umfassen VERBA UND ADJECTIVA!

§ 25. — Diese Einteilung giebt keine gute japanische Grammatik. Es fehlen übrigens die *jodōshi* „Hülfszeitwörter"; und die *teniowa* im allgemeinen, wofür *zeushi* (Präpositionen?!) zu streichen ist. Zahlwort heisst *sūshi*. Der beste moderne Grammatiker, *Ōtsuki*, unterscheidet acht Wortklassen: *meishi* 名詞, *dōshi* 動詞, *keiyōshi* 形容詞, *jodōshi* 助動詞, *fukushi* 副詞, *setsuzokushi* 接續詞, *teniowa* 豆爾乎波, und *kandōshi* 感動詞. Die *daimeishi* und *sūshi* sind Unterabteilungen der *meishi*.

S. 7. § 29. — *hitoya* bed. „Gefängnis." Lies *kamisori* (st. *kamizori*), *kōrisuberi* (st. *kōrizuberi*).

Zu Fussnote 3. Lange hat aber recht, denn *udo* ist eine aus *hito* entstandene Form: *hito*, *uto*, *udo*. Zur Veränderung des *hi* in *u* vgl.

omohite	(思)	und	*omoute*.
ihite		„	*iute*.
kahite	(買)	„	*kaute*.
mahito	(眞人)	„	*mauto*.

S. 9. — *sū* (st. *su*) „Anzahl," aber *ninzu*.

Da Verfasser *kwats'* etc. schreibt, muss er auch *gwai* „Aeussere," und *gwaikoku* schreiben. *fūsen* (nicht *fuzen*) „Luftballon."

mugi in *mu-gi* „Gerste und Weizen" zu zerlegen, ist seltsam. Auch Yamada's Erklärung von *mugi* als Kontraktion aus *mure nogi* ist lächerlich.

S. 10. § 30. — *kaisuiyokuba* ist nicht aus nur chinesischen Wörtern zusammengesetzt. *ba* „Ort" ist rein japanisch, wird aber

auch mit chines. Wörtern komponiert. Man spricht übrigens 浴場 besser *yokujō*.

S. 11. § 32 — *hayauma* bedeutet aber „Eilbote."
ji „Weg" ist japanisch, nicht chinesisch (*michi* wahrscheinlich ein Kompositum aus *mi* und *chi* = *ji*).
atsusō na (st. *no*) *hi*.

S. 12. — Fussnote 1. Es ist sprachgeschichtlich nicht richtig zu sagen, dass die Endung *ts'* (von *hitots'*) in Zusammensetzungen abfalle; die Zusammensetzung ist vielmehr direkt mit der Stammform des Zahlworts (*hito*) gemacht, und die Endung nicht abgefallen, weil sie nie da war und nur in gewissen Fällen an den Stamm angefügt wird.

S. 13. § 40. — Anm. 1 ist sprachgeschichtlich nicht korrekt ausgedrückt. *t*, *s* sind die primären Laute, *ch*, *sh* sekundär. Lies *arai* (st. *arahi*).

S. 16. § 45. — Mit *mes'-os'* bezeichnet man das NATÜRLICHE, nicht das GRAMMATISCHE Geschlecht! Ebenso mit *shiyū* = Männchen und Weibchen (eigentlich von Vögeln). „GRAMMATISCHES Geschlecht" heisst *sei* 性, daher *dansei*, *josei*, *chūsei* = masc., fem., neutr.

S. 17. § 48. — Fussnote 1. In der guten Sprache wird dies *shu* nur ausnahmsweise wie *shi* gesprochen, z. B. in *wakaishi*.

S. 18. Z. 6. — *bambuts'*, nicht *bammots'*. 物 wird *mots'* nur in *shokumots'* (was auch immer seltener gebraucht wird), *hōmots'* (寶物), *kumots'* (供物) gesprochen; sonst wird es als vulgär betrachtet.

§ 51. — Alle Formen auf *ni* als DATIV zu bezeichnen, geht doch nicht an!! *ni* ist vor allem auch Lokativpartikel. Und der „Adverbialkasus" erscheint bald mit, bald ohne *ni*. Man hat kein Recht, den Begriff „Adverbialkasus" so willkürlich zu beschränken.

S. 19. — *ame ga sh'ta* heisst nicht „Unterseite des Himmels," sondern „das unter dem Himmel Befindliche," daher die Welt, das Reich, Japan.
kawa ga kuroi Schwärze des Felles (st. Himmels).

S. 20. § 56. — Der Satz unter c) hat keine Berechtigung in diesem Buche.

§ 57. — Falsche Regel, s. oben. Der Adverbialkasus kann auch lauten *natsu ni*. Der Adverbialkasus ohne Postposition könnte sogar als gekürzte Redeweise bezeichnet werden.

S. 21. § 63. — Fr. Müller irrt sich, wenn er so weit geht zu behaupten: „Unangenehm berührt der gänzliche Mangel eines Pronomens." Die alten Formen *wa* (wovon *watakushi* abgeleitet ist) „ich" und *na* „du" sind so gut echte Pronominalstämme wie irgend welche Pronomina irgend einer Sprache. Der Abschnitt über das Japanische in dem Werke des ausgezeichneten Sprachforschers steht überhaupt nicht auf der wissenschaftlichen Höhe der übrigen Teile.

S. 22. — Fussnote 4. Der Diener sagt zur Herrin *ok'sama; oku* gebraucht der Mann, wenn er von seiner Frau zum Diener spricht; *oku* ist deshalb nicht 2., sondern 3. Person.
Anm. 5. *omaesan* wird vorzugsweise Niederern gegenüber gebraucht; selten von der Frau dem Manne, nie von den Kindern dem Vater gegenüber.

S. 23. § 66. — Fussnote 1. *wachiki* wird besonders von Geisha, Jōrō u. s. w. gebraucht.

S. 24. § 68. — eher: *jū nen han*; ohne *to*. Aber der Gebrauch von *han* in solcher Altersangabe ist ganz unjapanisch. Der Japaner würde *jū ichi nen* angeben, wenn aber die Hälfte durchaus ausgedrückt werden soll, würde er *jū nen rokkagets'* sagen.

§ 70. — Anm. 2. In *kore* (*sore*) *dake* und *kore* (*sore*) *hodo* sind *kore* und *sore* keineswegs *adjektivisch* gebraucht, sondern selbstverständlich substantivisch, und *hodo* resp. *dake* ist das bestimmende, nicht das bestimmte Element, obgleich postponiert. Etwa „soviel wie dieses." Dasselbe gilt von *dore*, S. 27, § 75.

S. 27. § 76. — b) *dare de mo, dare mo* wer auch immer.
dore de mo, dore mo was auch immer.

c) *dono ... mo*, etc.

S. 28. § 77. — Anm. 2. „wie" vor *onaji* wird durch *to* ausgedrückt.

§ 79. — Anm. Von *tōi* wird *tō* und *tōku* gebildet: *tō gozaimas'*, *tōku de gozaimas'*, *tōku de arimas'*.

S. 29. § 80. — Man sagt: *kono kuma wa tsuyoi des'* (nicht *da !*). Wenn das Prädikat ein Adjektiv ist, sagt man nie *da*: also

kono yubiwa wa kin des', oder weniger gut

„ „ „ „ *da*,

aber immer nur „ „ „ *uts'kushii des'*.

S. 32. § 86. — Für „Universität" wird jetzt gewöhnlich *daigaku* gebraucht, z. B. *Teikoku Daigaku* „Kaiserl. U.", nie *Teikoku Daigakkō*. *Daigakkō* ist „Akademie," z. B. Rikugun-daigakkō „Militär-Akademie," *Kaigun-daigakkō*.

S. 36. § 96. — Das Präsens zu *suberi* ist ganz regelmässig *suberu !* Eine Form *suberiru* giebt's nicht.

S. 38. § 99. — Anm. *yonda arō* wird in *yondarō* kontrahiert.

S. 39. § 102. — b) Man sagt nur *o kakiyo*, nicht *kakiyo*. *o kaki* oder *o kaki na* sagt z. B. die Frau zu ihren Kindern. *yo* wird an die eigentliche Befehlsform angehängt: *kake yo*. *o kaki-denaiyo* wird nur von den Frauen gebraucht.

S. 41. § 105. — Das Verbum *konomi* bedeutet in der Umgangssprache nicht einfach „lieben," sondern „haben mögen, Vorliebe haben für, bestellen," z. B. *o konomi ni ōjite koshiraemasu*. Die Bedeutung „lieben" hat es nur in der Schriftsprache, z. B. *ware wa kare wo konomazu* „ich liebe ihn nicht, mag ihn nicht leiden."

Die Formen auf *-zu ni sh'te* (*konomazu ni sh'te*) werden in der Umgangssprache nie gebraucht.

Anm. Die in Klammer stehende Bem. (in Tokyo auch zu *nakutcha*) ist zu streichen.

S. 42. Z. 4. — *gozaimas'* immer mit *i !* *goza(i)mas'* wohl Druckfehler für *goza(r)imas'*.

S. 43. § 112. — Es fehlt das Beispiel für den Gebrauch von *no* (*n'*). Z. B. *wakaru n' deshō* „er wird wohl verstehen." Man darf aber keineswegs ohne weiteres *no* für *mono* oder *koto* gebrauchen, wie die Regel fälschlich suggeriert.

Fussnote 2. Man sagt *tabete mo*, nicht *taberu to mo*.

S. 44. § 115. — *tabe des'* und *tabe de wa nai* (ohne Präfix *o-*) ist ungebräuchlich; man muss *o tabe des'* und *o tabe de wa nai* sagen, was übrigens auch keine guten Ausdrücke sind. *o tabe da wa nai* wird nur von Frauen, besonders Frauen der niederen Klassen, gesagt.

tabe ist übrigens ein niedriges Wort und deshalb in höflicher Sprache anstössig ; man sagt besser *o agari nasai* statt *o tabe nasai.*

S. 45. — Conditional. *tabereba* (st. *tabeba*)

3. *o tabe ni nareba, o tabe ni naraneba* (mit *o-!*)
5. Streiche die Form mit *iba.*

Subordinationsform. Streiche *tabezu ni sh'te* (nicht Umgangssprache !).

S. 46. — Indicativ. 1. lies *o tabe desh'ta, o tabe de wa arimasen desh'ta.*

2. lies *taberu no* (*n'*) *desh'ta.*
3. lies *o tabe ni natta.*

Concessiv. *tabetatte mo* oder *tabeta tote mo* (st. *tabeta to mo*). Negativ ergänze *tabenakute mo.*

S. 47. — Verbalsubstantiv. Streiche 2. *tabeyō koto.*

S. 50. — Indicativ, umschreibende Formen. Man sagt nie *aru da* (so meines Wissens nur im Chiba Dialekt), sondern nur *aru*, oder *da*, oder *aru no da, aru n'da.*

S. 51. — Subordinationsform, negativ: man sagt *arimasen de, arimasezu* (ohne *ni sh'te*) oder einfach *nak'te*, nicht *arimasenak'te* (dies letztere in Kyūshū-Dialekten).

Imperativ. Gute Kenner der Sprache versichern mich, dass sie Imperativformen von *ari* in der Umgangssprache noch nie gehört haben. Man braucht dafür die Formen von *ori* etc. *ore* ; *oide, oidenasai.* Auch *oke* als Hülfswort, z. B. *yonde oke.*

S. 52. — Indicativ, umschr. Formen : 3. *gozarimash'ta des'* ist eine selten gehörte, überaus nachlässige Form.

S. 53. — Concessiv 2 *arimash'te mo* (st. *arimash'ta to mo*).

S. 54. — Indicativ, umschr. Die Hinzufügung von *des'* in *gozarimash'tarō des'* u. s. w. ist auffallend.

§ 123. — lies *anata wa daitan de nakereba, ikemasen'.*

S. 55. § 125. — Imp. entweder *oide* oder *irasshai*, nie beide zusammen !

§ 126. — Präsens, Imp. *o shidenaiyo* wird nur von Frauen

gebraucht. Nicht *shiyo*, sondern *o shiyo* (ist aber Frauenspr.). *scyo* ist höchst selten.

S. 56. — Futurum I. Immer *shiyō*, nicht *shō!*

S. 57. — d) Conc. *nomimash'te mo* (st. *nomimas' to mo*).

f) Imp. *mashi* als Imperativ-Endung wird immer mit *o ... nasai* verbunden, also *o nomi nasaimashi, o agarinasaimashi.* Formen wie *nomimashi*, (*tabemashi*) sind direkt falsch.

Man sagt nie *nomimasuruna.*

S. 59. § 133. — *niji* zwei Uhr, *nijikan* zwei Stunden.

S. 60. § 134. — Der Yen steht schon seit Jahren auf etwa 2,10 M.

§ 135. — *hats'ka* heisst „20 Tage" oder „der 20ste Tag," *misoka* aber nur „der letzte Tag eines Monats" (ausser beim Februar).
Auch *youjū* 40 und *nanajū* 70 sind sehr gebräuchlich.

S. 61. — Streiche Fussnote 2. Man sagt *hito-tokoro, ni-tokoro* etc.

S. 62. § 137. — *sangats' no nijū ni nichi* (gesprochen *nijūnin'chi*).

§ 138. — Man sagt *bu* in: *nibu* $\frac{1}{5}$, *gobu* $\frac{5}{10}$ etc.; aber *bun* in *gobun no ichi* $\frac{1}{5}$, *gobun no san* $\frac{3}{5}$.
Fussnote 2. *hiki* „Genosse," nicht „Füsse." Verfasser verwechselt wohl 疋 und 足.

S. 63. § 140. — *fuku* 3. für Kakemono (nicht „Gemälde" im allgemeinen).

hiki 1 (für Rinder etc.) und 2 (Seide etc.) sind verschiedene Wörter: 1 匹, 2 疋. Ebenso sind S. 64 *son* 1 und *son* 2 verschieden: 1 樽, 2 村.

S. 65. Z. 4. — Gerade das Beispiel *dai-jū-no nichi* wird nie gebraucht! „Der zehnte Tag" heisst immer *tōka.* Bemerke, dass „der letzte" beim Datum nicht (*o*) *shimai no* heisst, sondern *misoka.*

§ 142. — der 14. März = *sangats' no jū yokka.*

§ 143. — Bei der Bahn ist jetzt *jōtō, chūtō, katō* abgeschafft und *ittō, nitō, santō* stattdessen eingeführt.

S. 67. — d) Streiche *ujoujo. ujauja* (sic!) heisst „wimmelnd."

S. 68. § 152 — b) Streiche das substantivische *ryō to me*, und füge adjektivisch *ryō.....tomo* hinzu (z. B. *ryōnin tomo*).

S. 69. — b) *ryōashi*; *ryōhō*.

moroashi ist nur Schriftsprache, nie kolloquial.

e) Die Form *mattai* kommt nicht vor (wohl aber die Adverbialform *mattaku*, vgl. § 159).

§ 153. — *dare* nur von Sachen! (Lange's *dare* „welcher," Lehrbuch p. 39, ist unrichtig) „Niemand" heisst:

dare mo, dare de mo
donata mo, donata de mo } mit Negation.

S. 70. § 154. — Besser *katahō — katahō*. *katappo* ist etwas vulgär.

§ 156. — *hei, hai* kann als Antwort auf einen Befehl allein stehen.

S. 71. — unter *mata*: Streiche den ganz unjapanischen Satz *mata o me ni kakarimas' made* „bis auf Wiedersehen!" Solch einen Abschiedsgruss giebt's nicht. Doch kann man sagen: *mata o me ni kakarimas'* (oder *kakarimashō*).

S. 72. — *shibashi no hodo ni* nur Schriftsprache.

S. 73. — *tada* b) umsonst (im Sinn von gratis).

yappari ist familiär.

§ 158. — b) Dieser Adverbialkasus auf *ni* ist doch kein Dativ, sondern ein Lokativ! Dasselbe gilt von S. 74 b)

S. 76. — *gasagasa* = „viel Geräusch machend," nicht „hastig" oder „ruhelos." *gongon* (st. *gongou*). *hatsuhats' ni mieru* (*miyuru* ist Schriftsprache). *honobono* (st. *honohono*). Fussnote 1. Hepburn's Angabe ist die richtige.

S. 77. — *pichápichá* klatschend (von Hieben). *nagern* (st. *naguru*). *sassa to* (st. *sasa*).

Die Liste der Onomatopoetica ist für das kleine Buch viel zu umfangreich (S. 74–77); die Uebersetzungen dazu sind oft ungenügend und schief; manche Ausdrücke gehören nur der klassischen Sprache an.

S. 78. — a) Jahr: streiche *kyokyonen*; lies *ototoshi*.
c) Tag: ergänze *asatte* „übermorgen," *shiasatte* „über-

übermorgen," *yanoasatte* „überüberübermorgen," *ototoi* „vorgestern," *saki-ototoi* „vorvorgestern."

f) Abend: *bangata* (st. *bankata*), *yūbe* (st. *yōbe*), *asu* (st. *asa*) *no ban*; streiche *chōbo*.

g) Nacht: *yahan* nur Schriftsprache.

S. 79. *Z.* 8. — *nóchihodo* ist die gebräuchliche Redeweise, nicht die angebliche Kontraktion *nochōdo*, die gar nicht existiert. *Z.* 11. *shijú* (st. *shijū*).

§ 163. — „Ueberall" in positiven Sätzen heisst *doko de mo*; *doko ni mo* findet sich NUR IN VERBINDUNG MIT NEGATION = „nirgends."

soko de hat auch oft die Bedeutung „darauf, dann."

Fussnote 2. Auch Hepburns Angabe ist richtig.

Lies *kinrai* (st. *kiurai*).

S. 80. *Z.* 4. — *asuko* (st. *asuka*).

(*mae* und *temae* sind zwar die sprachlich richtigen Formen, doch herrscht in der heutigen Umgangssprache die Aussprache *mai* und *temai* vor).

S. 81. § 164. — streiche *dono dake* und *dono hodo*. Nur *dono kurai* ist gebräuchlich.

§ 165. — streiche *fufummyō ni* „unklar," was nur Schriftsprache ist und übrigens *fubummyō* heissen muss. Das Adverb „undeutlich" ist in der Umgangssprache meist mit *bonyari to* wiederzugeben, z. B. *bonyari to mieru* „unklar sichtbar sein."

S. 83. — Unter *dashi* l. *furi-dashi* (st. *huri-dashi*).

Unter *age* l. *fuki-age* (st. *huki-age*).

S. 90. § 204. — a) Die Bedeutung des Wortes *mochi* ist keineswegs, wie Verf. sagt, auf „in der Hand haben" beschränkt. Man sagt auch ganz korrekt z. B. *ano hito wa ie wo tak'san motte iru* „er hat viele Häuser," *ushi wa tsuno wo motte iru* „das Rind hat Hörner" etc; dagegen ist zu bemerken, dass als Subjekt zu *mochi* ein lebloser Gegenstand nicht fungieren kann. Man kann also nicht etwa sagen: *ie ga yane wo motte iru* „das Haus hat ein Dach," sondern muss sagen *ie ni wa yane ga aru*.

S. 91. § 210. — Alle vier Wörter *sore, sono, are* und *ano* beziehen sich auf die *dritte* Person.

S. 92. § 211. — c) *anata ni nite iru hito* (nicht *anata no niru hito*).

§ 214. — Der Satz *sono yama yori ano yama ga mo takai* ist falsch. Es muss heissen: *kono yama yori ano yama ga* (*nao*) *takai*, oder *kono yama yori mo ano yama ga takai.*

S. 96. § 222. — i) Die Anmerkung ist unverständlich.

§ 225. — Man sagt *motte mairu ga ii* (*yoi*), oder *motte mairu no ga ii*, oder *motte mairu hō ga ii*, aber NIEMALS *motte mairu mono ga ii* oder *motte mairu koto ga ii!*

S. 97. § 228. — Falsches Beispiel. Vgl. die vorhergehende Bemerkung.

§ 230. — *Ano hito wa budōshu wo nomu* bedeutet in der Umgangssprache entweder „er kann Wein trinken" oder „er pflegt Wein zu trinken," aber nicht „er trinkt jetzt (in der Gegenwart) Wein." Letzteres heisst *ano hito wa budōshu wo nonde iru!*

S. 98. § 232. — (*taberu to mo*): *to mo* nur in der Schriftsprache.

S. 99. § 239. — Streiche *yomiyo* und *yomero.* Man kann nicht von jedem Verbum eine Befehlsform auf *ro* bilden. Man bildet z. B. *shiro, kurero* und einige andere. Schon *tabero* ist nicht empfehlenswert, *yomero* aber entschieden falsch.

S. 100. § 239. — c) *o yomiyo* und *o yomina* sind Formen der Frauensprache.

d) *yomi-mase* nur Schriftsprache; streiche die Form auf *-mashi.* Die Formen unter e, h, i, l sind falsch und ungebräuchlich.

Unter m) und n) kann man auch *kudasaimashi* neben *kudasaimase* sagen. *yonde o kudasaimase* ist ungebräuchlich.

g) auch *nasaimashi* neben *nasaimase.*

§ 242. — streiche *taberu to mo;* lies *tabenak'te mo* (*tabenaide mo*).

S. 101. § 244. — *aru* in diesem Falle wird immer mit den Subordinationsformen der Transitiva verbunden, *iru* entweder mit denen der Transitiva oder mit denen der Intransitiva.

S. 102. § 248. — b) *tabereba* (st. *tabeba*).

S. 104. § 257. — Anm. 2. Auch das regelmässige Passivum *oshierareru* kommt neuerdings in Gebrauch.

S. 105. § 264. — Unrichtige Regel. Denn vgl. folgende korrekte Ausdrucksweisen, wo die Potentialform transitiv ist und ein Objekt hat:

anata wa e ga kakemasu ka „können Sie malen?“
oder „ „ „ wo „ „
anata wa ano hito ga miemas' ka „können Sie ihn sehen?“ oder
„ „ „ „ *wo* „ „ „kommt er hierher?“

S. 113. § 296 — streiche das falsche *tabeta to mo; taberu to mo* geht gleichfalls nicht an, denn *to mo* ist Schriftsprache.

PRAKTISCHE EINFÜHRUNG.

S. 114. § 303. — lies *hayai uma* (st. *nagai uma*). Ebenso S. 118 § 313.

§ 304. — Wörter: *katana* Schwert (st. Messer).

S. 115. — Uebung: *chichi ga yoi* heisst gewöhnlich „die Milch ist gut“; „der Vater ist gut“ muss durch ein Idiom wie *ii* (*yoi*) *otottsan des'*, *otottsan ga ii* wiedergegeben werden.

§ 305. — *ke* sind einfach „Haare.“ „Mähne“ heisst *tategami.*

S. 117. — Wörter: *makitabako* ist sowohl „Cigarre“ als „Cigarette.“ „Cigarre“ speziell heist *hamaki.* Auch *kyaku-ma* neben *kyaku no ma.*
Uebung, Z. 2 v. u. — *Itami wa doko de gozaimas' ka* (nicht *doko ni*).

S. 119. — Uebung. In der Umgangssprache braucht man nicht *hanahada.* „Sehr“ ist *makoto ni, taisō, taihen. yorokobashii* für „erfreut sein“ ist falsch; man sagt *yorokonde oru.*
Z. 5. *Ano hitotachi wa doko ni arimas' ka* ist falsch; man sage *doko des' ka*, oder *doki ni orimas' ka* oder *doko ni orarern ka.*
§ 315 — lies *un* (st. *ū*) in *ū* zusammengezogen.

S. 120. — Wörter: „Kaffee“ heisst *kōhī* (aus dem Englischen) oder *kahe* (aus dem Französischen), nicht *kahii. z'bon* st. *zubon* „Hose.“
Uebung: Statt *sore wa sōrashū gozaimas'* wäre besser *tabun sō deshō* „das ist wahrscheinlich.“

kahii wa (und *kono cha wa*) *tsuyō gozaimas'* ist falsch. Von Tabak und Wein sagt man *tsuyoi* = „stark", von Thee und Kaffee aber *koi*.

Man sagt *kyō wa yoi tenki de gozaimas'*, aber nicht *kyō* (oder *konchō*) *wa uts'kushū gozaimas'*. Dies ist Deutsch-Japanisch.

Ginkōshihei wa tadaima hanahada takō gozaimas' sagt und versteht kein Japaner.

Man sage: *kono kutsu wa amari nagai* oder *nagō gozaimas'*, nicht *nagaku arimas'*; und *sore wa zuibun takai* oder *takō gozaimas'* (st. *takaku aru*). *zuibun* ist übrigens mehr unser „gehörig, in ziemlich hohem Grade." Das gewöhnliche Wort für „ziemlich" ist *kanari*.

S. 122. § 319. — (mit Rücksicht auf § 316). Die wirklich gebräuchlichen und korrekten Ausdrucksweisen sind:

a) wenn das Prädikat ein Adjektiv ist:

ki ga takai	Neg. *ki ga takaku nai*
„ „ *takai des'*	„ „ „ *takaku* (*wa*) *nai des'*
„ „ *takō goza*(*r*)*imas'*	„ „ „ *takō* (*wa*) *goza*(*r*)*imasen*

b) wenn das Prädikat ein Substantiv ist:

kore wa ki de aru	Neg. *ki de wa nai*
„ „ *ki da*	„ *ki de nai*
„ „ *ki de arimas'*	„ *ki de* (*wa*) *arimasen*
„ „ *ki des'*	„ *ki de* (*wa*) *nai des'*
„ „ *ki de goza*(*r*)*imas'*	„ *ki de* (*wa*) *goza*(*r*)*imasen*

go-kanai bed. in der Umgangsspr. gewöhnlich „Ihre Frau Gemahlin." *omoi mo yaranai* „unerwartet, unerhofft."

S. 123. — Uebung, Z. 2. *nare* „Gewohnheit" kommt nur in gewissen Redensarten vor, wie *narau yori nare* (Variante des Sprichworts *narau yori nareru*) „Erfahrung geht über Studieren," sonst braucht man *shūkan* oder *kuse*. Man sage etwa: *Sore wa makoto ni yoi okime de gozaimas'*.

kyō kirei na hi de wa gozaimasen ist unjapanisch. Man sagt *kyō wa yoi tenki de gozaimas'*, oder
„ „ „ *hi* „ „ .

S. 125. — Uebung, Z. 3: *doko* DE *gozaimas'*.

Z. 4: *Anata no* O-TOTTSAN WA *koko* DE *gozaimasen ka*, oder besser *kochira ni orimasen ka.*

Z. 8. *Ko-ushi no atama to momo no niku ga arimas'* ist ganz unjapanisch. Ebensowenig sagt man (Z. 12) *akigi no zubon wa ichimai iriyō da. Fuyu-zubon ga hitots' iriyō des'* wäre richtig.

Z. 9. *shirushi* (st. *sirushi*).

S. 127. § 328, — Z. 5 v. u. Dieses substantivierende *no* darf man nicht als GENITIVPARTIKEL bezeichnen. Die sonstige Genitivfunktion der Partikel kommt hier nicht in Betracht.

S. 128. — Z. 16 lies *dekinai* (st. *dekiru*) „kann nicht."
Wörter: Streiche *uchi ni.* „Nach Hause" heisst nur *uchi ye. to mōshi* „sagen" (nicht „sagen zu").

S. 129. — Uebung, Z. 3. *uchi ye* (st. *uchi ni*).

Z. 5. *konna sets' wo tonaeru hito*, oder
„ „ „ *iu* „ ,
aber nicht „ „ „ *hanasu* „ ,
letzte Z. *Sugu* statt *tadachi ni.*

S. 131. — Uebung, Z. 5. *Anata wa watak'shi wo odorokasemas'* „Sie setzen mich in Erstaunen" ist eine zu wörtliche Uebersetzung aus dem Deutschen. Ein Japaner sagt einfach: *Odorokimash'ta.*

Z. 12. *sanji wo ... kikimas' ka* ist hart; besser: *sanji no uts' no ga kikoemas' ka.*

Z. 13. u. 17. cha MATAWA *kahii* und *budōshu* ARUIWA *sake* geht nicht. Man sagt in solchem Zusammenhange: (*anata wa*) *budōshu wo agarimas' ka sake wo agarimas' ka; anata wa budōshu wo* (oder *ga*) *o suki des' ka sake wo* (oder *ga*) *o suki des' ka.*

Z. 19. statt *Anata wa kaki wo konomimas' ka* (*konomu ka*) „lieben Sie Austern?" muss es heissen: *anata wa kaki wo* O SUKI DES' *ka.*

Z. 21. *Mō jiki kaeru* (*kaemas'*) *to omoimas'* (*omou*) „ich glaube, dass er sogleich zurückkommt." Die höfliche Form von *kaeru* „zurückkommen" ist *kaerimasu!* Hier darf aber blos das einfache *kaeru* stehen, oder

noch besser *kaeru d'arō to zonjimas'*. Merke dagegen: *mō jiki kaerō to omoimas'* = „ICH denke sogleich zurückzukehren."

Man sage *gozen* oder *gohan* statt *meshi*.
Fussnote. 3 verweist unrichtig.

S. 134. — Uebung Z. 3. Nicht *anata wa tadaima bakari okimas' no des' ka*, sondern:

anata wa tadaima o oki nasatta no des' ka
„ „ „ „ „ „ *bakari des' ka*
„ stehen Sie jetzt erst auf?"

Z. 7. *Anata* WA *kaki wo....*
Z. 10. Streiche den Satz *Anata wa cha matawa kahii...*

S. 136. — Wörter: *yare* (st. *yareyo*).
Uebung: Z. 1 „ „ „

Z. 5 besser *Anata no go kyōdai*...Dies heisst aber „Ihre Brüder." In der Einzahl sagt man *o anisan* resp. *o tōtosan*.

Z. 8 *Watak'shi no omoimas' ni wa yoroshū gozaimas'* „nach meiner Meinung ist es gut" ist unjapanisch. Man sage: *watak'shi wa yoroshii to omoimas'*.

S. 137. § 345. — Zur allgemeinen Bezeichnung des Ortes auf die Frage „wohin?" steht immer *ye*, niemals *ni*. Verfasser hat sich überhaupt, wie schon oben berührt wurde, von der Partikel *ni* eine grundfalsche Anschauung gebildet.

S. 138. — Z. 4. *katana* „Schwert." „Messer" (Taschenmesser) heisst *kogatana*.

Uebung, Z. 3. *s'mai kara* ist nicht gut. „Ihr Haus" heisst *o sumai*. Für „Haus" in „mein Haus" sagt man jedoch gewöhnlich nicht *sumai*, sondern (*watak'shi no*) *uchi* oder *ie*.

Z. 5. Nicht *ano hito wa anata to hanashitai des'* „er möchte mit Ihnen sprechen," sondern

ano hito wa anata to hanashi wo shitai no des', oder
„ „ „ „ „ „ „ *shitagatte orimas'*.

S. 140. § 349. — *kuraku* (st. *kuroku*) *narimas'* „es wird dunkel."

Man gebraucht aber auch die kontrahierte Adverbialform, z. B. *kurō narimas'*, *shirō narimas'*.

Uebung, Z. 1. *Sakuban wa dō yasunda ka* heisst „Wie (d. h. in welcher Lage, auf dem Rücken oder der Seite) haben Sie die letzte Nacht geschlafen?" Dagegen „wie hast du die letzte Nacht geruht?" muss heissen: *sakuban wa yoku o yasumi nasaimash'ta ka.*

Z. 8. *watak'shi* WA *nanimo mōsanakatta* (aber besser wäre entweder *iwanakatta* oder *mōshimasen desh'ta*).

S. 141. — Uebung. Z. 6. *hanahada* „sehr" wird meist nur in der Schriftsprache gebraucht. In der gesprochenen Sprache klingt es pedantisch und wird besser vermieden.

Fussnote 1. Die Aussprache *dek'ta* statt *dekita* ist ganz verwerflich (*dek'ta* ist Kyūshū-Dialekt).

S. 143. § 353. — letzte Zeile ... tritt GEWOEHNLICH (st. auch) *o* zur Stammform. Der Satz *wakari ni narimash'ta* wird nie in der ersten Person gebraucht!

§ 354. — Wörter: *yōjin* (*wo*) *itasu* nur gebraucht, wenn man von seiner eigenen Person spricht; sonst *yōjin* (*wo*) *suru*. *kariire* „Ernte" (st. *karikomi*).

S. 144. — Uebung, vorletzte Zeile: *kōrisuberi wo nasatta* KOTO GA *gozaimas' ka* (st. *mono de*).

S. 145. — Uebung, vorletzte Zeile: *omoshirō gozaimas'* (st. *omoshiroi de ...*).

„In (d. i. nach) einer Stunde" heisst *ichi jikan no nochi ni.*

S. 147. — Wörter: *ikari* „zornig werden" nur in der Schriftsprache. Umgangsspr. *okoru*. Man sage deshalb (Uebung, Z. 8.) *Ano hito wa taisō okoru de gozaimashō.*

chikajika ni bedeutet „in wenigen Tagen;" in dem ersten Uebungssatz „Es wird bald Zeit sein, zu Bett zu gehen" muss deshalb *sugu ni* oder *na mo naku* statt *chikajika ni* stehen.

Lies *komban* (st. *konban*).

Uebung, vorletzte Zeile: *urō ka* URUMAI *ka.*

Z. 11. *nats'* (st. *nat'*). Besser: *Watak'shi wa Nihon de kono nats' wo okurō to omoimas'* „ich werde diesen Sommer in Japan verleben," oder *kono nats' wa Nihon ni taizai shiyō to omoimas'*, oder *Nihon e itte orimashō to omoimas'.*

S. 148. — Wörter: Die sinico-jap. Neubildung *gyūraku* „Butter" versteht fast kein Mensch. Man sagt immer *bata*. (Ebenso *chīs'* „Käse," nicht *kanraku*).
„Wein" ist *budōshu*, also *akabudōshu, shirobudōshu*. Aber für „Rotwein" sagt man einfach nur *budōshu*. *budō* heisst nur „Traube."

S. 149. — *shiobuta* ist überhaupt „gesalzenes Schweinefleisch." Man sagt *ham* oder *rakan* (weniger gebräuchlich) für „Schinken."
„anbieten, vorlegen" ist nur *age* (ohne *saki ni!*)
Uebung, Z. 1. *Chotto* statt *s'koshi*.

Z. 10. *sonna koto ga* ARIMASHŌ ka. Man sagt *yomaremashō ka*, aber nicht *araremashō ka; dekimashō ka*, nicht *dekaremashō ka*, u. s. w.

S. 151. — Uebung, Z. 4. „Wollen Sie nicht bleiben und ..." heisst nicht *o todomatte ...*, sondern *oide ni natte ...*

Z. 13. *yorokonde* O-KOTAE SHIMASHŌ (nicht *o-kotaemashō*).

S. 153. — Uebung, Z. 7. *hijō ni isogash'ku* in diesem Satz klingt sehr hart. Man sollte sagen: *hijō ni isogashii no wo*, oder *hijō ni isogashik'te*.

Z. 9. *Mata sugu ni kakari-nasaritō gozaimas'* „ich möchte Sie bald wiedersehen" ist seltsames Japanisch. Man sagt: *Mata sugu* (oder *chikai uchi ni*) *o me ni kakaritō gozaimas'*.
Der Satz *O yorokobi-mōshimas'* (Z. 16) fehlt in der Uebersetzung.

S. 155. — Wörter. Allenfalls *kuchi* (st. *sh'ta*) *wo tojiru;* aber „schweig!" heisst *damare*, oder höflich *o shizuka ni!*

„Uhr aufziehen" besser *tokei wo maku. kakeru* wird meist vom Aufziehen einer Wanduhr gebraucht.

Uebung, Z. 4. v. u. Streiche *sh'ta wo tojiro*.

Z. 3. v. u. besser *kudasai* (st. *kudasare*).

S. 156. — Z. 2. *Anata no o tokei wo o maki nasai*.

S. 157. — Uebung, Z. 5. besser *shitte orimas'* (st. *shirimash'te orimas'*).

Z. 8. Sage: *Kono yamai no tame (ni) karada ga taihen ni yowarimash'ta keredomo ...*

Z. 10. *Tōkyō ni orimashō* oder *tōryū shimashō* (nicht *todomarimashō*).

S. 159. — Uebung, Z. 2. Zu *nare* vgl. oben Bem. zu S. 123.

Z. 8. *hidari no te* GA *itaku ...*

Z. 14. „Noch nicht" ist *mada de gozaimas' ga* (nicht *gozaimasen*. Das jap. Idiom hat hier im Gegensatz zum Deutschen die positive Form des Verbums!) Weiter sollte es heissen: ... *kaeru jibun ni wa kittō kūf'ku ni naru deshō.*

S. 160. — Uebung, Z. 1. *Ichiba ni ittara* oder *iku nara*, nicht *iku toki ni.*

S. 162. — Uebung. Z. 1. Streiche *Anata wa*, setze *nara* statt *naraba.*

Z. 2. *Gyūraku wa...* konfuse Zusammenstellung. Man sagt: (*Moshi*) *bata ga yasukattara, sangin katte oide.*
„ „ „ *yasū gozaimas' nara, sangin katte kite kudasai.*
„ „ „ *yasū gozaimasureba, sangin katte kite kudasai.*

Aber niemals ... *yasuk'te wa ... katte koi.* — *te wa* gebraucht man, wenn der Hauptsatz negativ ist oder irgend ein unangenehmes Gefühl, Schmerz etc. zum Ausdruck bringt, z. B. *sonna ni yasuku utte wa son ga yuku* „wenn du so billig verkaufst, hast du ja Verlust."

Z. 8. *Satō ga tarinai nara ...*

Z. 9. TSUYO-SUGIREBA (nicht *tsuyosugiba*). Aber es muss heissen *O cha ga kokereba* oder *ko-sugimas' naraba, mizu wo o sashi nasai. tsumetai* ist überflüssig.

Z. 10. *gyūniku* GA (st. *wa*).

Z. 15. Besser *meshiagari-nasaru* KOTO *ga...*

S. 163. § 383. und 384. — Die gebräuchlichen Konzessivformen bei Verben auf *-e* und *-i* sind

PRAESENS.

Pos.	*tabe — mas' keredo*	*nomi — mas' keredo*
	„ *mash'te mo*	„ *mash'te mo*
	„ *ru keredo*	*nomu — keredo*
	„ *te mo*	*nonde mo*
Neg.	*tabe — naikeredo*	*noma — naikeredo*
	„ *n(u)keredo*	„ *n(u)keredo*

PRAETERITUM.

Pos.	*tabe — ta keredo*	*nonda keredo*
Neg.	„ *nanda keredo*	*nomananda keredo.*
	„ *nakatta* „	*nomanakatta* „

Vgl. ferner Chamberlain, Colloquial Handbook, § 288 f.

Uebung, Z. 1. Allenfalls *Kusuri wo yama hodo* (st. *yama-dake no kusuri wo*). Der Vergleich mit einem Berge wird aber nur von Geld (*kane, zeni, sats'*) etc. gebraucht, nicht von Medizin.

Z. 2. *Ame ga furu ka* FURANU *ka* SHIRANAI KEREDO(MO)

Z. 3. *Minai furi wo sh'te mo* (oder *suru keredo, shimas' keredo, shimash'te mo*), *nan de mo mite imas'.*

Z. 6. *osō* (st. *omō*).

Z. 7. *Konna ni hisashiku Nihon* NI (*wa*) *orimas' keredo,...*

S. 164. — Wörter. *sh'taku suru* (st. *nasaru*).

Man sagt *zenmai* für „Uhrfeder."

S. 165. — Uebung, Z. 2 *sh'taku wo shimasen desh'tarō* oder *shinakattarō.*

Z. 9 einfach *todomaru koto* (st. *o-todomarinasaru koto*).

§ 390. — Wörter. *mebatakihodo* „ein Augenblick" ist ungebräuchlich. „Keinen Augenblick" in Uebung, Z. 10. heisst *chotto mo* mit Negation.

S. 166. — *jōbu* „stark" (st. *yōbu*). Gewöhnlich *toriko ni suru* „gefangen nehmen." *dekita* (nicht *dek'ta!*).
Uebung, Satz 1 muss heissen
Nagaguts' ga nai ka mo shiremasen, oder
„ „ *aru ka nai ka shirimasen.*

Z. 6 *arimashō* (st. *arare-mashō*). Idiomatischer wäre: *sonna koto ga aru ka shira.*

Z. $^8/_9$ *todomararemasenanda* oder *todomararemasen des'*, aber idiomatisch *ikenakereba narimasen* („ich muss gehen" statt „ich kann nicht bleiben").

S. 167. Wörter: *hakubuts'kan* (st. *kakubuts'kan*).

S. 168. — „bestellen" ist *atsuraeru* (nicht *atsurae suru*).
Uebung, Z. 4 *totte o-ideyo* ist Frauensprache. Sage: (*Moshi*) *ii tamago ga attara rokujū totte oide.*

Z. 10 lies kontrahiert *sanjissai* „30 Jahre" st. (*san jū sai*).

S. 169. — Z. 3. *Shats' wo f'tats'* KAI NI *o-ide-nasaimash'ta. Kau ni* ist falsch.

S. 170. — Wörter: *futokoro* „Tasche" ist mindestens ungenau. *futokoro* ist der Busen eines jap. Kleides, daher die Brusttasche; die jap. Aermeltasche heisst *tamoto*, die europ. Tasche *kak'shi.*
„Sporen" heissen *hakusha.*
„Stiefelknecht" heisst *kutsunuki. kutsunugi* ist der Platz im Eingangsflur eines Hauses, wo man die Strassen-Fussbekleidung vor dem Betreten des Hauses ablegt, die Schuhgarderobe.

S. 171. — Uebung, Z. 13 *zuibun* (st. *zuiban*). Ebenso S. 176, Z. 12.

S. 172. § 393. — *wasurubeki* (nicht *wasurebeki*) und *wasurubekarazu!* Genaueres siehe bei Chamberlain, a. a. O. § 192. Ebenso *osorubeki* etc, aber *tabe-beki, deki-beki* etc.

S. 174. — Mitte, im Satz *tsugi no* ... ergänze *tayori ga* ARU *hazu des'.*

Ausser den besprochenen Stellen wäre in den Uebungsstücken noch auf mancherlei hinzuweisen, was zwar theoretisch hingehen mag, aber doch strenggenommen nicht idiomatisches Japanisch ist, und mancherlei Unrichtiges wird mir auch entgangen sein. Trotz all der Ausstellungen aber, die ich im Interesse des Lernenden zu machen verpflichtet war, möchte ich noch einmal zum Ausdruck bringen, dass das Seidel'sche Buch ein sehr praktisches ist, und dass es deshalb wünschenswert wäre, die vorliegende zweite Auflage möglichst bald durch eine sorgfältig korrigierte dritte zu ersetzen. Ich möchte dann auch empfehlen,

die Verba nicht mehr in der sog. Stammform (*konomi*, *machi*, *ii*, *tabe*, *mi* etc.), sondern in der Praesensform (*konomu*, *matsu*, *iu*, *taberu*, *miru* etc.) aufzuführen, wie dies von allen modernen japanischen Grammatikern und Lexikographen, von Chamberlain, Lange u. s. w. geschieht.

Meinem Kollegen Herrn Dr. M. Uyeda, Professor der japanischen Philologie, bin ich für freundliche Lesung einer Korrektur dieser Bemerkungen zu Dank verbunden.

[Eine Kleine Huette. Lebensanschauung von Kamo no Chōmei. Uebersetzt von Dr. Daiji Itchikawa. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn. 1902].

Dies kleine Büchelchen von nur 42 Seiten ist die Uebersetzung eines der bekanntesten und berühmtesten Prosawerke der mittelalterlichen japanischen Litteratur, verfasst im Jahre 1212 von einem in den Künsten und Wissenschaften seiner Zeit wohlbewanderten Manne, der sich im Verdruss über fehlgeschlagene Lebenshoffnungen ins Einsiedlerleben zurückzog und im 58. Lebensjahre über eine Reihe von unglücklichen Ereignissen, die er persönlich beobachtet hatte, skizzenhafte Berichte niederschrieb. Buddhistischer Pessimismus beherrscht das Ganze. An originellen Ideen, die nur dem Verfasser eigentümlich wären, ist wenig vorhanden; der Hauptreiz des Werkes liegt in der einfachen, mustergültigen sprachlichen Darstellung und kommt natürlich nur im japanischen Original selbst zur Geltung.

Wir müssen Herrn Dr. Itchikawa für die Verdeutschung des Werkchens aufrichtig dankbar sein. Bisher haben sich leider nur gar zu wenig Japaner die Mühe genommen, uns die Schätze ihrer Nationallitteratur aufzuschliessen. Bei der ausserordentlichen Schwierigkeit, welche die meisten japanischen Litteraturwerke der Interpretation durch Europäer entgegensetzen, ist gerade eine rege Beteiligung litterarisch gut geschulter Japaner an dem internationalen Vermittelungswerk zu wünschen.

Das *Hōjō-ki* ist einer der leichtesten Texte der älteren Zeit, und die Uebersetzung darf im allgemeinen als befriedigend bezeichnet werden. Hin und wieder hätte ich mehr Treue gewünscht. So heissen die beiden letzten Sätze von Kap. 2 bei Itchikawa (Seite 12):

„Sechzehn der grossartigsten Bauten wurden zerstört und unzählige einfache Wohnhäuser, tausende von Menschen fanden dabei ihren Tod. Bei solchem Unglück erkennt man, wie thöricht der Mensch ist, wenn er mit Mühe und vielen Kosten prachtvolle Gebäude baut.“ Das Original hat wörtlich: »Sechzehn Häuser von hohen Adligen brannten nieder, und wie viele ausserdem noch, ist unbekannt. Ein Drittel der ganzen Hauptstadt ging zu Grunde. Mehrere Tausende von Männern und Frauen fanden dabei ihren Tod, sowie eine unzählige Menge von Pferden, Rindern und dergleichen. Alles Thun des Menschen ist eitel, aber man mag es wohl für ganz besonders thöricht halten, dass er an einem so gefährlichen Orte wie der Hauptstadt Häuser baut und so seine Schätze vergeudet und sein Herz mit unruhiger Besorgnis quält.« Der Wortlaut des Originals ist so leicht wiederzugeben, dass ich nicht begreife, warum ihm der Uebersetzer aus dem Wege gegangen ist.

Da die Daten des Originals nach dem alten Mondkalender gegeben sind, muss man entweder die Originalausdrücke wie 28. Tag des 4. Monats im 3. Jahre Angen (Anfang Kap. 2, S. 11), 29. Tag des 4. Monats im 4. Jahre Jishō (Anfang Kap. 3, S. 12) u. s. w. beibehalten, oder bei Anwendung unserer Nomenklatur in das richtige Datum umrechnen. Dann sind nicht der 28. April 1177 resp. der 29. April 1180, sondern der 27. Mai 1177, resp. der 24. Mai 1180 als Daten der grossen Feuersbrunst und des Orkans anzugeben.

Das „Einfahren der Ernte“ (S. 17, Z. 3 v. u.) ist doch etwas zu europäisiert, der ganze Satz überhaupt ungenau. Es sollte heissen: Vergeblich war die Arbeit des Pflügens im Frühling, des [Reis-] Pflanzens im Sommer; nichts war da vom Getummel des Mähens im Herbst und des Einsammelns im Winter.

S. 20. — richtiger: Jedem Leichnam wurde das chinesische Zeichen A [des Wortes Amida] auf die Stirne geschrieben...

S. 28. — Z. 3. lies: es ist nur *zehn Fuss im Quadrat und sieben Fuss hoch* (nicht: drei Meter breit und zwei Meter hoch). So ist auch in der Vorrede *hyō* im Titel falsch als „drei Quadratmeter“ interpretiert. *hyō* heisst „ein Jō (d. i. 10 Fuss) im Quadrat,“ also 100 □ Fuss.

S. 31. — Z. 5 ff. Erstaunlich wegen ihrer Durcheinanderwürfelung chinesischer und japanischer Anspielungen, die einem

Japaner nicht passieren sollte, ist die Uebersetzung von もし桂の風葉をならすゆふべには潯陽の江をおもひやりて源都督のながれをならふ durch: „Auch abends erweckt die Natur künstlerische Stimmungen; fegt der Wind durch die Katsurablätter, so mache ich dem Styl des berühmten Musikers Gentōtoku am Flusse Jinyō no kō nach." — Die erste Anspielung ist chinesisch und nimmt Bezug auf eine Stelle in dem berühmten Gedichte 琵琶引 *P'i-p'a yin* des Dichters *Po Chü-i* (772-846), welche lautet: 潯陽江頭夜送客. 楓葉荻花秋瑟々: „Am Ufer des Flusses Hsün-yang, in der Nacht, wurde Abschied vom Gast (d. i. vom Dichter) genommen. In den Blättern des Ahorns und den Blumen des Rieds rauschet und brauset der Herbst." (Vgl. auch die Uebertragung dieses Gedichts bei Giles, History of Chinese Literature, p. 165 ff). Die zweite Anspielung ist japanisch. Mit *Gen Totoku* „Generalgouverneur Gen (= Minamoto)" ist *Katsura Dainagon Tsunenobu Kyō* gemeint, der als Dichter chinesischer und japanischer Gedichte und als Musiker, besonders als ausgezeichneter Biwa-Spieler, berühmt war. Seine „Weise" im Biwaspiel hiess *Katsura-ryū*. Er starb 1097 als Vice-Gouverneur des Dazai. Die Uebersetzung muss deshalb lauten: „An einem Abend, wo der durch die Katsura-Bäume streichende Wind die Blätter säuseln macht, denke ich an [die von Po Chü-i beschriebene Situation am] Flusse Hsün-yang chiang, und ahme [auf der Biwa] die von Gen Totoku herrührende Weise nach."

S. 33. — Für die kritische Anmerkung „Aermel, sehr lang, spielen die Hauptrolle in der jap. Poesie" werden dem Uebersetzer seine Landsleute wenig dankbar sein, und mit Recht.

S. 41. — Die Jahresperiode, in welcher das Werk verfasst wurde, heisst *Kenreki* (建暦), nicht *Genriki*, und das Datum, der letzte Tag des 3. Monats des 2. Jahres, war der 2. Mai 1212. Es wäre wohl empfehlenswert, den Priesternamen des Verfassers *Ren-in* statt einfach *Renin* zu schreiben, um die richtige Aussprache (ren-in) und Etymologie (Lotus, Same) anzudeuten.

Der mit „Japanisches Alphabet" überschriebene Anhang

wäre besser weggeblieben. Er ist eine vollständige Missgeburt, sachlich wie im Ausdruck. „Hiragana, das japanische Alphabet ist in der japanischen Gedichtform geordnet, die keinen Reim hat aber Metrik!!“ Verf. will natürlich darauf hinaus, dass Kōbō Daishi, der angebliche Erfinder der Schriftform Hiragana, die 47 Silben des jap. Syllabars zu dem bekannten Imayō Liede *Iro ha nihohedo* etc. zusammengestellt habe. „Wie alles im Lande der Sonne an die Lehre der Entsagung der Welt erinnert ...,“ ein höchlichst zu bestreitendes Axiom! Die Uebersetzung des Iroha-uta's schliesslich ist etwas sehr frei, namentlich der Schluss: „Ein Traum ist nur das Leben, darum sollen wir nicht klagen.“

Es sei noch bemerkt, dass W. G. Aston in seiner History of Japanese Literature p. 146–156 eine vorzügliche Uebersetzung der interessantesten Abschnitte des Hōjōki gegeben hat.

Hoffentlich bleibt die Erstlingsarbeit der Herrn Dr. Itchikawa nicht seine einzige Leistung auf diesem Gebiete und findet bald Nacheiferung bei anderen!

MITTHEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR

NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

Band IX, Teil 2. Tōkyō, 1903.

DIE VERWENDUNG DES BAMBUS IN JAPAN.

VON

HANS SPÖRRY.

(*Vortrag, gehalten am 24 Juni 1896.*)

INHALTSÜBERSICHT.

Seite.

Einleitung . . . . . 120 — 121

I.

Die Verwendung des Bambus in Alt-Japan . . . . 121 — 138

1. — Werkzeuge und Materialien zur Bearbeitung des Bambus. . 121 — 123
2. — Bambus im öffentlichen Leben und Verkehr . . . . . 123 — 125
3. — Bambus in Haus und Hof und Garten . . . . . 125 — 127
4. — Hausrat und Küchengerätschaften . . . . . 127 — 129
5. — Allgemeine Gebrauchsgegenstände . . . . . 129 — 130
6. — Waffen und Geräte . . . . . 130 — 136
7. — Nahrungsmittel und Medizin . . . . . 136 — 138

II.

Die Verwertung des Bambus als Kunstmotiv . . . 138 — 143

III.

Neue Verwendungen des Bambus. — Export . . . . 143 — 144

Schluss . . . . . 144 — 145

EINLEITUNG.

Es geschah auf Anregung des *Schweizer Polytechnikums* in Zürich, dass ich seit meiner Ankunft in Japan bestrebt war, durch eine Sammlung von Gegenständen, Notizen, Photographien, Büchern u. s. w. *die Verwendung des Bambus in diesem Lande* zu veranschaulichen.*

Ich sollte auch möglichst vollständige Angaben über die verschiedenen *Bambus-Arten Japans*, deren *Kultur*, *Standort u. s. w.* verschaffen. Das etwas lückenhafte Material, das mir möglich war in dieser Hinsicht zusammenzubringen, bietet aber zu wenig Interesse, um hier eingeflochten zu werden, und dies um so weniger, als vor kaum Jahresfrist im Schosse unserer Gesellschaft von fachmännischer Seite darüber gesprochen wurde.

Erwähnt darf wohl werden, dass wenigstens meines Wissens *nur 2 analoge* Sammlungen existieren:

1. — diejenige im *Kolonial-Museum zu Harlem*, von der jüngst *Prof. Schär* in Strassburg (in einem Bericht über jenes Museum) betonte, dass sie weit weniger reichhaltig sei als meine Sammlung.

2. — die im *Museum of Economic Botany in Kew, London*, vor wenigen Jahren durch Herrn *Ch. Holme* angelegt und in den *Proceedings of the Japan Society* in London *Vol. I. 1892, Seite 23–48* besprochen; doch umfasst die Holmesche Sammlung nur wenige Dutzend Gegenstände und kann keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit machen.†

Ich gestehe, dass ich selber keine Ahnung hatte, wie tief der Bambus in den Lebenshaushalt aller Klassen in Japan eingreift, und wie beinahe unerschöpflich das Material war, das ich zu sammeln und zu ordnen mich anschickte. Und vielleicht ist es gut, dass ich die mir bevorstehende Aufgabe nicht überblicken konnte, sonst hätte ich wahrscheinlich den Mut verloren, sie durchzuführen.

---

* Meine Sammlung, die *ca. 1400 Nos.* umfasst, ist nun im Besitz der *Ethnographischen Gesellschaft* in Zürich und öffentlich ausgestellt.

† Ich habe sie anno 1897 besucht und fand sie zum Teil bereits wurmstichig. Es waren viele Gegenstände aus neuem Bambus darunter.

Es handelte sich nämlich nicht bloss darum, Gegenstände anzuschaffen, sondern es war vorgeschrieben, auch jeweilen japanische Namen, sowie eine Beschreibung über Zweck und Gebrauch derselben beizufügen. Eine derartige Sammlung in einem Lande wie Japan ist ganz besonders für einen neu Angekommenen ungleich schwieriger als z. B. eine solche im Urwald unter ganz wilden Völkerschaften: dort braucht man nur zuzugreifen, es ist alles echt und autochthon, während man hier zu Lande auf allerlei Unterschiebungen fremdländischer Ideen gefasst und stets auf der Hut sein muss.

Ich habe meine Arbeit in 3 Kapitel geteilt:

I. — Die Verwendung des Bambus in Alt-Japan.

II. — Die Verwertung des Bambus als Kunst- und Dekorationsmotiv.

III. — Neue Verwendungen des Bambus für Export-Artikel u. s. w.

Jedes dieser Kapitel musste wiederum in Unterabteilungen zerlegt werden, um eine geordnete Uebersicht zu gewinnen.

Zuerst ist es wohl am Platze, die Werkzeuge und Materialien etwas näher zu betrachten, welche für Bearbeitung des Bambus zur Verwendung kommen.

I.

DIE VERWENDUNG DES BAMBUS IN ALT-JAPAN.

1. — Werkzeuge und Materialien zur Bearbeitung des Bambus.

Für industrielle Zwecke, besonders für feinste Geflechtsarbeiten übertreffen *Madake und Hachiku* alle anderen Bambusarten an Brauchbarkeit, da sie von stärkerem und doch gleich biegsamem Holze sind; indessen finden auch alle übrigen Sorten ausgedehnteste Verwendung für allerlei geringere Bedürfnisse. Erst

bei Stämmen im Alter von 3 Jahren und darüber ist das Holz in der richtigen Härte, während 10jährige schon nicht mehr industriell verwendbar sein sollen. Die richtige Zeit zum Fällen des Bambus ist vom Spätherbst bis zum Februar, indessen wird er für alltägliche Bedürfnisse zu jeder Jahreszeit gehauen; dergleichen unreife Rohre sind aber dem Wurmfrass und dem Springen unterworfen. Das Holz kann sofort verarbeitet werden, aber auch langes Lagern schadet ihm nichts; je nach der Verwendung ist die Behandlung eine verschiedene, mehr oder weniger sorgfältige. Für geringe Geflechte und alltägliche Zwecke werden die Rohre ohne weiteres gespalten und verarbeitet, für bessere und beste Zwecke werden sie nach dem Fällen entweder über das Feuer gehalten und das ausschwitzende Oel abgewischt, oder man legt sie in frisches Wasser, wobei das Fett sich absondert und wie Rahm obenauf schwimmt, oder endlich es werden die Knoten ausgesägt, die Internodien gevierteilt und diese Stücke 30 Tage lang in Sonne und Regen liegen gelassen. Alle diese Verfahren sollen das Holz vor Wurmfrass schützen. Eine detaillierte Schilderung der verschiedenen Behandlungsarten würde hier zu weit führen, im allgemeinen ist folgendes hervorzuheben:

Gewöhnlich wird das Bambusrohr mit nassen Strohwischen (mit Weizenspreu für bessere Zwecke, z. B. Zäune, *kakine*) und Sand gefegt, mit Messern geschabt und bei feinerer Ausarbeitung vermittelst Fischhaut, Schachtelhalm (*tokusa*) und *Muku*-Blättern geglättet. Zum Beizen: in hellgelblicher Nuance wird der Saft der Gardenia-Früchte verwendet, zum Schwarzfärben: Eisenvitriol (*roha*), zum Polieren: Pflanzenwachs; ausserdem kommen noch helle und dunkle Lacksorten zur Anwendung. Durch Einbrennen werden oft hübsche Effekte erzielt.

Durch blosses Erwärmen über dem *hibachi*, nötigenfalls unter Anwendung von etwas Fett, können bis zweifingerdicke Rohre beliebig gekrümmt und gebogen werden. Auf diese Art werden Schirm- und Spazierstöcke, Fischruten, Zaunstecken und dergl. von blosser Hand oder vermittelst eines Richtholzes gerade gedrückt. Stärkere Rohre werden mit Stricken und durch Einklemmen zwischen starke Holznägel in der gewünschten Form gehalten, bis das Rohr erkaltet ist und dann nicht mehr reagiert. Nach dem gleichen Prinzip, vermittelst Erhitzung durch Fett, werden die flachen Theebretter hergestellt. In ein dickes Rohrstück wird ein Längsschnitt gemacht, sodann wird es

auseinander gebogen und flach gepresst. Während die harte Oberhaut des Bambusrohres die feinsten Schnitzereien treu bewahrt, eignet sich seine Innenfläche zu einer noch auffälligeren Behandlung. Ganz nach Art des Radierens können vermittelst *Shosan* (Salpeter-Säure) und Wachs allerlei Bilder darein geätzt werden.

Wie bei anderen Handwerkern und Künstlern auch, sind die Werkzeuge und Einrichtungen der japanischen Bambus-Tischler und Flechter recht einfache. Hobelbank und Schraubstock sind unbekannt; zu diesem Zweck gebraucht der Mann seine Beine und Füsse, und die wenigen Werkzeuge, Säge, Hobel, Stemmeisen, Zieheisen, Stichel, wenn auch nicht unzweckmässig, müssen doch im Vergleich zu unseren vollendeteren Instrumenten als primitiv bezeichnet werden. Soviel ist sicher, dass die Werkzeuge und die Einrichtung des japanischen Bambusarbeiters weit weniger bewundernswert sind als die persönliche Geschicklichkeit des Mannes, der mit so einfachen Hülfsmitteln so vollendet schöne Arbeiten zu liefern vermag.

2. — Bambus im öffentlichen Leben und Verkehr.

Auch demjenigen, der sich für Bambus nicht speziell interessiert, drängt sich seine vielfache Verwendung im öffentlichen Leben und Verkehr unwillkürlich auf, er kann kaum vermeiden, Notiz davon zu nehmen. Ich erinnere an die 30–40′ hohen Flaggenstangen, an denen die Reklamen von Theatern, Schaubuden u. s. w. ausgehängt sind, an die mächtigen Rohre, an welchen am *Tango matsuri* (5. Mai) 2–5 Meter lange hohle Papierfische (*koi*) in der Luft schwimmen, sowie an all die Fahnenstangen der Prozessionen und Umzüge aller Art. Aber der Bambus dient viel wichtigeren Zwecken. Strassen und Wassern entlang, wo Rutschungen entstanden oder befürchtet werden, bilden eingerammte Holzpfähle und darüber geflochtene oder auch nur dahinter gelegte 3–4 cm dicke Bambusrohre die Schutzwehren. Werden beim Anschwellen der Flüsse Uferstücke herausgerissen, so wirft man zuerst ganze Bambus in die Lücken, um weiteres Nachreissen zu verhindern, dann kommen Faschinen und Flechtwerk wie oben beschrieben. Um bei starken Flusswindungen den Anprall der Wasser abzuschwächen, auch um flache Uferstrecken zu schützen, werden 30–50′ lange, weitmaschige,

starke Geflechte aus Bambusspähnen mit groben Geschiebsteinen gefüllt und aufeinander geschichtet: der Japaner nennt sie ganz zutreffend *ja kago* = Schlangenkorb. Auch werden aus Holzbalken eine Art Widerböcke konstruiert, die mit Bambuslamellen gebunden und mit schwereren Steinen, auch mit kleineren *ja kago* belastet sind. An Abhängen und Abgründen vorbei bilden oft Bambusstangen die Schutzgeländer, über kleinere Schluchten und Flüsse führen improvisierte Stege aus langen Rohren, mit Flechtwerk verbunden und mit Erde bedeckt; auch hölzerne Stege sind oft mit Bambuslamellen gebunden. In *Yamoto* über einen Nebenfluss des *Yodogawa* fand ich eine ebenso primitive wie praktische Brücke, die, wenn weggerissen, in kürzester Frist wieder erneuert werden konnte. Auf je ca. 10 Schritt Distanz waren etwa 6′ hohe und 5′ breite starke, runde Bambuskörbe voll grosser Geröllsteine aufgestellt und darauf zwei starke Bretter neben einander gelegt, die eine ganz bequeme und solide Passage für Fussgänger bildeten. In *Murray's Handbook* lese ich, dass die berühmte *tsuri bashi* über den *Fujikawa* (bei Omiya) aus starken zusammengedrehten Bambusseilen und quer darüber gebundenen 6–7′ langen Bambusrohren bestehe. Ich selber bin unter dieser Brücke durchgefahren, aber leider bei so abscheulichem Wetter, dass ich mich nicht aufhalten konnte, um die Sache näher anzusehen.

Für *Warentransport* zu Wasser und zu Land, auf Schiffen, Wagen und Pferden, auf dem eigenen Rücken oder auf Achseltragstangen liefert der Bambus unendlich mannigfaltige Hülfsmittel: runde und eckige, grosse und kleine, offene und gedeckte, weitmaschige oder enggeflochtene Körbe dienen zum Transportieren von Gemüsen, Cocons, Seide, totem und lebendem Geflügel, getrockneten Fischen, trockenen Waren überhaupt und nicht am wenigsten auch von Reiseeffekten. *Sake* wird in kübelartigen, mit starken Bambusreifen gebundenen Fässern versandt. Nicht zu vergessen sind die *yama kago*, Tragsessel, sowie die *sudare* an den *norimon*.

Dem japanischen Theater liefert der Bambus eine nicht geringe Anzahl von Ausrüstungsgegenständen wie Coulissen, Schwerter, Lanzen, Larven. In einem Marionettentheater sah ich halbierte Bambusinternodien als Bühnenlampenschirme.

Gar nicht selten werden hübsch belaubte Bambusstämme als stattliche Dekoration verwendet; in der Ballade „*Tomi moto*“ ist die begleitende Musik sogar „Bambusrauschen“ genannt.

Bei allen öffentlichen Festen spielt der Bambus eine mehr oder weniger wichtige Rolle. An Neujahr sind es namentlich die *kadomatsu* oder *kazari* (Bambus mit Fichtenbäumen) vor den Häusern, dann die Neujahrsgeschenke selbst, vielfach in Bambuskörbchen überreicht oder aus Bambus verfertigt, wie die *ogi*, oder doch mit Bambus, meist aber mit der Dreieinigkeit aller Glückssymbole, dem *sho chiku bai* (Fichte, Bambus und Pflaumen-Blüte) dekoriert. An Tempelfesten werden belaubte Bambusstämme mit Papierstreifen und buntem Zierat aufgepflanzt, in der Provinz *Joshiu* findet man vor jedem Theehaus solche dem durstigen Wanderer weithin sichtbare Rettungsanker.

Tagfeuerwerke, darin die Japaner besonders exzellieren, werden aus mit faustdicken Bambusringen gebundenen Holzkanonen abgeschossen u. s. w. Bei heftigen Erdbeben flüchten sich die Einwohner in die Bambushaine, weil deren starkes Wurzelnetz das Spalten des Bodens wenn nicht unmöglich, so doch weniger gefährlich macht.

3. — Bambus in Haus und Hof und Garten.

Es ist, oder war eine in Europa nicht wenig verbreitete Ansicht, der Japaner baue sein Haus aus Bambus; das ist im höchsten Grade unrichtig. Menschliche Wohnstätten, ganz aus Bambus hergestellt, gibt es keine in Japan, selbst zum elendesten Notdach für Vieh und Feldfrüchte wird Holz als Hauptrahmen verwendet. Diebe und andere gesetzesscheue Leute errichteten einst in den Bergen Zufluchtshütten aus Bambusgeflecht; dergleichen Konstruktionen können indessen nicht als „typisch" angeführt werden. Bei einem so kunstfertigen Volke ist auch gar nicht zu erwarten, dass es, gleich Wilden, als Hauptmaterial den bequemen Bambusstamm benütze, mit welchem schliesslich nur Hütten, aber keine Bauten hergestellt werden können, die den doch ziemlich vielseitigen Ansprüchen des Japaners an seine Häuslichkeit zu genügen vermöchten.

In einem volkstümlichen Liede heisst es allerdings:

Take no Hashira ni
Kaya no Yane

(die Stützen von Bambus, das Dach von Binsen), um das Bild tiefster Armut zu zeichnen; dazu erhält man aber die Aufklärung, dass dieses nur als poetische Wendung aufzufassen sei, indem

niemand in Japan so miserabel wohne. Bambus spielt beim Hausbau eher eine untergeordnete Rolle. In Bauernhäusern wird bei Strohbedachung das Dachgerippe häufig aus Bambusstangen gemacht, über Schindeldächer (die Schindeln sind mit Bambusnägeln befestigt) werden oft Bambuslatten genagelt; dagegen sind hohlziegelartig verwendete Rohrstücke nur als eine seltene Ausnahme etwa auf kleinen Anbauten zu sehen. Ein leichtes Bambusgitterwerk dient als Unterlage für den Putz, und über die Lehmwände sieht man oft Bambusgeflechte aus starken Lamellen oder halbfingerdicken Rohren genagelt, oder auch eine Umschalung aus starken halbierten Stämmen oder breitgequetschten jungen Rohren, zum Schutz gegen Sonne und Regen; mitunter sind auch die (Lehm-)Hauskanten durch Bambusrohre geschützt. An kleineren Bauten sind die Dachrinnen recht häufig aus Bambus. Im übrigen kommt letzterer mehr als gelegentliche Verzierung zur Anwendung, so als *tokonoma no hashira*, Türgerichte, Zimmerdecken, Gitterwerk in Zuglöchern (*ramma*) Fenstern und Türen, sodann als Schüttboden in der Küche und beim Wasserbecken des Abtrittes, aus besonderer Liebhaberei auch etwa als Verandaboden und unter derselben als Schutzwehr gegen Hühner, Katzen und Hunde. Schwere Schiebtüren sollen besser glitschen auf Bambusschienen.

Was man im Hofe unmöglich übersehen kann, das sind die entweder an Schnüren dem Haus entlang aufgehängten oder auf besonderen Gestellen aufgelegten Wäschestangen. Im Geflügelhofe sodann, der selbstverständlich aus Bambusstangen gemacht ist, befindet sich ein Hahn in Einzelhaft; man hat ihm einen weitmaschigen hohen Korb angewiesen, damit er beim Krähen sich auch ordentlich strecken könne; unter einem runden niedrigen Korbe ist die Schar der Küchlein vor der Katze sicher gestellt. Die Umzäunung ist fast immer Bambus, gibt es doch kaum ein Material das zu diesem Zwecke geeigneter und billiger wäre. In Städten allerdings sind die kleinen Höfe von hohen Holzwänden umgeben, in denen aber sehr oft Bambusrohre eingeschoben sind. Auf solchen Einfassungswänden sieht man als Schutzwehr schräg geschnittene gekreuzte Rohrstücke, die so spitzig, scharf und hart sind wie eiserne Nägel oder Messer.

In der Konstruktion der Bambusumzäunungen, worüber besondere Lehrbücher existieren, trifft man im Grunde keine grossen Variationen, es sind immer wiederkehrende Geflechtsarten und Formen, etwas höher oder niedriger, enger oder weiter, im

Prinzip aber dasselbe. Die Hauptpfosten sind immer Holz. Im Inlande sind lebende Hecken gebräuchlich, oft 10 Fuss und mehr hoch, durch Querstangen und Strohseile zusammengebunden.

In der Ebene bedient man sich der Sodbrunnen, aus denen das Wasser im Kübel heraufgeholt wird, entweder am Bastseile über eine Rolle, oder vermittelst einer langen Bambusstange, *tsurube* = Storchenhals genannt. In den Bergen aber weiss man sich die Sache bequemer zu machen. Gute Quellen werden aufgefangen und in Bambusrohren über Schluchten und Flussbette, an Abhängen und Mauern entlang, ober- und unterirdisch zu Tal geleitet bis in die Küche hinein. Diese Rohre, einfach in einander gesteckt und etwa mit Bast verstopft, an Biegungen des Wegs in Holzklötze, auch Steinblöcke eingelassen, sind eine ungemein zweckdienliche und billige Leitung und müssen nur ungefähr alle 3 Jahre erneuert werden.

Die Bohrung dieser Leitungsrohre geschieht vermittelst $4^1/_2$ m langen Eisenstangen, daran ein spitzer oder scharfkantiger runder Kolben sitzt; damit werden die Knotenwände durchgeschlagen. Im Hakonegebirge und andern Orten werden auf diese Art stundenweit Schwefelwasser hergeleitet, die so heiss sind, dass man die Hand nicht hineinstecken kann, und diese Rohre bewähren sich hierfür vortrefflich. In Gärten werden vermittelst solcher Leitungen allerlei Wasserspiele eingerichtet.

4. — Hausrat und Küchengerätschaften.

Obschon im *Hausrat* und unter den allgemeinen Bedürfnissen der Japaner eine ganze Menge Gegenstände aus Bambus angetroffen werden, so wäre es doch unrichtig zu glauben, dass solche nur aus Bambus gemacht werden können. Die weitaus grössere Zahl findet sich gleichzeitig aus verschiedenen andern Materialien im Gebrauche, dagegen wird eben Bambus vorgezogen aus Billigkeits- und Bequemlichkeitsgründen und nicht zum wenigsten aus besonderer Vorliebe. Unter dem, was man als Hausrat bezeichnen kann, erwähne ich: Lesepult, allerlei Etagèreartige Gestelle, Wandschirme (*biobu*, *tsuitate*). Handtuch- und Kleiderhalter, Spiegelgestell, Abstauber, Fliegenklappe, Rattenfalle, Leuchter und Kerzenstöcke, *natsu-makura* (Sommerkopfkissen), *kwashibon* (Kuchenschalen), Nähkästchen nebst Fadenkörbchen und Wickel, Vogel- und Käferkäfige.

Besondere Erwähnung verdienen die Blumenvasen; darin ist ein Formen- und Ideenreichtum vorhanden, der jeder Beschreibung spottet.

Abgesehen von der allgemeinen Einteilung in *tsuri hana ike*, *kake hana ike* und *tate hana ike* zum Freiaufhängen an Schnüren oder Ketten, zum an die Wand Hängen, zum Stellen, wofür wieder besondere Blumenvasentische erforderlich, sind zu unterscheiden: aufrechtstehende Rohrvasen aus Internodien, entweder ganz glatt, oder mit Inschriften und Bildern geschnitzt, Rohrvasen mit bestimmten nach den Regeln des *Ikebana* vorgeschriebenen oder auch sinnbildlichen Ausschnitten, wie z. B. *sho chiku bai* oder *setsugekkwa* (Schnee, Mond und Blüte). Es gibt mindestens 20–30 solch verschiedener Ausschnitte und ebensoviel verschiedenartige Rohrvasen in Schiffsform.

Die Geflecht-Vasen sind meist von tadelloser Arbeit und oft klassischer Form, es werden auch solche in Gestalt von Krebsen, Insekten u. s. w. hergestellt. Die Wasserbehälter in den Geflechtvasen bestehen in der Regel aus einem Rohrabschnitt.

Auf dem Hausaltar und für den Ahnen- und Götterkultus überhaupt habe ich folgendes aus Bambus gefunden:

Statuetten des *Shaka muni*, buddhistische Tempelchen (*zushi*), Weihrauchbüchsen (*koro*), Blumenvasen (*butsu no hana ike*), Räucherkerzenrohr (*senko tsutsu*), *miki kuchi*, blattförmiger Schmuck der Sake-Fläschchen, Opferbüchse (*saisen tsutsu*), *aki* oder *kami hashi* Schalen und Stäbchen für Opferreis, Amulette (*mamori*), *miki taru*, Sake-Fässchen, sodann in allen Tempeln die unentbehrlichen *misu*, Vorhänge aus feinsten Bambusstäbchen.

An Küchengerätschaften im allgemeinen finden sich eine unendliche Reihe von Gegenständen aus Bambus gemacht: Kochkesselträger (*jizai*), Kellenständer (*henkei*), allerlei Geflechtwaren und Siebe, Fisch-, Obst-, Gemüse- und Kohlenkörbe, Speisendeckel, Reis- und Feuerfächer, Blasrohr, Geschirrputzer, Servierstäbchen, Löffel, Fischspiesse, Wasserschöpfer, *Daikon*-hobel, sodann Essstäbchen nebst Lager, Gewürz- und Zahnstocherbüchsen u. s. w. Wenn fast alle diese Bedürfnisse unter die gewöhnliche billige Machenschaft rangieren, so sind dagegen fast alle Gegenstände, die für Thee und Sake bestimmt sind, Ess- und Trinkgeschirre überhaupt, mit einer gewissen Eleganz und Vollendung ausgearbeitet, ja gar nicht selten von wirklich künstlerischem Wert.

Für *Sake* erwähne ich: *tsuno taru* und *yanagi taru*, wie sie

gefüllt als Hochzeitsgeschenke überreicht werden. Kleine Fässchen oder Flaschen (einfach ein Bambusinternodium) für aufs Feld und auf Reisen, Tässchen, Spühlbeckengestelle und Unterlagen für Flaschen und Tässchen, Zapfen u. s. w. Für Thee-Service ist alles noch viel reichhaltiger infolge der endlosen Vorschriften und Abwechslungen des *cha no ju*. Da findet man alle denkbaren Formen von Theebrettern, aus Wurzel- oder Stammstücken, ganz aus Geflecht oder aus irgend einem Material mit Geflechtüberzug, sodann Wassergefässe, Theekannen und Tassen nebst Unterlagen, Theerestensammler, Spühlbecken, Büchsen für Theepulver und Blätter, *cha saji* nebst Futteralen. Theeröster, Siebe, Kluppen, Deckellager und Spielmarken. Daran reihen sich gar nicht aufzuzählende Arten von Kuchenbecken und Schüsseln, Proviantkörbchen und Büchsen (*bento*) für Ausflüge und ins Theater. Ein anschauliches Bild all dieser Erzeugnisse in Worten zu entwerfen ist unmöglich, nur durch Besichtigung einer geordneten Sammlung kann man sich einen richtigen Begriff von der unendlichen Ausnutzung des Bambusstammes machen.

5. — Allgemeine Gebrauchsgegenstände.

Für Kleidung und Zubehör spielt Bambus gar keine so unwichtige Rolle, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Der Hut aus Bambus war nicht nur für die unteren Klassen die vorwiegende Kopfbedeckung, sondern auch im Priester- und Kriegerstande recht häufig. Das Gestell für Regen- und Sonnenschirme, Blatt- und Faltfächer, sowie für die dutzenderlei Laternenarten war immer Bambus, während dagegen Sandalen aus *take no kawa*, Hüllblättern oder Bambusholz zu den Ausnahmen gehören, ebenso eine Art Unterfilet, das von *sendo* und Reisenden getragen wurde (*ase tori*). Neben Kleidermappen nenne ich noch Aufsteck- und Staubkämme, Haarpfeile, Puderpinsel, Zahnbürsten, Stöcke, Reitgerten, Ballfänger, etc.

An blossen Nippsachen (*okimono*) ist der Haushalt des Japaners ziemlich arm, um so schöner und kunstreicher gestaltet er die Gegenstände, die wirklichen Bedürfnissen entsprungen: *inro*, Tabakbeutel und Büchsen, Tabakpfeifen, und Futterale (*tabako bon*) mit Fidibus. Ueberall ist Bambus anzutreffen, ganz besonders auch bei den Schreib- und Malutensilien: Pinsel, Linienzieher, Zirkel, Lesestäbchen, Buchzeichen, Pinselständer,

Stempel, Tuschbeckenlager, Screen, Tuschhalter, Wasserkännchen, tragbare Schreibzeuge (*yatate*), Notiztafeln, Papier-, Brief- und Schreibzeugschachteln, Papierhalter und Klammern. Sodann sind seit alter Zeit die Massstäbe (*kujira sashi, daikusan sashi, tabi sashi*) u. s. w. aus Bambus gemacht worden.

An Musikinstrumenten sind in erster Reihe die Blasinstrumente zu nennen: das 17rohrige *sho*, das schon von den Göttern gespielt wurde, die *yoko fue, shaku hachi, hichi riki*, bis hinunter zur Masseurpfeife, sodann die 1–3saitigen *koto, ichi, ni, san yen kin*, das *kokiu*, eine Art chinesische Fiedel, Windspiele (*fu rin*), Bratschen, nicht zu vergessen die leichten und eleganten Saitenstege. Im allgemeinen darf wohl gesagt werden, dass die japanischen Musikinstrumente bedeutend schöner sind als die damit verursachte Musik.

Die Japaner sind recht erfinderisch für die Belustigung und Unterhaltung der Kinder; eine Menge meist ausserordentlich billiger, jedoch gefälliger und komischer Spielwaaren legen Zeugnis dafür ab. Als ganz oder teilweise aus Bambus gemacht habe ich darunter folgendes gefunden:

Steckenpferde, Stelzen, Springreifen, Drachen, Bohnenschleuder, Spritzen, Flöten, Pfeil und Bogen, Schwerter, Käferkäfige, Schwirbel (*tombo*), Hampelmänner, Blasrohr nebst Papierpfeilen mit Bambus-Spitze, Ballfänger, Kreisel, Pfeifen und Rohre zum Nachahmen von Vogel- und Tierstimmen u. a. m. Auch der weniger harmlose Würfelbecher ist aus Bambus hergestellt.

6. — Waffen und Geräte.

An eigentlichen Kriegswaffen wurden bloss Bogen und Pfeile vornehmlich aus Bambus gemacht, dessen hartes und dennoch leichtes und biegsames Holz wie geschaffen zu diesem Zwecke ist. Zu Bogen wurde fast ausschliesslich *hachiku* mit einer Zwischenlage von *kuwa* benutzt, zu Pfeilen dagegen *yadake*, woher letzterer wohl seinen Namen hat. Köcher und Kriegshüte sind oft aus Bambus gewesen, aber häufiger aus Holz, Leder oder Papier, ebenso selten waren Schwert- und Dolchscheiden und Schwertlager. Der Schwertstift (*mekugi*) war fast immer Bambus, besonders berühmt hiefür war das Holz aus dem *Yamato take no Yabu* bei Kyōto. Standarten und Fahnenstangen waren wohl immer von Bambus, dagegen ist mir bis jetzt noch nicht bekannt geworden, dass für Kriegslanzenschäfte

anderes Material denn schwere und harte Holzarten benutzt wurden. Der *take-yari* = Bambusspiess ist die eigentliche Bauernwaffe, die bei keinem Aufruhr gefehlt hat. Es ist einfach ein starkes Rohr, vorzugsweise *Hachiku*, dessen schräg und scharf zugeschnittene Spitze metallhart gemacht wird, indem man sie in Oel taucht und dann in heisse Asche steckt. Auf Bärenjagden u. s. w. wurde auch irgend eine Eisenklinge eingefügt. Bambusschwert (*shinai*) und Brustpanzer (*dō*) dienten nur zu Fechtübungen. Aus Bambusfaser gedrehte Stricke dienen heute noch als Lunten, schon Kämpfer erwähnt diesen „Bambuszunder", wie er ihn auch nannte. Dass zu allerlei Kriegsgeräten, wie Pallisaden, Brustwehren, Sturmleitern, Fackeln u. s. w. Bambus ein vorzüglich geeignetes Material lieferte, ist selbstverständlich.

Zum Transport von gefährlichen Gefangenen oder Verbrechern benutzte man früher starke Bambuskäfige oder den *kubi-wa*, einen offenen eisernen Halsring, dessen gerad verlängerte Enden vermittelst Stricken durch ein mehrere Fuss langes Bambusrohr gezogen waren. Zur Bestrafung von Dieben und Erzwingung von Geständnissen spielte die Bambusrute eine gefürchtete Rolle. Im Gefängnis zu *Nagasaki* erhielten zu Kämpfers Zeit die Gefangenen Bambusnadeln zum Nähen ihrer Kleider, da ihnen alle eisernen Werkzeuge verboten waren.

Landwirtschaft.

Für seine Kulturen im Felde verwendet der Japaner den Bambus in mannigfachster Weise. Frisch besäter Boden wird mit Bambuszweigen umsteckt zur Warnung vor Betretung, vorgerücktere Kulturen werden mit einer provisorischen Bambushecke aus fingerdicken in den Boden gesteckten und mit Strohschnüren verbundenen Ruten vor Hunden und Hasen geschützt. Mitten im Felde hängt er eine alte Papierlaterne als Vogelscheuche auf, auch Strohmänner mit grossen Bambushüten werden zum gleichen Zwecke errichtet. In Reisfeldern wird an hohen, durch Seile verbundenen Stangen eine Art Rassler in Bewegung gesetzt zum Verscheuchen des auch in Japan frechen Spatzenvolkes. Als Stützen für Pflanzen, Querstangen für Baumreihen, Spaliere, zum Gradziehen von Aesten und Zweigen, als Bogen und Windungen von Zier- und Schlingpflanzen, Bohnenstangen, Schutzdächer für besonders empfindliche Pflanzen und dergleichen ist Bambus ein ungemein geeignetes

und vielgebrauchtes Material. An Bauernwerkzeugen und Geräten sind hervorzuheben: Hutten und Tragkörbe (*me* und *shoi-kago*), Laub- und Grasrechen, Fruchtwannen (*mi*), *mame koki*=ein grober Kamm zum Pflücken der Bohnen, *no uchiwa*, ein doppelter, zweihändiger Fächer zum Kornputzen, wenn kein Wind geht; auch der *kuro ribo*=Dreschflegel ist mitunter, aber selten, ganz aus Bambus. In *Koshiu* habe ich gesehen, dass die Pferde im Reisfeld anstatt am Zügel aus Hanf oder Leder an einem Bambusstecken geführt werden.*

Vieles von dem Obengesagten bezieht sich natürlich auch auf die „kleine Landwirtschaft", die Gärtnerei. Allerlei Einfassungen, Stützen und Spaliere werden da aber zierlicher und künstlerischer gemacht. In *Yashiro* (Shinshiu) habe ich eine solche Einfassung gesehen aus Internodien dicker Rohre, die in den Boden gesteckt genau aussahen wie die Beeteinrahmungen aus umgekehrten Selterswasserkrügen in unseren Gärten. Im Anbringen von Gartenhäuschen, Lauben, Nischen, Zierwänden, Durchgängen und dergleichen ist der Erfindungsgeist der Japaner unerschöpflich. Dass in den meisten Gärten ein hübscher Bambusbusch steht, ist selbstverständlich, sogar in Töpfen zieht der Japaner nach seiner berühmten Kunst Zwergbambus, oft nicht höher als Schnittlauch.

Fischer, Schiffer, Flösser.

Der Fischer weiss wohl die Vorzüge des Bambus besonders zu schätzen, denn nicht nur in Haus und Hof dient er ihm, sondern liefert ihm auch die Hauptgeräte zu seinem Gewerbe. Ich will nicht einmal reden vom berufsmässigen Fischer, der mit Schlepp- und Wurfnetz, mit grossen viereckigen Aushängenetzen aus Bambus (*sudare*), mit grossen und kleinen Reusen oder der zwei-, vier- und mehrzinkigen Gabel an langer Bambusstange auf den Fang auszieht, aber vom passionierten Fischer, und fast jeder Uferbewohner in Japan ist das, der mit seinem unvergleichlichen Bambusrohr, der geborenen Angelrute, Familie und Gewerbe vergessend tagelang im glühenden Sonnenbrand allen Wassern entlang kauert, um auf seinen Lieblingsbissen zu passen. Bemerkenswert ist, dass die zusammensetzbare Fischrute sich besonderer Gunst erfreut, da man sie ins Haus hinein nehmen und somit vor dem Weggenommenwerden sicher stellen kann.

* (Geschieht nur bei bissigen Pferden.)

Gefangene Fische werden in zierlich kleinen bis riesengrossen bauchigen Bambuskörben im Wasser aufbewahrt. Wenn Ebbe eintritt, so wimmelt es am Strande entlang von Jung und Alt, die Krebse, Austern und was sonst herum liegt oder kriecht in Bambuskörbchen sammeln; es gibt kaum einen Meeresbewohner, sei es Krabbe, Qualle oder Fisch, den der japanische Gaumen verschmähen würde. Grössere Fischnetze werden mit Bambusnadeln gestrickt, wobei 20 verschiedene Maschenstege (*ami no koma*) benutzt werden. Auch die Schnurwickel sind meist aus Bambus. Mastbäume, Ruder oder Ruderstangen aus Bambus habe ich keine gesehen, immerhin mögen in ganz kleinen Booten mitunter solche Masten vorkommen. An Djunken ist oft eine Art Stulpe aus Bambus vorgebunden, um beim Anstossen das Schiff weniger zu beschädigen. Im Hafen von *Atsuta* (Nagoya) sah ich Notladen, die aus Bambusstangen mit dicken Strohmatten dahinter bestanden; auf den nämlichen Schiffen waren Schutzhäuschen ganz aus Bambus errichtet. An den eisernen Anker werden Bambusschienen gebunden, um ihn leichter über Bord gleiten zu lassen. Als Stachel, mit eingetriebener und vermittelst eines Eisenringes festgehaltener Holzspitze oder auch als blosses abgeschnittenes Rohr wird Bambus sehr häufig benutzt, ebenso zu Flösserhacken. Solche Stachel beugen sich zum vollendeten Halbkreis, ohne zu brechen.

Handwerk und Gewerbe.

Das Handwerk der Schirm-, Laternen-, Korb-, Hut-, Zaun-, Pinsel-, Besen- und Spielzeugmacher im einstigen Japan wäre ohne Bambus beinah undenkbar gewesen. Im heutigen Japan ist das nicht mehr so unbedingt der Fall. Die leichteren Stoffschirme, die helleren Stearinkerzen und Petrollampen, Lederschuhe, Bleistifte, Filz- und Strohhüte, eiserne Umzäunungen, importierte Spielwaaren, Eisennägel und Drahtstifte und so vieles andere haben sich einen grossen Teil des japanischen Konsums für bleibend erobert. Auch die Küfer haben herausgefunden, dass die guten, billigen Eisenbande, die um englische Warenballen ins Land kommen, zum Binden von Eimern, Kübeln und Badewannen viel bequemer und eleganter sind als die schwulstigen Bambusreifen. Ganz verdrängt ist hier der Bambus aber noch lange nicht, besonders Sakefässer sieht man immer noch mit Bambus gebunden. Uebrigens

wurden seit ältester Zeit für Reiskübel Kupfer- und Messingreifen verwendet. — Wagner, Schmiede, Schlosser, Giesser und Löter haben Bambus wohl kaum anders denn etwa als Werkzeugstiele, Rohre am Blasbalg, Gestelle und dergleichen verwendet. Bei Mauerern, Steinhauern, Dachdeckern, Zimmerleuten, Schreinern, Drehern, Malern und Lackierern und Tapezierern findet sich Bambus auf folgende Hülfsmittel beschränkt: Stiele und Handhaben an Werkzeugen, Futterale, Büchsen, Töpfe für Oelfarbe und Schwärze, Massstäbe, Schreibzeug (*yatate*), Zirkel, Pinsel, Streichmesser, Richtschnur (*sumi sashi*), Nägel, Packnadeln, Kluppen, Stützen und Gerüststangen. Alle diese Gegenstände sind indessen vielfach durch solche aus anderem Material ersetzt. Steinquader werden statt auf Rollen oft auf Bambusspähnen geschleift. Stempelschneider klemmen den zu gravierenden Stempel in eine Bambushandhabe, ebenso Krystallschleifer den Stein; ein anderer machte sich die Elastizität des Bambus dadurch zu nutze, dass er sie als federnde Kraft beim Marmorschleifen verwendete. Bei Schneidern und Posamentern sah ich Fadenwickel, kleine Spulen, Haspeln, Zeichenmesser, Kleiderhalter aus Bambus. Die Färber hängen nasse Garne an Bambusstangen, Tücher dagegen werden zum Austrocknen und zum Bemalen mit beiden Enden um ein Rohr genäht, angestreckt und dann in kurzen Abständen mit vielen Bambusbogen (*shinshi*) gespreitzt, damit sich der Stoff beim Trocknen nicht zusammenzieht. In kleinen Handmühlen mit Bambusflügeln putzt der japanische Müller den Reis, in schaufelartigen Körben (*mi*) wird er geprüft und ausgelesen, in Standen gelagert und vermittelst des *jogo*, eines Trichters aus Bambusgeflecht, in die Säcke gefüllt, deren Inhalt beim Verkauf vermittelst Musterstecher d. h. mit einem zugespitzten Internodium geprüft wird. In Kanalläufen findet man Wasserrechen aus Bambus.

In der gesamten Seidenindustrie ist Bambus reichlich vertreten. Körbe zum Einsammeln des Maulbeerbaumlaubes und der reifen Cocons, Tische zum Züchten der Würmer sowohl als zum Töten, zum Transportieren und Lagern der Cocons, Masse (*itto* und *nitto*) zum Handeln der Cocons. Am Spinnapparat sind Fadenleiter, Haspelgriff, Abfallkörbchen zu verzeichnen, in der Weberei (für Seide, Hanf und Baumwolle) verschiedenartige Bobinen und Haspeln, zum Winden und Spulen, Tretten „Geschirr“ und Maillongewichte an den Jacquardstühlen, Zähne der Zettelrahme, alles aus Bambus. Besonders

hervorzuheben sind die vollendet gut gearbeiteten Weberblätter (*ossa*) aus *Hachiku*: ein solches soll 50–100 Stücke @ 28 *shaku* aushalten, ehe es repariert werden muss; bei uns kann man überhaupt nur mit besten Stahlblättern weben. Ebenso treffliche Dienste leisten die Bambus-*sudare* für die Papierfabrikation, die mit solchen Bambusstorren viel besser reussieren soll als mit Drahtsieben. Baumwollgarn wird von der Hand vermittelst primitivster Bambushaspeln und Spindeln gesponnen. Porzellanhändler prüfen ihre Ware durch Anschlagen mit einem Bambusstäbchen. Die Schäfte der Feuerleitern sind immer Bambus mit Holzsprossen, die Feuerkübel sehr oft aus Bambusgeflecht, mit Papier und Lack überzogen.

Beim Bohren eines Brunnens wird ein eisernes Rohr in die Erde getrieben, daran Bambuslamellen, 4 cm breit, ½ cm dick, 60–70′ lang, an einander befestigt werden; beim Herausziehen des Bohrers wird dieser Bambusstreifen jeweilen auf einen mächtigen Haspel aufgewunden.

Sowohl bei der festgesessenen als auch bei der ambulanten Handelswelt, überall ist Bambus anzutreffen, und wenn es schliesslich nur die Stäbchen am *soroban* sind.

Fisch-, Gemüse- und Kuchenhändler stellen ihre Waren in flachen, runden und ovalen Gelten mit Bambusreifen, in Körben und auf Unterlagmatten von Stäben oder Geflecht zum Verkauf aus. Kleine Fische und gewisse Kuchen werden in bestimmter Anzahl an kleinen Bambusspiessen verkauft. Nasse und klebrige Sachen überhaupt, welche die Hände beschmutzen könnten, werden in Körbchen oder sorgfältig in *take no kawa* eingewickelt, Fische auch am Bambuszweig nach Hause getragen. Theekrämer sortieren ihre Waren vermittelst grosser runder Bambussiebe verschiedener Grösse, oder lesen sie auf gleichgeformten Geflechttellern vermittelst Kluppen. In geringeren Theehäusern des Inlandes findet man mitunter Teller, Platten, Essstäbchen, jedenfalls die Zahnstocherbüchse aus Bambus. Kupfergeld wird von Kleinkrämern in Bambuskörben und Rohrstücken aufbewahrt, auch gibt es nicht zu öffnende Sparbüchsen aus einem Bambusinternodium verfertigt. In der Jahresperiode *Eiroku* (1558–1569) kursierte als Geld Goldsand in fingerdicken Bambusröhren mit Holzzapfen (*sha kin tsutsu-iri*) im Werte von 10 ryo.

Die Zunft der Strassenfiguren floriert in Japan, Schuh-, Schirm- und andere Flicker, Gemüse-, Blumen-, Orangen-, Fisch-,

Vögel-, Käfer-, Schildkrötenhändler, Verkäufer von Zuckerzeug und Spielwaren, fahrende Köche, Bettelmönche, Wahrsager, Bänkelsänger, Akrobaten, Masseure und andere Künstler lösen einander unaufhörlich ab, jeder mit einem besonderen, ihm eigentümlichen Rufen, Läuten, Rasseln, Singen, Flöten oder Klappern sich ankündigend, und es ist keiner von allen, der nicht in irgend einer Weise in seinem Berufe Bambus verwertete. Ein ambulanter Koch bedient umständlich seine Kundschaft. Im Bambustrichter zieht er Nudeln durchs siedende Wasser, schüttelt sie in Becken, wo sie je nach Wunsch mit *shoyu* begossen oder mit grünen Zutaten garniert werden, und präsentiert sie nebst 2 Bambus-*hashi* seinen Klienten: Kuli, Fuhrleuten, Magazinweibern, alles für 2 Sen die Portion. Bettelmönche im riesigen Bambushut machen mit traurigen, unmelodischen Tönen auf einem *shaku' hachi* ihre Anwesenheit bemerkbar, Lumpensammler ziehen mit Rückenkorb und Kluppe auf Beute aus, von Buben wird vermittelst langer Leimruten auf Wasserjungfern und Fledermäuse Jagd gemacht, und nachts stolpern blinde Masseure am Stocke durch die Strassen und avisieren sich durch eigenartiges Pfeifen (Bambuspfeife) u. d. m.

7. — Nahrungsmittel und Medizin.

Als Nahrungsmittel kommen in erster Linie die *take no ko* des *mosochiku* in Betracht. Diese Bambusart wird hauptsächlich der Sprossen wegen kultiviert, jedoch werden auch Triebe von *madake*, *hachiku* u. s. w. gegessen. *Moso* weist die dicksten Stämme auf, also auch die dicksten Sprossen, welche entsprechend zarteres Fleisch haben. Dünne Triebe sind naturgemäss holziger und werden nur im Notfall genossen. *Take no ko* gehören bei Reich und Arm zu den Lieblingsgerichten und haben sich auch in verschiedenen Zubereitungen einen Platz auf der europäischen Tafel erobert. Die Erstlinge, die schon Ende Januar auf dem Markte erscheinen, werden teuer bezahlt, gewöhnlich werden sie (zuerst in den *riyo-ri-ten yadoya*) in kleinen Würfeln in der Suppe serviert. Mit vorrückender Saison, im April, Mai sinkt der Preis für Stücke von 2′ Länge auf wenige *Sen* herunter. Uebrigens haben die Japaner nun ihre *take no ko* in Form von Konserven der ganzen Welt zugänglich gemacht. Es wird behauptet, dass zu häufiger Genuss von *take no ko* eine Art

Ausschlag im Gesicht erzeuge, weshalb viele Mädchen lieber auf den Leckerbissen Verzicht leisten sollen. Es wurde mir ferner erzählt, dass im Winter die Bauern, aus Not oder Spass, sich Bambussprossen auf folgende Art verschaffen: über dem Wurzelterrain wird ein nicht allzustarkes Strohfeuer angezündet, die Erde also künstlich erwärmt, und, sagte mein japanischer Gewährsmann, der *take no ko omoinas* (meint), es sei April, kommt aus dem Boden hervor und wird ausgegraben, und dabei lachte er unbändig über die zum Narren gehaltene Bambussprosse und den schlauen Bauern. Die Sache macht allerdings den Eindruck eines Aprilscherzes.

Im Volke herrscht der Glaube, dass, wenn der Bambus blühe, in jenem Jahre die Reisernte missrate, Hungersnot eintrete und dann Bambussamenkörner gegessen werden müssen. Gewisse *sasa*-Arten tragen bisweilen Früchte, die von den Armen gesammelt und gegessen werden, jedoch sehr schlecht schmecken sollen; im Aussehen sind sie wie grosse schwarze Weizenkörner. Indessen ist Bambussamen so selten, dass er nicht als japanisches Nahrungsmittel bezeichnet werden kann.*

In *Joshiu* und *Shinshiu* werden Pferde und Rindvieh mit *Sasa*blättern gefüttert, man sagte mir, dass sie nicht nur eine von den Tieren gerne genommene, sondern auch ihnen zuträgliche Nahrung seien.

Medizin.

In japanischen Apotheken habe ich keine Arzneimittel aus Bambus finden können, dagegen existieren allerlei Volks- oder Hausmittel, die im Inlande im Gebrauch sind, wo keine Aerzte vorhanden sind, oder wo vielleicht aus Vorurteil oder Sparsamkeit keine solchen zugezogen werden. Die hervorragendste Rolle spielt der *take no abura* oder *take no shibu*, ein Oel oder Saft, der auf die denkbar einfachste Weise aus frisch gehauenem Bambus,—solcher aus *madake* soll der beste sein—gewonnen wird. Das Rohr wird in fusslange Stücke zersägt, diese werden geviertteilt und schräg über ein *hibachi* gelegt, und der zischend und brausend ausfliessende Saft wird in eine Tasse aufgefangen. Dieses Oel wird nicht nur als schmerzstillend und heilsam für Schürfungen und Hautkrankheiten sondern auch als innere

* Sog. *mi take* soll in Nippara, Kanagawa Ken, häufig vorkommen.

Medizin genommen, z. B. von Lungenschwindsüchtigen (*rosho*); langjährig Leidende sollen durch solche Tränklein leichter zu Atem kommen. Aus feinen Spähnen von grossem Bambus wird auch eine Art Brustthee bereitet.

Weisse Würmer, wie Mehlwürmer aussehend, in altem halbverfaultem Bambus vorkommend, gibt man kleinen Kindern als Gegenmittel gegen Magenwürmer. Sie werden an ein Bambusstäbchen gesteckt, gebraten und so verabreicht. Grössere Kinder, die wissen, was es ist, essen sie nicht. Doch möchte ich dieses nicht als ein Volksmittel sondern eher als ein Hausmittel bezeichnen, als solches aber ist es verbürgt. Ueber die sogenannten Gifthaare scheinen die Japaner nichts zu wissen. In der chinesischen Apotheke in Yokohama fand ich drei Bambusmedizinen: 1). Blätter; 2). Holzspähne; 3). *tabashiru* d. h. beinah reine Kieselsäure aus alten Bambusstämmen. Alle drei dienen, als Thee zubereitet, gegen Husten, Lungenleiden u. s. w. Es soll noch eine ähnliche Arznei geben aus den nadelartigen ersten Sprösslingen an den Zweigen.

Ich habe vielfach gehört, dass Bambus zu Arm- und Beinschienen und für andere chirurgische Hülfsmittel benutzt werde, konnte aber nie solche zu Gesicht bekommen.

Erwähnt mag dagegen werden, dass das *bokuto*, das Scheinschwert des altjapanischen Arztes, oft aus einem Stück Bambus bestand.

II.

DIE VERWERTUNG DES BAMBUS ALS KUNSTMOTIV.

Um die Verwendung des Bambus in Japan vollständig zu illustrieren, musste ich notwendig auch seine künstlerische Verwertung zur Veranschaulichung bringen. Eine so eigenartig schöne, verehrte und symbolisch verklärte Pflanze, die dem Menschen Nahrung, Kleidung und Obdach, Werkzeug, Schmuck und Waffen liefert, die ihm auf Schritt und Tritt in irgend einer Form vor Augen steht, musste selbstverständlich auch auf den Künstler einen besonderen Reiz ausüben, insbesondere bei einem so fein beobachtenden, kunstbegabten Volke wie das der Japaner, das seine Motive so unmittelbar aus der Natur und ihren Er-

scheinungen schöpft. Ein schöner Bambus wird nie dem Auge des Japaners entgehen, und Auswüchse, Verkrüppelungen und Naturspiele jeder Art fesseln seine Aufmerksamkeit erst recht, auch weiss er sie immer entsprechend auszubeuten. Ich glaube, dass Bambus von keinem andern Dekorationsmotiv an Beliebtheit, Häufigkeit und Variation der Darstellung übertroffen wird, ja vielleicht das bedeutendste ist. Ich habe es plastisch oder dekorativ nicht nur in allen überhaupt zur Verwendung kommenden Materialien, also Holz, Lack, Bein, Horn, Elfenbein, Perlmutter, Stein, Porzellan und Fayence, in allen Metallen und Geweben und nicht zum mindesten in Bambus selbst angetroffen, sondern in den Gegenständen meiner Sammlung auch den unanfechtbaren Beweis niedergelegt, dass Bambus gleichwie als Nutzpflanze so auch als Kunstvorwurf sich in allen Klassen des japanischen Volkes derselben ungeteilten Beliebtheit erfreut, und dass da, wo überhaupt noch eine Dekoration angebracht wird, stets auch Bambus in irgend einer Form vertreten ist; so fand ich es z. B. sehr bezeichnend, dass sogar die Tuschstücke für die Schulkinder die Form eines Bambusrohres aufweisen.

Die künstlerische Wiedergabe dieser merkwürdigen Pflanze ist gar nicht eine konventionelle oder stereotype. So wie der Zufall das Ganze oder einzelne Teile dem Auge des Künstlers darbietet, so kopiert er sie, unbekümmert, ob es ein ganzer Busch oder blosser Stamm, Zweig oder Blatt, Sprosse oder Wurzel sei, ob im Wind, Regen oder Schnee gesehen; er dreht sein Objekt nicht, um eine möglichst günstige Seite zu treffen, im Gegenteil, je verdrehter und abnormer der Anblick, umsomehr Reiz hat das für ihn. Darin liegt auch ein Grund, warum trotz ihrer unendlich häufigen Wiederkehr die Bambusmotive fast immer eine angenehme, erfreuliche, selten unschöne und nie langweilige Dekoration bilden. Allerdings findet sich Bambus mit gewissen Zusammenstellungen immer wieder, aber in der Darstellung herrscht unumschränkte Freiheit. Die traditionellen Motive stammen aus China und sind:

1. *take ni tora* = Tiger im Bambusforst = Sinnbild der Vorsicht.

2. *Moso* = eines der 24 Beispiele kindlicher Liebe aus der Lehre des Confucius. Moso geht im Winter in den Wald, um für seine hungernden Eltern

Bambussprossen unter dem Schnee hervorzugraben.

3. *shichi ken jin* = die 7 Weisen im Bambushain.

4. *matsu, take, ume* oder *shochiku bai*, sodann

take ni suzume, Spatzen im Bambushain.
„ „ *tombo*, Libellen und Bambus.
„ „ *niwatori*, Hühner und Bambus.
„ „ *katatsumuri*, Schnecke und Bambus.
„ „ *tsuki*, Mond und Bambus.
„ „ *kaze*, Bambus im Sturm.
„ „ *ame*, Bambus im Regen.
yuki take, schneebelasteter Bambus u. s. w.

Aber nicht bloss als Pflanze an und für sich gibt der Bambus dem Japaner eine unendliche Fülle von Anregungen, sondern alles, was er daraus verfertigt, benutzt er unbedenklich sofort wieder als Vorwurf. Das ist ja das Verblüffende in seiner Kunst, dass der Japaner nichts sucht, sondern eben alles, was er gerade sieht, zu verwerten weiss und nichts ihm dabei zu unbedeutend ist. Um in summarischer Uebersicht auf die Gegenstände überzugehen, auf denen Bambus als Ornament angetroffen wird, muss in erster Linie als das vornehmste Eigentum des Alt-Japaners sein Schwert genannt werden. Auf den *tsuba*, *fuchi kashira*, *menuki* und *kodzuka* findet man, ganz abgesehen von der ins Unendliche gehenden Wiedergabe der Pflanze selbst, so unbedeutende Gegenstände wie Fischerruten, Brunnenstangen, Fischkörbe, Vogelscheuchen, Reitgerten, Pilgerhüte, ja die grobgeflochtene Bauernhütte, alles noch so Unscheinbare mit einer Kunstvollendung dargestellt, darüber wieder ein eigenes Buch geschrieben werden müsste. Eiserne Panzer- und Larvenschienen haben oft Bambusform. In Bronzegegenständen erscheint er plastisch besonders häufig an *hi-ire* und *hai-fuki*, *fudetate* und *fude-oki*, *fude kake*, *yatate*, *midzu-ire*, Papierbeschwerern und dergl. während die Gegenstände mit gegossener, gravierter oder eingelegter Bambuszeichnung ins Unendliche gehen. Daran anschliessend folgen: Tabakpfeifen, Essstäbchen, *Sake*schalen, *ojime* (Spangen) aus Silber und anderen Metallen und *netsuke*, *inro*, Nippsachen u. s. w. Wo in irgend einer japanischen Töpferei deren Erzeugnisse in Porzellan, Fayence oder Steingut plastisch oder

dekorativ verschönert wurden, da fehlte nie der Bambus als Vorlage. Bambusmuster auf *kimono* waren nicht etwa nur bei Bauern oder *Geisha* gebräuchlich sondern auch auf den *happi* (Uniformen) der *Samurai* und *Hatamoto* gar nicht selten; desgleichen eine Fülle von Wappenzeichen (*mon*) mit natürlichem und stilisiertem Bambus. Das Wappen des *Daimyo* von *Sendai* z. B. ist ein Bambusring mit zwei Sperlingen.* In der Provinz *Sagami* existierte eine Goldmünze, genannt *sasa koban*, mit eingepressten *Sasa*-blättern. Die Bemalung von *kakemono*, *gaku*, *byōbu*, *tsuitate*, *karakami*† und *ōgi*, entweder mit sorgfältig ausgeführten, mehr aber noch mit flüchtig hingeworfenen Bambusbildern, ist eine ungemein häufige; galt es ja doch in Japan als ein Zeichen besonderer Kunstfertigkeit, die charakteristischen Züge dieser Pflanze mit wenigen Pinselstrichen darzustellen.

Für korrekte Bambusmalerei existieren besondere Lehrbücher, und beim *cha no yu* wurden *makimono* studiert, darin die verschiedenen Bambusarten in Naturfarbe vorgeführt waren. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass die Liebe zum Bambus sogar zu dessen Imitation in Holz, Papiermaché und Lack getrieben hat. Mit dieser Kunst ist unzertrennbar verbunden der Name ihres grössten Meisters *Hashi-ichi* (卍 Tokyo 1871), der darin eine solche Vollendung erreichte, dass es auch Kennern oft schwer wurde zu sagen, ob sie Bambus oder etwas anderes vor sich hatten.

Dass auch in allerlei Literatur der Bambus vielfach beschrieben und besungen wurde, kann nach all dem Gesagten nicht überraschen, ich habe einige bezügliche Poesien und Sprichwörter gesammelt, bin aber noch nicht in der Lage, deren Uebersetzungen mitteilen zu können. Ebenso selbstverständlich muss es erscheinen, dass *Take* (und Zusammensetzungen davon) in Japan ein beliebter Geschlechts- und Personenname ist. Als *myōji* sind mir bis dato ca. 30 Namen bekannt,‡ und als männliche *namai* ca. 20.%

Auffällig erscheint, dass für weibliche *namai* bloss *O take*

---

* *Minamoto Yoshitsune's sasa rindo mon* (Bambus und Gentian-Wappen).

† Im *Gosho* und im *Nishi Rikiu* sowie im *Sho ren* Tempel in Kyōto, ebenso im Tempel zu *Nikko*, sind derartige *Karakami* und *Sugi do* mit sehr schönen Malereien.

‡ *Take da*, *take mura*, *take ishi*, *take tsuka*, *take shiba* (u. s. w.)

% *Take jiro*, *Take saburo*, *take goro*, *take matsu*. u. s. w.

san, ohne Zusammensetzungen gebräuchlich ist. Allerdings fand ich auch den Namen *Takeko* (die Tochter des Generals Prinz Kitashirakawa heisst z. B. so), aber man sagt mir, dass das als ein blosser Kosename, etwa wie Aennchen, Gretchen zu verstehen sei.

Geisha heissen oft *Take dayu*,* *Ko Take*, *Take ji*, solche Benennungen sind aber mehr als „nom de guerre" zu betrachten, ebenso wie „*Chiku ro*" für Künstler. Auch als Hausname† figuriert Bambus nicht selten, sodann für Tanzhäuser, *yose* oder *sekite*.‡

Gewisse Meeresmuscheln und Korallenarten werden ihrer Form entsprechend *take no ko*, *nedake*, *umi dake*, *chiku rai* genannt.

Die Prunk- und Prachtliebe der zahlreichen grossen und kleinen Fürsten des früheren Japans, namentlich unter den *Tokugawa Shoguns*, war ein mächtiger Stimulus für die Kunstentwicklung auf allen Gebieten. Das Verschwinden der Daimyo und Samurai in Folge der Restauration von 1866 bedeutete den Rückgang, für einzelne Zweige sogar den Untergang der altjapanischen Kunstgewerbe. Die jetzige europäisch prosaische Staatseinrichtung vermag in nationalem Sinn keinen neuen Impuls zu geben, und mit der Vorliebe zu allem Fremdländischen ist der Kunstsinn beim japanischen Volke im allgemeinen im Rückgang begriffen; denn als solchen muss man es doch bezeichnen, wenn wirklich schöne Kunstgegenstände verkauft werden, um durch Importartikel, die oft zum Geringsten gehören, was der europäische Markt bieten kann, ersetzt zu werden. Das Gleiche gilt für allgemeine Gebrauchsgegenstände; für diese tritt allerdings die Preisfrage in den Vordergrund; immerhin werden die form- und farbenschönen Porzellane, die gediegenen, Kupferzinnguss- und Messinggegenstände durch geringe Gläser und Flaschen, grobe Blech- und Eisengeschirre verdrängt; schlechte Oelfarbendruckbilder und andere Dutzendware jeder Art haben sich den Beifall des japanischen Volkes erobert, denn so feinfühlig der Japaner über seine vaterländischen Kunsterzeugnisse zu urteilen vermag, so verständnislos steht er gewöhn-

* nicht nur *Geisha*, sondern überhaupt Vortragende auf gewissen Instrumenten,— es können auch Männer sein.

† *Yadoya*: *chiku yo*
„ *an*
„ *rin*
„ *seki*

‡ *Marutake* *tomi take* *man take*

lich fremden Produkten gegenüber. Alles dieses in Betracht gezogen, ist es nicht zu verwundern, dass der japanische Künstler mehr und mehr auf eine eigene Meisterschaft im altjapanischen Sinne verzichtet und sich mit einer Art Gesellentum begnügt, das seine eminente Kunstfertigkeit den Wünschen und Ansprüchen der fremden Märkte unterordnet zum grossen Bedauern aller Kunstfreunde. Auch die Bambusfrage hat darunter gelitten. Wohl sind eine Menge neuer Exportartikel entstanden, aber diese Fabrikwaare, die in erster Linie den Ansprüchen der Billigkeit genügen muss, hat nichts gemein mit den sauber und graziös gearbeiteten altjapanischen Bambusgegenständen, die gar nicht zu verraten scheinen, mit welch technischen Schwierigkeiten die Bearbeitung dieses merkwürdigen Holzes verbunden ist. Einzig in den Geflechtarbeiten ist vielleicht ein Fortschritt, zum mindesten kein Rückschritt zu konstatieren. Auch als Kunst- und Dekorationsmotiv tritt Bambus in den heutigen Exportwaren vielfach hervor, aber meist schablonenmässig und überladen, weit entfernt von dem ursprünglichen frischen Reiz der Tsuba- und Schwertornamente.

III.

NEUE VERWENDUNGEN DES BAMBUS. — EXPORT.

Die heutigen Erzeugnisse in Bambusartikeln für Export haben nichts gemein mit den Bedürfnissen eines altjapanischen Haushalts. Es wäre ganz unrichtig zu glauben, die Japaner brauchten für sich solche Gegenstände, wie sie heute die europäischen und amerikanischen Märkte überschwemmen. Einzelne Formen, Geflechtsarten, verschiedene Gegenstände sind selbstverständlich altjapanische Ueberlieferungen, auf die neuen Bedürfnisse umgeändert; auch findet man hie und da solch neue Produkte bei Japanern; das widerlegt aber obige Behauptung durchaus nicht. Das heutige Japan ist eben eine Verquickung beidseitiger Sitten und Gebräuche. Dagegen verdient hervorgehoben zu werden, dass die japanische Bambusindustrie beneidenswert schnell die möglichen Verwendungen ihrer Arbeiten für fremde Bedürfnisse erkannt und ergriffen und sich heute bereits einen grossen und konkurenzfähigen Export nach allen Ländern der Welt gesichert hat.

Der Hauptsitz dieser Bambusindustrie ist in *Arima* bei Kobe und in *Shizuoka*, sodann weniger bedeutend in *Yokohama*, *Odawara* u. s. w. Diese Exportartikel sind: Schirm- und Spazierstöcke aus Rohren und Wurzeln, Etagèren, Staffeleien, Bilderrahmen, Wandschirme, Schirmständer, Stühle und Bänke, Tische und Buffet, Blumengestelle und Notenpulte, Papiermesser, Falzbeine, Fächer, Serviettenringe, Teller, Platten, Vasen, Schachteln, Büchsen, Laternen, Fidibusse, Zigarrenspitzen, Schuhlöffel, Lampengläserputzer, Bürstenholz, Zündhölzchen, Füllspähne in Matratzen und Kissen, Glühdrähte in elektrischen Lampen und an *Korbwaren* namentlich die Geflechtsüberzüge auf Holz- Porzellan- und Glaswaren, sodann Handkörbe, Blumenkörbe, Papier-, Arbeits-, Faden-, und Besteckkörbe, Pfeffergestelle und Brotkörbchen, Zeitungshalter, Photographierahmen, Blatt- und Faltfächer, Picnickörbe, Arbeitstischchen.

Anno 1891 war der Exportwert von:

	Bambus.	Bambus Waren.
	Yen. 155,000	*Yen.* 226,000
„ 1895 dagegen	„ 283,000	„ 417,000,

hat sich also innerhalb der letzten 5 Jahre beinahe verdoppelt und ist allem Anschein nach immer noch im Wachsen begriffen. An diesem Export ist Kobe mit rund 90%, alle übrigen Häfen zusammen mit 10% beteiligt.*

SCHLUSS.

Wer die Frage der *Verwendung und Verwertung des Bambus* in Japan erschöpfend beantworten will, der muss schon im Dunkel der Göttergeschichte zu suchen anfangen und darf nicht übersehen, dass die Attribute des *Yebisu*, heute noch eines der beliebtesten Glücksgötter, *Angelrute und Fischkorb aus Bambus* sind.

Er muss von den *Mikados* abwärts, die Jahrhunderte lang hinter Bambusvorhängen den Blicken ihrer Untertanen verborgen

---

* Export

	Bambus.	Bambus Waren.
1891 . . . . . Yen	155323	Yen 225669
1892 . . . . . „	118614	„ 228433
1893 . . . . . „	129737	„ 258235
1894 . . . . . „	188964	„ 298246
1895 . . . . . „	283138	„ 417094

blieben, den Haushalt und die Berufsbedürfnisse aller Klassen und Stände durchforschen und darf erst anhalten am Grabe des letzten Bettlers, darauf er immer noch eine *hana tsutsu* mit einem *Shikimi**-Zweig darin findet.

Er wird zu dem Schlusse kommen, dass es im Osten andere Länder geben mag, wo der Bambus noch üppiger auftritt als in Japan, aber dass wohl kein anderes Volk die wunderbaren Eigenschaften dieser merkwürdigen Pflanze mit so viel Findigkeit auszubeuten gewusst hat wie die *Japaner*.

* Illicium religiosum.

FORSTLICHE REISEEINDRÜCKE IN JAPAN.

Von

Dr. K. HEFELE,

Kgl. Bayr. FORSTMEISTER.

Deutsches Blut ist unstät Blut,
Findst es wohl auf allen Wegen.
Wanderlust und Heimweh sind
Immerdar darin gelegen! — —

Diese Worte eines deutschen Dichters finden die lebende Bestätigung in uns, die wir hier auf einem Punkte der Erde uns versammeln, der uns fast zu Antipoden unserer Heimat macht. Beruf, Schicksalslaune und Sehnsucht nach der weiten, unendlichen Welt mit ihren Herrlichkeiten sind die Ursachen unseres Fernseins vom alten Vaterlande, das uns in um so lichterem Glanze erscheint, je mehr der goldene Schimmer verblasst, mit dem unsere Phantasie, namentlich in jüngeren Jahren, das Fremde zu umkleiden pflegt, und je mehr wir hier an der grossen Verkehrsstrasse der Welt, am Meere, den wachsenden wirtschaftlichen und politischen Aufschwung Deutschlands zu verfolgen vermögen.

Der Wechsel der bei der Reise von Europa hierher sich darbietenden Bilder von Landschaften und Menschen ist naturgemäss ein kaleidoskopartiger. Ueber die Schweiz und den St. Gotthard, auf dem Wunderwerke der Ingenieurkunst, der Gotthardbahn, nach dem sonnigen Italien, vorbei am rauchenden Aetna, durch Scylla und Charybdis und die Strasse von Messina nach dem wüstenumsäumten roten Meere—Schnee, Eis, Gletscher, sonnige Matten und glühende Wüsten in unmittelbarer Folge, sie sind fürwahr hinreichend, im Vereine mit der tropischen Pracht Indiens, die uns nunmehr entgegentritt, unauslöschliche Eindrücke zu hinterlassen.

Welch ungeheuerer Formen- und Artenreichtum in der Heimat kaum gekannter oder oft nur in dürftigen Treibhausexemplaren gesehener Pflanzen! Und doch — mag es nun in der

Fremdartigkeit an sich, unterstützt von klimatischen Verhältnissen und dem Anblick der dunklen Menschenrassen oder in der ungewohnten Wirkung des Lebhaften, Grellen, ja Absurden, das unsere Wege kreuzt, seinen Grund haben — die tropische Flora ermüdet, sie lässt uns in kurzer Zeit nach anfänglicher Begeisterung erkalten, und wer an des Nordens einfacheres Artenbild sich unter Palmen und Bananen erinnert, der wird die Bestätigung des alten Satzes empfinden, dass Bescheidenheit eine unverwelkliche Zier sei, und dass Uebermass abstumpft—sei es auch ein Uebermass des Schönen.

Der Forstmann nun, der zuerst sich den Gestaden dieses Landes nähert, bei Nagasaki, ist anfänglich enttäuscht; er vermisst die Bewaldung der in grotesken vulkanischen Formen sich präsentierenden Berge, und was schliesslich als Weide und grüne Matte mit einer gewissen Beruhigung und mit einigem Kopfschütteln über die grosse Ausdehnung hingenommen wird, entpuppt sich endlich als eine ihm ganz neue Form der Bodendeckung durch Pflanzen, die *Hara*, jenes Totenfeld vergangener Wälder, das ihn auf allen Streifzügen in Japan begleiten wird, soweit menschliche Wohnungen sich finden.

Die *Hara*, nur Japan eigentümlich und durch die besonderen Verhältnisse der Landeskultur hervorgerufen, soll in der Hauptsache durch ihren Graswuchs den aus dem Fehlen von Viehzucht erklärlichen Mangel an Düngstoffen für den Reisbau ersetzen. Sie liefert in ihrer grossen Ausdehnung, verschwenderischen Nutzung und dem successiven Rückgange ihrer Bodenkraft ein beredtes Zeugnis, dass der wirtschaftliche Dualismus von Land- und Forstwirtschaft in Japan eine sehr einseitige Lastenverteilung vornimmt, indem sich Schwester Landwirtschaft von Schwester Forstwirtschaft zum grossen Teile erhalten lässt, unbekümmert um das allmählige Siechtum der letzteren.

Diese Wahrnehmung, welche, wie gesagt, auf allen Touren in Japan immer wieder gemacht wird, zwingt meines Erachtens ernstlich, sobald es nur angängig ist, von solcher Art der Bodenbenutzung zurückzukommen.

Diese *Hara*, nach Rein* die Wohnstätte jenes überaus bunten und hochinteressanten Gemisches von Pflanzentypen, an denen Japan so reich ist und zwischen welchen Kräuter, Halbsträucher und einige zur Krüppelform degenerierte Holzgewächse, besonders Eichenarten, allenthalben vorkommen, wird aber ausserdem dem

* Japan, Bd. I. S. 163.

Walde, namentlich dem Staatswalde, noch direkt schädlich durch das sorglose jährliche Brennen, dem bei dem Mangel genügender Kontrolle und Aufsicht ansehnliche Flächen der angrenzenden Bestände zum Opfer fallen, namentlich wenn dieselben aus Nadelholz zusammengesetzt sind.

Die Statistik über diesen Punkt hat ihre wunden Seiten, doch wird, wenn man die solcherweise angerichtete Vernichtung pro Jahr auf ca 1000 ha berechnet, dieser Ansatz recht bescheiden gegriffen sein. Die Gesamtfläche an *Hara* ist mit 3 Mill. ha ebenfalls kaum auch nur annähernd dem Mittel entsprechend, in Wirklichkeit wohl bedeutend grösser. —

Der Wald selbst nun, der in erster Linie unser Interesse beansprucht, ist in Japan mit recht erheblichen Flächenquoten vertreten. So beziffert der Wald von

1) Alt-Japan an

Staatswald	Kronwald	Privatwald	Summa
7,6 Mill.	1,436 Mill. (Hondo)	(6,39 Mill. Hondo)	
9,04 Mill. ha		7,48 Mill. ha	= 16,52 Mill. ha

2) Hokkaido

5,53 Mill.	0,63 Mill.		
6,16 Mill. ha		7000 ha	= 6,16 Mill. ha

3) Riukiu und Formosa hinzu genommen:

13,81	2,07		
15,88 Mill. ha		7,49 Mill. ha	= 23,37 Mill. ha,

das sind nicht weniger als 59,2% der Landesfläche in Alt-Japan, in Hokkaido 65,2% und auf Riukiu bezw. Formosa 71—74%: ganz Japan 56,4% der Landesfläche. Auf den Kopf der Bevölkerung treffen in Alt-Japan 0,389 ha, in Hokkaido 10,12 ha und im ganzen Japan incl. Formosa und Riukiu 0,502 ha Wald.

Ziehen wir einmal die Verhältnisse von Deutschland zum Vergleiche heran, so finden wir überhaupt bloss 13,9 Mill. ha Gesamtwaldfläche, welche 25,7% der Landesfläche ausmachen. Staats- und Privatwald in Japan verhalten sich wie 2 : 1; in Deutschland ist der Staatswald dem Privatwald wie 1 : 2 gegenüberstehend, und auf den Kopf der Bevölkerung Deutschlands entfallen 0,307 ha Waldfläche.

Ich bringe Ihnen diese Zahlen nur zu einem ungefähren Vergleichsmassstabe an bekannteren Verhältnissen der Heimat; wir werden noch im nachfolgenden erkennen, wie verschieden die nur 4,5 Millionen betragenden deutschen Staatswaldungen rentieren gegenüber dem über das Dreifache der Fläche nach beziffernden japanischen Staatswald und welche Folgerungen daraus zu ziehen wären.

Es untersteht in Japan ein ganz enormes Areal (15,21 Mill. ha) der Verwaltung des Staates (13 Mill.) und der Krone (2 Mill.), ein Tatbestand, der meines Erachtens wohl wert ist, zum Nachdenken über den dermalen wenig befriedigenden Zustand der Rente und des Kapitales zu veranlassen.

Warum Alt-Japan noch so eine bedeutende Bewaldungsziffer aufweist, hängt innig zusammen mit der Entwicklung seiner Naturalwirtschaft. Der fast ausschliessliche Betrieb der Reiskultur, überkommen von China, hat zur Folge, dass nur solches Land urbar gemacht wurde, in dem Wasser ausgiebigst vorhanden war und dessen klimatische Verhältnisse, insbesondere grössere Wärme, es hiezu geeignet erscheinen liessen. Das sind selbstverständlich die Niederungen der Flussmündungen und die Ebenen in warmer Lage. Ganz richtig bemerkt eine lesenswerte japanische Schrift* von Dr. Ota Inazo Nitobe, dass *darin* der Grund gesucht werden müsse, weshalb die Extension des Ackerbaues seit alters eine verhältnismässig so geringe war und sich weniger gegen Norden und das Innere des Landes erstreckte; dementsprechend ist auch ein grösseres Areal dem Walde überlassen, als ihm sonst bei anderer Ackerwirtschaft wohl heute noch verblieben wäre.

Das Fehlen einer Viehzucht führte mangels anderer Düngerquellen als menschlicher Fäkalien zur Konzentration der bäuerlichen Bevölkerung um die Städte in den Ebenen und Flussmündungen und wirkte der Urbarmachung entlegeneren Landes natürlich entgegen; unterstützt in diesem allgemein kulturfeindlichen Bestreben wird der dermalige Zustand noch durch die geringe Aufschliessung des Landes, die aber hinwiederum in den oben erwähnten eigenartigen Verhältnissen ihre Erklärung findet.

Innerhalb der Interessensphäre des Reisbaues ist der Wald im grossen ganzen neben einer unvollkommenen Befriedigung

* Ueber den japanischen Grundbesitz, dessen Verteilung und landwirtschaftliche Verwertung. (Inauguraldissertation, Halle a. S. 1890).

der Nutz- und Brennholznachfrage wohl mehr und mehr zur Düngerquelle der Reiskultur oder zur Form der „*Hara*" herabgesunken, und diese Gründlichkeit der Aenderung seiner inneren Verfassung ist nicht ohne Folgen für die Allgemeinheit geblieben ; es würde sonst unerfindlich sein, warum trotz noch vorhandener starker Bewaldungsziffer im Inneren kaum ein anderes Land solch hohe Schadenbeträge, verursacht durch Hochwasser, aufzuweisen vermag.

Nach einer mir von befreundeter Seite gewordenen Mitteilung belaufen sich die jährlichen Verluste durch Hochwasser auf ca 10 Millionen *Yen*, vermögen aber beträchtlich nach oben hin abzuweichen, wie das Jahr 1895 beweist, in dem der ganze Einnahmeetat des japanischen Staates zu 187 Mill. *Yen* fast völlig sich mit dem entstandenen Wasserschaden verglich. Die Zahl der überschwemmten Dörfer und Ansiedelungen bezifferte damals nicht weniger als 20.981, und etwa 0,785 Mill. ha Land (Acker) waren verwüstet worden.

Solche Ziffern geben zu denken ! —

Durch ganz Hondo zieht sich nun, einem Rückgrat vergleichbar und gebunden an die zentralen Gebirgsketten, der Hauptwald. Eines der interessantesten Gebiete in demselben, das ich herausgreife, ist der Kiso, ein massig formierter Komplex im Oberlaufe des Kisogawa, nordöstlich von Gifu, so recht im Mittelpunkte des ganzen Landes gelegen. Ich widme diesem Walde eine etwas eingehendere Besprechung, nicht bloss aus dem Grunde, weil ich denselben durch Bereisung genau kennen lernte, sondern auch um deswillen, weil ausgeprägte Charakteristika grossen Massstabes am besten ein Urteil über den Stand der Waldwirtschaft eines Landes zulassen. Wohl hat die gewandte Feder meines Vorgängers Dr. E. Grasmann diesem Juwel mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ein begeistertes Erinnerungsblatt* gewidmet, so dass ich hinsichtlich näherer Informationen, welche den Rahmen dieses Vortrages natürlich zu sehr überschreiten würden, auf diesen in den Mitteilungen der Deutschen Ostasiatischen Gesellschaft veröffentlichten Essay verweisen kann.

Dem Forstmann ist dieses Stück Natur gleich einem Wallfahrtsorte. Schon der Zugang zu diesen Forsten mittels einer Kurumafahrt von etwa 10 Stunden ab Tayimi auf ständig steigendem, welligem und plateauartig ausgeformtem Terrain

* Forstliche Exkursion in die Kisowaldungen, Provinz Shinano. Mitth. Bd. V. S. 249.

bietet eine Fülle von Beweisen für die Nachteile der schonungslosen Ausnützung des vorhandenen, kleinflächigen Waldes, meist Privat- und Gemeindewaldes, und der *Hara*, soweit überhaupt der hier stark vertretene Reisbau noch das Vorkommen dieser parzellierten, in niedrigen Umtrieben bewirtschafteten oder ganz der *Hara* preisgegebenen Waldorte zugelassen hat.

Ueberall, wo grössere Neigungen des Terrains vorhanden sind, ja stellenweise schon auf sanft geneigten Hängen, verraten weisse und rote Bodenflecke von ferne die Löcher im Pflanzenkleide der Natur, in denen das so reichlich in Japan niederströmende meteorische Wasser (2900 $^{m}/_{m}$ pro Jahr z. B. in Agematsu) einen praktikablen Spielball seiner kulturfeindlichen Launen erblickt. Das vermag für die Regulierung der Wasserverhältnisse einer Gegend von sehr weitgehendem Einfluss zu sein, denn vom Wasserriss zum Wildbach ist oft nur ein kurzer Schritt.

Wenn steile Ausformung der Gebirge etwa noch zusammentrifft mit weitgehender Umwandlung ihrer Oberfläche in *Hara* oder schlechtweg *Ödland*, so ist ein rascher Abfluss meteorischen Wassers ausserordentlich leicht, und daher die Erscheinung des oft rapiden Anschwellens von Bächen und Flüssen mit den unausbleiblich folgenden Wasserkatastrophen. Die grosse Schuttführung aller solchen Wildbäche oder Wildflüsse, wie man das z. B. am Tenriugawa, Oigawa etc. auf der Fahrt von Yokohama nach Kobe so gut beobachten kann, rührt davon her, dass die innere Grundstruktur der Berge Japans (Granit etc.) sehr häufig mit hohen Schichten alten Schiefers überdeckt ist, welche bei dem starken Grade ihrer Verwitterung dem Angriff des Wassers nur geringen Widerstand leisten.

Es sind der Stellen nicht wenige auf diesem vom Walde entblössten Boden, wo der Angriff des Wassers erfolgt, und auf meinen Wanderungen sah ich manches Bild der Terrainzerstörung, das deutlich genug die Folgen einer unterschätzten Bedeutung des Waldes demonstrierte.

Wir würden aber noch ganz andere Bilder der Verwüstung und Verödung in Japan erhalten, wenn nicht die geradezu beispiellose Regenerationskraft dieses unergründlich fruchtbaren Bodens beinahe den Arm des Verwüsters zu lähmen vermöchte.

Wo aber als letzter Streiter im Kampfe die Akamatsu (Rotkiefer) in krüppeliger Form ihre melancholischen Aeste über dem Grabe der einst so üppigen Waldvegetation ausbreitet, da haben wir ein sichtbares Warnungssignal des der Verschlechterung

und schliesslich dem Untergange geweihten Bodens, und man muss tatsächlich Forstmann sein, um die unendliche Verwahrlosung mancher Plätze voll zu erkennen.

Folgen Sie mir im Geiste weiter auf dem Wege zum Herzen des Kiso. Schaut man endlich nach zweitägiger Wanderschaft von der Höhe des Magome-Passes, nachdem man die Zone des wirtschaftlichen Kampfes zwischen Wald und Reiskultur durchmessen hat, in diese entzückende Kisolandschaft mit ihrem dunklen, dichten Waldkleide aus Nadelholzforsten und ihren Gebirgsketten, ihren schmalen, von Wildwassern durchflossenen Tälern, so erinnert man sich beinahe unwillkürlich an die Gebirge der Heimat. Man heisst sie auch nicht mit Unrecht die „Japanischen Alpen". Zwar fehlen die grossartigen und massigen Züge des Berglandes in Südbayern, Tirol oder gar der Schweiz, aber die grössere Einheitlichkeit sticht wohltuend ab von der etwas flatterigen, uns an Kinderbaukästen erinnernden Zierlichkeit der gewohnten japanischen Landschaft, welche in der Regel auf engem Raum alles in allem gibt.

Was dieses etwa 350.000 ha umfassende Waldgebiet, den Kiso, unserem deutschen Schwarzwalde oder dem Harze so ähnlich macht, das sind die mit einigen Ausnahmen wie Komagatake und Ontake etc. nicht gerade bedeutend zu nennenden relativen Erhebungen, und andererseits ist es das Fehlen der zackigen, vegetationslosen Schroffen und Wände, wie sie unsere Kalk- oder die Zentralalpen auszeichnen.

Ein Alpenglühen, wie es die Heimat so wundervoll aufzuweisen hat, ist hier deshalb Unmöglichkeit—und doch, es müsste einen grandiosen Anblick gewähren, wenn man sich diese bizarre Vulkanlandschaft, gekrönt von starren Felswänden, mit einem solchen Feuerzauber bei untergehender Sonne denkt.

Wir Deutsche speziell fühlen uns von den gehäuften Waldmassen mehr angezogen, da sie stimmungsvoller sind und der ernsteren deutschen Natur besser entsprechen.

Es ist unmöglich, Ihnen die Ergebnisse meiner wochenlangen Durchforschung dieser Gegend ausführlich mitzuteilen, aber so viel muss gesagt werden, dass hier ein eigenartiges Stück Natur mit hohem reellem Wert dem Lande beschieden ist. Voraussichtlich ist die neue Kisobahn, eine Verbindung zwischen dem westlich von Tokio liegenden Kofu und Nagoya, in der Hauptsache die alte Mittellandstrasse, den Nakasendo, entlang führend, bestimmt, breiteren Schichten der Bevölkerung dieses wunderbare

Bergland zu erschliessen; ich wenigstens wüsste mir geradezu keine schönere Sommerfrische zur heissen Jahreszeit als den Aufenthalt in einem der kleinen Bergdörfer entlang dem Hauptflusse des Kiso. Lohnende romantische Partieen finden sich hauptsächlich in den Seitenschluchten der wildbachartigen Zuflüsse des Kiso.

Fünf Hauptholzarten sind es, die den Schatz der Kisoforste ausmachen.

Hinoki	(Cham. obtusa)
Sawara	(,, pisifera)
Asunaro	(Thujopsis dolabrata)
Nedjuko	(,, japonica)
Koyamaki	(Sciadopitys verticillata),

gleich wertvoll durch ihr vorzügliches Schaftwachstum wie durch die technischen Eigenschaften ihres Holzes.

Wer aber die Regelmässigkeit und scharfe Altersabgrenzung deutscher Waldungen hier suchen wollte, würde alsbald die Segel streichen müssen, denn es ist bei der Form der früheren Nutzung (eine ziellose Art des Plenterbetriebes) zur Zeit unmöglich, zu unterscheiden, was die Natur in langen Zeiträumen aus sich selbst schuf, und welche Züge die Menschenhand dieser Natur aufzudrücken versucht hat.

Nur das steht unumstösslich fest, in allen oberen und abgelegenen Teilen der Berghänge ist das Urbild ungetrübt, denn die mangelhaften Verkehrs- und Aufschliessungsverhältnisse hinderten sicher ehedem ebenso wie jetzt die grössere Nutzbarmachung.

Der japanische Staat versuchte dem allgemeinen Gesetze, dass politische (wirtschaftliche) Umwälzungen immer dem Walde an den Leib gehen, wie Riehl so treffend bemerkt, eine weitere Bestätigung 1876 hinzuzufügen, indem dieser nach Hunderten von Millionen zu bewertende Wald, „der Kiso", um 40.000 *Yen* verkauft werden sollte. Das sind pro ha 24 Pfennig.

Glücklicherweise ist durch den Uebergang an die Krone (Krondomäne) seit 1882 für immer solchen Finanzoperationen der Boden entzogen. Wo man aber, an Wasserläufen zum Beispiel, mit dem Hiebe hingelangen kann, da ward und wird noch mit anerkennenswerter Gründlichkeit in den Holzvorräten, allerdings sehr oft unter gänzlicher Ausserachtlassung der einachsten Gedanken über die Zukunft, aufgeräumt.

Die Erbauung der Kisobahn durchs Herz dieses Waldes hätte, so sollte man meinen, zum intensivsten Meinungsaustausche und zur festen Kooperation zwischen Verkehrsbehörde und Forstverwaltung in beiderseitigem Interesse Veranlassung geben müssen. Ich konnte aber weder er ahren noch bemerken, dass man im Anschluss an diese Lebensader des grossen Verkehres die *planmässige* Anschliessung von Waldwegen und kleinen Waldbahnen in grossen Zügen bestimmt hätte und nun energisch vorginge, so dass bei fertiger Bahn auch der Wald seinen Mann in finanzieller Beziehung stellen kann. Was man sieht, sind unzusammenhängende Versuche zum Fortschritt, deren Erfolg aus Mangel an Planmässigkeit auch nur ein teilweiser sein kann.

Die Divergenz der Ressorts im japanischen Staate ist kaum besser gekennzeichnet als durch das isolierte Vorgehen auf jeder Seite, wo doch im Interesse der Zukunft eine Aussprache über mehr als einen Punkt nötig gewesen wäre und wahrscheinlich Bahntrace wie Waldaufschliessungswege etc. stark beeinflusst haben möchte.

Dass die Nutzung aller grossen Waldmassen, welche sich, dank ihrer Abgelegenheit, in Japan bis heute erhalten haben, also wie hier des *Kiso*-oder des *Utsimape*-Staatswaldes bei Aomori und der Waldungen Hokkaidos, grosse Schwierigkeiten involviert, wird niemand leugnen, aber es ist ebenso sicher, dass man die kostbaren Vorräte vergangener Zeit nur dann richtig und ohne übergrosse Verluste liquidieren kann, wenn man sich die durch die ganze Welt geltenden elementaren Grundsätze der Forstpolitik zur Richtschnur macht.

Die Schaffung der nötigen Verkehrsmittel ist hier die Grundbedingung, denn der Gedanke: „dass man eben keine Wege dorthin bauen will, weil das Holz keinen Wert hat", ist grundfalsch. „*Das Holz hat keinen Wert, weil keine Möglichkeit der Bringung ist.*"

Mit der Aufschliessung muss auch die Nutzung zwar intensiv, aber im Sinne der Nachhaltigkeit nach bestimmten Regeln, garantiert sein. Auch die Nachwelt hat ein Recht auf Wald und zwar ein umso begründeteres, weil man sich nicht mehr mit Unkenntnis der Grundlagen der Waldwirtschaft und der Bedeutung des Waldes zu entschuldigen vermag.

Ein Nationalgut ist dem gegenwärtigen Geschlechte zum Gebrauche, nicht zur Vernichtung oder Verschlechterung gegeben. Die grossen Kahlhiebe in Japan in solchen Walddistrikten, welche

durch Wasserläufe, wie die Natur sie bietet, zur Not eine entsetzlich extensive, verschwenderische Ausbeute zur Zeit zulassen, sind nach mehr als einer Seite hin bedenklich. Die unökonomische und schlechte Nutzung möchte noch hingehen, da sie die historische Tradition und den Mangel einer einsichtsvollen raschen Abhilfe als Entschuldigungsgründe anführen kann; aber die Schaffung von gleichartigen und gleich alten Beständen durch Pflanzungen auf solch grossen Flächen in unmittelbarer Aneinanderreihung erreicht keineswegs den beabsichtigten Zweck der Gewissensberuhigung über das Vorgehen im Walde.

Gleichalterige und gleichartige Bestände von 1000 und mehr ha aus Nadelholz gehören später zu den schwierigsten Problemen der Nutzung, wenn sie über den Gefahren, denen sie mehr als andere ausgesetzt sind, endlich die Zeit der Reife und Haubarkeit erlangt haben.

Möchten die einheimischen Forstleute diesen Punkt in Zukunft mehr berücksichtigen und konsequenter Weise darnach verfahren!

Die Gewinnung eines Ertrages, unbekümmert, ob die Rente auch wirklich den Namen einer solchen verdient, kann vielfach wahrgenommen werden; sonst bliebe es unverständlich, was die Devastationshiebe im Kronforstwalde auf einer Seite des Fuji zur Speisung der Papierfabriken in Omiya bezwecken sollen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Gewinnung des Holzes nicht vom Eigentümer des Waldes, sondern vom Käufer, von der Fabrik, durch ihre Leute und nach ihren Ansichten von Forstnutzung *ad libitum* betrieben wird. Die „Rückstände" sind denn auch derart, dass die Räumung dieser Wüste zum Zwecke der Neukultur einmal wohl den ganzen unbedeutenden Geldertrag verschlingen wird.

Man fragt sich angesichts dieser und so mancher anderen Erscheinungsform der Waldnutzung, die mir aufstiess, wirklich, was man mehr bewundern soll: den Humor der Subsumierung solcher Tätigkeit unter den Titel „Wirtschaft" oder, um einen Bismarckschen Ausdruck zu gebrauchen, die enorme „Wurschtigkeit" in der Verantwortung gegenüber den später folgenden Zeiten und der Nachwelt.

Zwischen und unter den mit allen Altersklassen vertretenen herrschenden Baumholzarten im japanischen Walde drängt sich nun jenes Gemisch von blattwechselnden Eichen, Kastanien und den unzähligen Straucharten neben dem Bambus empor, das

den japanischen Wäldern ihre Eigenart aufdrückt. Sie kommt im Kiso vielleicht weniger zum Vorschein; aber namentlich in den wärmeren, tiefergelegenen Zonen, im Laubwald, kann man diese ungemein hohe Artenzahl bewundern. Japan kennt beispielsweise nicht weniger als 18 Eichen, 36 Nadelhölzer und an 600 verschiedene baumartige Sträucher neben 34 Bambusen.

Wir können uns diesen Individuenreichtum leicht erklären, wenn wir bedenken, dass, Formosa eingerechnet, alle Vegetationszonen von der subaequatorialen bis zur polaren, von den Ficus-Arten nahe dem Aequator bis zur Kriechzürbel auf den Kurilen, vertreten sind und Japan bei dem Fehlen einer Eiszeit jene Verluste an Artenreichthum nicht zu verzeichnen hatte wie Europa nach dieser Entwicklungsphase unserer Erde. Ja, ich erblicke indirekt einen Beweis für die oft aufgestellte und bis jetzt nicht widerlegte Behauptung vom *Mangel* einer *Eiszeit* darin.

Bekanntlich ist die dermalige Vegetation unserer Erde ungefähr dieselbe wie unmittelbar nach der Eiszeit. Wie ganz anders in manchen Kontinenten die Pflanzenvegetation vor derselben gewesen sein müsse, bezeugt das Vorkommen von Palmenabdrücken in den Gesteinsschichten Grönlands und ähnliche Einschlüsse im Bernstein der Ostseeküste, also von Arten, welche heute nur mehr in aequatorialen Zonen angetroffen werden.

Als zur Eiszeit die Kältewelle mit ihrem alles erstarrenden Hauche von den Polen gegen den Aequator vorrückte, da waren in Amerika und Ostasien die Pflanzen bei dem parallellen Lauf der Gebirge mit der Bewegungsrichtung N — S. des Eisstromes im Vorteile; sie konnten nach dem wärmeren Süden ausweichen; im zentralen Europa aber beispielsweise stellten sich die Hauptmassive der Gebirge senkrecht zur fortschreitenden Vereisung, ja sie reichten dem von Norden anrückenden Eise durch ihre Gletscher gleichsam freundschaftlich die Hand, alles erdrückend und vernichtend, was zwischen sie geriet. Der Rückwanderung der Pflanzenspecies aus dem Süden nach der Eiszeit stellten sie sich durch ihre Streichrichtung nicht minder entgegen, und nur vom östlichen Teile Europas (Ungarn) war eine gewisse Rückeroberung des verlorenen Terrains den einfacheren und bescheideneren Species möglich, immerhin nur entsprechend den zum Kühleren veränderten klimatischen Verhältnissen.

In *Japan* hätte eine Eiszeit bei der schmalen Ausformung des Landes alles vernichtet, und die an sich schon schwierige

Rückwanderung der Arten wäre durch die die einzelnen Inseln trennenden Meere noch bedeutend erschwert worden, was in einfacheren Vegetationsbildern, als wir sie jetzt finden, sicher zum Ausdruck kommen würde. — —

Das Uebel der Zerstreutlage herrscht beim Staats- wie beim Kronwaldbesitz in Japan, doch bei ersterem mehr, da die in erster Linie in Betracht kommenden grösseren Komplexe von Wald wenigere sind als bei der Krone, an die ja auch die besten ehemaligen Staatswälder cessiert wurden. Doch hat der Staat Ersatz gefunden in Formosa und insbesondere in Hokkaido, in welch letzterem nahezu 6 Mill. ha geschlossenen Waldes der Behandlung harren.

Für den Zustand der Kronwaldungen ist die Staatsforstverwaltung insofern noch als verantwortlich zu betrachten, als dieselben bis 1882 ihrer Verwaltung unterstanden.

Was die Gemeinde- und Privatwaldungen in Japan anlangt, welche im Kiso meist die untersten Säume der Hänge gegen die Talwasser zu bekleiden, so kann von ihnen kaum etwas anderes behauptet werden, als was man überall im ganzen Lande wahrnimmt: *Unsinnige Ausnutzung und fehlende Kontrolle.* Beides führt zum Niedergang nach jeder Richtung hin. Ist die Zerstörung des kleinen Privatwaldbesitzes an sich vom allgemeinen sozialpolitischen Standpunkte aus bedenklich, so kann man doch wenig dagegen auftreten, solange nicht Schutzwald in Frage kommt.

Die Gemeindewaldungen befinden sich trotz aller möglichen Bestimmungen in einem geradezu kläglichen Zustande; auch das ist eine nicht auf den Kiso beschränkte, sondern gleichmässig über ganz Japan verbreitete Erscheinung. Das gute Beispiel, das eine geordnete Staatsforstverwaltung zu geben hätte, fehlt eben, und der Bevölkerung ist das Verständnis für den Wald und seine besondere Eigenart kaum zuzumuten.

Es ist bezeichnend, dass eine armselige kleine Holzwelle den hohen Preis von 4–5 sen in Tokio hat, und dass die Rente aus in 12–15 jährigem Umtriebe bewirtschafteten, in der Nähe der Städte gelegenen Waldungen eine hohe ist, wenn sie natürlich auch nur vorübergehend eintritt. Welche Aussichten hat hier das Holzgeschäft! — Sobald aus dem Inneren durch Aufschliessung von Verkehrswegen genügend stärkeres und gutes Holz in die Verbrauchszentren gelangt, fällt solcher Raubbau hoffentlich in sich zusammen.

Der teuere Preis von Holz in diesem holzreichen Lande

ist charakteristisch für die Unterbindung des Zuflusses aus den Gegenden des Ueberschusses. Die geringe Rente des meist weitab vom Verkehr liegenden Staats- oder Kronwaldes bildet das Gegenstück dazu.

Wer hier aber Wandel schaffen will, muss einen mächtigen Arm und finanzielle Mittel zur Verfügung haben ; dem europäischen Berater wird diese Macht kaum gegeben, und die halbwegs verlustlose selbständige Entwicklung einer solchen grösseren Zukunftswirtschaft übersteigt, soweit ich urteilen kann, zweifellos die verfügbaren einheimischen Kräfte.

Dieses Gefühl des Unbehagens, das dem Kenner bei Betrachtung so vieler ungesunden Verhältnisse kommen muss, erhöht sich, wenn man bedenkt, dass Fehler in der Behandlung des Waldes in der Regel nicht sofort die prompte Reaktion auf „falsch“ oder „richtig“ geben, wie etwa bei den jährlichen Ernten der Landwirtschaft oder bei technischen Betrieben. Die mit 100 und mehr Jahren an Entwicklungszeitraum rechnende Forstwirtschaft ist vielmehr wie kein anderes Gebiet geeignet, namentlich der laienhaften Aussenwelt gegenüber einen Eingriff in die Substanz und einen Angriff der Fonds, mit denen sie arbeitet, zu verbergen, und ein glänzender Kassenabschluss bedeutet nicht immer eine hohe Rente und gesunden Zustand des Kapitals. Daher meines Erachtens die Notwendigkeit, in erster Linie westeuropäischen bewährten Grundsätzen verständig zu folgen.

Eine weitere dem Walde drohende Gefahr liegt in der oft skrupellosen Anwendung von falsch verstandenen europäischen Wirtschaftsformen. So z. B. geht man in einem der grössten dem Staate noch in Händen gebliebenen Staatsforste auf Hondo im Ussimape Walde bei Aomori damit um, die *natürliche* Verjüngung in grossem Maasstabe zur Durchführung zu bringen. Dass diese Wirtschaftsform aber in Europa den Abschluss der ganzen gereiften Erfahrung eines Jahrhunderts darstellt und zur Durchführung ein technisch hochgebildetes Personal verlangt, wird völlig übersehen.

Man vergesse nicht, dass die wenigen japanischen Forstleute der neuen Richtung, welche westliche Waldbilder gesehen haben, und die beim Universitätsstudium oder bei ein- bis zweijähriger Wanderschaft von Hochschule zu Hochschule sich die Theorie wenigstens zu eigen machten, dennoch niemals *praktisch* im Walde wirtschafteten, ganz abgesehen von den unteren Hilfsbeamten, denen bei der Ausführung ein wesentlicher Anteil

zufallen müsste. Es erscheint also in erster Linie notwendig, dem Unterrichte und der Ausbildung der jungen Forstleute *in praxi* den richtigen Weg vorzuzeigen; die dermaligen Verhältnisse in dieser Hinsicht sind nach jeder Richtung hin unzulänglich und ungesund.

Die Liquidierung einer Vergangenheit ist eben doch nicht ohne weiteres so leicht möglich auf dem Gebiete der Bodenproduktion wie auf anderen, und es soll kein Vorwurf deshalb erhoben werden. Eine richtige Forstwirtschaft existierte im Grunde in Japan nie; sie hat sich nicht historisch herausgebildet, und man mag füglich nur befürchten und bedauern, dass das Objekt, der Wald, erheblichen Schaden bei all den neueren Versuchen leiden wird, ehe die Einsicht Platz greift, dass europäische Kräfte, weil erfahrener, zur Bewältigung der eminent wichtigen Zukunftsgestaltung des japanischen Waldes, wenigstens einleitend und den Weg ebnend, nicht zu entbehren sind.

Die Finanzlage des Staates, dessen *eine* grosse, bis jetzt in jeder Richtung ungenügend entwickelte finanzielle Hilfsquelle der Wald sein könnte, fordert gebieterisch raschen Fortschritt, denn schon wartet eine neue Aufgabe des jungen Staatswesens: Formosa und Hokkaido. Namentlich in Hokkaido gilt es, von Anfang an zielbewusst ohne Irrwege den unschwer erkennbaren Pfad einer einfachen, extensiven Waldwirtschaft vorerst zu wandeln und dies schöne, an Wald, Kohle und Mineralien (Gold) so reiche Land zu dem zu machen, was es einst sein kann, zu einer Quelle des Wohlstandes seiner Bewohner.

Zur Zeit fehlt auch hier für den Wald und sonst wiederum der grosse Generalplan, die leitende Idee, deren konsequente Verfolgung nach vorausgegangener richtiger Fundierung die Früchte zeitigen *muss*, die man erwarten kann. An stossweiser Inangriffnahme aller möglichen Versuche ist ja die Geschichte kaum irgend einer anderen Kolonie reicher.

Folgen Sie mir im Geiste ins Innere dieser Insel. Vorbei an neuangelegten Reisfeldern und trockenem Ackerlande führt die Eisenbahn, welche von Mororan in nördlicher Richtung dem Haupttal des Ishikarigawa folgt, in die zentralen Landesteile. Alsbald bekommen wir ein anschauliches Bild der Kolonisation eines wenig bevölkerten Waldlandes, wie man es in gleicher Weise nur in Amerika sehen könnte.

Hier stehen die mächtigen Wurzelstöcke noch inmitten der grünenden Felder, die Zeugen einer einstigen Bestockung mit

Waldesriesen; dort überstellt ein feuergeschwärzter, abgestorbener Laubholzbestand die neue landwirtschaftliche Kultur zu seinen Füssen. Kleine Orte längs der Bahn wechseln mit den zerstreut liegenden einsamen, der Temperatur und dem Klima so wenig angepassten japanischen Häusern der Kolonisten, und dazwischen durchfährt man ausgedehnte reine Laubholzwaldungen, hochstämmig, ohne Unterwuchs; nur Grasvegetation füllt die lichten Zwischenräume der Baumstämme. Man kann sich anfänglich in diesen, an das Rheintal gemahnenden hochstämmigen Eichen-, Ulmen- und Eschenbeständen den Mangel an Unterstand nicht erklären, bis man auf den letzten Vorposten der Kultur, nachdem der Vernichtungskampf gegen den übermächtigen Wald immer rohere und krassere Form angenommen hat, des Rätsels Lösung findet: *das Feuer*.

Meilenweit in und an den Tälern, in denen die Kolonisation ihre Strasse zieht, ist der Nadelwald und der Unterwuchs an jungem Laubholz verschwunden, da beide dem Feuer nicht widerstehen können, wie dies die dickborkigen alten Laubholzbäume zu tun vermögen.

Wenn man auch weiss, dass der Wald da weichen muss, wo der Mensch den Boden für seine Ackerwirtschaft beansprucht, so begreift man doch schlechterdings nicht, warum das Anzünden des Bodenüberzuges im Frühjahr in den Waldungen in der Nähe der Farmen geduldet wird, dort wo es einem vernünftigen Zwecke nicht dient, denn der spärliche Reisbau braucht das wenigste des auf diese Weise in den lichten Beständen entstehenden Grases, und eine so unnütze Vernichtung von Werten hat mehr als eine bedenkliche Seite.

Keine Staatsaufsicht wehrt solchem Treiben, das sich nicht darum kümmert, wo die Grenzen des nutzlos in blinder Zerstörungswut entfachten Brandes sein werden; fast vermutet man, es solle auch hier das Beispiel des typischen Amerika nachgeahmt werden, das es fertig gebracht hat, (auch *ohne Nutzen!*) auf solchem Wege seine Waldgrenze um volle 10 Längengrade von Westen nach Osten zurückzudrängen.

Auch sonst finden sich natürlich viele Anklänge an die Ansiedelungsgeschichte Amerikas, und es muss als eine herzerquickende Stärkung betrachtet werden, wenn man sieht, wie wenigstens bei der Anlage von Städten, wie der zukünftigen Hauptstadt Asahikawa, die amerikanischen Muster in gutem Sinne zum Vorbild genommen wurden.

Breite Strassen bis 20 und mehr m Breite durchschneiden die lockerer als in Alt-Japan aneinandergereihten natürlich hölzernen Bauten, und wäre nicht der jeder Beschreibung spottende Zustand des Planums der Verkehrswege überall derselbe, man möchte sich behaglich fühlen. Unerfindlich aber bleibt, warum man in all den Städten und sogar auf den exponiertesten Vorposten der Kolonisation bei dem Ueberfluss an Holz nicht zu einem soliden, einfachen Blockbau des Hauses wie in den deutschen Alpen seine Zuflucht nimmt. Papier-Soji und zwei Meter Schnee im Winter sind anscheinend etwas unvereinbare Dinge; sie bekunden aber das zähe Festhalten der aus dem Süden gekommenen Bevölkerung. Der eingeborene Ainu greift zum dichten warmen Strohhause.

Im allgemeinen macht die Kolonisation in Hokkaido nur langsame Fortschritte und zwar meines Erachtens aus zwei Gründen. Nur die ärmste Bevölkerungsklasse ist zu bewegen, den dem Japaner unfreundlich scheinenden Norden aufzusuchen; anderseits liefert sie der Mangel an Barmitteln im Anfange trotz der reichlichen Ausstattung mit Land (5 ha) bald in die Hände des privaten Kapitales, und an Stelle der erhofften Selbständigkeit der tätigen Arbeiter und Kolonisten macht sich ein verdecktes Latifundiensystem einzelner Begüterter sicher im späteren Verlaufe allenthalben hindernd bemerklich. Vielleicht auch wird stellenweise einer direkten ungesunden Bildung von zu ausgedehntem Grossbesitz nicht die nötige kontrollirende Aufsicht der *Gründe* hiefür zu teil.

Man müsste den Armen von Staatswegen durch Gewährung unverzinslicher Darlehen über die schwierige Anfangszeit hinaus unterstützend unter die Arme greifen.

Die Geschichte der Kolonisation von Hokkaido wird einmal ein interessantes Gegenstück zu der amerikanischen Kolonisation bilden, und es wird sich hierin der nicht bloss auf die Hautfarbe beschränkte Unterschied zwischen der Rasse hier und dem kaukasischen Elemente in Amerika widerspiegeln.

Der Ureinwohner, der Ainu, nimmt wenig an der Kolonisation seines letzten Zufluchtsortes nach seiner Verdrängung von Zentraljapan teil; in der Hauptsache Fischer und Jäger, scheint er dem Aussterben verfallen zu sein. Es ist dies doppelt bedauerlich, weil wir hier nach Dr. Bälz einen zweifellos kaukasischen Typus vor uns haben, der in seiner untersetzten Figur, muskulös und kräftig wie kein anderer, berufen scheinen möchte, am

reichen Tische des Landes die fetteste Suppe zu erhalten. Eine interessante Erscheinung sind sie ohne Frage, diese bärtigen, kühnen Gestalten mit blitzenden und doch so gutmütigen Augen, die dem Bären mit schlechter Flinte und mit dem Messer in der Faust zu Leibe gehen, und diese schlanken, an Süditalien erinnernden Schönen des weiblichen Geschlechtes. —

Die Exkursionen nun, welche ich von einer der letzten Stationen im Urwald aus im Verein mit meinem Kollegen Honda unternahm, gehören zu den interessantesten meines Lebens. Schon allein das Gefühl, auf einem Terrain sich zu befinden, das ausser dem bärenjagenden Ainu vielfach noch keines Japaners, geschweige denn eines Europäers Fuss betreten hat, verleiht einen besonderen Reiz. Da hatten wir denn reichlich Gelegenheit, die Natur und Zusammensetzung dieser der gemässigt kälteren Zone bereits zuzurechnenden Urwaldungen kennen zu lernen.

Während in den südwestlichen, noch zur gemässigt wärmeren Zone gehörigen Teilen von Hokkaido Buchen und Thujopsis dolobrata neben Eichen, Eschen etc. die charakteristischen Holzarten darstellen, finden wir hier bereits Vertreter der kälteren nördlichen Regionen, wie Abies sachalinensis, Picea ajanensis, Taxus cuspidata, Pinus pumila etc.

Aber reich gemischt mit Eschen, Ulmen, Eichen, Pappeln, Nussbäumen und einigen untergeordneten Holzarten, wie Erlen, Kirschen, Katoura etc., sind die Nadelhölzer in der Hauptsache in ein Minderverhältnis gebracht, was praktisch hier in Japan eine grosse Entwertung der Waldbestockung bedeutet, da der japanische Markt vom Laubholz keine oder wenig Notiz nimmt. So ist tatsächlich ein beinahe 6 Mill. ha grosser Staatswald, der in Deutschland wegen der in herrlichen Exemplaren vorhandenen edlen Laubhölzer zu den wertvollsten zählen würde, hier umgekehrt zur Zeit, neben den Konsequenzen der fehlenden Aufschliessung natürlich, beinahe wertlos. Allerdings steht noch eine Möglichkeit des Absatzes für Laubholz offen, und das ist China mit Korea, nachdem zur Zeit schon Eisenbahnschwellen von Eschenholz, wenn auch in keiner besonders nennenswerten Zahl, exportiert werden.

Hier muss eine gründliche Untersuchung der chinesischen und koreanischen Absatzverhältnisse der endgiltigen Entscheidung über die Gestaltung der Waldwirtschaft in Hokkaido vorangehen, da hiervon das Zukunftsbild der die Waldungen zusammensetzenden

Bestände stark beeinflusst wird. Ich schliesse mich gerne der Ansicht an, dass das Nadelholz mehr vorwiegen müsse, und hinsichtlich des etwaigen Anbaues neuer Arten ist der Blick auf Amerika und die Waldbestockung daselbst in gleichen klimatischen Zonen und Verhältnissen zu richten.

Das Urwaldbild an sich, wie es mir hier entgegentrat, war mir keineswegs neu; es ist *ceteris paribus* in der ganzen Welt, scheint es, dasselbe; denn die schönen Reste einer vergangenen Zeit in den böhmischen Wäldern am Kubani, in den Forsten des Fürsten Schwarzenberg und so mancher Bestand auf verlassener Scholle in Schluchten des Hochgebirges, sie stimmten wohl mit diesem asiatischen Urwalde überein, wenn auch die Menge der Arten von Bäumen natürlich hier viel grösser ist.

Geradezu unglaublich ist aber die Strauch- und Unkraut (Bambus)- Hecke zu Füssen dieser Riesen des schweigsamen Waldes; es ist effektiv ohne Axt und Säge unmöglich, in diese lebende Holzmauer einzudringen.

Wir haben denn auch den praktikabelsten Weg, um bergwärts bis zur Region der Kriechzürbel vorzudringen, gewählt, nämlich den Wasserweg. Zehn Stunden in einem eiskalten Wasser bergan auf spitzigen Steinen und nicht selten bis zur Hüfte im nassen Elemente gehören keineswegs zu den Annehmlichkeiten, abgesehen von den endlosen Kletterpartieen über hunderte den Bach überliegende Stämme. Die wilde Schönheit aber dieser keinem Zwang unterliegenden Natur, welche sich im Vegetationsbilde widerspiegelt, hat uns denn auch reichlich für die Mühen entschädigt, und gleich dem alten Homerischen Vorbilde erhob man nach des Tages Mühe am Abend die Hände zum lecker bereiteten Mahle von Forellen und Haselhühnern.

Man braucht gerade nicht Sentimentalist zu sein, um eigentümlich berührt zu werden von dem Zauber schöner Nächte im Urwalde. Mit silberhellem Antlitz lugt des Mondes freundlich Vollmondgesicht durch die Lücken der Baumkronen, deren phantastische Formen uns allerlei Spuckgestalten vorzuzaubern scheinen; ein feiner Dunst des aufsteigenden Nachtnebels umkleidet wie mit zartesten Spinngeweben die dunklen ragenden Schäfte der Bäume, und ein leiser Lufthauch macht Sträucher und Gräser lispeln. Kein Ton sonst ausser dem Murmeln des Baches in der Nähe. Diese stille Grösse unentweihter Natur, sie grenzt an Majestät. —

Gar mannigfach wechselten Bilder und Wetter während

meines Aufenthaltes dortselbst, immer den Reiz des Ungekannten durch eine neue, darum aber nicht immer liebenswürdige, Seite vermehrend.

Schweren Herzens bin ich von der schönen Insel geschieden, die in ihrer äusseren Erscheinung so viel Anklang an Deutschland zeigt in Wald und Konfiguration des Terrains, mit dem es auch hinsichtlich Vegetation und Klima natürlich mehr übereinstimmt als Alt-Japan.

Was ich im vorausgehenden über den Mangel einer Eiszeit für Alt-Japan behauptet habe, trifft hier nicht zu; es scheint die Tsugaru-Strasse zwischen Hondo und Hokkaido die Grenze des von Norden kommenden Eiswalls gebildet zu haben. —

Hokkaidos Berge sind in ihrem Aeusseren so auffallend kontrastierend mit den steilen, vielformigen Gebirgsketten und der tausendfachen Faltung der Täler in Alt-Japan, dass man nicht ohne weiteres an einen Zufall denken darf. Vermag sich natürlich die wilde vulkanische Form auch hier keineswegs ganz zu verleugnen, so ist doch die ganze Ausformung der Täler und der Hänge in einer sanften Abmilderung durch langwellige, ins Grosse entwickelte Linien gegeben, so dass man eine solche energische Ueberarbeitung der trotzigen Grundnatur wohl oder übel auf eine gewaltige Korrosion, wie sie nur *Wasser* oder *Eis* vollbringen kann, unzweifelhaft zurückführen muss. — — —

Ich komme zum Schlusse dieser naturgemäss lose aneinandergereihten Skizzen und Eindrücke über japanischen Wald und japanische Wirtschaft. Aber ich wollte Ihnen gerne im allgemeinen den Eindruck, den die Unmittelbarkeit bei persönlicher Augenscheinnahme zurücklässt, und die daran geknüpften Reflexionen wirtschaftlicher Natur mitteilen, ehe ich es zu anderer Stunde, wenn Sie mir erlauben, unternehme, Ihnen die wirtschaftlichen Fragen des japanischen Waldes, gewissermassen losgelöst von der konkreten Scholle, in vielseitigerer Beleuchtung vorzuführen.

Gestatten Sie mir nur noch, Ihnen den letzten und schwersten Beweis für die geringe dermalige Entwicklung der japanischen Forstwirtschaft ins Feld zu führen; es wird dies mehr als alles andere die Zwangslage, in der man sich befindet, offenbaren.

Der japanische Staatswald (ohne Kronwald) in Alt-Japan ohne Hokkaido gewährt folgende Einkünfte:

Von 7,608 Mill. ha einen *Rohertrag* im Werte von 1,7 Mill *Yen* = 3,4 Mill. Mark = rund pro ha 42 Pfennig.

Zur Erzielung dieser Einnahmen sind nötig an *Ausgaben:*
0,926 Mill. *Yen* = 1,8 Mill. Mark,
das sind rund 56 % der Roheinnahme
oder 0,122 *Yen* pro ha . . . . . = 24 Pfennig.
Das gibt einen *Reinertrag* von
0,774 Mill. *Yen* = 1,344 Mill. Mark
oder 0,09 *Yen* pro ha . . . . . = 18 Pfennig.

Sie nähern sich damit den Waldungen Russlands, welche mit 20 Pfennig pro ha Reinertrag nach Japan die niedrigste Stufe in der Forstwirtschaft der Welt einnehmen.

Die Ausgaben sind in Anbetracht der geringen produzierten Werte ebenfalls sehr hohe zu nennen.

Vergleicht man nun beispielsweise deutsche Reinerträge des *Staats*waldes, so schwanken dieselben zwischen *17* und *51 Mark* pro ha, je nachdem sie Staaten mit grosser Entwicklung der Industrie und starkem Holzverbrauche entnommen sind oder nicht.

Die jährlichen Einnahmen aus den Staatswaldungen beziffern etwa 250 Millionen Mark im Durchschnitt auf 4,5 Mill ha.

Unterstellen Sie nun sogar, dass die innere Verfassung und Wirtschaftsform der japanischen Wälder dieselben im Verhältnis zu europäischen resp. deutschen Staatswaldungen etwa nur halbwertig bemessen lässt, was bei den hohen Preisen der Hölzer nicht einmal zutreffen dürfte, so stehen immerhin noch 3,8 Mill. ha Staatswaldfläche (Alt-Japan) in Frage, die zum mindesten einen Rohertrag von 7,6 Mill. Fm oder einen Wert von wenigstens 7 Mill. *Yen* = ca 14 Mill. Mark produzieren müssten, auch wenn man die geradezu unglaublichsten, ungünstigsten Verhältnisse ins Bereich der Möglichkeit zieht.

Zur Erzielung des dermaligen Reinertrages des ganzen 7,6 Mill. ha beziffernden Staatswaldes in Alt-Japan hätte ein kleiner deutscher Staat, Sachsen beispielsweise, nur 16% seiner Staatswaldfläche nötig gehabt.

Bayern hat 2 Mill. ha Staatswald und 20 Mill. Mark = 10 Mill. *Yen* Reinertrag.

Dabei weiss ich recht wohl, dass bei Beurteilung der Reineinnahme die verschieden gelagerten forstlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigt werden müssen; sie wurden auch gewürdigt, aber die Differenzen in Japan sind so schreiend wie die Zustände im Walde, und man braucht nicht

einmal Forstmann zu sein, um nach wenig Wanderungen die Notwendigkeit und Möglichkeit des Wandels in der Zukunft unzweideutig einzusehen.

Die Grunderfordernisse dazu gipfeln meines Erachtens in folgenden Punkten:

1) Der grosse Verbrauch von Holz bei der üblichen Konstruktion der Bauten, der hohe Preis derselben und die immer mehr aufkommende Industrie sichern einen dauernden steigenden, gute Preise liefernden Absatz, weshalb die Waldwirtschaft auf eine höhere Stufe gebracht werden muss, um eine Quelle des Staatseinkommens von nennenswerter Bedeutung zu werden und dem Bedürfnisse der holzverbrauchenden Gewerbe zu genügen.
2) Der erste Weg zur Besserung ist die forcierte Inangriffnahme der Aufschliessung durch Verkehrslinien, Wege, Waldeisenbahnen etc. Die Direktiven hierzu müssen nach einem einheitlichen, das ganze Land berücksichtigenden Plane gefasst werden.
3) Die Nutzung der vorhandenen Vorräte, die Nachzucht der Wälder, muss in Anlehnung an die erprobten Fundamentalsätze aller Waldwirtschaften geschehen, selbstredend unter Berücksichtigung lokaler Eigentümlichkeit.
4) Bis zur Erzielung eines für die Durchführung geeigneten Ausführungspersonales ist die ganze Waldwirtschaft in Japan nach den *einfachsten* Regeln, aber nach den *einfachsten der Technik*, zu leiten unter tunlichster Vermeidung bezw. Einschränkung des Grosskahlflächenbetriebes.
5) Erhöhte Kontrolle der Gemeindewaldungen, Wiederaufforstung verödeter Hänge im Gebirge, eventuell durch Unterstützung bei Privatgründen, ist zum Grundsatze zu machen mit Rücksicht auf die Wassergefahr.
6) Umgestaltung des Unterrichtes und insbesondere der praktischen Vorbereitung der jungen Forstleute.

Endlich für *Hokkaido* speziell:

in minimo Verhütung der Vernichtung von Wald aus Unkenntnis, Spielerei oder Rohheit und Meditation über generelle Hauptzüge der zukünftigen Liquidierung des Waldbesitzes sowie Neugestaltung seiner Waldbestockung.

Der Wünsche sind es wenige, aber gewichtige, welche man vom technischen wie praktischen Standpunkte aus für die

nächste Zukunft des Waldes in Japan hegen muss, wie Sie sehen. Möchte nicht zu spät durch Schaden die Erkenntnis in diesen Landen durchdringen, dass ein in der Geschichte der Völker immer mehr gewürdigter Satz heisst:

„Den Wald zu pflegen, bringt allen Segen."

AUS DEM OSTEN.

REISEN IN SACHALIN, OSTSIBIRIEN, DER MANDSCHUREI, CHINA UND KOREA.

VON

Dr. K. Hefele,

Kgl. Bayr. Forstmeister.

Die Absicht, eines der Japan zunächst gelegenen Länder, Korea oder China, zu besuchen, stand bei mir schon seit geraumer Zeit fest, allein die Notwendigkeit, einen passenden Reisegenossen auf weiten Touren zu haben, ändert nicht selten die ursprünglichen Pläne, und so ist es auch mir ergangen.

Nachdem sich ein zu einer längeren Reise geneigter Begleiter in der Person eines liebenswürdigen japanischen Kollegen gefunden hatte, verschoben sich die Ziele durch gegenseitige Konzessionen und andere Gründe, so dass schliesslich der Schwerpunkt in einen Besuch der Amurregion in Ostsibirien verlegt war. Die Hinreise erfolgte über Nordjapan, Hokkaido und Sachalin, und die Rückkehr über die Mandschurei, einen kleinen Teil der chinesischen Provinz Chili und endlich über Korea nach Japan, alles in einem Zeitraum von 3 Monaten. Der Zirkel war somit keineswegs klein im Verhältnis zur Zeit und zu den in Aussicht genommenen Mitteln, aber man konnte hoffen, den Reisezweck zu erreichen.

Dieser war allgemein informatorisch gedacht hinsichtlich der zu besuchenden Gebiete, um in ferneren Zeiten die Basis abzugeben für Reisen mit speziellen Zwecken und für intensivere successive Erforschung der Verhältnisse solcher Regionen, die allgemein wirtschaftlich und selbstverständlich auch speziell die Aufmerksamkeit des Forstmanns beanspruchend gefunden würden.

Folgen Sie mir auf dem eingeschlagenen Wege in Gedanken

und verzeihen Sie mir, wenn ich die wirkliche Reihenfolge einer Gliederung nach tatsächlicher Wichtigkeit oder Länge der dafür aufgewendeten Zeit vorziehe, wodurch ja nicht gehindert wird, dem interessanten Platze die längere Betrachtung zu widmen.

Das erste Besuchsobjekt waren die Waldungen von Akita bei Aomori, berühmt durch ihren Reichtum an der in Japan so hoch geschätzten Sugi (Cryptomeria Japonica), welcher Nadelbaum das Hauptbau- und Brettholz hierzulande repräsentieren dürfte.

Für die Reise von Tokio dorthin ward diesmal nicht die schnellste Verbindung nach Aomori gewählt, sondern die bei dem herrlichen Wetter eine Fülle von landschaftlichen Reizen versprechende Küstenlinie über Mito nach Sendai, woselbst die innere Aomori-Bahn erreicht und die Seeküste verlassen wird. Die Eisenbahn führt den Reisenden zuerst durch die unendlich fruchtbare Ebene des Kuwanto mit ihren unabsehbaren, prächtig saftgrün schimmernden und in Sonnenglut sich wiegenden Reisfeldern, deren Begrenzung oft durch schmale Säume von Erlen, wohl dem Rest der ehemaligen Hauptwaldbestockung dieser wasserreichen Niederungen, gegeben ist.

Die ganze Provinz Schimōsa, von der die Kuwanto-Ebene den grössten Teil einnimmt, zählt zu den Reiskammern Japans, ebenso wie z. B. Mino oder Owari im Süden. Nach einigen Stunden ist die Seeküste erreicht, und nun wechseln groteske Felsenpartieen und flachuferige prächtige Fisch- und Badestrände mit den phantastischen, sturmzerzausten Baumformen der aus Schwarzkiefern zusammengesetzten schmalen Küstenwaldungen. In See winken die schneeweissen Segel der Fischerbote herüber wie eine Schar Möven auf den spiegelglatten, azurblauen Fluten des Meeres. Landeinwärts sind, je mehr man nördlich kommt umso besser die niedrigen Vorberge der das Rückengerippe Japans bildenden Zentralketten aus dunstiger Ferne sichtbar, weil näher an die Seeküste herantretend. Die etwas monotone *Hara*deckung derselben wird nur hie und da durch kleine Bestände von Rotkiefern, Kastanien etc. unterbrochen, ein typisches Bild des der Landwirtschaft als Düngerproduzent zum Opfer gefallenen Waldes und eines in langsamer aber sicherer Verschlechterung begriffenen Bodenzustandes. Wo eben der Reisbau seine Heimstätte hat, da ist dem Walde auf meilenweite Entfernungen in der Peripherie des ersteren das Todesurteil gesprochen.

Ueber Mito hinaus gegen Sendai gestaltet sich die Gegend

hügeliger, und die jede feuchte Runse ausnutzende Reiskultur kommt in den engeren Schluchten und Tälchen zu jener terrassenförmigen Anbauform, welche eine der Absonderheiten japanischer Bodenkultur bildet und z. B. in grösstem Umfange bei Nagasaki im Süden zu sehen ist. Die berühmten Inseln von Matsushima sind als Naturschönheit wegen ihrer Form und der Farbentöne ihres Bodens im Verein mit der Lieblichkeit der Bai durch Photographieen als eine der Hauptsehenswürdigkeiten Japans so bekannt, dass ich mir ihre Schilderung wohl erlassen kann.

Von hier bis Aomori behält die Landschaft in der Hauptsache einen hügeligen und bergigen Charakter bei, denn bald nach dem Verlassen von Sendai wendet sich die Bahn von der Küste dem Innern des Landes zu, bis endlich einige bestimmter ausgeprägte höhere vulkanische Berggipfelformen des Hakkōda-san und des neiloidischen Iwakiyama, des „Tsuruga Fuji", wie er wegen der Aehnlichkeit mit seinem unübertroffenen Kollegen und Rivalen im Süden genannt wird, das Landschaftsbild, in dem das etwas unansehnliche Aomori gelegen ist, prägnanter und belebter gestalten. Jenseits der stets unruhigen See der Tsurugastrasse liegt die Insel Yezo oder Hokkaido in feinem Morgenschleier, und ihr Locken blieb nicht unerhört, wir haben sie bald darauf besucht.

Zunächst brachten uns einige Stunden weiterer Bahnfahrt nach Odate, einer der Stationen von Akita, der auf der N. W. Seite Japans gelegenen Hauptstadt des Kens (Regierungsbezirks) gleichen Namens, und damit war der Platz, von dem aus die Sugiwaldungen der Provinz Akita besucht werden sollten, erreicht. Die Flächen in bergigem Terrain, welche von den Sugibeständen dort in grösseren zusammenhängenden Komplexen eingenommen werden, schätzt man auf ca 500.000 ha, wenn ich auch auf Grund von Erfahrungen der Ansicht zuneige, dass 1–200.000 ha der Wahrheit näher kommen mögen als die erstgenannte, etwas zu stolze Ziffer.

Wie im Utimappe-Walde bei Aomori, so hat man auch hier einen Rest massierter Staatswaldungen, deren Nutzung und Neuverjüngung ganz besondere Beachtung verdient, da ja sonst mit wenigen Ausnahmen der Staatswaldbesitz, seine Wirtschaft und seine Rente in gleichem Masse unter der geringen speziellen Grösse der Teile wie unter Zerstreutlage und Abgelegenheit vom Verkehre zu leiden haben.

Handelt es sich im Utimappe-Walde um die geschätzte

Thujopsis dolabrata, so haben wir hier den Nutzholzbaum *par excellence* von Japan, die Sugi (Cryptomeria Japonica) vor uns. Ich habe schon erwähnt, dass sie das Material für die Konstruktionshölzer beim Hochbau in Japan liefert, wie sie auch als Brettware und für Schreiner- und Böttchergewerbe umfangreichste Verwendung findet. Der feine rötliche Ton des breiten Kernes (an Lärche erinnernd), die leichte Bearbeitbarkeit durch Handwerkzeuge, wie Säge, Axt, Stemmeisen, als Folge der geringen Härte, machen sie dem Japaner besonders lieb; von europäischem Standpunkte aus würde man sie zweifellos nicht höher bewerten als die Tanne. Die Rinde liefert schliesslich noch Dachdeckmaterial geschätzter Art.

Die Erhaltung einer solchen Waldmasse ist der mächtigen Faust des früheren Feudalherrn (Daimyo) von Akita zu verdanken, der gleich jenem von Aomori (Utimappe-Wald) energisch die Zerstörungsgelüste der habgierigen oder unvernünftigen Nutzniesser in entsprechender Unterordnung zu halten wusste. Die eigentliche Bewirtschaftungstechnik stand, wie überhaupt zu alter Zeit in ganz Japan, auf keiner hohen Stufe, sie beschränkte sich hier auf das Verbot, dass die Bauern nichts ausser dem Laubholz, wie es sich in reichem Masse den lockeren, ja oft beinahe verlichteten Sugibeständen beigemischt findet, zu ihrem Gebrauche hauen durften. Die Sugibestände sind, forsttechnisch gesprochen, nicht gerade als schön anzusprechen, da sie sich aus lockeren Gruppen und Horsten sehr ungleichen Alters aufbauen. Infolge des Aushauens der die Verbindung zum kompakten Walde liefernden zwischen-und unterständigen, stellenweise horstartige Form annehmenden Laubhölzer, wie Buchen, blattwechselnde Eichen, Kastanien und andere Bäume und Sträucher, mögen diese Sugigruppen, -Horste und -Bestände in den verschiedenen Altersperioden eine wiederholte, oft recht weitgreifende und lang andauernde Freistellung erhalten haben, welche weder im Sinne von Astreinheit noch bedeutender Längenentwicklung wirken konnte. Der Mangel jeder erziehenden Massregel, wie Reinigung und Durchforstung, half die ungünstige Seite verstärken, so dass neben schönen Stämmen eine grosse Uebermacht zwar massigen, oft überalten, aber auch schlechtformigen und astigen Sugimaterials sich findet. Langholz oder auch nur längeres Blochholz auszuhalten ist in der Hauptsache wegen der grossen Astigkeit unmöglich, und nur der Umstand, dass eben von Sugi jedes Stück von jeder, auch sehr geringen Länge und von

jedem Durchmesser als Nutzholz zu Schindeln, Brettern etc. verwertet werden und auf Absatz rechnen kann, macht diese Waldungen so wertvoll. Gelingt es der neueren Forstwirtschaft, der ungezügelten Natur durch ihre Kunst die rechten Wege zu weisen, so wird Masse, Form und Wert auf eine erheblich höhere Stufe zu bringen sein. Was von Wirtschaft aber zu bemerken ist, trägt ähnlich wie im Utimappe-Wald den Stempel des halbernsten Versuchs und des Hin- und Herschwankens zwischen Meinungen, denen die richtige wissenschaftliche und namentlich praktische Erziehungsbasis fehlt, um sicher und unentwegt den nach Lage der Umstände unzweifelhaft klaren Weg zu gehen.

Neben Kahlhieben, welche wohl der Periode nach Aufhören der Feudalherrschaft (1868) angehören mögen und natürlich, weil ohne Kultur gelassen, zur *Hara* wurden, findet man dann die „Plenter"-epoche, d. h. die „natürliche Verjüngung", klein- und grosshorstig versucht, und nach begreiflichem Misserfolge endlich den Kahlhieb mit künstlicher Nachpflanzung.

Mit keiner wirtschaftlichen Nutzungs- und Verjüngungsart wird in Japan eben mehr Missbrauch getrieben als mit diesen beiden Namen: „Plenterwirtschaft" und „natürliche Verjüngung". Ich kann das Bestreben verstehen, auf das „Neueste und Feinste" der europäischen Waldwirtschaft zurückzugreifen, aber ohne die nötigen Voraussetzungen muss der Erfolg unzweifelhaft ein negativer sein. Natürliche Verjüngung und richtiger Plenterhieb sind die Resultate eines feinsten, auf langjährig wohlerprobtem Fundament von Wissenschaft und Erfahrung sowie eines speziell dazu erzogenen Personals aufgebauten Betriebs, und der Akita-Sugi wie der Utimappe-Asunaro-Wald bei Aomori liefern den deutlichsten Beweis, dass ein zielloses Löcherhauen mit dem Plenterhiebe ebenso wenig gemein hat wie verbuttete und überalte Vorwüchse mit natürlichen Verjüngungshorsten. Die Grösse der in Frage kommenden Flächen, die Unklarheit der Begriffe, die riesige Unkrautentwicklung im Walde, die mangelnde Pflege der angehauenen Bestände, das für solche Zwecke nicht ausreichende, auch wohl vielfach unverwendbare Personal an Holzarbeitern, Förstern etc., ja die Unerfahrenheit in den besprochenen Verjüngungsarten überhaupt führen auf die einzige derzeitig praktische Nutzungsmöglichkeit: SAUMHIEB IM BERGLANDE, UND ZWAR MEIST KAHLHIEB MIT NACHFOLGENDER NICHT ZU DÜNNER PFLANZUNG.

Die Bringbarkeit des anfallenden Materials zu Land und zu Wasser (Noshirogawa und Seitenflüsse) aus den Schlagregionen ist

in den Akita-Waldungen zum grossen Teil vorhanden oder muss geschaffen werden, und der steigende Preis, der jetzt pro fm ca 3 *Yen* = 6 Mark beträgt, wird eventuellen Aufwand reichlich lohnen. Die Detaillierung der verschiedenen Gründe, warum zur Zeit die natürliche Verjüngung und der Plenterhieb in Japan unmöglich sind, würde eine eigene Schrift füllen. Ich verweise den Interessenten auf meinen demnächst in der Zeitschrift des japanischen Forstvereins erscheinenden Artikel „Ueber Wirtschaftsformen im japanischen Walde".

Auf dem Rückwege fesselte eine kühne Förderanlage mein Interesse. Zum Transport von Erz war von einem etwa 5 km landeinwärts im Berglande gelegenen Schmelzwerke eine Drahtseilreise mit Unterstützung gebaut, die in unserer Sichtweite drei Bergrücken nacheinander überwand und dabei freie Spannweiten mitunter bis zu 400 oder 500 m aufwies. Das Metall wird auf den Förderschalen zur Bahnstation gebracht, und rücklaufend nehmen dieselben Schalen die in Säcke gefüllten Kohlen zum Betrieb des Schmelzwerkes mit sich. Der Antrieb des Zugseiles erfolgt von der Schmelze durch Dampfkraft.

Der sich an diese Waldexkursion anschliessende Besuch eines grossen Holzhofes in Noshiro an der Mündung des aus dem Herzen der Akita-Waldungen kommenden Noshirogawa, eines 60–80 m breiten und zur Zeit der Schneeschmelze oder Regengüsse in seinem sandigen Bette grosse Wassermassen dahinwälzenden Stromes, lieferte einen weiteren Beweis für die im allgemeinen sehr auf Mittelmässig gestimmte Form der getrifteten kurzen Blochhölzer von Sugi. Trotzdem ist alles Nutzholzsortiment. Eine grosse moderne Sägemühle in Noshiro war die erste grosse Einrichtung dieser Art, die mir in dieser Branche in Japan zu Gesichte kam. Das Fischerdorf Noshiro bietet kaum etwas Interessantes und verdankt seine freundliche, reinliche Aussen- und Innenseite den Neubauten, welche vor einigen Jahren nach einem grossen Schadenfeuer errichtet wurden.

Eine mehrstündige Fahrt brachte uns gegen Abend zu dem Ausgangspunkte der Tour, Aomori, zurück, und melancholisch hob sich der Tsuruga-Fuji vom blauschwarzen, von einem goldigen Saum der untergehenden Sonne begrenzten Himmel ab, als wir Hirosaki passierten.

Bei wundervollem Wetter wurde mit dem fälligen Steamer alsdann Hakodate und Otaru in Hokkaido angelaufen. Die Fahrt

um die S. W. Landzunge Hokkaidos herum, zwischen Hakodate und Otaru, ist zwar nicht zu vergleichen etwa mit jener der Inlandsee, ist aber trotz der grösseren Einfachheit und der etwas vordringlichen Masse des festen Landes von ausserordentlich anziehendem Reize, „ruhiger" als die um ihrer Schönheit willen so berühmte Inlandsee mit ihren ewig hin- und herhastenden Dampf- und Segelschiffen. Ueber die Brandung, welche als weisser Strich scharf vom dunklen Meere sich abhebt, türmt sich die gebirgige Festlandmasse mit ihren grotesk zerrissenen Felsenufern in die Höhe und zeichnet nunmehr gegen Abend am dunkelnden Himmel die uns mehr familiäre Form langwelliger Höhenzüge, nicht ohne durch einige scharfe Auszackungen der fliessenden Linie die vulkanische Ursprungsnatur zu verleugnen.

In schmalen fjordartigen Buchten der wilden Küste nisten kaum erkennbar kleine Fischerdörfer, und vom Lande losgewaschene trotzig ragende Klippen im Meere, scheinbar weit weg von ihrem Ursprung, bilden seltsame Naturbogentore. Die Steilufer entfalten ein Farbenspiel ihrer nackten Felsen vom tiefsten Rot bis zur feinsten Nuance in Schwachgelb und Braun, und je mehr die Sonne hinter uns dem Horizont sich nähert, desto zarter sind diese Lichter, desto wirksamer für das Auge verschmilzt der anfänglich etwas grelle untere Rand des Ganzen mit dem tiefen Ton der nach oben sich anschliessenden dunkelgrünen *Hara* der Berge, und die letzten Strahlen des Tagesgestirnes überziehen wie mit goldig schimmerndem feinsten Schleier das prächtige Landschaftsbild.

Otaru ist in zwanzigstündiger Fahrt von Hakodate erreicht, eine grosse geschäftige Stadt mit weitem, grossem Hafen, und der „Fisch", wie die Leute am Amur in Sibirien sagen, bildet nebst Fischöl und gesalzenem und geräuchertem Lachs in Form von Fischdünger (Hering) den Hauptexportartikel.

Das Gefühl, der um diese Jahreszeit (Juli) drückenden Hitze von Tokio entflohen zu sein, ist an einem von frischer Brise belebten kühlen Sommertagsmorgen hier ein doppelt wohltuendes.

Sapporo einige Stunden landeinwärts in der Mündungsebene des Ishikarigawa, eines der Hauptauslässe der Produkte Hokkaidos aus dem Innern zur Westküste, lehnt sich freundlich malerisch auf der S. W. Seite an bergiges, bewaldetes Terrain an. Sitz der Regierung und verschiedener Bildungsanstalten mit hübschem

botanischen Garten, mit einem hochinteressanten kleinen Naturalienmuseum (der Flora, Fauna etc.) von Hokkaido ist wohl jedem Hokkaidoreisenden bekannt und einen Besuch auch wohl wert.

Die Absicht, einen Abstecher in einen grossen Forstkomplex der japanischen Hofforstverwaltung zu machen, wurde auch ausgeführt und zwar zu Pferde, da Hokkaidostrassen und gewöhnliche Hokkaidowagen eine, wie ich aus vielfacher Erfahrung bestätigen kann, nur zu begründete Berühmtheit oder besser Berüchtigtkeit haben. Vor ein unendlich schmutziges omnibusartiges Vehikel mit 20 cm breiten langsseitigen Sitzbrettern und einem auf 8 Personen berechneten Rauminhalte, den drei Europäer von einiger Statur mit Leichtigkeit ausfüllen, ist ein struppiger kleiner Ponny gespannt, und unter Peitschenknall und Zuruf des Führers zerrt das kleine Pferd den Kasten in markerschütterndem Trapp durch die 15–50 cm tiefen und in regelmässigen Abständen einiger Meter sich wiederholenden Löcher der natürlich jeden Unterbaues und Unterhaltes entbehrenden Strasse. Wehe dem Europäer von Durchschnittsgrösse, der vor solcher Eigenart nicht in Ergebenheit sein Haupt dauernd senkt oder seine Verankerung, wie man das krampfhafte Einhalten mit Händen und Füssen nennen möchte, unvorsichtig lockert, sein Kopf wird sich alle Augenblicke mit dem niederen Dache des Wagens in empfindlichster Weise in Berührung gebracht sehen. Man kann sich nur wundern, dass verhältnismässig selten ein Wagen umstürzt, aber sicherlich sind längere Fahrten in solchen Omnibussen ein ausgiebiges Aequivalent für etwa begangene Sünden mehrerer Jahre.

Der Weg nach diesen Forsten von Jōsankei nun führt bald hinter Sapporo den Taihira, einen Nebenfluss des Ishikarigawa, entlang, der hier in vielgewundenem, allmählich sich verengerndem Hochtale dahinfliesst. Die Scenerie wird von Kilometer zu Kilometer anmutiger, hübscher und wildromantischer. Die mittelhohen Berge (500–700 m) zeigen grünes Vegetationskleid aus unregelmässiger, etwa einer Art Mittelwald gleichender Laubholzbestockung von Buchen, Eschen, Ulmen, Pappeln, Birken, Weiden, Cercidophyllum etc. mit einiger Beimischung von Tanne (Abies Momi) und Fichte (Picea Sachaliensis). Der Wald hat, je weiter man das Bergtal aufwärts kommt, desto mehr Beimengung von Nadelholz (Tanne und Fichte), und wäre die Höhenerhebung des Berglandes eine bedeutendere, so würden zweifellos reine Nadelholzforste, der klimatischen Lage entsprechend, angetroffen

werden. Obgleich die Besiedelung der genannten Gegend vorerst noch recht spärlich ist, so hat sie doch schon den Fluch so vieler Hokkaidowaldungen, das Feuer, mit sich gebracht, und es ist kein seltener Anblick, dass auf ganzen Bergseiten die geschwärzten abgestorbenen Stämme wie anklagend ihre laub- und nadellosen Aeste zum Himmel strecken, eine schrille Disharmonie an diesem lachenden Morgen. Zweifellos ist auch die vorherrschende Laubholzbestockung in allen mehr bewohnten, gegen Sapporo zu gelegenen Teilen nur den vernunft- und zwecklos entfachten Bränden zuzuschreiben, soweit nicht schon vorher eine der berüchtigten „Plenterungen" das halbwegs brauchbare Tannen- und Fichtenholz entnahm. Sei dem wie immer, hätte der Wald Ruhe vor dem nutzlosen Brennen, er würde zweifellos in seinem Nachwuchse mehr des so sehr begehrten Nadelholzes aufweisen. Ich habe seinerzeit in meinem Vortrage über eine frühere Reise im Zentrum von Hokkaido darauf hingewiesen, wie man wohl verstehen kann, dass der Wald dem Ackerbau weichen müsse, wo der Mensch den Boden für eine andere Kultur benötigt, wie es aber ewig rätselhaft bleiben wird, welchen vernünftigen Grund das alljährliche Anzünden des Bodenüberzugs und damit des Waldes haben soll auf Plätzen, die in keiner Weise vom Ansiedler zu irgend welchem Zwecke benötigt werden. Zerstörungswut, Spielerei und Gedankenlosigkeit mögen einen hervorragenden Anteil daran haben, aber die durch keinerlei energische Aufsicht und exemplarische Bestrafung von überführten Personen gehemmte Vernichtung schätzbarer Güter der Natur wird dereinst sehr schmerzlich empfunden werden. Warnende Beispiele glaube ich Ihnen später aus den Amurgegenden in Sibirien anführen zu können.

Ein siebenstündiger Ritt hatte uns dem Endpunkte der ins Auge gefassten Exkursion, einem kleinen, sehr ländlichen Schwefelbade Jōsankei zugeführt, und wer Einfachheit, Ruhe und Waldfrieden liebt, dem sei in guter Jahreszeit ein kürzerer Aufenthalt dort geraten. Auf Komfort und besondere Küchenansprüche wird er freilich verzichten müssen. Der klare Bergbach enthält Forellen, und in den Waldungen findet sich reichlich Wild: Shika, Bären, Hasen etc. Eine Flinte kann man sich ja jederzeit von den Bauern entlehnen, wie mir der Förster treuherzig zur Antwort gab, als ich ihn über die Ursache des gänzlichen Fehlens dieses dem deutschen Forstmann so unentbehrlichen Ausrüstungsgegenstandes bei ihm interpellieren

liess, und dabei sind diesen Betriebsvollzugsorganen 15–20.000 ha Fläche zur Kontrolle unterstellt. Die Nutzung des ca 35.000 ha grossen Forstes, in dessen Herzen eben Josankei liegt, besteht in einem Auszug des zu Blochholz tauglichen Tannen-und Fichtenholzes, und es mögen auf dem Taihira jährlich bis zu 10.000 fm nach Sapporo getriftet werden.

Reichlich die Hälfte des Wertes des Holzes *loco* Sapporo wird durch die Triftkosten (von Jōsankei allein aus schon) aufgezehrt, und wenn man die Kosten der Zubringung zum Bache bei Jōsankei noch hinzurechnet, so mag die Rente der dortigen Waldungen eine recht magere sein. Je mehr das Nadelholz durch diese Auszugsnutzungen und das Feuer in Abnahme begriffen ist, desto schwieriger und kostspieliger wird sich zudem später die Ueberführung dieser zu vorherrschendem Laubwald gewordenen Forste in nutzbringendere Bestockungs- und Wirtschaftsformen gestalten.

Der Landtransport spielt bei den miserablen Wegen und den vielen halbzerfallenen, löcherigen Brücken, welche man passiert, für Holz wenigstens keine besondere Rolle. Steine aus einem halbwegs gelegenen Sandsteinbruche werden zwar viel durch Wagen nach Sapporo gebracht, aber nur der relativ hohe Wert derselben macht dies möglich.

Die Tierquälerei auf diesen sogenannten Strassen ist ein widerlicher Anblick.

Ungern bin ich aus der Ruhe des Waldes zurückgekehrt zum lebhaften Treiben in Sapporo und von hier zum Einschiffungshafen für Sachalin, Otaru. An Bord des nach Sachalin bestimmten Schiffes wurde uns von der Reisegesellschaft, meist kleine japanische Kaufleute, Fischer etc., viel von der Rigorosität russischer Behörden und der Unsicherheit auf Sachalin erzählt, während der Steamer bei herrlichem Wetter ausserhalb des Hafens von Otaru alsbald seinen Kurs nördlich nahm. Gegen Abend war man in mehr oder minder nebeliges Wetter geraten, das als regelmässige Erscheinung während $^3/_4$ des ganzen Jahres anzusehen ist, je mehr man sich Sachalin nähert. Am anderen Morgen ist durch den leichten Nebel waldbedecktes Land hügeligen Charakters wahrzunehmen, und als gegen Mittag das Wetter, sich aufklärend, eine weitere Fernsicht erlaubt, da sind wir bereits tief in der Bai von Aniva und nähern uns rasch dem unscheinbaren Küstenorte Korsakoff auf Sachalin.

Deutlich heben sich die hellgrauen Häuser ab vom dunklen Hintergrunde waldbedeckten Terrains, das sich in unabsehbare Ferne nordwärts zu erstrecken scheint, während die Steilufer der felsigen Küste eine scharf helle Accentuierung der Basis des etwas düsteren Gesamtbildes formen.

Mit begreiflicher Spannung erwartete man die Abwickelung verschiedener Formalitäten, nachdem die Anker fielen, um an Land zu gehen. Beim Betreten des Landungssteges empfing uns ein vom japanischen Konsul entgegengesandter Wagen, und in sausendem Galopp ging's durch eine staubige, pflasterlose Strasse den kleinen Hügel hinan, auf dem das Konsulat steht. Das massiv hölzerne Blockgebäude mit seinen weissen Fensterrahmen und dem freundlichen kleinen Garten um dasselbe wirken nicht minder anheimelnd wie die geradezu riesigen Oefen in den Zimmern, welche ihren berechtigten Wert durch ihre Dimensionen eindringlichst zu betonen scheinen. Der russische „tsai" (Tee, in Gläsern getrunken und auf dem Samovar bereitet) spielt dieselbe Rolle eines gastfreundlichen Introduktions-oder Generalbindegliedes für den fliessenden Fortgang der Unterhaltung wie sein Bruder „O cha" in Japan. Die Quantitäten, welche davon von Russen untertags eingenommen werden, steigern sich bis zu 25 und 30 Glas (à $\frac{1}{4}$ liter), je nach Laune und Temperatur. Vom Konsulate hat man einen ziemlich guten Ueberblick über einen Teil von Korsakoff, das etwa folgendermassen sich präsentiert.

Ein gegen das Meer sich senkender talförmiger Hügelabhang ist durch einen Mittelrücken gleichen Verlaufes in zwei Teile gespalten, in deren Grund die beiden Hauptsträsschen von dem schmalen Verbindungsstreifen an der Küste ziemlich steil bergan führen. Die Häuser sind dadurch in der Form eines lateinischen U gruppirt, das seine Rundung dem Hafen zuwendet, und die spärliche Bedeckung des trennenden Rückens mit Gebäuden liegt wohl daran, dass, solange Platz vorhanden war, die geschütztere Tieflage aufgesucht wurde. Ringsum auf freiem Grunde finden sich die armseligen Aecker der Strafkolonisten und Wald, d. h. eine Wildnis von Baum- und Straucharten als Rest der ehemaligen Waldbestockung nach unzähligen Brandverwüstungen.

Korsakoff ist die Hauptstadt eines der drei Polizeibezirke, in die Sachalin vom Verwaltungsstandpunkte geteilt ist, nämlich Alexandrowsk, Duinowsk und Korsakoff. Die Insel Sachalin selbst bildet einen Teil von Sibirien und zwar des Amur-

Grenzlandes, welches dem Generalgouvernement in Habarovsk untersteht. Ursprünglich im Besitze von Japan, wurde es durch Vertrag im Jahre 1875 von Russland gegen die Kurilen eingetauscht und später als Exilstation für schwere Verbrecher bestimmt.

Die Hauptstadt Sachalins, Alexandrowsk, an der Bai von Castri gelegen, zählt heute 10.000 Einwohner. Ihre Gründung (1853) verdankt sie dem tapferen und unerschrockenen russischen Kapitän Nevelski. Dieser energische Mann, welcher die Intention des damaligen, um die Erforschung des Amur und seiner Nachbarländer so verdienten Generalgouverneurs Moraviov ausführte, umfuhr die Nordküste Sachalins, stellte die Mündung des Amur fest und wies die Vermutung, dass Sachalin eine Insel sei, als zu Recht bestehend nach.*

Die jüngste Zeit, welche Russland in engere Fühlung mit dem Pacific durch die sibirische Eisenbahn, Port Arthur, Wladivostock etc. brachte, involviert eine weitere Epoche des Aufschwungs für das Amur-Grenzland und Sachalin. Durch den Mangel an genügender Kohle in dem östlichsten Sibirien hat man ein intensiveres Augenmerk auf die zweifellos vorhandenen Schätze an diesem wertvollen Mineral auf Sachalin gerichtet. Es war schon seit 1859 das Vorkommen von Kohle auf Sachalin bekannt und auf mehreren Plätzen nachgewiesen. Zwei Bergwerke nahe Doue förderten bisher ein Quantum sehr guter Kohle von ca 1 Mill. pud = 400 000 Zentner und genügten dem Bedürfnisse von Marine und Handelsschiffen in den dortigen Gewässern. Die beabsichtigte Verbindung dieser Minen unter sich durch eine Schmalspurbahn und die Schaffung eines sichern Hafens in deren Nähe wird dort eine Kohlenstation ersten Ranges in nächster Zeit entstehen lassen.

Die eingehende Untersuchung des Bodens in Sachalin hinsichtlich des Reichtums an Naphtha, Gold, Kupfer und silberhaltigem Blei mag vielleicht die Zukunft Sachalins noch in ungeahnter Weise beeinflussen für den Fall, dass die an das bekannte Vorhandensein der genannten Mineralien geknüpften, einstweilen wohl noch nicht allseitig sicher genug fundierten Hoffnungen sich erfüllen. Manche neigen sogar zu der Ansicht,

* Siberia and the Great Siberian Railway, by the Department of Trade and Manufactures Ministry of Finance. St. Petersburg 1893. Translated by J. M. Crawford. p. 14. ff.

dass sich hier vielleicht ein zweites Jahrtausende lang im Märchenschlafe gelegenes Alaska finde.

Bis zu einem gewissen Grade wird diese Ansicht unterstützt durch die Aehnlichkeit der gefundenen Mineralien. Vulkanische Felsen, Basalte etc. bilden den Grundstock der auf Sachalin vorhandenen in ziemliche Höhe aufragenden Bergzüge. Der Umstand, dass die so nahe gegenüber liegenden ebenso steilen Höhenzüge der mehr erforschten ostsibirischen Küste sowohl nach Form wie geologischem Ursprunge verschieden sind von jenen auf Sachalin, berechtigt zu der Ueberzeugung, dass von der Armut an bestimmten wertvollen Mineralien auf der Festlandküste keineswegs ein Schluss auf ähnliche Verhältnisse in Sachalin gezogen werden darf.

Kehren wir zurück zu unserm Ausgangspunkte Korsakoff.

Von seinen ungefähr 1.000 Einwohnern sind ca 800 schwere Verbrecher, welche, wie man mir sagte, zum Teile eine Strafzeit bis zu 4 Jahren in Ketten und unter Aufsicht in bestimmten Gefangenenhäusern zubringen, wo sie Zwangsarbeiten verschiedener Art verrichten müssen. Nach Verbüssung dieser Strafzeit sind sie zu 6 jährigem weiteren Zwangsaufenthalte als unter Polizeiaufsicht stehende Ansiedler gezwungen, ehe sie nach Russland zurückkehren können. Den ungefesselten, nicht internierten Gefangenen ist erlaubt, kleine Häuschen zu bauen, Ackerbau zu treiben oder in irgend einem Dienstverhältnisse sich den Unterhalt des Lebens zu erwerben. Land wird ihnen ebenso wie Holz unentgeltlich nach Bedarf zugewiesen. In die Zahl der Nichtverbrecher teilen sich die Beamten, ungefähr 50 im ganzen, mit ihren Frauen und Kindern und einige japanische Kaufmannsfamilien mit ca 70 Seelen. Die Garnison, welche in der Zahl von 1.000 Einwohnern nicht inbegriffen ist, setzt sich aus ca 400 Mann Militär und Kosakenpolizei zusammen und untersteht einem besonderen Gouverneur.

Der Anblick der Kettengefangenen und sonstigen Exilierten ist im allgemeinen nach jeder Richtung ein herzbewegend trauriger. Der Menschheit ganzer Jammer fasst uns an, wenn man auf den Gesichtern dieser Menschen zu lesen versucht. Dumpfbrütend sitzt da einer auf einem Steine in zerrissenem braunen, schmutzigen Kittel mit verwildertem Bart und Haupthaar; stechenden Blickes verfolgt ein anderer jede Bewegung des Beobachters; mit gemeinem Gelächter und Spässen necken sich dort ein paar der zweifelhaftesten Repräsentanten der holden Weib-

lichkeit herum; der sympathischen, ruhigen Gesichter sind wenige. Am widerlichsten berührte mich stets, wenn ich aus den Reihen der Kettengefangenen, welche von Kosaken mit aufgepflanztem Bajonnet zu einer Arbeit am Hafen oder dergl. eskortiert wurden, rohes, gezwungenes Lachen vernahm. Das unheimliche Klirren der Ketten, das schmutzige, zerlumpte und verwilderte Aussehen dieser eine ganze Völkerversammlung Russlands repräsentierenden Spezies der Gattung *homo*, diese lebenden Beweise, wie der Mensch zur Bestie herabsinken kann, denn nur Mörder und Räuber sind es, die hier ihr gezwungenes Asyl für Lebenszeit finden: sie erfüllen mit Eckel und Mitleid zugleich. Denken zu müssen, dass jeder Mensch, dem man begegnet und der sich nicht durch Uniform oder Kleidung sofort unzweifelhaft unterscheidet, ein Verbrecher sei, das wirkt auf die Dauer unendlich deprimierend.

Trübselig blicken die grauen, massiven Blockwohnhäuser, finster schaut der Kosak auf Wache vor einem der riesigen staatlichen Verkaufsmagazine, wo die Ansiedler das Nötigste zum Anbau des Bodens, Korn, Geräte etc. kaufen können, mürrisch patrouillieren andere Soldaten die Strassen, den schussbereiten Revolver umgeschnallt; bleigrau Himmel und Meer, schweigend ein Stück verbrannten Waldes in nächster Nähe, der Wind pfeifend und scharf — das Ganze wie mit Zentnerlast des Menschen Herz bedrückend!

Man sieht wenig frohe Mienen. Sogar die durch die Gewohnheit des Alltagsverkehrs daran gewöhnten Residenten, wie Beamte, Offiziere, Soldaten etc., tragen unwillkürlich einen gewissen Ernst und Schweigsamkeit im Verkehre auch unter sich zur Schau; es bleiben eben die äusseren Umstände nicht ohne eine verdüsternde Wirkung, das ist zweifellos zu erkennen, es brauchte einem nicht ausserdem noch speziell versichert zu werden.

Vom klimatischen Standpunkte aus ist Sachalin trotz seiner geringen nördlichen Breitenlage (46°–54° n. B) keineswegs günstig von Mutter Natur bedacht worden. Die kalten Meeresströmungen von der Ochotzkischen See, welche Massen von Eisblöcken grösster Dimensionen mit sich führen, und die vorherrschend von W., N. und O. wehenden Winde beeinflussen nach mehr als einer Richtung alle Verhältnisse in abnormer Weise. So z. B. sinkt die Temperatur im Winter mitunter bis auf −27,3° (im Februar), und die Temperatur im heissesten Monat steigt nicht über +23°; die Durchschnittswintertemperatur aus einer Reihe

von Beobachtungsjahren ist −15°, jene des Sommers +14, der Durchschnitt des heissesten Monates +16.5°, die durchschnittliche Jahrestemperatur etwa +5°.*

Die Winter sind hinsichtlich der Tiefe der Schneelage kaum besonders schneereich zu nennen, 60–70 cm ist die durchschnittliche Dicke der Schneedecke; der Schneefall beginnt relativ spät und dauert von Dezember bis März incl., umso unangenehmer aber machen sich die durchdringend kalten nördlichen Winde geltend, und die häufigen Nebel helfen treulich mit, die Unfreundlichkeit des Eilandes zu steigern. Nur 12–14 klare Tage mit heiterem Himmel sind den Einwohner dieser Insel der Lebendig-Toten beschieden. (Die Niederschläge sind beträchtlich, 500 mm pro Jahr.)

Von den weittragendsten Folgen aber ist die geringe Durchschnittstemperatur der vier Hauptvegetationsmonate, +12° C., da sie den Kornanbau sehr schwierig macht und ihn tatsächlich nur an wenigen geschützten Stellen ermöglicht. Die Region, in der der Wald zur Strauch- und Kriechform herabsinkt ist, selbstverständlich schon in geringer Erhebung im Bergland erreicht.

Der Hauptwert der Insel beruht zur Zeit in ihrem enormen Reichtum an Fischen in ihren Meeresbuchten und Flüssen, namentlich die Aniva-Bai, an der Korsakoff liegt, ist deshalb berühmt; auch wird dort eine essbare Meeresalge in Massen gewonnen. Unglaubliche Mengen von Heringen und Sardellen werden allein schon von den 5.000 japanischen Fischern erbeutet, welche alljährlich zum Fang an den Küsten von Sachalin erscheinen und sich in primitiven Niederlassungen über die ganze Insel an den Meeresküsten zerstreuen. Im Korsakoff-Bezirk allein ernten die japanischen Fischer 70.000 *koku*=98.280 hl getrockneten Fischdünger, der mit dem aus den Fischen durch Aussieden in grossen eisernen Pfannen gewonnenen Oele seinen Hauptabsatz in Japan findet. Ein *koku* Fischdünger von 140.4 Liter hat in Hakodate einen Wert von 12 *Yen*. Lachs wird ebenfalls in grossen Mengen gefangen, eingesalzen und geräuchert. Den kalten Polarströmungen ist ferner das häufige Vorkommen des Wales an der Ostküste zu verdanken. Eine einzige Fischerei in Meria an der Ostküste erbeutet jährlich durchschnittlich 14 Wale, deren Wert etwa 14.000 Rubeln gleichkommt. Im ganzen sind auf Sachalin 225 Fischereien, oft mit einem Personalstand bis zu

* Siberia and the Great Siberian Railway, p. 66.

300 Personen im einzelnen. Die meisten derselben finden sich an den fischreichen Küsten des südlichen Teiles der Insel, nur etwa 5 sind im Norden anzutreffen.*

Einen Einblick in die Waldverhältnisse zu bekommen, war der Zweck der geplanten Exkursionen, deren Leitung in liebenswürdiger Weise der russische Oberförster zusagte. Als Ziel waren Forste in Aussicht genommen, die mir als für die ganze Insel typisch bezeichnet wurden. Ganz Sachalin besteht ja mit Ausnahme der Küsten aus einem einzigen Waldkomplexe, der sich also fast nahezu mit der Flächengrösse der Insel deckt, welche wiederum jener von Hokkaido nur um weniges nachsteht (=Bayern, Baden, Württemberg zusammen). Für ganz Sachalin ist nur *ein* Forstinspektor in Alexandrowsk aufgestellt, dem der Oberförster in Korsakoff, als dem z. Z. einzigen für Forstnutzung in einigem Umfang in Betracht kommenden Platze, unterstellt ist; daneben sorgen noch etwa 12 Waldwächter für die Ueberwachung der Forste, angesichts der Flächen ihres Bezirkes zweifellos eine etwas problematische Aufgabe!

Die Exkursionen zum Walde werden meiner Erinnerung nicht so schnell entschwinden, da sie an Eigenart das Menschenmöglichste boten. Auf dem nationalrussischen Gefährte, der Troika, geht es mit Windesgeschwindigkeit einen, Strasse genannten, fahrbaren Landstreifen dahin, das Mittelpferd in scharfem Trab und die beiden Seitenpferde im Galopp. Unermüdlich halten die struppigen, muskulösen, kleinen Pferde diese Gangart für Stunden, und Hindernisse irgend welcher Art scheinen für dieses dem Russen so zusagende, nach Lage der Wegverhältnisse einzig richtige Gefährte nicht zu existieren. Hier durch ein tiefes Loch, als wollte man im Erdboden versinken, dort über einen Stein oder

* Die Taxen, welche von der russischen Regierung für das Fangrecht erhoben werden, setzen sich zusammen aus Abgaben für jede Aussiedepfanne, aus Entschädigung für das freie Brennholz aus nahen Forsten (5 Rubel pro Jahr), dann für Grundbenutzung (10 □ sarchin=1 Kopek), ferner aus einer Taxe pro Pud des produzierten Düngers (5 Kop.) und variieren ausserdem mit der Grösse des Betriebes, bemessen nach der Zahl der darin beschäftigten Arbeiter, so dass z. B. eine Fischerei mit 50–200 Personen allein 225 Rubel Abgaben für diese entrichten muss.

Die Einnahmen des russischen Finanzdepartements aus der Fischerei Sachalins wurden mir zu 150.000 Rubel pro Jahr angegeben. Wie armselig nimmt sich dagegen der Ertrag aus den Waldungen von Sachalin mit 10.000 Rubeln aus, und von diesen 10.000 Rubeln sind wiederum nicht weniger als $^2/_3$ Erlös aus Brennholz zum Aussieden des Fischöles.

Holzprügel, steil bergauf, womöglich noch steiler bergab, rechts-, linksum, so dass man sich wundert, wie der kleine Wagen auf seinen niederen Rädern mit dem in Lederriemen hängenden Kasten nicht zur Seite stürzt, — und Galopp, rasenden Galopp ohne Unterlass! Die Anfangsempfindungen für jeden, der auf solchen Wegen zum erstenmale eine Troika zu kosten bekommt, sind weit entfernt vom Gefühle der Sicherheit; denn krampfhaft umschlingt die eine Hand das Rückengeländer des Kutschersitzes, während der andere Arm nach Art der Protzkanoniere in jenen des Begleiters fest eingehackt ist. Die ununterbrochene Anstrengung, sich auf dem für eine oder höchstens zwei schlanke Personen berechneten Sitze zu erhalten, ermüdet zuerst sehr, bis man gelernt hat, zur rechten Zeit Pausen in seinen Anklammerungsbestrebungen einzulegen und nur im kritischen Momente zuzufassen.

Immerhin war das nur das Vorspiel, denn bald ist der sogenannte Weg zu Ende, und die einzige Möglichkeit, rasch weiter zu kommen, bleibt die schmale Seeküste zur Zeit der Ebbe. Die beiden in innige Umarmung verschlungenen und in dicke Mäntel gehüllten Insassen, welche sich in ununterbrochenem Wechsel bald rechts, bald links, so weit überhaupt wie möglich, auf der jeweiligen Bergseite zum Zwecke der Ausbalancierung des Gefährtes bei der Fahrt auf schiefen Meeresdünen hinaushängen, mögen für einen beobachtenden Zuschauer ein heiteres Bild geben. Unzweifelhaft aber die Krone des Ganzen wird durch einen Trab über zu Tag liegende Klippen repräsentiert, die bei etwas weniger runden Insassen, als wir es waren, ein hörbares Klappern des Knochengerüstes durch das Stossen des Wagens auf dieser sägezahnartigen Fahrbahn hervorgerufen haben müssten.

Endlich nach Stunden am Ziele, wird der Wagen verlassen, um landeinwärts in den Wald vorzudringen. Der Kutscher lässt die Pferde mit halbgefesselten Vorderbeinen frei laufen und folgt uns als Träger der Flinten, Mäntel etc.; die Patronen behält man aber doch vorsichtshalber selbst, denn genannter Leibjäger ist ehemaliger dreifacher Mörder und quittiert die Herausnahme der Patronen aus dem Gewehre vor der Ueberreichung desselben mit verständnisinnigem Grinsen, keineswegs beleidigt, denn eine Flasche Wodka, die ihm zur Stärkung übergeben wurde, hat er mit einem Zug geleert, ohne sich dabei eben viel zu denken. Man versicherte mir, dass ½ Liter 90 % Alkohol in einer solch geübten Kehle, mit einem kräftigen Schluck hinabbefördert,

keinen grösseren Eindruck hervorbrächten als etwa bei uns ein Glas Wasser.

Der Wald, sobald wir in ihn eintreten, bietet in seinem Aussehen dasselbe düstere Bild wie die ganze Natur auf dem Wege zu ihm. Schon dicht hinter Korsakoff waren die Hauptrepräsentanten der ihn zusammensetzenden Species, Fichten, Tanne und Lärchen (Picea ajanensis, Abies sachalinensis, Larix dahurica), wahrzunehmen, junge Bestände, — das einstige Altholz ist längst zum Häuserbau Korsakoffs verschwunden — welche durch ihre dichte Untermischung mit allem möglichen Laubholz, wie Birken, Erlen, Weiden, Kirschen, Ulmen etc., ihre Entstehung auf Brandflächen verraten, auch wenn man nicht endlose Streifen durch Feuer zerstörten Waldes unmittelbar vor sich sehen würde. Die Waldzerstörung durch Brände ist der unzertrennbare Appendix jeder menschlichen Ansiedelung, mag es sich wie hier um die nächste Umgebung von Korsakoff selbst oder nur um irgend eine noch so kleine Niederlassung von Fischern an der Küste handeln. Nicht als ob immer ein besonderes Bedürfnis dafür vorhanden wäre, nein, Spielerei, Unachtsamkeit, Zerstörungswut, kurz eine Menge Gründe oder besser gesagt Nichtgründe, deren Würdigung mit der klassisch stoischen Generalsentenz und dem Allheilmittel des Russen „Nitschevo" (s'ist gleich, macht nichts) abgetan wird.

Der Rand des an die Küste unmittelbar grenzenden Terrains ist aus gleichen Ursachen meist mit Struppwald oder einem Streifen Graslandes eingefasst, und in der Nähe der Fischerwohnungen ist natürlich die Waldbestockung durch Ausholzung schon an sich weiter zurückgedrängt.

Die bis zu 60 m Höhe steil abfallenden, ihren vulkanischen Ursprung deutlich verratenden Felsen der Küste, die schmale Sand- oder Klippendüne mit ihren darauf zerstreuten dunklen Felsbrocken oder ihren weissschimmernden angeschwemmten Walfischknochen, der wogende Nebel über dem aschgrauen Wasser und der misstönende, die herrschende Totenstille jäh unterbrechende Schrei eines Fischraubvogels harmonieren nur zu gut mit dem seltsam düsteren Eindruck, den die qualmenden Feuer und dunklen Gestalten der Fischer, welche eben einen Fang Heringe auskochen, hervorbringen. Ich bin all die Tage, die ich auf Sachalin verbrachte, den Eindruck des Trüben, Gottverlassenen nicht losgeworden! Und wie mag es hier erst aussehen, wenn der Sturm den Nebel und Schnee heulend um

die Klippen jagt, die Forste landeinwärts in seiner wogenden Masse begräbt und der Donner des berstenden Eises mit dem Brüllen der Brandung in dieser Symphonie des Aufruhrs entfesselter Naturgewalten um die Palme des Vorrangs ringt.

Der Wald zeigt am Aussenrande deutlich den Einfluss des kalten Klimas; wenigstens werden auf den konstanten Nebel und die scharfen Luftströmungen die verkrüppelten Formen der oft sehr alten Bestände zurückgeführt werden müssen. Zähe, knorrige Widerstandskraft ist die Signatur dieses runzeligen Waldgesichtes! Das Feuer am Rande von der Küste her und wohl auch mitunter übergrosser Salzgehalt der Luft kämpfen hartnäckig ihren Weg, groteske Baumleichen über grasbewachsenem, hellgrünem Grunde zurücklassend.

Weiter im Innern sind die Bestände geschlossener, soweit man von Schluss in Urwaldungen reden kann, und man findet neben Birken und Tannen als Hauptsache der Bestockung Fichten und Lärchen und Pinus Cembra von annehmbaren Formverhältnissen, wenn auch im Höhenwuchse sehr zurückbleibend und mit vielen Aesten behaftet. Hier ist natürlich weder Weg noch Steg; nur da, wo einige Partieen von Lärchen oder Cembra ausgehauen und die Stämme auf einer erbärmlichen Reissig- und Erdbahn zum Meere geschleift werden, ist das Vordringen erleichtert. In neuester Zeit wird im südlichen Teile Sachalins Bauholz, und zwar Lärchenholz, nach Port Arthur für Gouvernementsbauzwecke bestimmt, ausgehalten.*

Man kann nicht umhin, sich an die grossen Staatswaldungen Hokkaidos zu erinnern, wo Nadelholz und Laubholz im Ueberflusse vorhanden ist, das zweifellos an den chinesischen und koreanischen Küsten einen hohen Preis (bis zu 20 *Yen* der cbm) erzielen und aus diesen zur Zeit in der Hauptsache nur dem Feuer anheimfallenden Forsten eine ganz anständige Rente

* Die Länge dieser Stämme ist ca rund 5,7 m bei einem Zopfendurchmesser von 22–26 cm. Der Stückpreis variiert je nach dem Zopfdurchmesser zwischen 7–15 Kopeken = 8–30 Pfennig im Walde, so dass 1 cbm zwischen 17,5 und 20 Kopeken = 35 und 40–50 Pfennig im Werte schwankt. Die Fällungs- und namentlich Ausbringungskosten bis zur Einschiffung verzehren ein Vielfaches des Waldwertes und betragen beispielsweise in den Forsten von Meria hinter der gleichnamigen Fischerniederlassung an der Ostküste für den cbm 1,20 Rubel = 2 M 40 Pf. Das hier in Staatsregie gewonnene Holz würde beim Verkauf in Port Arthur wohl einen Preis von 30–50 M pro cbm erzielen; der Transport absorbiert per Steamer lediglich 1 Rubel = 2 M pro cbm.

liefern würde. Von Russen wie Deutschen wird an der chinesischen Küste neben Nadelholz auch gutes, in Japan so wenig verwertbares Laubholz begehrt. Hier fände sich also wenigstens teilweise eine Möglichkeit der Lösung der Verwertungsfrage für die Forste der dermaligen Bestockung Hokkaidos. Gerade in jüngster Zeit ist durch eine Unternehmung dieser Art von deutscher Seite in Hokkaido der schlagendste Beweis für meine Ansicht geliefert worden; unerfindlich bleibt mir daher, warum der japanische Staat nicht durch seine Organe die Lage des Holzmarktes in China und dessen Bedürfnisse studieren lässt und dann zur Selbstanführung von Lieferungsunternehmungen in grösserem Masse schreitet, um den hohen Gewinn in die eigene Tasche zu stecken. Hierin läge nicht nur für die Forstleute eine gute Schulung in aktiver Wirtschaftsbetätigung, sondern dieselben würden auch zum Segen des Ganzen von ihren grünen Tischen mehr auf die tatsächlichen Verhältnisse abgezogen.

Die Umwandlung der Hokkaido-Waldungen mit dem Schwergewichte in gutem Nadelholze, wobei man auf Amerikas klimatisch korrespondierende Formen zur ev. Beimischung zurückgreifen müsste, würde dereinst umso wertvollere Früchte tragen, je mehr sie der kommenden Kolonisation vorauszueilen vermag, und andererseits dürfte sich die Besiedelungsfrage wesentlich erleichtern, wenn Waldwirtschaft oder gar Holzindustrieen sich entfalten können. Sehr wohl würdige ich den Einwand, dass man nicht allen Wald, namentlich nicht den Bergwald in Hokkaido, sofort nutzbringend machen kann, aber die Anzeichen sind da, dass auf relativ naheliegenden Absatzgebieten ein Schritt nach vorwärts getan werden könnte, welcher vielleicht ungeahnte Wege eröffnet; dabei möchte ich aber wiederum nicht missverstanden werden, als ob ich zielloses Nutzen und Abholzen als Universalmittel empfehle; ich meine, aus dem Obigen geht unzweifelhaft hervor, dass mir dies fern liegt; aber etwas grössere, weitere Gesichtspunkte in Forstwirtschaft und Holzhandel, sowie namentlich in Ausnützung der Kräfte, welche Japan in der Handelsflotte für den Fernverkehr seiner Naturprodukte zur Verfügung stehen, müssen fürderhin zum Segen dieses schönen Landes und des Finanzdepartements mehr beachtet werden!

Die Waldungen nun durch ganz Sachalin sollen, wie mir versichert wurde, den oben geschilderten, welche ich besuchte, mit wenig Variationen in Wachstum und Form gleichen; sie sind

umso mehr unseren Forsten auf Hochmooren oder an der Grenzzone zwischen Wald und improduktivem Terrain im Hochgebirge äusserlich ähnlich, je mehr man nach Norden kommt. Der Boden ist meist überreich mit Feuchtigkeit gesättigt und moorig wie in allen Urwaldungen. Das Vorkommen der Lärche in grossem Umfange auf diesem nebeligen Eiland spricht sehr für die in letzter Zeit gerade bei der Lärche angegriffene Behauptung, dass eine Baumart nur von den klimatischen Faktoren bedingt sei, mögen sich diese in den höchsten Bergen oder auf niedrigen Plateaus und Ebenen finden; die Differenz der Höhenlage ist eben nur ein Ausdruck für verschiedene Breitengradhöhe, abgesehen etwa von abnormen lokalen Verschiedenheiten.

Künstliche Holzzucht wird in Sachalin nicht getrieben. Was man an Jungwäldern sieht, ist nichts weiter als der natürliche Anflug und Stockausschlag auf der Brand- oder Abholzungsfläche für den Fall, dass er einige Jahre vom Feuer verschont blieb. Wohl nur das rasche Jugendwachstum schützt die Lärche vor der andernfalls vernichtend wirkenden Konkurrenz der Sträucher und sonstiger harter und weicher Laubhölzer, denen übrigens nur untergeordnetere Bedeutung zukommen kann.

An Wild kommt auf Sachalin Hirsch, Rehbock, Fuchs und Hase vor, sowie hühnerartige Vögel und unzählige Varietäten des Wassergeflügels. Der Bär, dieses mächtige Raubtier Sibiriens, fehlt auch hier nicht, führt aber ein etwas mehr zurückgezogenes Dasein auf wenig betretenen Pfaden des Inneren.

Von Sachalin nach Wladivostock war man genötigt, wieder Otaru anzulaufen. Von da wurde Wladivostock in 42 stündiger Fahrt erreicht, deren Ende umso mehr mit Freude begrüsst wurde, als die See von Japan ihren Unmut an den wehrlosen Passagieren mit sichtlichem Erfolge versuchte.

Da liegt es nun vor uns, das russische Hongkong, im Grunde der durch zwei lange Landzungen gebildeten Bucht, das nicht eben breite Fahrwasser des Zuganges von zahllosen Forts und Batterieen völlig beherrscht und von der Seeseite her wohl fast uneinnehmbar. Hell scheinen grosse Gebäude und die hübsche Kirche herüber aus dem Häusergewirre, das sich als langes Band dem Abhange einer Anzahl zu einem niederen Höhenzuge vereinigter Hügel anschmiegt und in einer sehr beträchtlichen Längenausdehnung parallel dem Hafenufer verläuft. Nach der üblichen Zollrevision mittels Sampan zum Landungsplatze gerudert, hat man den Fuss kaum an Land gesetzt, so ist man auch schon

von koreanischen Kulis wie von einem Heuschreckenschwarm überfallen, und ist die Bagage noch so klein, es bedarf handgreiflicher Ueberredungskünste, will man die einzelnen Gepäckstücke nicht nach allen Himmelsrichtungen ausschwärmen sehen.

Eines hat der koreanische Kuli zweifellos noch vor seinem chinesischen Kollegen voraus, das ist die intensivere Schmutzigkeit, wenn da ein Steigerungsgrad über den Chinesen noch möglich ist. Die weisse Kleidung, der Stolz des Koreaners, scheint ganz besonderes geeignet, durch monatelange Unbekanntschaft mit Wasser und Seife sowohl für Gewand wie für Träger desselben ein besonderes auffallendes Relief zu schaffen.

Ein herbeigeholter Isvotschik (Kutscher) in roter Bluse, grünem, ärmellosen, abgeschabten Sammetrock und weiten Hosen in hohen Streifeln, auf dem freundlich spiritusgeröteten Kopfe einen schäbigen niedrigen schwarzen Filzhut von Zylinderform, nimmt uns in seine schmutzstarrende Troika auf. Was der des Russischen nur schlecht mächtige Fremde dem Kutscher auch sagen mag, er nickt verständnisinnig, und los geht die Fahrt in tiefstem Schlamm oder in erstickender Staubwolke, je nach Witterung, und das Schicksal mag entscheiden, wo die Landung erfolgt; an irgend einem im Ermessen des Isvotschik liegenden Punkte wird gehalten, und wenn es sich nicht als der rechte Platz erweist, geht's im sausenden Galopp nach einer anderen, ebenso beliebigen Direktion, bis das zufällige Erblicken eines Firmenschildes oder eines hilfsbereiten deutschsprechenden Passanten die Erlösung von dieser Hetzjagd bringt.

Die ungeheuer schlechte Verfassung der Strassenfahrbahn selbst in der von palastartigen Gebäuden eingefassten einzigen Hauptstrasse ist eine der dem Fremden zuerst aufstossenden Eigentümlichkeiten Wladivostocks. Man darf aber nicht vergessen, dass das pilzartige Entstehen dieses heute nahezu 50.000 Einwohner zählenden wichtigen Platzes in einem Zeitraume von 30 Jahren wohl kaum Zeit liess, neben dem Bau unzähliger Wohngebäude, Magazine, Werkstätten etc. auch noch besondere Rücksicht zu nehmen auf die Strassen, so dass diese praktisch Erdwege darstellen, deren Planum teilweise zwar mit runden Grobsteinen bepflastert ist, die im allgemeinen aber nichts weiter sind als eine mit der Witterung zwischen Schlammtümpel oder Staubdüne unablässig schwankende Verkehrsöffnung in der Häuserwoge.

Neben der den Hauptteil ausmachenden russischen Beamten-,

Kaufmanns- und Militärbevölkerung sind es ca 2.000 Chinesen, welche als Kaufleute hauptsächlich den Lebensmittelhandel in Händen haben, und 3.000 Koreaner, welche sich nebst einem Bruchteil der Chinesen in die Taglöhner- und Gewerksarbeiten teilen. Die Chinesen leben mehr zerstreut über die ganze Stadt, während die Koreaner in einem eigenem Stadtteil angesiedelt sind, der in seiner äusserlichen Erscheinung nur zu sehr an berüchtigte Chinesenviertel anderer Städte erinnert. Japaner sind als Kommis oder selbstständige Geschäftsunternehmer, Dienstboten und Werkleute tätig und erfreuen sich, namentlich die letzteren, wegen ihrer Geschicklichkeit grosser Beliebtheit. Die Gesamtzahl derselben mag einige Hundert nicht übersteigen, wie auch andere Nationen, Deutsche, Engländer etc. mit kaum nennenswerten Ziffern vertreten sind.

Bemerkenswert ist, dass die grössten Importfirmen deutschen Ursprungs sind (Kunst und Albers); an sie reihen sich einige japanische Geschäfte grösseren Umfangs an, und endlich haben in wachsender Konkurrenz chinesische Firmen einen grossen Anteil am Handel.

Die erst im Vorjahre aufgehobene Eigenschaft eines Freihafens war es vorzüglich, welche den rapiden Aufschwung von Handel und Gewerbe in Wladivostock bewirkte. Die nunmehrige Erhebung von beträchtlichen Zöllen wird umso fühlbarer empfunden, als hauptsächlich chinesische Konkurrenz über den Freihafen Port Arthur und die mandschurische Bahn dieses junge Emporium des Handels stark in Mitleidenschaft zieht.

Die Hauptteile der Stadt mit ihren Prunkbauten, die prächtige Aussicht auf den Hafen, die zahllosen Schiffe der Handels- und Kriegsmarine, das geschäftige Treiben eines Seehandelsplatzes fesseln unser Auge nicht minder wie die Bevölkerung und ihre Lebensäusserungen. Hier findet sich in rasender Troika die typische Uniform, dieses überall anzutreffende Gespenst, da in Russland jede, auch noch so unbedeutende Zivilcharge mit einer militärisch aussehenden Uniform ausgestattet ist, dort ein behäbiger russischer Kaufmann im Wagen mit dem wie ein Fechter auswattierten und in einen dunklen, bis zu den Füssen herabreichenden Rock gekleideten Kutscher auf dem Bocke, der in einem gewissen Missverhältnisse zu dem oft zierlichen Gefährte steht, riesige Kosaken, vollbärtige Bauern, schlitzäugige Chinesen, zerlumpte Koreaner, stämmige Matrosen, wachsame Polizisten, kurz ein kaleidoskopartiger Wechsel von Hell und Dunkel zieht am Auge

vorüber. Dort drüben etwas zur Seite sieht man den Anlegeplatz der Handelsdampfer mit dem Ameisengewühle geschäftiger Menschen, und lange gerade Linien von Geleisen in der Nähe eines grossen grauen Gebäudes zeigen uns den Platz, wo der Bahnhof der sibirischen Bahn steht, zu der der jetzige Zar (damas Thronfolger) im Jahre 1891 den ersten Spatenstich getan hat; ein hübscher triumpfbogenartiger Bau auf dem Wege von der Hauptstrasse zum Regierungslandungsplatz erinnert an diesen denkwürdigen Tag. Kathedrale, Postoffice, Rathaus, Klub, Nevelski-Denkmal etc. sind trotz ihrer Grösse geschmackvoll. Kriegshafen, Docks, Werkstätten u. s. w. erstrecken sich in endlose Weite entlang der geräumigen Bucht.

Für den, der Wladivostock vor dem eigentlichen Sommer besucht, ist das Klima zweifellos angenehm. Der Sommer selbst treibt die bessere Gesellschaft in ihrer Musse landeinwärts nach verschiedenen ländlichen Erholungsplätzen oder an irgend einen Punkt der vielgebuchteten Meeresküste. Man flüchtet gerne vor der Hitze und dem unleidlichen Staube. Der Winter ist sibirisch streng, nicht sehr schneereich und lang, aber die äusserst schneidenden Winde mögen durch die vollständige Abholzung der Hügel, an deren Hang Wladivostock sich hinstreckt, zweifellos eine unangenehm gesteigerte Accentuierung erhalten.

Eine Merkwürdigkeit des ganzen Ussuri-Grenzlandes ist die ausserordentliche Trockenheit des August und September, die uns später am unteren Amur als die Ursache der Laubvertrocknung am Baume, lang bevor die eigentliche Abfallzeit der Blätter beginnt, bezeichnet wurde.*

Was die Lebensverhältnisse Wladivostocks anlangt, so müssen dieselben direkt und indirekt als sehr teuer bezeichnet werden.

Alles kommt von auswärts! Weizenmehl von der Mandschurei und von Amerika, sonstiges Getreide und Ackerfrüchte etc. von der Mandschurei, Kartoffeln, wenn Zeiten schlechter Ernte in der Nähe sind, wie auch der Reis, von Japan und Indochina, Trauben, Aepfel, Birnen von Hokkaido und Chefoo und die Unzahl der sonstigen Provisionen in Tins von Deutschland und Amerika.

* Während der Monate Mai bis Juli sind Nebel und Regen an der Tagesordnung (Juni am nebelreichsten), und nur vier Monate, Juni, Juli, August und September, sind absolut frostfrei; der Schneefall beginnt Ende Oktober, ist am stärksten im Dezember und endet Februar, die Begrünung der Gegend erfolgt spät (anfangs Juni). Während der letzten zwei Jahre war durch Eisbrecher der Hafen offen gehalten worden.

Haushaltungsgegenstände, Stoffe, Toilettenartikel, Wäsche, kurz alles unter den Titel besserer Hauseinrichtung und Lebenshaltung irgendwie Subsumierbare oder Werkzeuge für Gewerbe sind fast ausschliesslich von Deutschland importiert, während für die Ausrüstung und Bekleidung der niedrigeren Volksschichten japanische Industrieerzeugnisse, von Chinesen über Port Arthur und Mandschurei eingeführt, einen sicheren und weiteren Markt sich stetig erobern.

Sehr fühlbar macht sich zweifellos die Armut an Feuer- und Konstruktionsholz in der Nähe geltend, so dass die Preise desselben bemerkenswert hohe genannt werden müssen. Wir begegnen fast überall diesem anscheinend merkwürdigen Phänomen, dass in einem holzreichen Gebiete, wie Ussuri-Grenzland, Holz in der Nähe von Städten, Ansiedelungen nur zu unverhältnismässigen Kosten und schwer erhältlich ist. Weit und breit in der Nähe von solchen grösseren Ansiedelungen sind nämlich bei Begründung derselben die Wälder in unvernünftigster Weise zerstört worden, (ich komme darauf noch später zurück) und zwar nicht durch die Axt allein, sondern hauptsächlich durch Feuer, und nun verursacht natürlich in den wenig besiedelten weglosen Gegenden des Hinterlandes solcher Plätze die Beischaffung von Holz auf oft kolossale Entfernungen auch enorme Kosten.*

Die ganze Ussuri- und sibirisch-mandschurische Bahn, welche bisher allein Holzfeuerung hatte, wird mit dem Zurückweichen der ausbeutbaren Waldgrenze in kurzem zur Kohle als Heizmaterial greifen müssen. Der Verbrauch von Feuerholz in den Haushaltungen ist entsprechend den durch das Klima nötigen riesigen Oefen ein enormer, und 3 Ster mögen pro Jahr als Minimum pro Kopf der Inwohner bezeichnet werden, das Holz für Kochen ungerechnet; Wohnungen, Hotels, Restaurants etc. sind auch für östliche Verhältnisse als teuer zu bezeichnen.

Dem Wert und der wirtschaftlichen Bedeutung der sibirischen Bahn, deren östlicher Endpunkt in Wladivostock dieser

* Ein cbm gutes Lärchenbauholz erzielt einen Preis von 20–25 Rubel = 40–50 M, und Eichen, Eschen, Akazien, Phellodendron das Doppelte. Die Tanne ist in der jüngsten Zeit in grösserem Umfange an Stelle des Lärchenholzes für Bretter getreten. Brennholz variiert zwischen 3–5 Rubel oder 4–10 M. pro Ster; Kohle pro 1 Tonne sehr schlechter Qualität von Sachalin kostet zwischen 11–12 Rubel (22–24 M.) im Grossankauf; man bezieht jetzt eine viel bessere Qualität von Hokkaido und Moji in Japan.

Stadt hauptsächlich zu ihrem amerikanisch rapiden Aufschwung verholfen hat, will ich später nähertreten und zuerst versuchen, den Eindruck, den die Ussuriregion und die Gegend am unteren Amur auf mich machte, zu schildern.

Zuvor jedoch sei mir gestattet, mit ein paar Worten den Befund der Waldregion in nächster Nähe Wladivostocks, und 70 km zählen in Sibirien dazu, zu erwähnen. Die Gegend um Wladivostock ist hügelig und mit Ausnahme der grasigen Talsohlen scheinbar gut bewaldet, soweit das Auge reicht. Betritt man aber auch diesen sogenannten Wald, so bleibt kein Zweifel, dass er praktisch zerstört und durch Axt und Feuer in eine Verfassung gebracht ist, die ihn auch nur mit Schwierigkeiten zur Brennholzlieferung ferner heranziehen lässt. Da sich derzeit die einzige wirtschaftliche Massregel auf ein völlig ungeordnetes, verschwenderisches und wüstes Herumhauen beschränkt, so ist das Ende leicht abzusehen. Die einfachsten Prinzipien einer Regelung und etwas Aufsicht hätten es wohl möglich gemacht, das Material für so manche Tausende von Holzhäusern in Wladivostock zu entnehmen, ohne zugleich so bald schon den jetzt fühlbaren Holzmangel heraufzubeschwören, aber in wilder Zerstörung ist Sibirien gross wie kaum ein anderes Land, höchstens Amerika ausgenommen. Die Zusammensetzung solcher ausgebeuteter Forste ist jetzt in der Hauptsache durch schlechte Eichen (Quercus Mongolica), Erlen, Linden, Pappeln, Weiden, Birken und Phellodendron Amurense gegeben, die wertvollen Nadelhölzer, wie Lärchen, Fichten, Kiefern, sind grossenteils verschwunden und waren ehedem zweifellos in gutem Verhältnisse und in grösseren Horsten beigemischt. Das Feuer in seiner vielfachen periodischen Wiederkehr vernichtet natürlich, wo es hingelangt, das Nadelholz jeden Alters, und die widerstandsfähigen Laubhölzer erhalten dann die Oberhand in einer Weise, die den mit solchen Bildern Unbekannten zu dem Glauben verführt, als ob er in der jetzigen Zusammensetzungsweise die ursprüngliche vor sich habe, was keineswegs der Fall ist. Die ganzen klimatischen Verhältnisse weisen hier auf eine Nadelholzregion hin, und an einzelnen dem Verderben entronnenen Plätzen kann man sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen.

Folgen Sie mir nun im Geiste durch das Ussurigebiet zum Amur.

Die Strecke Wladivostock-Habarovsk stellt eigentlich das eine Ende der sibirischen Bahnlinie zwischen Transbaikalien und

dem pacifischen Ozean dar, wie selbe ursprünglich geplant war. Vom Baikalsee sollte die Trace um die Mandschurei herumführen, ungefähr dem Laufe des Amur sich anschmiegend, bis zur Einmündung des Ussuri in denselben bei Habarovsk. Politische Konstellationen und diplomatische Erfolge Russlands ermöglichten nun die Ausführung der geraden Verbindungslinie vom Baikalsee nach Wladivostock durch die Mandschurei vor Vollendung der ersteren Trace. Das Stück zwischen Kaidalovo und Stretensk zeigt auf der Transbaikalischen Seite noch den Ansatzpunkt der erstgewählten Route. Diese wird, wenn auch mit einiger Verspätung, unzweifelhaft noch vollendet werden, um die ungünstigen Verkehrsverhältnisse auf dem Amur und Shilka zugunsten der Amurprovinz zu bessern.

Der Zug, der den Reisenden aufnimmt, um ihn in 27–30 Stunden die 716 verst = 750 km bis Habarovsk zu bringen, ist aus 10 bis 15 Waggons zusammengesetzt, deren geräumige Platzeinteilung, solide Konstruktion und namentlich Höhe, z. B. im Vergleich mit der Enge der japanischen, als eine ausserordentliche Annehmlichkeit empfunden wird. Die Möglichkeit für mindestens die Hälfte der Passagiere, bei Nacht auf sehr praktisch angeordneten breiten Klappmatratzen schlafen zu können, trägt nicht wenig zur Erleichterung der Tour bei; die Vollbesetzung eines Zuges dürfte nur sehr selten eintreten, und so findet sich durch eine selbstgeübte liberale Verteilung der Schlafplätze innerhalb des mit durchlaufendem Seitengang versehenen Zuges wohl für jeden bei Nacht ein Ruheplatz. Wer sich besonderen Luxus gestatten will, der mag Kopfkissen und Decke mitbringen; auf der sibirisch-mandschurischen und zentralmandschurischen Bahn, wo man mehrere Tage zu fahren hat, um an die grösseren Knotenpunkte, wie Tashihchiao (Newchwang), Port Arthur, zu kommen, wird dies zur Notwendigkeit. Das Handgepäck wird jedermann in Sibirien und der Mandschurei auf das allernotwendigste beschränken müssen, so dass er sich im Falle der Not auf kurze Strecken selbst behelfen kann; denn nicht immer sind bei einem durch irgend welchen Zufall veranlassten Umparkieren oder dergleichen hülfreiche oder sichere Hände in genügender Anzahl zur Verfügung. Das erlaubte Freigepäckgewicht ist zudem sehr beschränkt und die Taxen für den Gepäcktransport ausserordentlich hoch. Die Geschwindigkeitsleistung geht bei diesen Zügen, alle Aufenthalte eingerechnet, selten über 25 km pro Stunde hinaus.

Für leibliche Bedürfnisse ist durch einen Speisewagen mit guter Küche gesorgt; das russische, aus der nationalen Kraut- oder irgend einer andern Suppe, dann aus Fleisch und etwas Mehlspeise bestehende Menu zu 1 Rubel ist als preiswert und verhältnismässig billig anzusehen. Besondere Gelüste kulinarischer Art können im Umfang der Speisekarte eines kleinen Restaurants befriedigt werden, und alkoholische Stärkungsmittel vom simplen Wodka, dem russischen Nationalschnaps, bis zum Champagner stehen jederzeit zur Verfügung, allerdings zu enormen Preisen.* Man wird stets gut tun, sich mit einem kleinen, womöglich metallenen Teekessel, einem ebensolchen Becher, Löffel sowie mit Tee und Zucker zu versehen; heisses Wasser ist überall auf den Stationen unentgeltlich zu haben, und ein Glas Tee wird aus irgend einem der fünf klassischen Gründe für Trinken, immer gern genommen.

Die Landschaft ist kurz nach dem Verlassen von Wladivostock anfangs wenig interessant und die Amurbai, eine Einbuchtung des Meeres, welche umfahren wird, etwas monoton. Die Bahn erreicht nach einigen Stunden, 108 km von Wladivostock entfernt, Nicholskoe, und hier sieht man zuerst die Anzeichen eines etwas grösseren Ackerbaus, während bis zu diesem Punkte die Linie zwischen den niedrigen mit Eichen, Pappeln, Birken etc. schlecht bewaldeten Hügeln hin und abwechslungsweise über endlose grassteppenähnliche Talmulden führt.

Nicholskoe ist auch die Abzweigstation für die sibirische Bahn durch die Mandschurei, und ein geschäftiges Treiben herrscht auf dem hübschen geräumigen Bahnhofe. Die Stadt Nickolskoe liegt ca zwei km abseits in einer weiten, flachen Terrainmulde und inmitten unabsehbarer Felder, auf denen Weizen, Gerste und Kartoffeln, bei dem Raumüberfluss an Ackerboden einstweilen offenbar nur auf den besten Plätzen, mit sehr gutem Erfolge gebaut werden.

Wenn einmal die Besiedelung dieses Landstriches in grösserem Umfange vor sich gegangen ist, dann wird sich auch die Versorgung der grösseren Städte z. B. Wladivostock mit landwirtschaftlichen Produkten aus der Umgegend besser geltend machen können, und die derzeitigen, künstlich hoch getriebenen

* Ein Flasche russisches Bier unbestritten mittelmässiger Qualität kostet z. B. 1 Rubel 25 Kop. = 2 Mark 50 Pfennig und das unschuldige Fläschchen Selterswasser zu ca ½ Liter Inhalt 40 Kop. = 80 Pfennig; 1 Flasche Champagner 12–13 Rubel = 25–26 M.

Preise der an sich trotz weitem Transport nicht teueren, in erster Linie aus der Mandschurei importierten Lebensmittel auf ein mehr bekömmliches Mass zurückführen. Der Ackerboden, ein schwach lehmiges Land, gedüngt mit dem tausendjährigen Humus der einstigen Wälder, ist bis gegen Habarovsk und noch eine Strecke darüber hinaus für Landwirtschaft zweifellos sehr gut geeignet, in erster Linie natürlich im Ussurital selbst und dann auf den tieferen, welligen Abhangshügeln, welche die westlichen Ausläufer der nord-südlich verlaufenden Grenzberge an der Seeküste (Shikota-Alin) darstellen.

Die Temperatur der 5 Vegetationsmonate, welche allein für Bodenkultur in Betracht kommt, ist merkwürdigerweise nördlich gegen Habarovsk hin grösser (+ 17° C) als in Wladivostock trotz der selbstverständlich hier niedrigeren Wintertemperatur. Als Hinderungsmittel des bei diesen Wärmeverhältnissen in beträchtlichem Umfange möglichen Getreideanbaus erscheint aber die ungemein hohe Feuchtigkeit während der Sommermonate.*

Ausgedehnte Waldungen, Sümpfe und Moräste finden sich allenthalben, leider die ersteren gegen die Talsohlen und die Besiedelungszone hin sichtlich stark durch Feuer in Mitleidenschaft gezogen.

Das ganze, wenig hinter der Grösse Italiens (ohne Sardinien und Sicilien) zurückstehende Ussuriland ist in landwirtschaftlicher Hinsicht bedeutend höher anzuschlagen als das westlich angrenzende Amurland, wenigstens im zentralen und südlichen Teile. Gegen den Unterlauf des Amur (also um Nicholajevsk) dagegen wird Landwirtschaft von nennenswertem Umfang klimatisch unmöglich.

Die Fahrt geht ununterbrochen abwechselnd an Feldern, Wiesen mit stattlichen weidenden Rinderherden, sumpfigem Terrain und Wald vorüber, ausser zwei grossen Flussüberbrückungen keineswegs besondere Schwierigkeiten beim Bau aufweisend. Die eine dieser beiden mächtigen eisernen Brücken ist über den Ussuri gelegt, etwa auf halbem Wege zwischen Wladivostock und Habarovsk, und von da an läuft die Linie den genannten Fluss entlang und in geringer Entfernung von demselben. Die Stationen sind wenige und in grossen Intervallen (15–20 km).

Was an Wald passiert wird, setzt sich durchschnittlich, bis auf weite Distanzen von der Bahnlinie entfernt, aus einem ungleichalterigen Gemisch von Eichen, Erlen, Ulmen, Pappeln,

* 560 mm pro Jahr, davon 312 mm während des Sommers.

Birken und diversen Sträuchern zusammen, ist unregelmässig, licht, mit viel Gras am Boden, das richtige Bild des wiederholt vom Feuer verwüsteten Urwaldes. Hier waren, wie schon betont, die heute nur noch in grosser Entfernung von den Kolonisationsgründen vorhandenen Nadelhölzer wie Fichten, Tannen, speziell Pinus Cembra und Lärche, früher umfangreich beigemischt. Ab und zu passiert man ein kleines Restchen dieser originalen Bestockungsform, um aber, gewissermassen als Aequivalent, kurz darnach durch das Vorhandensein grösserer reiner Partieen von Krüppeleichen, Pappeln und Birken über riesigen Nadelholzstöcken wiederum an die Herrschaft des Feuers erinnert zu werden. Dann und wann sind abgestorbene und frisch von Feuer und Rauch geschwärzte Waldriesen in der Ferne an den Abhängen der Hügel sichtbar, oder eine gnädige Laune des Schicksals bereitet uns nahebei ein solches Brandschauspiel in voller Aktion, wie man Aehnliches ja auch in Hokkaido dutzendemal wahrnehmen kann.

Gegen Habarovsk sieht man die stattliche Pinus Cembra mit ihrer dunklen Krone und der eigentümlichen Zwieselform des Schaftes häufiger, ebenso sind Lärchen (Lar. dahur.) auf grossen Flächen in Mischung mit Cembra erhalten und zwar in der Form wertvollsten starken Altholzes Ihre Rettung mögen diese Forste dem ausserordentlich nassen, sumpfig moorigen Boden verdanken, der sie vor der Feuerpest bewahrte. Diesen Waldungen wurde auf der Rückreise ein Besuch abgestattet. Einstweilen war die Absicht, unter Ausnützung des guten Wetters womöglich ohne grössere Aufenthalte die Amurmündung zu erreichen. Reizende kleine, aus Holz konstruierte Sommerwohnungen bei Korkovskoe verraten die Nähe von Habarovsk, das auch nach einer Stunde erreicht ist.

Habarovsk trägt die Anzeichen einer erzwungen raschen Entwicklung; es ist weitläufig mit breiten geraden Strassen ohne Pflaster, die einzelnen Quartiere etwas unzusammenhängend über drei Hügel und deren Verbindungstäler zerstreut, mit klaffenden Lücken der Häuserbebauung und dementsprechender Ausdehnungsmöglichkeit im fixierten Raume. Unscheinbar und im scharfen Kontrast zu den roten Ziegelbauten der neueren Zeit stehen die alten Quartiere mit niedrigen Holzhäusern, und eine gewaltsame Hand hat mit energischen Strichen in neuerer Zeit ihr „*Sic volo, sic jubeo*“ hinsichtlich der Formung der Stadt ins Terrain gezeichnet, seit sie von einem im Jahre 1858 gegründeten

Kosakenposten Hand in Hand mit den Erfolgen der lautlosen und energischen russischen Politik an Bedeutung gewann. Heute ist sie der Sitz des Generalgouverneurs von Ost-Sibirien.

Das Museum, die Kathedrale, der Palast des Gouverneurs, das Kasino der Garnison etc. liegen auf dem Plateau des hohen, steil zum Amur abfallenden nördlichen Ufers. Die Böschung zum Flusse hinab selbst ist in hübsche öffentliche Anlagen umgewandelt. Weit schweift das Auge über die breite Wasserfläche des majestätischen Amur, der 256 km stromaufwärts den Ussuri in sich aufgenommen hat, und marschige Ebene im Vordergrunde, niedere Hügelreihen mit dunklem Walde in weiter Ferne vervollständigen ein ruhiges Panorama von imponierender Grösse. Die Statue Muraviov's, des rastlosen Eroberers der Länder am Amur, auf einem Vorsprunge des Plateaus bringt in der einfachen Komposition der sinnend die Arme faltenden überlebensgrossen Figur die Willenskraft, das Zielbewusstsein und die Erfolge des eisernen Mannes beredt zum Ausdruck. Nach Süden ist sein Blick gerichtet, — dort überm Fluss liegt Mandschuria, und die Gegenwart zeigt nur zu deutlich, wie die magischen Wellen seines Geistes den Tatendrang seiner Nachfolger belebten!

Der Aufenthalt in dem Hotel „Habarovski" mit seiner vordringlichen neugebauten Front in der Hauptstrasse wirkt ungemütlich durch die schäbige Eleganz, zu der die Preise um so weniger passen, als die Reinlichkeit und die Qualität alles Gebotenen den Grad tiefer Mittelmässigkeit kaum überschreiten. Gewisse sanitäre Einrichtungen und die Wasserrationen zur Reinigung des Körpers lassen einen bedenklichen Schluss auf sibirische Verhältnisse in dieser Richtung zu. Die daraus keimende Voreingenommenheit gegenüber sibirischen Zuständen findet leider ihre Bestätigung, je kleinere Orte man besucht, und der Kontrast ist umso fühlbarer, wenn man, wie wir, vom reinlichen Japan herüberkam. Eine gewisse Abtönung hatte freilich schon in Wladivostock Platz gegriffen.

Habarovsk mit 16–18.000 Einwohnern, die Garnison nicht eingerechnet, zeigt natürlich die Eigentümlichkeit aller gewaltsam in grössere Verhältnisse heraufgepressten Posten in Ostsibirien. Es hat keine eigentliche Umgebung mit landwirtschaftlichem Betriebe, der die Stadt oder den Platz genügend mit Lebensmitteln und den diversen Produkten des Bodens oder der Viehzucht versorgen könnte. Es liegt dies in der Art des

Fortschreitens der russischen Okkupation neuer Länder. Die politische und militärische Wichtigkeit erfordert die Schaffung eines Stützpunktes in kürzester Zeit mit vollem Zubehör an Verwaltungsorganen, oft mitten in einer bisherigen Wildnis. Die weitere Entwicklung geht dann später von diesem Zentrum aus, und da z. B. im Ussuri- und Amurland im grossen ganzen erst eine ackerbautreibende Bevölkerung durch Kolonisten vom europäischen Russland her geschaffen werden muss, so steht man hier eben vor dem umgekehrten Faktum sonstiger Landesentwicklung, wo aus den sich verdichtenden Ansiedlungen der Ackerbauern durch Abscheidung der Handwerker etc. sich Industrie- und Handelszentren, eben die Städte bilden. Aehnliches findet man ja auch in Amerika, wo die Städte pilzartig aus dem Boden schiessen, aber man darf nicht vergessen, dass ein gewaltiger Unterschied zwischen der Bevölkerung Amerikas und jener Sibiriens besteht. Amerika mit seinen Legionen werktätiger, intelligenter Kräfte, mit seiner hohen Entwicklungstufe hinsichtlich Landwirtschaft, Industriebetätigung und Minenbenützung, mit dem überall bereiten gesamten Apparat der Kultur in Eisenbahnen, Telegraphen und Maschinen etc., unter der Aegide enormen Kapitals und der volkstümlichen amerikanischen Unternehmungslust, gestützt durch Freiheit und Vielseitigkeit, ist grundverschieden von Sibiriens zwangsweise angesiedelter, der amerikanischen materiell und geistig inferioren Bevölkerung. Die Absatzverhältnisse der Produkte irgend einer Unternehmung sind in Amerika durch ein reiches Netz von Verkehrslinien und die Handels- und Kreditverhältnisse auf eine weitaus günstigere Basis gestellt als hier, wo die generelle Unaufgeschlossenheit der Gegend, widriges Klima und namentlich eine zur Initiative erzogene Bevölkerung gänzlich fehlt. Die Zähigkeit des Russen und die Konzentration aller geistigen Fähigkeiten der leitenden Kreise in der neueren Zeit auf ein bestimmtes Ziel, das meist bemerkenswert hoch gesteckt ist, werden den Erfolg zweifellos schliesslich auch hier erreichen lassen, wenn auch langsamer.

Habarovsk ist klimatisch sogar günstiger gestellt * als die Gegend am oberen Ussuri und mag somit erwartet werden, dass der Anblick grösserer Getreidefelder wie bei Nicholsk nur eine Frage der Zeit ist. Gegenwärtig kommen die landwirtschaft-

* (Während der Vegetationszeit + 17° C).

lichen Produkte (Getreide und Vieh) in der Hauptsache von der Mandschurei auf dem Sungari und Amur zum Importe.

Der Wasserweg nach Transbaikalien, den Amur und Shilka hinauf, repräsentiert eine lebhafte Verkehrsstrasse für Produkte aus Mandschurei und Transbaikalien (Getreide, Kartoffeln etc., Rindvieh), obwohl in seiner Wirksamkeit nicht wenig gehemmt durch ungünstige Bettverhältnisse des Flusses (Schiffe können höchstens 4 Fuss Tiefgang haben) und Eis. Blagoveschzenzk, einige 975 km Amuraufwärts, eine blühende Handelsstadt und das Zentrum der sibirischen Goldindustrie, mit seinen 40.000 Einwohnern wurde mir ebenfalls als der Typus einer kontinentalen sibirischen Stadt bezeichnet, aber die Fahrt von Habarovsk über Blagoveschzenzk nach Stretensk den Amur und Shilka aufwärts erfordert einerseits fast 24 Tage Zeit, und zahlreiche Cholera-Fälle eröffneten anderseits die Möglichkeit, bei der Ankunft an der sibirischen Eisenbahn in Stretensk ein paar weitere Wochen in Quarantäne gelegt zu werden. So wurde von dem Plane des Besuches dieser interessanten und durch waldbedecktes Hügel- und Gebirgsland führenden Strecke abgesehen, obwohl ein solcher den Vorteil gehabt hätte, uns den Rückweg nach Wladivostock zu ersparen.

Um von Habarovsk nun weiter nördlich vorzudringen, ist man auf die Schifffahrtsgelegenheiten auf dem Amur angewiesen. Ein regelmässiger Postdampferdienst ist zwischen Habarovsk und Nikolajevsk mit einer Anzahl Anlegepunkte auf der Strecke eingerichtet. Die hiefür bestimmten Schiffe sind flachgehende kleine und mittlere Raddampfer (ca 60 m lang, 14 m breit) und enthalten Kabinen für ca 50 Personen im Durchschnitt; I. und II. Kl. differieren in Bequemlichkeit und Essen nicht auffallend, die Räume sind jedoch sehr prekär und lassen die nötige Sauberkeit oft stark vermissen.* Das vorhandene Oberdeck gewährt dagegen die Möglichkeit, sich angenehm zu ergehen. Das Hauptdeck und der hintere Teil des Oberdecks sind für die Zwischendeckpassagiere bestimmt, die in buntem Durcheinander eine interessante Rassenmischung aufweisen. Die Zwischendeck-

* Der Fahrpreis kann nicht eben niedrig genannt werden, er beträgt 13½ Rubel = 27 M in II. Kl. für die ca 900 km lange Strecke, und zwar ohne Verpflegung. Die letztere ist genügend und besteht aus einer einfachen Mahlzeit mit reichlichen Portionen, Abends nur 1 Fleischgang, Morgens Kaffee und als Beigabe zu jeder Mahlzeit Tee. Der Preis hiefür ist 2 R 25 = 4 M 50 Pf. pro Tag. Sehr teuer sind Getränke jeder Art ausser Tee (1 Fl. Bier russischen, japanischen oder amerikanischen Ursprungs kostet von 70 Kop.—2 Rubel, Kwass und kohlensaueres Wasser 30–40 Kop. = 60–80 Pf.

passagiere, meist ganze Familien, kampieren schlecht und recht auf dem Boden unter Zuhilfenahme mitgebrachter alter Decken oder Bündel, welche die schmale Habe enthalten. Man findet da repräsentiert den russischen Bauern, untersetzt, mit struppigem Vollbart, Chinesen als Handwerker oder kleine Kaufleute, koreanische Kuli. Goldwäscher von den Golddistrikten, Jäger, Kosaken und ab und zu ein paar Vertreter der einheimischen Mongolenstämme wie Giliaken, Golden, oder Buriaten (letztere vom oberen Amur aus Transbaikalien stammend). Die europäische Gesellschaft der I. und II. Kl. besteht aus einer Anzahl (uniformierter) russischer Beamten und aus Kaufleuten, welche Dienst oder Geschäft zum Reisen veranlassen. Die ganze $3\frac{1}{2}$ tägige Fahrt ist etwas monoton: weit und breit niedriges Land oder schwachwellige Hügel mit endlosem Wald, Sümpfen oder Grasland, und nur in grosser Entfernung vom Flusse sieht man einmal eine höhere Bergkette in östlicher Richtung, die bei Sofiesk etwas näher herantritt. Der Fluss ist von einer wechselnden Breite, zwischen 400 und 1.000 m, und kleine Poststationen an seinen Ufern werden in Zwischenräumen von 6–10 Stunden angelaufen. Es sind dies Orte von 20 bis zu 100 Häusern, an der Uferbank langgestreckt zerstreut und auf Lichtungen früheren Wald- oder Sumpfterrains erbaut. Die Häuser, ganz von Holz konstruiert und niedrig, machen mit ihren weissen Fensterrahmen keinen unfreundlichen Eindruck. Frauen, Männer und Kinder bieten die Erzeugnisse ihrer kleinen Wirtschaft, Milch und Brot oder Backwerk, auch Fische zum Kaufe an, sobald der Dampfer anlegt. In der Hauptsache ist es eine Fischerbevölkerung, welche in diesen Niederlassungen haust. Nirgends fehlt die Kirche (wenn auch oft in recht baufälligem Zustande) als Wahrzeichen, dass orthodoxer Glaube hier eine Heimstätte hat.

Eine Anzahl der Ansiedler erwirbt sich neben etwas Viehzucht und Ackerbau noch Verdienst durch Holzfällen für den Bedarf der Schiffe. Holzzaine grob aufgespaltenen Scheitholzes stehen zur Verladung als Feuerholz am Ufer bereit. Natürlich hilft diese Art der Kesselfeuerung ebenso kräftig zu der Zerstörung des Waldes mit wie die Lokomotive, welche auf der Ussuribahn oder der sibirischen und mandschurischen Linie ja auch nur mit Holz geheizt wird. Diese Poststationen erhalten ihre eigentliche Wichtigkeit erst im Winter, wenn der ganze Verkehr von Nicholajevsk nach Habarovsk und umgekehrt auf dem festgefrorenen Amur vor sich geht; sie sind dann die Relaisplätze für

Pferde und Rastpunkte der Reisenden, die sich an den riesigen aus Ziegeln gebauten Oefen von der schneidenden Kälte der Fahrt erholen mögen.

Was den Wald entlang dieser ganzen Flussstrecke anbelangt, so trägt er in nächster Nähe der Ufer die Zeichen der Vernichtung durch Hochwasser und Eis und durch Feuer auf weiter entfernten Plätzen nur zu deutlich zur Schau, namentlich jede hügelartige Erhebung lässt dies sicher wahrnehmen. Die Brände am Amur erfreuen sich einer gewissen Selbstverständlichkeit, der nur Aufmerksamkeit geschenkt wird, wenn dieselben wie im Jahre 1887 eine solche Ausdehnung annehmen, dass die Schifffahrt auf dem Amur wegen der unerträglichen Hitze und des jede Aussicht hindernden Rauches für Wochen eingestellt werden muss. Ungleichalterige Horste von Lärchen, Fichten, Erlen, Birken, Pappeln und Weiden ziehen in reinen Gruppen oder untereinander gemischt am Auge vorüber, und die Monotonie der flachen Uferlandschaft wird durch eine stundenlang das Ufer einsäumende niedere Weiden-oder Erlenbestockung geradezu unangenehm gesteigert. Freut man sich einmal, eine Partie alten Hochwalds in der Nähe zu erblicken, so ist man nur umsomehr enttäuscht beim Näherkommen, da man in der Regel nur einen geschwärzten abgestorbenen Bestand vor sich sieht, zu dessen Füssen eine junge Generation von Birken, Pappeln etc sich anschickt, dem unausbleiblichen Schicksal des Feuertodes entgegen zu wachsen. Moorige Wiesen mit hohem Gras kontrastieren in ihrem lebhaften Grün mit dem sie umschliessenden dunkeln, mattfarbigen Walde. Im grossen ganzen bleibt der Eindruck eines endlosen moorigen, waldbedeckten Tief- und niedrigen Hügellandes, das wohl in der Hauptsache als ewige Forstregion bezeichnet werden muss, zweifellos in seiner nördlicheren Hälfte gegen Nikolajevsk, da die klimatischen Bedingungen dort zu ungünstig für Landwirtschaft sind. Rein landschaftlich betrachtet sind manchmal die Gegenden am Amur, besonders gegen Abend, von einem eigenartigen Reize. Ruhig zieht das Schiff seinen Kurs auf der weiten Wasserfläche, tief schwarz erscheint das Wasser in nächster Nähe, während es gegen die Ufer im Westen, wo die Sonne eben untergegangen ist, in successiv hellere Schattierungen vom tiefen Blau in Grün, Rot und zuletzt in intensivstes Gelb verläuft, wie ein Regenbogen von riesiger Breite. Dazu die stillen gespensterhaften Uferweiden, deren unzählige Spitzen und Blättchen sich

mit frappanter Deutlichkeit gegen den in Glut getauchten Himmel abzeichnen. Darüber wiederum die allmähliche Abtönung der feurigen Gloriole, vom flüssigen Golde zu hellem Smaragd-Grün und Azur-Blau, an das sich im Zenit tiefstes Violett anreiht, um gegen Osten in unbestimmtes Grauschwarz überzugehen. Kobaltblaue Bergeshöhen sind gegen Südosten zu in Dämmerung versinkend sichtbar, und über ihnen emporsteigend der Mond, dessen langstreifiger Widerschein im Kielwasser des Schiffes silberne Kringel formt. Langsam vergeht Glut und Farbenspiel, und rotfunkelnd wie gierige Augen von Dämonen blitzen die Signallichter der Richtpunkte am düsteren Ufer — die Luft eine seltsame Mischung von Maiglöckchen, Kiefernduft und moderiger Substanz. Wer Abende an einem der moorumsäumten Seen, etwa dem Chiemsee im südlichen Bayern, verlebt hat, dem werden solche Bilder bekannte Heimaterinnerungen vorzaubern!

Die Temperatur schwankt im Amurlande zwischen Extremen, und wer sich im Juli bei 30° im Schatten am Vormittage den zugigsten Platz auf Deck des Schiffes aufsucht, um etwas Kühlung zu erhalten, wird sich schwer mit dem Gedanken befreunden, dass im Winter hier eine Kälte von—25° C und mehr eben nicht zu den Seltenheiten gehört und dass in der letzten Hälfte des Oktober wegen des Eises die Schifffahrt auf demselben Amur wieder eingestellt werden muss bis Ende Mai, wo dann wiederum verhältnismässig rasch der Eisgang erfolgt.

Endlich ist Nikolajevsk in Sicht, und der Dampfer dreht, in grossem Bogen laufend, bei, um nicht mit den angehängten Transportbarken in Kollision zu geraten. Nach dem üblichen Aufenthalte durch ärztliche Untersuchung etc legt man schliesslich an einem wellblechgedeckten Schuppen an, der den kühnen Namen „Landungshalle" trägt. Der Pass muss vorgezeigt werden und stellt in meinem Falle den riesigen Gendarm vor eine recht kitzlige Alternative. Lesen kann er ihn nicht, weil er deutsch verfasst ist, und das Publikum betrachtet mit unverhohlener Neugierde den Fremdling, der nicht so glücklich ist, sofort passieren zu können, wohl vermutend, dass mit dem Fremden „was" nicht „richtig" sei. Ohne weiteres den Fremden durchzulassen, scheint dem Gendarmen nicht angängig, und so hilft sich der Brave unter dem Drucke der murrenden landungssüchtigen Passagiere durch das Auskunftsmittel einer sinnenden Miene, und weiss Gott was murmelnd gibt er mit gnädigem Kopfnicken das Zeichen zum Passieren. Staunend be-

wundert wieder einmal das niedere Publikum die Ueberlegenheit der Polizeimacht, die alles kann, sogar verkehrt in der Hand gehaltene deutsche Pässe lesen.

Da mir von einem Deutschen an Bord der Rat gegeben war, mich bei Zeiten nach Quartier umzusehen, so gehts im Galopp mit einer der schmutzigen Troikas durch Staub und Sonnenbrand zum Städtchen hinauf, von dem man anfänglich recht wenig wahrnimmt, da es auf dem Plateau der Ufereinfassung gelegen ist und ganz in kleinen Baumgruppen versteckt zu sein scheint. Das einzige Gasthaus hat nur sieben Schlafräume; Zimmer sind wohl nur zwei davon zu nennen, und die durchschnittliche Ausstattung derselben lässt alle, auch die bescheidensten Ansprüche unerfüllt. Das Einzige, was man sich ersehnt, ein annehmbares Bett oder eine Lagerstatt, ist repräsentiert durch ein Holzbrettplanum in einer eisernen oder hölzernen Bettstelle und darauf eine 3 cm dicke Matratze sowie eine Decke zum Zudecken; Leintücher sind selbst mitzubringen oder werden extra berechnet. Die gute Laune wird unter solchen Umständen auch bei wenig verwöhnten Forstleuten nicht gehoben, denn die Aussicht, nach drei Tagen harten Liegens auf einer Art Panzermatratze während des Aufenthaltes auf dem Schiffe in noch weniger einladende Verhältnisse zu geraten, ist wenig dazu angetan, Segenswünsche für sibirische Gasthäuser zu erzeugen, aber die begleitenden Umstände, die wir erst nachher erfahren sollten und die in Sibirien als selbstverständlich hingenommen werden, hatten nach wenigen Tagen den Entschluss gezeitigt, im Freien auf dem Erdboden zu kampieren. Infolge menschenfreundlicher Vermittlung des Vertreters der deutschen Export- und Importfirma von Kunst und Albers kam dies jedoch nicht zur Ausführung.

Es ist mir aus begreiflichen Gründen nicht möglich, mehr wie Andeutungen über die Ursachen des obigen Entschlusses zu geben; man schien in ein richtiges Nest verrufenster Art geraten zu sein, dessen Spektakel durch mehrere Tage weder bei Tag noch bei Nacht auch nur eine Minute Ruhe erlaubte und dessen Reinlichkeitsverhältnisse in jeder Richtung eben „sibirisch" sind, worüber sich freilich der Russe als über etwas Selbstverständliches ohne jede Notiz hinwegsetzt. Und dabei war dieser einstöckige halbverfallene Blockhausbau die einzige Unterkunftsmöglichkeit in dem ca 7.000 Einwohner zählenden Nikolajevsk, wo der Verkehr von Fremden, d. h. Kaufleuten immerhin ein ziemlich reger ist.

Nikolajevsk steht unter dem Zeichen des „Fisches". Der

Fischfang (Lachsfang) und Verkauf desselben beherrscht alle Verhältnisse, da er die nahezu einzige Beschäftigung und Einnahme der russischen, seit 1850 angesiedelten Bevölkerung darstellt. In ungezählten Scharen kommen die Lachse aus der Ochotskischen See den Amur zum Laichen herauf, und von der 25 km von Nikolajevsk entfernten Mündung des Amur bis weit hinauf stromaufwärts ist im Sommer am Ufer Fischerniederlassung an Fischerniederlassung gereiht, deren Insassen dem Fange der geschätzten Wasserbewohner obliegen. Die ganze Ausbeute wird tatsächlich fast allein von japanischen Fischern gewonnen, die zur warmen Jahreszeit mit 70–100 Dschunken und 6–700 Mann hierher eilen. Der Hafen von Nikolajevsk hat deshalb zu gewisser Zeit einen ganz japanischen Anstrich.

Das Geschäft ist zweifellos sehr lukrativ, wenn man die Preise der gesalzenen und geräucherten Lachse in Japan, wohin fast das ganze Fangergebnis geht, und den Wert am Fangorte in Erwägung zieht. Interessant ist, dass den japanischen Fischern theoretisch nicht erlaubt ist, den „Fisch" zu fangen, sie dürfen ihn nur von den russischen Fischern kaufen und haben natürlich auch bestimmte Abgaben für Benutzung der Ufer zur Errichtung von einfachen Holzbaulichkeiten zwecks des Einsalzens, Verpackens und Räucherns der Lachse, sowie für Brennholz etc zu zahlen. Zwischen Theorie und Praxis scheint aber ein grosser Unterschied zu herrschen, und nur zu bereitwillig mögen die Einheimischen das mühsame Geschäft des Fangens unter nomineller Oberhoheit den Fremden überlassen, damit ihnen mehr Zeit für die Konsumierung von Wodka bleibt. Wie viel von diesem Feuerwasser und Fluch Sibiriens jährlich vertilgt wird,* mag man aus dem Umstande entnehmen, dass, ein paar Ansiedelungen der Umgegend mit höchstens 1.000 Personen zu den 7.000 Einwohnern Nikolajevsks hinzugerechnet und unter Ausserachtlassung des massenhaft geschmuggelten Alkohols, pro Jahr von den somit insgesamt 8.000 Köpfen dieses Platzes 50.000 Eimer à 20 Fl., also = 1.000.000 Flaschen = ca 800.000 Liter vertilgt werden, das sind ca 125 Flaschen oder 100 Liter pro Kopf der Bevölkerung. Die Ausgabe hiefür beziffert ca 500.000 Rubel oder 1 Mill. Mark im ganzen.

Die relativ hohen Löhne, welche gezahlt werden (1½ Rubel pro Tag für den gewöhnlichen Arbeiter), gehen meist den „gei-

* In Minusinsk, einer andern Ortschaft Sibiriens, hat ebenfalls die dortige Bevölkerung in 1 Jahre für 1 Mill. Rubel Wodka verbraucht. Cf. J. Stadling, Through Siberia.

stigen" Weg, und für die Landwirtschaft, die in beschränktem Umfange hinsichtlich Gerste, Hafer, Kraut und insbesondere Kartoffeln sowie Viehzucht möglich wäre, sind sie geradezu ein Hindernis, soweit die in der verdorbenen Bevölkerung festwurzelnde Faulheit noch eine Neigung hiezu aufkommen lassen würde. 25 Rubel ist für den landwirtschaftlichen Arbeiter neben Verpflegung der Monatslohn im Sommer und 15 Rubel im Winter. Die 40.000.000 Pfund Lachse zu rund 1.000.000 Rubel = 2 Mill Mark Wert, welche alljährlich an dem Unterlauf des Amur gefangen werden, sind für die wenigsten eine Quelle des Wohlstandes geworden, wie sie es sein könnten, das sieht man an dem ganzen verkommenen Anblick der Leute und an ihren Wohnungen.

Auch Nikolajevsk leidet infolge seiner Waldbrände in der Umgegend wie alle bisher am Amur und Ussuri beobachteten grösseren Niederlassungen an Mangel von Holz in einigermassen annehmbarer Nähe. Der cbm Lärchenholz, das meist gebrauchte Bauholz, erzielt einen Waldpreis von 15 Kopeken = 30 Pf., aber die Transportkosten zu 1 Rubel pro cbm und 1 verst erhöhen bei einer mittleren sehr gewöhnlichen Lieferungsentfernung von 20 verst = 21 km die Kosten auf 20–23 Rubel = 40–50 Mark pro cbm. Wassertransport, wenn er möglich ist, drückt die Kosten natürlich bedeutend herab, immerhin sind solche Preise im Herzen eines Urwaldes enorme. Der Preis von 5 Rubel = 20 M für 1 Ster des hauptsächlich verwendeten Lärchenbrennholzes ist geradezu deprimierend hoch für einen grösseren Haushalt, der mit Leichtigkeit in einem Winter seine 50–60 Ster und mehr verfeuert.

Die hohen Kosten aller Lebensmittel in Nikolajevsk sind die Folge des Fehlens von Landwirtschaft in der Umgegend, und die Aufhebung der zollfreien Einfuhr derselben seit einem Jahr scheint gleichfalls bestimmt, das Uebel zu verschlimmern. Der Preis von 1 Pud (40 russische Pfund) Kartoffeln vermag bei geringer Ernte von 80 Kopeken bis auf 2 und 3 Rubel = 4–6 M zu steigen. Das sind düstere Schatten auf dem sonst so freundlichen Landschaftsbilde!

Ein Spaziergang durch das Städtchen macht uns in kurzer Zeit mit den Sehenswürdigkeitem, soweit man von solchen sprechen kann, bekannt. Die Kirche von Holz, etwas baufällig und schief, der Feuerturm im Stile der Holzkasten à la Tokio und langestreckte niedere Kasernen für die Garnison sind dazu

zu zählen. Armselige, Alpenhütten ähnliche Blockhäuschen mit blinden Fenstern und schreiend roten Vorhängen, hinter denen sich russische und namentlich japanische vorübergehend stationierte Weiblichkeit mit grösster Ungeniertheit bewegt, stechen scharf ab von der Bebauung der paar Strassen oder Strässchen, in denen gruppiert um die öffentlichen Gebäude die besser situierte spärliche deutsche, japanische oder russische Kaufmannschaft ihre Quartiere aufgeschlagen hat. Zwischendurch allüberall die kleinen Detailläden mit dem schlechtesten Krimskrams der Bedürfnisse des täglichen Lebens und dem Kainsmal des allgegenwärtigen Wodka. Gewerbetätigkeit ist verhältnismässig wenig wahrnehmbar. Der Gesamteindruck des besseren Stadtteils mit den frischen Farben des Häuseranstriches (weiss), den kleinen Baumgärten oder wenigstens einzelnen Exemplaren von Birke, Pappel oder Lärche um das Haus, ist kein ungemütlicher, er entbehrt durchaus nicht einer gewissen einfachen Behaglichkeit, und der Ueberblick über den Landungsplatz, die den Fluss einsäumenden niedrigen Hügel und die breite spiegelnde Fläche des Amur im Sommer muss ein freundlicher genannt werden. Und warm ist's hier im Juli unglaublich. Bei den Exkursionen zum Walde wähnte man sich in die Breiten um Kolombo oder Formosa versetzt, so brütend lag die bleierne, unbewegliche Schwüle über dem moorigen Grunde der Forste.

Die Wälder selbst sind nur in grosser Entfernung von menschlichen Ansiedelungen in natürlicher und einigermassen durch Feuer oder Menscheneingriff unveränderter Form anzutreffen. Sie sind ohne besondere Charakteristika eben Urwaldungen schlecht und recht, wie so viele andere, die ich gesehen. Aus Lärchen,* mit Fichten von mittlerem Höhen- und Stärkenwuchse in der Hauptsache zusammengesetzt, verrät sich das etwaige längere Verschontsein vom Feuer durch die Anwesenheit von Jungwuchsgruppen in allen Altersstufen, und die Aestigkeit älterer Bäume deutet auf ein Aufwachsen in ziemlich freiem Stande hin. Birken, Pappeln, Weiden, Erlen etc. finden sich als Füll- und Unterstandsholz und helfen getreulich mit, die Schneedrucklöcher sowie sonstige dem Menschen oder der Natur zu dankende Fehlstellen im Grundbestande beschönigend zu decken, so dass von der Ferne gesehen solche Bestände mehr konsolidiert und geschlossen erscheinen, als sie es tatsächlich sind. Das Eindringen

* Larix dahurica.

in solchen Wald ohne Weg und Steg auf moorigem Boden durch mannshohes Gras, Unkraut und Staudengewirr, das ungezählte Male nötige Ueberklettern gestürzter Waldriesen mit ihren harten, dürren Aesten und die Monotonie und Gleichförmigkeit auf endlosen Flächen ist trotz der Grossartigkeit des Ausdrucks einer ungezügelten Natur nicht wenig anstrengend und ermüdend. Man freut sich darauf, vielleicht einem der Bären zu begegnen, deren Fährten man hier einen kleinen Fluss entlang deutlich wahrnehmen kann, aber Meister Petz ist untertags wenig zu Spaziergängen aufgelegt, und ihn etwa schlafend hinter einem der grossen Wurzelstöcke umgestürzter alter Bäume zu überraschen, war uns auch nicht beschieden.

Müde und erschöpft kehrt man gegen Abend über ein von brodelnder Hitze wogendes Sumpfland zurück, auf dem sich neben Laubhölzern einige Particen junges Nadelholz (Fichten) infolge ihres Standortes auf sehr nassem Grund von dem letzten Feuer erhalten haben, und die unfreundliche, miserable Herberge erhöht am Abend in keiner Weise die Annehmlichkeit der Situation.

Was hätte man gegeben um einen der armseligsten, aus Rinden oder Holz erbauten reinlichen Holzarbeiter-Unterkunftsräume im stillen Walde! Aber auch für den Fall des Vorhandenseins eines solchen hätte es wohl zur Unmöglichkeit gehört, ihn zu benutzen, denn die sibirischen Wälder scheinen im Sommer eben nicht blos Moskitos sondern 10.000 losgelassene Teufel aller Sorten zu beherbergen. Eine diesbezügliche Erfahrung im Walde bei Habarovsk lässt mich die Tatsache würdigen, dass Tausende von wilden Renntieren aus der endlosen „daiga" oder Waldregion Sibiriens alljährlich im Sommer zu den kühlen Küsten des arktischen Ozeans eilen, um diesen Quälgeistern zu entrinnen.

Ein geplanter Ausflug in die Ochotskische See musste leider infolge des nähergerückten Abfahrtstages des Dampfers unterbleiben. Ungern schied man von dem freundlichen russischen Oberförster, dessen deutschsprechende Gemahlin die Aussprache von Ansichten über forstliche Themata mit unendlicher Geduld und feinem Verständnis als Dolmetscherin ermöglichte. Die Wirksamkeit der derzeitigen, seit den 80er Jahren eingerichteten Forstverwaltung kann bei den vorhandenen Schwierigkeiten der Kommunikation naturgemäss nur eine höchst minimale sein und ist auf allmähliche Ausscheidung von Ansiedelungsland und von

bestimmtem Staatskronwald aus dem ursprünglich für Jeden freien Kronwaldterrain gerichtet, sowie auf die Kontrolle besonderer Nebeneinnahmen des Waldlandes, wie Fischerei etc.

Dem Oberförster von Nikolajevsk unterstehen zur Aufsicht über ein Areal von ca 17.000.000 ha Wald und Sumpfland 17 Mann Schutzpersonal, Waldbereiter genannt, so dass auf 1 Mann 1 Million ha treffen, was den Inhaber einer solchen Stelle eigentlich mit berechtigtem Stolze ob eines solchen Vertrauens erfüllen müsste. Zum Abschiede gab uns der Wald um Nikolajevsk einen seiner selbstlosen Brände zum besten, und der Eindruck, den die prasselnde, wogende Feuerglut bei dunkler Nacht macht, ist ein wildschöner. Die 3 tägige Rückfahrt nach Habarovsk vollzog sich ohne bemerkenswertes Ereignis, man müsste nur etwa den momentanen Wirrwarr dazu rechnen, welcher durch ein plötzlich entstandenes Feuer mit kolossaler Rauchentwicklung an Bord unseres Schiffes veranlasst wurde. Harziges Holz, welches neben den Kesseln mittschiffs lagernd in Brand geraten war, gab die Veranlassung zu dieser aufregenden Scene, bei der sich insbesondere die Chinesen unter den Zwischendeckpassagieren entgegen ihrer sonst so ruhigen Art wie wahnsinnig geberdeten, obwohl das Feuer in kürzerer Zeit von der Besatzung gelöscht war, als ich hier zum Erzählen des Vorfalls brauche.

Von der einstigen Herrschaft der Chinesen über diese Gegenden (rechts des Amur von seiner Mündung bis zum Ussuri und diesen aufwärts ebenfalls auf dem rechten Ufer) ist keine Spur übrig geblieben: eine halbverfallene russische Kirche auf einem steilen Uferfelsen bei einem armseligen Fischerdorfe Tir wird als der Platz einer früheren chinesischen Stadt bezeichnet, und es sollen diesbezügliche Funde gemacht worden sein.

Von Repräsentanten einheimischer Mongolvolksstämme begegnet man hier nur den Golden und Oroken in den kleinen Fischeransiedelungen am Amur und vereinzelt in Nikolajevsk und Habarovsk auch wohl ab und zu einem Tungusen. Sie bilden im Ussuriland einen so geringen Prozentsatz neben der russischen angesiedelten Bevölkerung, dass man diese Gegend als rein russisch ansehen darf.

John Chinaman ist natürlich in einem oder ein paar Exemplaren in allen Ecken anzutreffen, aber nicht von früher her sondern in der Neuzeit dem Zug des Handels und Wandels, wo der Dollar klingt, folgend. Man findet ihn in der Form des Kuli von Wladivostock angefangen an der ganzen Ussuribahn

als Handlanger, Güterlader, Erdarbeiter, Maurer, Steinbrecher, Holzarbeiter u. s. w., und treu bewahrt er seine Eigenart der Vorliebe für den schmutzigsten Unterschlupf und das Opium. Bei Habarovsk im Walde lebten die Leute in Erdlöchern wie Tiere, und man mag sich füglich nur wundern, wie nicht mehr an Krankheiten sterben.

Die Habarovsker Waldungen, deren eigenartige Form mir schon bei der Hinfahrt aufgefallen war, wurden nunmehr mit einem besonderen Besuche bedacht. Man fährt ein paar Stationen bis Korkoffskoe in südlicher Richtung, um in das Herz typischer Forste zu gelangen, die in ihrer Zusammensetzung zweifellos eine mir interessante Neuheit boten. Von der Bahnstation aus einen Bach als Weg benützend, ging es über mooriges Waldland bergan durch Unter- und Jungholz sowie dichtes Unkraut der lockeren Bestände, bis man auf einer Höhenkuppe anlangte, welche einen prächtigen Ueberblick über ein wunderbares Waldbild gewährte. In kolossaler Ausdehnung liegt zu unseren Füssen ein Wald, dessen gleichmässige Mischung von hell- und dunkelgrünen Holzarten eine dem Auge wohltuende Harmonie gewährt. Den helleren Grundton formen weiss- und rötlich-borkige Birken (Betula alba, Ermanni), Pappelarten (P. alba, tremula), wenige Eichen (Quercus mongolica), Eschen (Fraxinus mandschurica) und Lärchen (Larix sib. und dahurica). In diese Grundmasse sind nun die dunklen Pin. Cembra (Sibirische Zeder) und ein recht bescheidener Anteil von Fichten (Pic. orientalis) fast gleichmässig verteilt und so locker eingesprengt, dass fast jedes einzelne Exemplar auf dem hellen Untergrunde unterscheidbar ist. Die vorherrschende Pin. Cembra ist bei einem zwischen 150 und 200 Jahren schwankenden Alter in Dimensionen von 1 m Brusthöhendurchmesser und 25–30 m Länge sehr zahlreich anzutreffen, die Fichten stehen in Stärke und Höhe der Cembra ein weniges nach, und die Lärchen behaupten die letzte Stelle im Range, indem sie, über 100 und 150 jg., den mittleren Durchmesser von 50–70 cm bei guter Höhe von 25 und 30 m aufweisen. Birken (Weiss-wie Schwarzbirken) sind in Dimensionen anzutreffen, wie ich sie nie zuvor sah, 70–80 cm Brustdurchmesser bei einer Höhe von 20 m (150 Jahre alt) sind keine Seltenheit. Das frappierendste der ganzen Erscheinung ist die verhältnismässige Gleichalterigkeit und Gleichförmigkeit der Nadelholzbestockung auf solch riesigen Flächen. Es gibt dafür nur *eine* Erklärung und zwar das Eingreifen des Feuers. Durch wiederholte Brände ist

vermutlich die in lichten Urwaldbeständen sich vollziehende Naturverjüngung im neu sich bildenden Bestande all der schwächeren Glieder beraubt worden, und diese wiederholte Dezimierung schuf nicht nur den Raum für die heraufdrängenden Lichtnadel- und Laubhölzer, sondern bewirkte auch die lockere Verteilung der Hauptholzart. Die stattlichen Zapfen der Cembra mit den öligen essbaren Samen sind eine Zierde des Baumes. Mit welcher Zähigkeit sich Cembra-Jungwüchse oder Einzelpflanzen unter dichtem Schirm auf feuergeschützten Plätzen zu halten vermögen, hat man vielfach Gelegenheit wahrzunehmen; sie gleichen hierin den Tannenvorwüchsen, aber mit weniger Neigung zur Verbuttung.

Die fast durchweg bei Pin. Cembra zu beobachtende Zwieselbildung des sonst schlanken, vollholzigen Stammes scheint eine Eigentümlichkeit dieser sibirischen Nadelholzform zu sein. Der Bahnbau hat die unmittelbar der Strecke anliegenden Waldteile natürlich stark von Cembra und Lärche entvölkert und wird zweifelsohne wie in Hokkaido durch Feuer und Ausnützung jene merkwürdigen Einfassungen der Bahnlinie mit *reinen Laubhölzern* herbeiführen, welche dem Uneingeweihten ein Rätsel sind.

Holz ist wiederum auch hier im Walde billig, während die Preise im nahen Habarovsk bemerkenswert hoch stehen. So erzielt Lärchen- und Cembrabauholz, welches beim Häuserbau allein verwendet wird, einen Marktpreis von 40 und mehr Rubel pro cbm, und dabei ist die Bringungsmöglichkeit sogar durch die Bahn erleichtert. Man kann daran die harte Strafe erkennen, welche einer schrankenlosen Vernichtung von Wald in der Nähe der grossen Ansiedelungspunkte unweigerlich auf dem Fusse folgt. Ich bezweifle jedoch nicht, dass mit der steigenden Entwicklung rührige Geschäftsleute dem ausbeuterischen Monopolsystem der wenigen Holzhändler mit ihrer 200 % Rentierlichkeit ihres Handels durch die Konkurrenz ein Ende machen werden, wie ja auch die mehr und mehr in geregelte Bahnen einlenkende Benutzung der Waldungen (wenigstens in besiedelten Distrikten) zur Verhinderung planloser Vernichtung und zur richtigen Aufschliessung und Verwertung von Naturschätzen führen muss. Bei den in Frage kommenden immensen Flächen, den schmalen Personalverhältnissen und den niedrigen Einkünften des Waldes ist schon viel erreicht, wenn nur eine nutzlose Zerstörung des Vorhandenen einigermassen hintan gehalten werden kann. Die Tatsache, dass der Bedarf an Feuerholz für eine kleine Familie

in Habarovsk pro Jahr einen Aufwand von 300 M erfordern kann, gibt sicherlich zu denken.

Das Leben der sibirischen Forstleute in diesen Gegenden scheint mir einer kurzen Erwähnung wohl wert zu sein. Die leitenden Kreise am Sitze der Regierung, z. B. des Generalgouvernements in Habarovsk, sind in Ansehung des ihnen zugeteilten Waldes zweifellos oft vor die Entscheidung sehr weitreichender Zukunftsfragen gestellt, welche neben voller, sichtlich vorzüglicher Ausbildung auch reiche Erfahrung erfordern; die untergeordneteren Betriebsvollzugsstellen und -Organe haben mit klimatischen und Terrainverhältnissen zu kämpfen, deren Ueberwindung zweifellos die höchsten physischen Anstrengungen und volle Hingabe an den Beruf verlangt. Dieser Punkt verdient eine besondere Würdigung. Es erfordert eine kräftige Konstitution, im Winter bei -15 und 20° oder noch mehr im Schlitten pro Tag 300 km in einer Tour auf dem gefrorenen Amur zu machen, mit vorgespannten Pferden oder den zähen sibirischen Zughunden, welche an Schnelligkeit mit den Pferden wetteifern und halb hungrig gehalten werden, um vom knurrenden Magen getrieben den Eifer des Strebens nach vorwärts nicht zu vergessen.

Nach solch einer „Tagesexkursion" in einem im Schnee begrabenen Erdloche zu rasten, wo 20–24 Giliaken, enggepfercht wie Heringe, durch den augenbeizenden Qualm des Feuers hindurch kaum zu unterscheiden sind, gehört m. E. auch nicht gerade zu den Erholungen. Aber die Dienstgeschäfte fragen wenig darnach, ob der zu erreichende Punkt in der Nähe einer der halbwegs menschlichen Amur-Poststationen liegt oder nicht. Von der Vorzüglichkeit des Platzes in der Mitte einer solchen Giliakenwohnung, wo sonst die Hunde ihren Lagerort haben, die etwas unzart in solchem Falle disloziert werden, vermochte ich mich bei persönlich mangelnder Erfahrung schwer zu überzeugen, aber sie wurde mir eindringlich geschildert. Die Zughunde selbst habe ich mehr wie einmal gesehen, da sie im Sommer etwas melancholisch ihres Daseins Fäden spinnen, indem sie holzbeladene kleine Boote den Amur aufwärts ziehen. Es sind struppige, untersetzte, hellgelbe oder schwarze Spitze, denen es bei Hunger im Winter auf das gelegentliche Anfallen eines einzelnen Menschen durchaus nicht ankommen soll. An Riemen zu 11 oder 12 vor einen Schlitten für 1 Person gespannt, machen sie 10–15 km pro Stunde, und Hindernisse kennen sie kaum. Die ganze Leitung geschieht durch Zuruf des frei vor-

auflaufenden Leithundes, an dessen Intelligenz übrigens keine geringen Anforderungen gestellt werden.

Das Leben der Waldhüter und Schutzwächter auf ihren einsamen und verlorenen Posten kann sich dem eines Trappers in Nordamerika vergleichen, nur dass das aufregende Element der Jagd meist wegfällt, da eine besondere Lust und Anlage hiefür nicht entwickelt zu sein scheint. In dem niedrigen Blockhaus eines solchen Wächters nimmt der Raum mit dem riesigen Ofen den Hauptplatz ein, entspricht etwa unserem Hausflur, an den sich ein oder zwei kleine Nebenabteile, höflich Zimmer genannt anschliessen. Eine baufällige Scheune mit einem oder zwei Stück Vieh und einige Hühner vervollständigen die ganze ärmliche Niederlassung im schweigsamen, sumpfdurchzogenen sibirischen Wald.

Der Russe liebt Wärme, und der Ofen wird selten kalt. Was das aber bedeutet, wenn 4 Personen an einem schwülen Sommerabend eines regnerisches Tages das einzige vorhandene kleine Fenster eines 10qm haltenden Zimmers und ausserdem dessen Türe beinahe hermetisch verschliessen müssen, der Moskitos halber, weiss nur der zu würdigen, der das selbst miterlebt hat. Die Bruthitze des Ofens im Vorraum steigert sich durch die davor gehängten nassen Kleider zum türkischen Bad, und wem schliesslich nach ungezählten Gläsern Tee auf alten, moderigen Getreidesäcken am Boden Schlaf beschieden ist, dem muss eine besondere Fähigkeit der Ignorierung äusserer Einwirkungen zu Gebote stehen. Ich für meine Person, obwohl ich in dieser Beziehung einen Hieb vertragen kann, hörte dem Geknister der Insekten im Balkenwerke ein gut Teil der Nacht mit erzwungener Ruhe zu. Aufstehen verbot sich gewöhnlich für jeden von selbst, da es ohne Fusstritte auf menschliche Nachbarwesen nicht wohl geschehen konnte.

Der Tag bringt in der Sommerzeit kaum eine Erleichterung von solcher „Ruhe". Zur unerträglich dumpfmodrigen Hitze im Walde kommt das Heer von Stechfliegen und Insekten etc, die eine der ungeschwächten Naturkraft des Urwaldes proportionale individuelle und Massenwirkung besitzen, die einen Menschen tatsächlich zur Verzweiflung bringen kann. Tücher etc, um das Gesicht gebunden, schützen nicht, sie stechen durch, und nur ein eisengepanzerter Ritter der alten Zeit hätte etwa höhnisch lächelnd und ungestraft die anerkennenswerten Bemühungen derer vom genus „Moskito" ignorieren können.

Der Herbst mag, wie überhaupt im Walde der ganzen Welt so auch hier, als schönste Jahreszeit angesehen werden, wenn frische kalte Nächte von klaren sonnigen Tagen gefolgt werden und die beschwingten kleinen Waldteufel längst in die ewigen Jagdgründe verschwunden sind. —

Man wird begreiflich finden, dass schliesslich unter den z. Z. obwaltenden Umständen dem Aufbruche nicht allzu bedauerlich entgegengesehen ward. In Habarovsk lohnte ein Besuch des interessanten Museums mit seinen zoologischen, botanischen und ethnographischen Sammlungen den darauf verwendeten Tag reichlich. Die Anlage eines kleinen forstlichen Versuchsgartens auf einem der Forstbehörde gehörigen Areale zeugte von dem Streben, botanischen Fragen näher zu treten.

Die Rückkunft nach Wladivostock von diesem fast 3 Wochen dauernden Ausfluge ins östlichste Sibirien erfolgte sodann ohne weitere Zwischenfälle.

Ehe ich nun zur Erzählung meiner Eindrücke von dem in der Mandschurei Gesehenen übergehe, lassen Sie mich einige Momente bei „Sibirien" als Ganzem verweilen und auch der Bedeutung der sibirischen Bahn, die die Welt in so grosses Erstaunen gesetzt hat, einige Betrachtungen widmen, die bei der Mandschurei noch ergänzt werden werden.

Der Grund, warum ich das *Allgemeine* nicht vorausgestellt habe, wie man billigerweise erwarten könnte, liegt darin, dass ich den Zuhörer (Leser) durch die Erzählung, wie mich selbst tatsächlich persönlich durch Augenschein auf der Reise, etwas mehr familiär wenigstens mit einem kleinen Teile der sibirischen Verhältnisse machen wollte. Auf diese Weise wird die Absurdität mancher Dinge im grossen erklärbar und eine Beurteilung bis zu einem gewissen Grade eine gefestigtere Richtung nehmen. Was vor allem Sibirien als Land bedeutet, kommt uns erst zum vollen Bewusstsein, wenn das vage Gefühl eines grossen, eisigen und unfreundlichen Teiles des russischen Reiches, in präzise Zahlen gepresst, dem Bewusstsein klarer ist: fünfundzwanzigmal die Grösse des deutschen Reiches oder 250.000 geogr. □ Meilen asiatisches Russland ohne Transkaukasien, Transkaspisches Territorium und einen Teil von Turkestan, sich hinstreckend vom Ural nach Osten bis zum Pacific in einer Ausdehnung von mehr als $4\frac{1}{2}$ tausend Meilen und einer mittleren Breite in der Nord-Süd Richtung von etwa der Hälfte seiner W–O Dimension. Dabei handelt es sich keineswegs um

nutzlose Wüste, wie mitunter angenommen wird. Eine Fläche von der doppelten Grösse Deutschlands ist für Agrikulturzwecke geeignet; tausende von Quadratmeilen von Steppen, für Viehzucht passend, formen die südliche Zone Sibiriens, soweit nicht Bergland in Frage kommt, und daran reiht sich nördlich bis zum Polarkreis ein Gürtel von Forstland und Wald, von dessen Ausdehnung man sich kaum einen Begriff machen kann. Durch volle 130 Längengrade erstreckt sich dieses grüne Band in einer wechselnden Breite von 1000–1300 Meilen vom Ural bis zu den Ufern des Pacific. Hier liegt der Reichtum der Zukunft, dessen Realisierung eine der Riesenaufgaben des russischen Volkes involviert und zu deren Lösung die Erbauung der sibirischen Bahn einen weitreichenden Schritt nach vorwärts darstellt. Der kolossale Raum schliesslich zwischen Waldzone und den arktischen Meeren ist von den öden traurigen Tundras eingenommen, deren Moos-, Flechten- und krüppelige Staudenvegetation höchstens während der kurzen Sommerzeit, wo der bis zu 1.000 Fuss Tiefe gefrorene Boden auf einige Fuss zum Auftauen gelangt, den Renntieren zur Nahrung dienen kann. Wenn nun auch zugegeben werden muss, dass dieser letztere, praktisch wertlose Teil Sibiriens einen bedeutenden Flächenraum einnimmt, so wird doch ebenso klar, dass Agrikultur- und Waldzone ein Gewicht in die Wagschale des Wertes von Sibirien zu dessen Gunsten werfen, das in seinen Konsequenzen vielleicht von den übrigen Ländern noch nicht genügend erkannt, noch weniger richtig geschätzt wird. Ich bewerte die Agrikulturalzone Sibiriens weniger im Sinne einer entstehenden Konkurrenz für andere Agrarstaaten, obwohl diese einstige Wirkung bis zu einem gewissen Sinne nicht geleugnet werden kann, sondern vorerst noch für lange Zeit als das unentbehrliche Hilfsmittel zur Nutzbarmachung der unermesslichen Forste und Mineralschätze des Landes.

Hand in Hand mit der natürlich anfangs im Vorzugsrange befindlichen Besiedelung des die Nahrungsstoffe für den Menschen produzierenden Bodens wird und muss sich wohl eine Industrie entwickeln zur Fruktifizierung der enormen z. Z. latenten Kapitalien an Wald und Wasser und besonders an wertvollen Mineralien. Hier liegt aber eine Macht verborgen, die dereinst die Verhältnisse des Weltmarkts gewaltig beeinflussen mag, und dabei wird oft vergessen, dass sich dieser ziemlich sichere Schluss einstweilen schon aus einer oberflächlichen Erforschung der natürlichen Hilfsquellen des so lange Zeit im Schatten gestandenen

Landes folgern lässt. Eingehende Untersuchungen in dieser Richtung versprechen, wie aus den diesbezüglichen Feststellungen hervorgeht, ein weit grösseres Mass von natürlichem Reichtum, als man ursprünglich annahm.

In erster Linie wird nun die Bevölkerungsziffer und damit die Kolonisation mit allen Mitteln, über die ein mächtiger Staat wie Russland verfügt, zu heben gesucht. Es handelt sich dabei in vielen Teilen keineswegs um ein Anfangsstadium. Die Zeiten, da russische Bevölkerung in Sibirien eindrang, liegen jedoch nicht sehr weit zurück. Dem Kosaken, diesem den russischen Verhältnissen so wohl angepassten Bauernsoldaten, ist die erste Aufschliessung Sibiriens zu danken*; ihre flinken Scharen auf den unscheinbaren Rossen drangen in schnellen Raids bis tief in das Herz des Landes vor, durch Steppen, Berge, Moräste, unendliche Wälder, Schnee und Eis; kein Hindernis gab es für diese wetterharten kriegserprobten Scharen, als sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Ural überschritten, um nach Osten vorzudringen. Sie trafen auf Staaten nomadisierender eingeborener Völker, deren gegenseitige Befehdung eine Eroberung durch die neuauftretende Macht nicht allzu schwer gestaltete. Die folgende Abhängigkeit derselben war eine mehr nominelle, jedenfalls sehr lockere, auf bestimmte Abgaben (Yassack) sich beschränkende, und sicherlich war auch die stossweisse Machtentfaltung der beinahe ebenso nomadenhaft auftretenden Eroberer bei einer Nomadenbevölkerung dem Ausweichen und dem Entschlüpfen vor der starken Hand vielfach günstig. Aber schon beginnt in den Fusstapfen der die Hindernisse zur Seite räumenden bewaffneten Macht der russische Fischer, der Jäger, der Kaufmann zu folgen, und in deren allmählicher Festsetzung liegen die ersten Anfänge einer definitiven Kolonisation bestimmter Teile des unermesslich weiten Landes, die in weiterer Entwicklung vielfach der mit pekuniären Mitteln wohl ausgestatteten privaten Initiative gewisser Familien, wie der Stroganov's zu danken sind. Der Gedanke, den eindringenden westlichen Kolonisten gewisse Stützpunkte als Basis für weitere Ausbreitung zu geben, führte zur Gründung befestigter Posten, und so findet man 1604 bereits die Namen Tiumen, Tobolsk, Tomsk, Yenisseisk, Irkutsk etc., aus denen sich späterhin die heutigen Städte gleichen Namens entwickeln.

Kosaken hatten um diese Zeit ihre Streifzüge bis zum

* cf. „Siberia and the great Siberian railway" by the department of trade and manufactures ministry of finance; historical sketch p. 1 and sequ.

arktischen Ozean und anderseits zum Ochotskischen Meere ausgedehnt und somit die natürlichen Grenzen des neuen Landes erreicht. In dieselbe Epoche (1647) fällt die erste Durchfahrt entschlossener Seeleute durch die Asien und Amerika trennende Meerenge (später Behringstrasse genannt), sowie die Entdeckung des Amur, und energische Vorstösse von den erwähnten Basispunkten aus führten mit wechselndem Glück im Endeffekte zur tributären, wenigstens teilweisen Abhängigkeit der eingeborenen Volksstämme, so dass gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in erkennbaren Umrissen die Grenzen des heutigen russischen Sibirien politisch bestimmt erscheinen. Die früher mehr der privaten Initiative entspringende Niederlassung russischer Kolonisten erfuhr eine Unterstützung von seiten der Regierung des Heimatlandes, mit dem Hauptziele, den Ackerbau an geeigneten Plätzen als Grundlage zukünftiger Festigung der Sesshaftigkeit einzuführen und das Kulturland nach Kräften zu erweitern. Nicht wenige der bisher an ungebundenes Nomadenleben gewohnten Kosakenhorden werden dadurch schliesslich an den Boden gefesselt, an und neben dem Ackerbau ist der Tauschhandel mit den sesshaften oder nomadisierenden Eingeborenen in Entwicklung begriffen. Die Entdeckung der reichen Mineralschätze im Ural- und Altai-Gebirge gab einen weiteren Anlass zum Zuzuge aus Europäisch Russland nach diesen Plätzen, und die endlosen Wälder und Sümpfe werden in immer steigendem Masse Zufluchtstätten von Flüchtigen, welche aus politischen oder weniger raisonablen Motiven den Staub des Landes diesseits des Ural von den Füssen schüttelten. Diese Niederlassungen, welche sie bildeten und vergrösserten, gewährten ihnen Freiheit und Unterhalt, und es verging manchmal lange Zeit, ehe sie offiziell entdeckt wurden und schliesslich um des Zweckes willen sogar die schützende Hand der ehemals sie verfolgenden Heimatregierung erfuhren.

Hier liegen die Anfangsgründe zu der später zur russischen Staatsinstitution gewordenen Deportation nach Sibirien, indem man von den günstigen Anfängen solcher freiwilligen Niederlassungen auf denselben Effekt bei Zwang schloss und neben dem kolossalen Missgriff einer mangelnden durchgreifenden Separatbehandlung politischer und gemeiner Verbrecher zu jenem Fehlerfolge gelangte, der schliesslich die Aufhebung der Deportation in der Neuzeit nur mehr eine Frage weniger Jahre macht. Hand in Hand mit der Kolonisierung des neuen Landes, die sich

allerdings wie vereinzelte Regentropfen auf einem Teile einer weiten Fläche ausnimmt, greift die Erkenntnis der Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Erforschung des riesigen Territoriums der neuen Herrschaft Platz, und in effektvoller Eintracht widmen Private (Sibiriakoff, Sidorov), Staat und Männer von wissenschaftlichem Rufe mit unentwegter Ausdauer sich diesem Riesenwerke. Die frühere Geschichte ihrer Unternehmungen und Erfolge füllt Bände und ist mit den bekannten Herrscherfiguren Peters des Grossen und Katharinas II. eng verknüpft. Aus der grossen Reihe der Forscher bis zum heutigen Tage seien nur die Namen Gmelin, Steller, Lepeckhin, Ledebur, Humboldt, Gebler, Middendorf, Schmidt, Maximow herausgegriffen.

Die Entdeckung Alaskas 1768 (1867 an Amerika zurückgegeben), die Weiterentwicklung der südlichen Teile Sibiriens, die allmähliche Okkupation der Kirghisensteppe von ihren früheren Herren sowie die Einverleibung der Amurländer geben die markanten Punkte des Fortschrittes der russischen Machtentwicklung bis in die neuere Zeit.

Immerhin ist kein Zweifel, dass das schliesslich rasche Tempo des ins Rollen gegen ein fernes Ziel gebrachten Steines seine Ursache in einer Erscheinung findet, die kaum vorausgesehen wurde. Die Aufhebung der Sklaverei in Russland 1861 verstärkte den Strom der Einwanderer, der einen erhöhten Antrieb in der intensiveren Aufschliessung eines kleinen Teiles der entdeckten Mineralschätze (Ural) bekam, von Jahr zu Jahr, so dass zwischen 10–20.000 Einwanderer nach Sibirien seit dieser Zeit, abgesehen von den abnorm hohen Ziffern einzelner Jahre, zu rechnen sind.

Anderseits war die Bevölkerung aus gleichem Grunde der Sklavereiaufhebung in einem nicht zu erwartenden Masse in Europäisch Russland als Folge des herrschenden Agrarsystems angewachsen, so dass das verfügbare Ackerland sich in absehbarer Zeit als unzureichend erweisen musste. Das auf der Hand liegende günstige Auskunftsmittel der Ansiedelung des Ueberflusses in den volksleeren Territorien Sibiriens bot dem Staate eine Gelegenheit zur Lösung der brennenden Frage in einer doppelt vorteilhaften Weise. Die Erfahrungen der Vergangenheit sich zunutze machend, warf man nun neben der Fürsorge für entsprechende Land- und Mittelzuteilung an die Auswanderer auch ein kritischeres Auge auf die Qualität derselben und nahm eine Sichtung vor, die man nur als günstig für die

gute Lösung des Unternehmens bezeichnen kann. Die Verteilung des Landes unter die Kolonisten hat bislang im allgemeinen Umrisse nach dem Grundsatze stattgefunden, dass 20 ha auf den Kopf der männlichen Emigrantenbevölkerung treffen sollten und 3 ha für den exilierten Verbrecher oder Deportierten.

Die Ansiedelung selbst weist die verschiedensten Formen auf, von der hofweisen (würde man in Deutschland sagen) bis zur Schaffung grösserer Gemeinwesen, deren Land *en bloc* nach dem Verhältnis der summierten Kopfanteile zugewiesen wurde und deren weitere Subdivision den Beteiligten überlassen ist. Diese geregeltere Form ist eine Entwicklungsphase neuerer Zeit; früher fand das Besitztum des Einzelnen oder ganzer Korporationen sein Ende lediglich an der Grenze der physischen oder pekuniären Fähigkeit zu weiterer Okkupation.

Das Land selbst ist Kroneigentum, und der Ansiedler ist für lange Jahre von einer Taxe für den Gebrauch desselben entbunden. Die Erwerbung von Privateigentum ist unter keineswegs schwere Bedingungen gestellt z. B. im Amurlande 3 Rubel pro dessjatine. Erleichterungen, wie Befreiung vom Militärdienst für eine gewisse Anzahl von Jahren, sind dazu vermeint, die Ansiedlungslust zu wecken.

Das weitere Wachstum der einzelnen Kolonieen wurde natürlich von äusseren und inneren Verhältnissen verschieden beeinflusst, und so wird man heute neben respektablen Städten in dichtbevölkerten Gegenden ganze Distrikte antreffen, wo sich nur ab und zu eine verlorene Gemeinschaft in dürftiger Existenz fristet. Je besser der Boden, desto dichter die Bevölkerung, desto mehr Subdivision des Landes, um den zugezogenen Neuankömmlingen Anteil am Lande zu verschaffen. Je weniger ertragsreich, je schwieriger die Okkupation, z. B. an der Grenze der Waldzone, desto grössere Areale sind infolge geringeren Zuzugs dem Einzelnen oder der Gemeinde zur Verfügung. Die Verschiedenheit der natürlichen Fruchtbarkeit und der Gunst oder Ungunst der klimatischen Faktoren in einem so weiten Lande gruppiert, ausserdem noch von Zufällen beeinflusst, die Bevölkerung in launenhaftester Weise, und man darf sich keineswegs dem Gedanken hingeben, die für Ackerbau brauchbare südliche Landzone auch nur ganz obenhin als dünn bevölkert anzusehen: da sind Lücken und Fehlstellen von hunderten von □ Meilen, wo man vergeblich nach menschlichen Niederlassungen suchen würde,

und in bergigem Land mögen ein oder ein paar Täler Ackerbau aufweisen und der Rest schlechthin Wildnis repräsentieren.

Die heutige Bevölkerung zählt ungefähr 9 Millionen, worin bei 2,5 Mill. Eingeborene inbegriffen sind. Die Existenzmöglichkeit einer verzehnfachten Zahl ist allein mit Beziehung auf kulturfähiges Land ausser Zweifel, und die Expansionsfähigkeit über einen Teil der Forstzone ist nicht minder eine Frage der Zeit, wenn unter dem Druck des Raummangels auf minderwertigeren Boden zurückgegriffen werden wird. Die Steigerung des Ertrags durch die Mittel, welche die Wissenschaft an die Hand gibt, ist auf weite Zukunft gegenstandslos, solange das im Ueberflusse vorhandene brauchbare Land nur in extensivster Weise zur Nutzung kommt. Vom ganzen Territorium Sibiriens mögen zur Zeit jährlich 200.000.000 Pud Getreide zur Ernte gelangen, und die reichliche Mehrproduktion über den Bedarf der Produzenten muss als direkte Vermögensquelle für dieselben betrachtet werden. Das Plus an Getreide findet seinen Weg wohl nur zum geringsten Teile durch Export auf weite Entfernungen z. B. nach Europäisch Russland, sondern vermittelt einen mehr lokalen Ausgleich für die Gegenden, wo die Natur den Getreidebau nicht zulässt und die Bevölkerung anderweitig den Unterhalt des Lebens erwirbt wie z. B. in den Minendistrikten etc.

Die geringe Entwicklung des Verkehrs und der Kommunikationsmittel und die enormen Distanzen erlauben jedoch keinen genügenden regulären Ausgleich auf weite Entfernungen, so dass oft genug überreiche Ernte in dem einen Gouvernement die Hungersnot eines Missjahres in allen Teilen einer grossen Nachbarprovinz nicht zu mildern vermag; bei allgemein während eines Jahres ungünstigen Verhältnissen tritt eine jener grossen periodischen Hungersnöte ein, denen infolge der mangelnden Verkehrsmittel eben nicht wirksam begegnet werden kann. Der fernere Mangel von geregeltem Handel, von Kredit und die allgegenwärtige Erpressung und Beraubung der wirtschaftlich Schwächeren durch einzelne finanziell Mächtigere, die geringe Bildungsstufe der Bevölkerung, die nur zu häufige Aussaugung der Bauern durch gewissenlose Beamte, die Unsicherheit von Recht und Gesetz, wo Bestechung und Begünstigung die Wahrheit besudeln, die häufige Gefährdung von Leben und Eigentum durch das vorhandene Element der exilierten Verbrecher, die, gleich ausgestossen und verachtet von Ansiedler wie Eingebornem, mitunter ohne Aussicht auf Lebensunterhalt, zur Verzweiflung

getrieben wie wilde Tiere ihren ungezügelten Leidenschaften, freien Lauf lassen, bis eine Kugel oder die Wildnis ihnen den Tod als Erlösung bringt, das alles hat die Erfolge der Kultur in Sibirien in starkem Masse beeinträchtigt so dass der Rückschritt und schliesslich der Untergang unausbleiblich wäre, wäre nicht ein neues Lebenselement, tatsächlich das Herz Sibiriens, geschaffen worden — die sibirische Eisenbahn!

Die Urteile über den Erfolg einer nun über dreihundertjährigen Kolonisationstätigkeit und Kulturmission in Sibirien, wie sie der Stadtrat von Yenisseisk 1883 bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Begründung der russischen Hoheit über Sibirien in einem Rückblick auf die Vergangenheit bis zur Gegenwart gegeben hat, sind so deprimierend, dass man an ihrer Wahrheit zu zweifeln beginnen müsste, wären sie nicht sichtlich der schrille Notschrei der schwer die Hand des Schicksals Fühlenden. Darüber vermag uns der glänzende Anstrich einiger grösserer Städte, den sie durch staatliche Initiative in gezwungener Weise, oft mit verschwenderischen Mitteln, erreicht haben, nicht hinwegzutäuschen, dass im allgemeinen die Seele eines jeden Fortschritts des Volkes, seine geistige Entwicklung und damit der innere Impuls zur Regsamkeit unter Misswirtschaft, Not, Bedrückung * und nicht zum wenigsten unter dem Einflusse des allmächtigen Wodka auf einen Gefrierpunkt gelangt war, der schliesslich doch die Aufmerksamkeit der offiziellen Kreise erregt hat. Mit staatlicher materieller Hilfe und Initiative allein ist der Erfolg in der Zukunft auf keinem Gebiete gesichert, die geistige Hebung wird Hand in Hand mit materieller Unterstützung als die *conditio sine qua non* angesehen werden müssen, und auch nach dieser Hauptrichtung hin scheint die Eröffnung der sibirischen Bahn als eine Erlösung und als Anbruch einer neuen Aera betrachtet werden zu müssen.

Das Sprichwort „der Himmel ist hoch und der Zar weit" muss durch den mit dem Schienenstrang angebahnten Zufluss gebildeter und charaktervoller offizieller und privater Elemente in Beamten- und Kaufmannschaft und die in grossem Masse ebenfalls dadurch geförderte Kontrolle nach allen Richtungen seinen ominösen Geschmack verlieren und dem Volke die Zukunft schaffen helfen, die es durch unsägliche Opfer wohl verdient hat. Deportationssystem und Wodka sind grosse Hinder-

* cf. „Through Siberia" by Stadling. p. 283 and sequ.

nisse auf dem Wege zum Ziele. Wie soll mit den an sich geringen Mitteln Ruhe und Ordnung auf einem solch grossen Territorium zur Geltung kommen, wenn pro Jahr bis zur 4000 wegen gemeiner Verbrechen Verurteilte von Europäisch Russland in diese Gegenden entleert werden.*

Man muss solche Verbrecher konzentriert gesehen haben, wie z. B. in Sachalin, um den vollen Eindruck ihrer verderblichen Wirkung auf die Bevölkerung einfacher Bauernansiedler und auf eingeborene Stämme zu ahnen, auch wenn man nicht aus offiziellen Berichten wüsste, dass sie durch ihre Laster, durch Mord, Totschlag und Räubereien fast einen ebenso grossen üblen Effekt bewirkten, wie der Wodka, mit dem gewissenlose Kaufleute die Stämme der Daiga und Tundra um ihre wertvollen Pelze und die Bauern um ihr Getreide betrügen, sie dem Siechtum weihen, wie einst die berüchtigten amerikanischen Vermittler der Kultur die Indianer mit dem Feuerwasser auf den heutigen Zustand des geistigen und physischen Elends herabbrachten.

Wodka öffnet Tür und Tor, und der Gewinn unendlicher Mühe und Arbeit ist in wenigen flüchtigen Stunden vergeudet, und Hunger und Not grinsen dem Ernüchterten ins Anlitz, den der Mangel eines inneren, auf etwas Bildung und Erziehung ruhenden Haltes von Stufe zu Stufe und bis zum Untergang sinken lässt.

Die Bedeutung Sibiriens liegt zweifellos weit weniger in seinem für Ackerbau tauglichen Territorium, das aus klimatischen Gründen, wie gezeigt, nur einen bescheidenen Prozentsatz der Landesfläche aufweist, als vielmehr in den Mineralschätzen des Bodens, deren Umfang noch keineswegs erschöpfend erforscht ist. Was allein davon zur Zeit bekannt ist, verspricht dem Lande eine glänzende Zukunft, sobald Maschinen und Arbeitskräfte durch erleichterte Verkehrsmöglichkeit beigeschafft werden können. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber und Zinn neben Kohle, Schwefel, Naphta etc. sind schon bis jetzt in einer Menge nachgewiesen, welche die sichere Fundierung von Industrieen der verschiedensten Arten garantiert, und ihren Halb- oder Ganzfabrikaten ist bei dem kaum von einem anderen Lande in solcher Ausdehnung gebotenen natürlichen Flusssystem die weitgehendste Absatz- und Verbreitungsmöglichkeit gesichert.

Goldgewinnung ist als der Beginn industrieller Tätigkeit in

* 1898: 8000 exilierte Verbrecher, davon die Hälfte wegen gemeiner Verbrechen.

Sibirien bezeichnet worden. Leider steht die Technik der Ausbeutearten noch auf einem wenig vollkommenen Zustande. Die vorhandenen Minen sind in einfachster und verschwenderischer Art zur Nutzung herangezogen, und ausgedehnte Lager des Edelmetalls, welche der Entdeckung harren, sind zweifellos noch vorhanden. Die Produktion an Gold bewegte sich während der letzten 10 Jahre etwa im Rahmen von etwa 2.400 Pud für ganz Russland und pro Jahr, mit einem Werte von 26.500.000 Rubel; davon treffen auf Sibirien nicht weniger als 70 %.

Der bisherige niedrige Stand der Industrie ist auch leicht ersichtlich aus einer Angabe vom Jahre 1895, wonach im ganzen die Anzahl der Industrie-Etablissements zu jener Zeit 650 betrug, von denen nur ein sehr geringer Prozentsatz auf Metallindustrieen entfällt; bis vor kurzem zählte man beispielsweise in ganz Sibirien nur 3 Eisengiessereien, und dadurch ist der Preis dieses vorzugsweisen Hilfsmetalls einer Produktionsentwicklung, in Form von Werkzeugen aus Europäisch Russland und anderen Ländern Europas eingeführt, ein solch hoher, dass manche Industrieen deshalb z. Z. ohne weiteres ausgeschlossen sind.

Durch die sibirische Eisenbahn werden die Schätze des Ural an diesem Metall einen weiteren Absatz erhalten, und die Unmöglichkeit, z. Z. die Eisenlager bei Yakutsk wegen ihrer Entlegenheit vom Verkehrswege der sibirischen Bahn, auszubeuten, ist nur als eine vorübergehende Schwierigkeit zu betrachten, nachdem der Richtpunkt alles Absatzes in dem neuen Schienenwege klar zu Tage liegt und an die eine grosse Hauptader die Saug- und Verteilungslinien zwischen Ueberfluss und Mangel in dem Areale sich erst allmählich angliedern werden.

Neben der Goldindustrie Sibiriens verdient noch sein Pelzhandel Erwähnung. Ungeheuere Massen der wertvollen Pelztiere, wie Zobel, Bär, Fuchs, werden in den unermesslichen Forsten und Oedländereien erbeutet. Ueber den Wertumfang dieser Industrie ist auch nicht annähernd ein Ueberblick möglich, da der Tauschhandel nach den Nachbarländern und nach Europa (London) etc. die verschiedensten Wege einschlägt. Nur das dürfte sicher sein, dass der Wert der Beute erst zu einer einträglichen Erwerbsquelle werden kann, wenn die bessere Verbindung und Aufschliessung Sibiriens dem Raub- und Plündersystem der Händler ein Ende bereitet und den Lohn des Schweisses mehr in die Hände derer leitet, die ihn verdient haben, und dadurch deren materielle Lage erhöht. —

Alle Betrachtungen über Gegenwart und die mögliche Zukunft Sibiriens gipfeln immer wieder in der Schätzung des Wertes, den die Aufschliessung des Landes im Gefolge hat, und da die sibirische Bahn das schlafende Riesenreich mit einem Schlage mit dieser Lebensader versehen und es in den Vordergrund des Interesses gestellt hat, so geziemt sich wohl, einige Momente bei der Frage zu verweilen, inwieweit die Hoffnungen, welche sich an die sibirische Bahn für Sibirien knüpfen, gerechtfertigt sein mögen.

Der strategische Wert der über 7.500 km langen und bis zu ihrer definitiven Fertigstellung wohl 2.000.000.000 Mark* verschlingenden sibirischen Bahn ist ein so unbestritten anerkannter, dass er hier keiner weiteren Erwähnung bedarf. Russland hat sich eine Verbindungslinie seiner Operationsbasis am Pacific mit der Zentrale in der Heimat geschaffen, deren unschätzbare Macht und Kraft im gleichen Verhältnisse mit der durch sie zu bewirkenden Bevölkerungszunahme und Entwicklung Sibiriens wachsen wird. Aber gerade diese letztere Hoffnung der Stärkung und günstigen Entwicklung Sibiriens, die einem grossen Teil der erwähnten enormen Kosten auch die allgemein ökonomische Rechtfertigung verleihen soll, wird keineswegs durchgängig geteilt, sondern von hervorragenden Kennern der Verhältnisse einstweilen stark bezweifelt.

Es liegt klar auf der Hand, dass, solange Sibirien der Bahn nur Ackerprodukte zum Transporte zu übergeben hat, ein lebhafter Ein- und Ausfuhrhandel sich nicht zu entwickeln vermag, denn der an sich niedere Preis der Agrarprodukte verbietet den teureren Bahntransport auf Streckenlängen von mehreren Tausenden von km, wie er hier in Frage kommt. Ein Aehnliches mag von den Produkten des Waldes, vom Holze, mit noch besserer Begründung behauptet werden. Eine Erhöhung des Wohlstandes der vorhandenen Bevölkerung oder ein besonderes Anlockungsmittel für Neuansiedler ist also darin kaum zu erblicken. Solange kein Einfluss von Kapital als Erlös für die Ueberproduktion an Getreide, Holz etc. über das eigene Bedürfnis erfolgt, fehlt auch die Kaufkraft für Einfuhrgüter aus den Ländern, mit welchen der Tauschverkehr stattfinden soll; und technische Hilfsmittel, Maschinen etc., welche in Sibirien ganz besonders nötig wären, haben durch ihren Bezug von Europäisch Russland, den langen

* Henry Norman „All the Russias."

Transport etc. Preise, welche von der Bevölkerung nicht erschwungen werden können. Zudem wird geltend gemacht, dass sich der Einfluss der Bahn aus den genannten Gründen, wegen der grossen Entfernungen und der mangelnden Kommunikationswege auch bei günstigen Umständen kaum über 150 km * zu beiden Seiten der Bahn erstrecken wird, im Zusammenhalte mit der Flächengrösse Sibiriens ein verhältnismässig schmaler Streifen, und als weiterer nachteiliger Umstand wird die Tracenlage der Bahn ins Feld geführt, welche keineswegs das Herz Sibiriens durchschneide, sondern sich am südlichen Rande desselben halte.

Industrieen, deren Produkte durch ihren hohen Wert weite Transporte lohnen würden, sind praktisch ausser wenigen Bergwerks- und sonstigen Betrieben noch in keiner Weise vorhanden, und der Schaffung derselben stehen die obengenannten hohen Preise der Maschinen, die angeborene geringe Unternehmungslust der an Landwirtschaft gewöhnten niederen Volksschichten und der hohe Preis von Kapitalnutzung wie auch Unsicherheit der gesetzlichen und sozialen Zustände und das herrschende Ausbeutesystem gegenüber den wirtschaftlich Schwächeren stark entgegen. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass den Hungersnöten in den nördlichen Teilen Sibiriens und dem Aussterben ganzer Volksstämme durch die Zufuhr des Ueberflusses aus anderen südlichen Distrikten durch die grosse Entfernung von dem Ausgleichsmittel zwischen Ueberfluss und Mangel, der sibirischen Bahn, nicht begegnet werden kann, so wird zweifellos der Enthusiasmus, mit dem die Optimisten die Eröffnung dieser neuen Weltlinie begleiteten, bedeutendere Ernüchterung erfahren müssen. Aber es ist eine Eigentümlichkeit unserer hastenden Zeit, dass sie mit Entwicklungen und Entwicklungsperioden nicht mehr rechnet, sondern das Rennpferd mit dem neuen Sattelzeug sogleich die Bahn entlang in rasender Gangart dem Ziele zusteuernd sehen will!

Wenn je ein Land vorsichtig und überlegt einer Zukunft entgegengeführt werden muss, so ist es das sibirische Russland. Denn wo die Bildungsstufe der gewöhnlichen Volksklasse noch so niedrig steht wie in Sibirien—und teilweise ist das Einwandererkontingent nicht besser—, dass kaum 0,5 % den dürftigsten Schulunterricht geniessen, da kann man namentlich in industrieller Richtung keine raschen Evolutionen erwarten, umsomehr als tatsächlich die sibirische Bahn nur einen sehr begrenzten Teil

* J. Stadling, Through Siberia p. 274. ff.

Sibiriens zum Aufschluss bringt und das nicht einmal als billiges Verkehrsmedium.

Ein Blick auf die hydrographischen Verhältnisse des Landes enthüllt uns seinen Reichtum an Wasserkommunikationslinien in den Stromsystemen riesiger Flüsse wie Ob, Yenissei, Lena, welche von den Küsten des arktischen Meeres bis zur Grenze von China Verbindungslinien bilden und für Seeschiffe bis zu 1.500 km von der Mündung bis in das Herz des nördlichen Sibirien hinein schiffbar sind. Die natürlichen Hindernisse des Zufrierens der Mündungen und der widrigen Eisverhältnisse des arktischen Meeres, in das unglücklicherweise diese Flüsse einmünden, scheinen nach neuesten Erfahrungen keine unüberwindbaren Schwierigkeiten zu bieten, und gelingt es, diese Seeroute während eines Teiles des Jahres auch nur dem Schiffverkehr dienstbar zu machen, dann würde eines der grössten Hindernisse der raschen Entwicklung Sibiriens, die grossen Distanzen, durch den billigen Seeverkehr auf die Seite geräumt werden. Anschliessend daran könnte auch die sibirische Bahn sofort eine enorm gesteigerte Bedeutung erhalten, da sie rechtwinkelig diese Ströme durchschneidet und so als internes Verbindungsglied fungieren würde; auch der Bedingung, dass solch grosse Bahnen nur im vielseitigen Anschluss an Wasserstrassen ihre volle Bedeutung und Rentierlichkeit erlangen, wäre genügt.

Was man an ungünstigen Urteilen über die Rentabilität der Bahn z. Z. hört, wird kaum überraschen können, da die Voraussetzungen zur Rentierlichkeit in gewissem Sinne eben erst geschaffen werden müssen; latente Güter zu realisieren braucht Zeit, und Russland selbst hat am wenigsten für die nächste Zukunft auf finanziell günstige Ergebnisse gerechnet, da vorerst die arithmetisch nicht ausdrückbaren Vorteile die materiellen Ergebnisse überwiegen. Aber all dies vermag die Bedeutung der sibirischen Bahn nicht zu verkleinern. Sie ist der erste Schritt zur Verkörperung eines in riesenhaften Zügen entworfenen Zukunftsprogramms. Mag auch vorerst der günstige Einfluss, den ohne Zweifel die Aufschliessung eines so weiten Areals für sich hat, auch nur auf einen schmalen Saum zu beiden Seiten der Bahn sich erstrecken, das Weitergreifen des kulturellen Ferments wird sich von selbst mit der materiellen Hebung der ursprünglich schmalen Zone vollziehen, Kapital, Intelligenz und Unternehmungsgeist werden mit dem Zuzug besserer Elemente und dem Herrschen geordneterer Zustände, wenn auch langsam, sich einfinden. Liegt nicht

eben der grösste Vorteil gerade darin, dass die landwirtschaftlich beste Zone von der Bahn berührt ist, auf der die Möglichkeit des Fussfassens einer Industrie durch die allgemein für das Leben nötigen günstigen Bedingungen gegeben sit? Und sind nicht weite Territorien angeschnitten, deren Reichtum an Gold, Eisen, Kohle und Holz in fabelhaften Ziffern zum Ausdruck kommt? Allmählich werden Seitenlinien zu Minenzentren sich angliedern an dieses mächtige Rückgrat! Die Industrie, durch eine Ackerbauzone gestützt, vermag in die Forstzone und jene Gebiete vorzudringen, wo sie die besten Bedingungen für ihre Fabrikation findet, und jede neue Industrie macht das Land unabhängiger, selbstständiger, lebensfähiger! Aus den Anfängen des lokalen Austausches von Rohproduktion in der Nähe der Bahn werden sich von selbst mit dem Ansiedeln von Industrieen die Distanzen kommerziellen Ausgleichs vergrösseren und die Unternehmungslust die Kreise ihrer Interessensphären immer weiter ziehen, bis sie endlich mit den Grenzen des bewohnbaren Landes sich decken. Für manche Güter besteht schon heute trotz der enormen Distanzen die Weitwirkung der Bahn, welche im grossen ganzen allerdings erst nach langer Zeit voll zur Geltung kommen kann. Chinas Seide und Tee finden schon jetzt ihren Weg nach Europa auf diesem Wege, und Russland wird China mit Gütern versorgen, die dieses seither von anderwärts bezogen hat, z. B. Baumwolle und Wollefabrikate. Aber nicht nur gegen Westen gravitiert die Bedeutung der Bahn, der Osten wird durch sie nicht weniger beeinflusst werden. Je schneller es der unerschütterlichen, ruhigen Energie Russlands gelingt, auf liberaler Basis die Schätze Sibiriens der nationalen Produktion dienstbar zu machen, desto überwältigender wird die Wucht seines Auftretens im Kampfe der Weltmächte um die Märkte des Pacific sein.

Der persönliche Eindruck, den man auch auf einer nur partiellen Reise mit der sibirischen Bahn empfängt, ist ein gewaltiger. Unwiderstehlich kommt in ihr die Wucht des russischen Volkes zum Ausdruck, dessen Massenwirkung, geleitet von der hochentwickelten Intelligenz in seiner Führung, kein Hindernis kennt. Die Einheit der Idee und Ausführung, garantiert durch die absolutistische Regierungsform, die Entfaltung der enormen materiellen Mittel nicht minder wie die intellektuelle Höhe, die sich in Ueberwindung der riesigsten technischen Schwierigkeiten äussert, der sichtliche Verzicht auf momentane Rente fabelhafter

Bahnbaukapitalien zugunsten ferner Zukunft und der vermutliche Siegespreis solch weitschauender Politik macht geradezu stumm vor Staunen, wo solcher Ehrgeiz sich dereinst das Ziel nehmen wird!

Ich stimme Henry Norman bei: „Seit der Erbauung der chinesischen Mauer in China hat die Welt kaum ein Werk ähnlicher Grösse gesehen." Aber es ist nicht eine tote Masse wie dort, nein, ein lebendiger Geist beseelt diesen Koloss, — der Geist, aus dem Weltherrschaften geschmiedet werden.

Dem Besuch des Ussurigrenzlandes schloss sich die Reise durch die Mandschurei an. Wenn schon an sich ein Land unser Interesse beansprucht, das einst den Eroberer Chinas gebar, der sich nach der Unterwerfung und Verschmelzung der zahlreichen kleinen Herrschaften des eigenen Landes zu einem einheitlichen Staate im Jahre 1644 zum Herrscher Chinas machte und dessen Nachkommen noch heute die herrschende Dynastie dortselbst bilden, so sind es namentlich die Ereignisse seit 1894, welche den Namen *Mandschurei* fast ständig bis zum heutigen Tage unter den politisch beachtenswerten Veränderungen finden lassen. Ich weise nur darauf hin, wie hier die tapfere japanische Armee 1894 der Welt die staunenswerte Genugtuung verschaffte, zu sehen, wie europäischer Geist in ihr wirkte, so dass sie die Streitkräfte des mächtigen China mit seiner unermesslichen Bevölkerung in wenigen entscheidenden Schlachten und in unglaublich kurzer Zeit über den Haufen warf, und wie 1896 die Absicht der Erschliessung des nördlichen Teiles dieses wenig gekannten Landes durch die sibirisch-mandschurische Bahn von russischer Seite für dasselbe wohl den Beginn einer neuen Aera bedeutet. 1897 war der erste Spatenstich zu dieser Abkürzung der ursprünglichen Trace der sibirischen Eisenbahn getan, und Schlag auf Schlag kam nun 1898 die Abtretung eines Teiles der Liatong Halbinsel * an Russland durch Vertrag und die Inangriffnahme einer zentralmandschurischen Bahn von Norden nach Süden als Verbindung der sibirisch-mandschurischen Linie mit den eisfreien Häfen Dalny und Port Arthur. Diesem folgte die Besetzung der Mandschurei durch Russland während der Boxerunruhen, und von da an datiert die überwiegende Macht Russlands in Mandschuria infolge der ihm mit besonderen Rechten eingeräumten Besetzung der Bahnen, wodurch auch nach der sogenannten Evakuation eine tatsächliche Loslösung der drei die

* Port Arthur und Talienwan.

Mandschurei bildenden Provinzen, Hai-lungchiang, Kirin und Feng-tien (Liatong) von Chinas Hoheit bewirkt ist. Man ist umsomehr auf den Eindruck dieses Landes gespannt, als man schon am Amur und in Ussuriland den Einfluss des mächtigen Importgeschäftes der beiden nördlicheren Provinzen Hai-lungchiang und Kirin hinsichtlich Vieh und Getreide etc, kurz der wichtigsten Agrarprodukte zu fühlen bekam.

Ich stehe nicht allein mit der Ansicht, dass Russland zur Entwicklung der Amurprovinz und besonders des Ussurigrenzlandes einstweilen, bis eine bessere Besiedelung dieser russischen Provinzen stattgefunden hat und dadurch diese selbst genügend landwirtschaftliche Produkte hervorbringen, in dieser Hinsicht fast mit zwingender Notwendigkeit auf den Reichtum der Mandschurei angewiesen bleibt. Das gilt ganz besonders für Wladivostocks engere Umgebung, wo strategische Gründe und der Handel eine grosse, zunehmende Anzahl nicht ackerbautreibender Bevölkerung zusammenführt.

Um zur Grenze Mandschurias zu gelangen, fährt man mit einem der täglich in diese Richtung abgefertigten gewöhnlichen Züge von Wladivostock bis Nikolskoe auf der Ussurilinie; hier zweigt die sibirisch-mandschurische Bahn nach Westen ab, um mit fast rein östlich-westlicher Richtung gegen Kaidalovo 1146 verst = 1223 km auf mandschurischem Boden zu laufen; von Nikolskoe bis Krodekovoe sind 110 verst = 117 km und vom Verlassen der mandschurischen Grenze bis nach Kaidalovo 324 verst = 346 km zu rechnen, so dass für die Länge zwischen dem Ansatzpunkte an die ursprüngliche sibirische Linie in Kaidalovo (Transbaikalien) bis zum Einlaufen in dieselbe Linie in Ussuriland bei Nikolskoe 1580 verst = 1686 km zu rechnen sind. Welche Ersparung an Weg bei der direkten Verbindung: Baikalsee—Wladivostock durch die Möglichkeit der geraden Linie via Mandschurei erzielt wurde, mag daraus ersehen werden, dass dieselbe Strecke Kaidalovo-Nikolskoe den Amur entlang und den Ussuri von Habarovskoe aufwärts bis Nikolskoe um nicht weniger als nahezu die Hälfte länger sich gestalten würde.

Hat man die bereits von der Fahrt nach dem Amur via Habarovskoe bekannte Strecke Wladivostock-Nikolskoe hinter sich, so hält der etwas monotone Charakter dieser Gegend auch gegen die mandschurische Grenze zu an: welliges, niederes, breit angelegtes Land mit wenig Ackerbau und weiten Grasflächen ohne Wald begleitet den Reisenden rechts und links, und nur

gegen Krodekovoe zu, nach 17stündiger Fahrt von Wladivostock, erhält die Landschaft durch eine westwärts sichtbare höhere Hügelkette einen etwas ausgeprägteren Charakter. Der humose und stellenweise direkt moorige Boden in den flachen Mulden zwingt die Bahn, sich dicht an den sanften Böschungen der niedrigen, welligen Bodenerhebungen zu halten, um härteren Boden für die Linie zu gewinnen; das ist naturgemäss dann die Ursache einer fortwährenden Kurvenbildung. Krodekovoe liegt hart an der mandschurischen Grenze, die Wagen müssen verlassen werden zum Uebersteigen in den Zug für die nominell der chinesischen Ostbahn zugehörige, aber ohne weiteres durch ihre Finanzierung und Besetzung als russische Bahn zu bezeichnende mandschurische Strecke.

Es mag spitzfindig feine Unterschiede bezüglich der Eigentumsfrage der Bahn geben, äusserlich wenigstens zeigt sich nicht im geringsten irgend welche Auffälligkeit gegenüber einer Bahn in Russland. Die Spurweite ist die russische, das rollende Material ist ebenfalls russisch, und so die Besetzung der Bahn und die Bahnbeamten bis zur allgegenwärtigen Figur des gestiefelten Gendarmen. Man ahnt noch nicht, dass man hier von dem nicht übermässigen Komfort der sibirischen Bahn für einige Zeit Abschied zu nehmen hat, denn der Teil von Krodekovoe bis Harbin ist zweifellos zu den am wenigsten fertigen und komfortablen Strecken zu rechnen. Ein regelrechter Fahrplan scheint nicht zu existieren, wenigstens ist sehr oft niemand im stande, eine Aufklärung über die Dauer des Aufenthaltes auf einer Station zu geben; er mag 10 Minuten, unter Umständen auch wohl mehrere Stunden betragen. Ich erinnere mich nicht ohne ein gewisses Vergnügen, wie der Gendarm aus den sich um 5 Uhr Nachmittags in Masse für die Billetabgabe an den Schalter drängenden Passagieren ein Queue bildete, und wie die definitive Abgabe der Billete um 8 Uhr Abends erfolgte; während dieser ganzen Zeit passte man nebenbei auf den Zug, der kommen sollte, wann — das wusste niemand oder wollte niemand sagen. „Nitschewo", denkt sich der Schalterbeamte und liest seine Zeitung weiter, unbekümmert um die Sehnsucht der Aussenstehenden nach Billeten. Die Passagiere, welche den Zug zur Mandschurei benützen, sind zweifellos mehr von lokaler Charakteristik als auf der Ussuribahn, wo die Nähe des Meeres ein grösseres Prozent von Internationalität hineinbringt. Hier findet man russische Ansiedler oder Arbeiter für einen der Golddistrikte, Kosaken,

russische Offiziersdamen, welche mit dem gesamten Haushalt zu ihren Gatten auf einen der unwirtlichen Posten entlang der mandschurischen Bahn reisen, dann etwas zweifelhafte, französisch aufgeputzte japanische Damenwelt und endlich den allgegenwärtigen John Chinaman als Bewohner und Passagier der gedeckten Viehwägen.

Der Bahnhof in Krodekovoe ist noch nicht ganz fertiggestellt, und so sitzt oder liegt männiglich, da der Abend mild ist, auf seinem Pack oder was er sonst an Reisegepäck führt, und zweifellos tut man gut daran, sich nicht allzuweit davon zu entfernen, denn auf den sibirischen und mandschurischen Bahnen haben Gegenstände jeder Art eine unbegrenzte Neigung zu verschwinden. Das ist auch bei dem stark vertretenen Element von Exilierten und von ebenso skrupellosen Mandschuren, denen Räuberwesen und Diebstahl ja einen nationalen Hauptsport bedeutet, eben kein Wunder. Wie endlich der langerwartete Zug in die Station keucht, werden die Wagen gestürmt, und da die erste Klasse durch Abwesenheit glänzt, begnügt man sich gerne mit einem der luftigen Militärtransportwagen, die durch eine Tafel aussen in eine stolze II. Klasse verwandelt werden. Fehlt genannte Auszeichnung, so haben wir III. Klasse, und Vieh-und Packwagen bilden eine Abart der III., die namentlich von Chinesen, wohl aus Vorliebe für nationale Klubbildung und den herrschenden unendlichen Schmutz in denselben bevorzugt wird.

Die 36 Stunden dauernde Fahrt bis Harbin gibt ausreichende Gelegenheit zu Geduldproben hinsichtlich Fahrgeschwindigkeit und Aufenthalten, aber es wäre ungerecht, darüber scharf zu urteilen, denn zweifellos ist dieser östliche Teil der sibirisch-mandschurischen Bahn zwischen Krodekovoe und Harbin in seiner ersten Hälfte ein schwieriges Bauobjekt gewesen; zweimal werden nördliche Ausläufer der Shan Alin Berge bis zu 600 m Höhe von der Bahn unter beträchtlichen Steigungen und Gefällen überwunden; dabei trägt die Lage der Trace und ihre Ausführung nur zu deutlich den Stempel der militärischen Rücksicht für die rasche Ausführung aufgedrückt: „Durch um jeden Preis und in kürzester Zeit vom europäischen Russland nach Sibirien, Mandschuria und Wladivostock“ zum Pacific. Ein Unterbau aus frisch aufgeschütteten, sich erst setzenden Dämmen, vielfach mangelhaftes Schotterbett der Geleise, ja stellenweise fast unvermittelte Auflage der Schwellen und Schienen auf mehr oder weniger nachgiebigem Boden und besonders die Wahl der Trace,

welche im Hügellande fast immer die Mulden aufsucht, wo der feuchteste und sumpfigste Boden sich findet, um möglichst wenig Hindernisse in Anschnitten oder Tunnels zu erhalten, das alles zeugt von der Hast und dem Drängen vorwärts ohne Rücksicht auf die den Erbauern wohlbekannten Nachteile solcher Geschwindigkeitsarbeit. Man half sich über die Mängel eines derartigen schlechten Unterbaues einigermassen hinweg durch Anwendung schweren Schienenmaterials, 64 ℔ per Yard, und durch starke Schwellen mit einem Abstande von 76 cm untereinander. Diese Vorsicht bei den zur Verwendung kommenden schweren Maschinen (85–90 tons) trägt gute Früchte, sie ist wahrscheinlich eine Folge der bösen Erfahrungen, die man auf anderen Strecken der sibirischen Bahn mit zu leichtem, aus falscher Sparsamkeit verwendeten Schienenmaterial machte. Immerhin ist noch vieles verbesserungsbedürftig. Ich erinnere mich, dass auf einem Plateau, bevor die erste der erwähnten Hügelketten überwunden war, der Zug einen Anblick bot, den ich bislang noch nie gehabt hatte. Fast jeder der den Zug zusammensetzenden Wagen hing unter einem anderen Winkel aus der Senkrechten, rechts und links abwechselungsweise, wie es eben kam, zur Seite, so weich war der moorige Untergrund, in den die Schwellen bis zu 7 und 8 cm tief ungleich eingedrückt wurden. Der Schlamm wurde durch den Druck neben der Schwelle mit einer Vehemenz heraufgepresst, dass manchmal ein zufällig aus dem Fenster sehender Passagier nicht gerade zum Vergnügen einen saftigen Spritzer erhielt. Solche gefährliche Stellen, die eben nur *à tout prix* für Kriegszwecke fahrbar genannt werden können, sind nicht selten, und die Umgestaltung der ersten Bahntrace in das, was man eine wirkliche Verkehrslinie nennen kann, ist an zahllosen Plätzen nunmehr erst im Gang. Tunnels werden gebohrt, die Mulden mit ihrem Moorgrund werden durchweg verlassen, und die Linie wird an feste Hänge gelegt, der Bahnkörper gut mit Felsenkleinschlag belastet u. s. w., kurz die mannigfachen Neubauten, namentlich Umlegungen der Strecke, dürften wohl einem kostspieligeren Neubau bis zu einer guten Hälfte der Gesamtlänge der sibirisch-mandschurischen Bahn gleichkommen, und erst nach Fertigstellung dieser Verbesserungen scheint mir die Einrichtung eines europäischen Begriffen verwandten Verkehrs zwischen Wladivostock—Baikalsee möglich zu sein. Die Brücken sind teilweise ebenfalls nur provisorische Holzgerüste resp. Pfahlroste mit Schienen oder Holzkastenaufbau, obwohl auch schon

jetzt manche fertige Steinpfeilerbrücke von erheblicher Länge in tadelloser Vollendung auf dieser und der zentralmandschurischen Linie passiert wird. Es ist eben unmöglich, selbst für russische Energie, in so kurzer Zeit, wobei die Arbeit auch noch mannigfache Unterbrechung durch Unruhen (Boxeraufstand) erhielt, alles fix und fertig zu stellen. Das sollten jene bedenken, die mit Nörgeleien über Kleinigkeiten die Riesengrösse des Unternehmens vergessen. Eine der interessantesten Partieen auf diesem östlichen Teil der mandschurisch-sibirischen Bahn ist zweifellos der Abstieg von der Höhe, deren Plateau die vorher erwähnte üble Sumpfstrecke enthält. Man fährt in vier Zickzacklinien zu Tal vor-, rückwärts ohne Ausgleichung des zusammenlaufenden Kehren durch Kurven. Der Ausblick des Landes von diesem Punkte über einen beträchtlichen Umkreis ist, da die Passhöhe hier offenbar zu den höchsten Lagen der Umgebung gehört, prächtig. Im hellen Sommersonnenschein liegt, einem feinen Reliefbilde vergleichbar, ein vielgefaltetes Hügelland mit weiten Tälern zu unsern Füssen; die Berge und Hügel tragen nur in ihren oberen Teilen Bewaldung von Nadel- und Laubholz, nach unten schliesst sich dann eine der Hara Japans vergleichbare Vegetationsform an, um endlich in den tiefsten Teilen und in den Tälern in saftiggrünes Grasland überzugehen. Die Ursache der mittleren eigentümlichen Hara-Waldvegetationsform ist dieselbe wie in Japan — das Feuer. Offenbar zur vermeintlichen Hebung des Graswuchses in diesen als Viehweide benützten Gegenden der Mandschurei zünden nomadisierende Mandschuren im Herbst oder zeitig im Frühjahr den Bodenüberzug an und erreichen damit die Vernichtung des Waldes hinsichtlich Nadelholz völlig, hinsichtlich des Laubholzes nur teilweise, da dieses widerstandsfähiger ist; es entsteht derart die richtige echte Hara. In grösseren Höhen aber ist um diese Zeit entweder schon Schnee gefallen oder noch vorhanden, und dieser schützt nun die Hochlagen vor Zerstörung ihres Waldmantels. Freilich hat auch dieser seinem Schicksal nicht entrinnen können, seit die Bahn den jungfräulichen Boden mit dem eisernen Schienenstrange durchschnitten hat. Tausende von alten Fichten, Lärchen, Tannen, Pinus Cembra, Rotbirken und z. T. Eichen (Quercus mongolica) sind zur Konstruktion der Bahn und der Gebäude an derselben, soweit die Herbeischaffung irgend möglich war, herausgehauen, und nur das weniger begehrte Laubholz ist stehen geblieben, einen zerrissenen Laubhochwald in abnormer und

schlechter Verfassung zurücklassend. All den Hochwaldungen auf den grösseren bergartigen Erhebungen (bis 800 m), in beträchtlicher Entfernung von der Bahnlinie, dürfte das Todesurteil gesprochen sein, denn die tiefer liegenden zentralen und westlichen Teile der Mandschurei mit ihrem Steppencharakter zeigen nirgends eine nennenswerte Bewaldung, und so muss, wie man sich aus den Frachten mancher Züge leicht informieren kann, das Konstruktionsholz für Hoch- und Brückenbauten, das Schwellenholz etc, ja selbst das Brennholz für die grösseren, im Entstehen begriffenen Stationsorte in der Nähe der Bahn aus dem Berglande oft auf ungeheure Entfernungen beigeschafft werden. Vorerst werden auch die Maschinen der mandschurischen Bahn noch mit Holz geheizt, und man fährt in den Bergen an endlosen Holzbeugen von zurechtgemachtem Feuerholze vorüber, das ebenfalls für die Stationen in den Niederungen bestimmt ist, um dort zur Auffüllung und Ergänzung der Tendervorräte der Zugsmaschinen und zur Feuerung in den Bahnhofgebäuden verwendet zu werden. Dass hiedurch eine weitere tiefgreifende Ausholzung oder besser gesagt Verwüstung des Waldes Platz greift, liegt auf der Hand; allein die Erfüllung des ins Auge gefassten Zwecks ist anderweitig vorerst nicht zu erreichen. Das Spiel der Durchquerung der verschiedenen Waldzonen vom Grasland über Hara zum Laub- und endlich vorwiegenden Nadelholzhochwald wiederholt sich natürlich als Folge der klimatischen Höhenzonen und der geschilderten besonderen Verhältnisse bei jedem Anstiege der Bahn auf bedeutendere Höhen.

Bei Chantachozu, etwas weiter als halbwegs Harbin, sind mächtige Altholzforste aus Tanne, Fichte, Lärche und Pinus Cembra auf einem der von der Bahn mit starker Steigung erreichten Berghöhenrücken, und die sämtlichen Gebäude der einer kleinen Stadt gleichenden hübschen Ansiedelung, welche die Russen aus dem Boden stampften, wo vor 5 Jahren höchstens ein halbes Dutzend Lehmhütten mandschurischer Räuber standen, sind durchwegs in Blockhausstil aus mächtigen Stämmen der genannten Holzarten gezimmert. Wo Laubwald vorhanden ist, findet man prächtige Eichen, Linden, Ahorne, Eschen, Erlen, und nur wo Birken (Rot- und Weissbirken) vorherrschen, ist man wohl keine Minute im Zweifel, dass man den Umwandlungswald durch Feuer vor sich hat; dafür spricht schon der auf grosse Strecken auffallende Mangel an Unterwuchs und Strauchholz. Der schöne hier bei Chantachozu und weiterhin auf dem Höhen-

zuge befindliche Urwald wird bald vermisst, denn nunmehr fällt die Bahn in Richtung auf Harbin zu von der erreichten Maximalhöhe, etwa 600 m, stetig gegen das Steppenland und die in Kultur genommenen Landteile. Was man dann vom Eisenbahnwagen durch die ganze Mandschurei bis zur Liatong-Halbinsel aus an Wald erblickt, verdient kaum den Namen eines solchen, es sind höchstens zerrissene kleine Gebüschflecke oder gar nur einzelne Exemplare melancholischer Weiden und Pappeln. Wer daraus aber schliessen wollte, dass die Mandschurei im allgemeinen holzarm sei, wäre sehr im Irrtum, denn die zentralmandschurische Bahn führt eben nur durch die fruchtbare Niederungs- und Ackerbauregion, welche, dem Abhange der Gebirge der Provinz Kirin und Fengtien westlich sich anschliessend, über das paradiesisch fruchtbare Tal des Liao hinüber gegen die endlosen Steppen der Mongolei sich erstreckt.

Die Gebirge der noch weniger bevölkerten und unwirtlicheren nördlichen Provinz Heilungchiang (169.000 qm.), deren Nordgrenze der Amur bildet, sind voll jungfräulicher Forste, ebenso wie die beiden anderen Provinzen im Innern ihres Berglandes die wertvollsten Wälder von Eichen, Ulmen, Walnuss, Birken Kiefern etc mit dichtem Unterwuchs bergen, was darauf schliessen lässt, dass der Mensch den Boden in der Nähe noch nicht ständig okkupiert und das Feuer noch nicht zu Hilfe gerufen hat zur Waldvernichtung gegen die Urkraft der Natur im Walde. Ist dies einmal der Fall, so wird der Wald alsbald beträchtlich quantitativ und qualitativ reduziert, leider, wie man oft in Japan, Sibirien China und Korea wahrnehmen kann, weit über das zuträgliche Mass hinaus. Das grosse Holzhandelszentrum der Mandschurei liegt an der Mündung des Yalu, auf dem kolossale Mengen von Starkholz von den Changpaisan Gebirgen im Zentrum der Provinz Kirin an die See getriftet und geflösst werden. Aus eben demselben waldreichen Berglande gelangt Werkholz auf dem Sungari, der ebenfalls in den Changpaisanbergen entspringt, nach der Hauptstadt der Provinz Kirin, um dort namentlich zum Bau von Dschunken Verwendung zu finden.

Bei solchem Reichtum an Holz bleibt es nur durch die Wegelosigkeit etc erklärlich, wie Schwellen für den Bahnbau im Süden, z. B. bei Tashitschiao vorteilhafter von Japan bezogen werden konnten.

Mit dem Herabsteigen von dem Höhenzug bei Chantachozu

gegen Harbin zu ist die ebene Steppen- und Ackerbauregion erreicht, die bis zum Uebertritt ins eigentliche China nicht mehr verlassen wird, wenn man von Harbin die zentralmandschurische Bahn entlang reist. Harbin, von wo die zentralmandschurische Linie mit der Richtung NO-SW. nach Port Arthur abzweigt, präsentiert sich als eine durch die Russen mit Treibhausenergie geschaffene Stadt, deren russische Bevölkerung z. Z. nahe an 9000 Seelen beträgt und stark im Anwachsen begriffen ist, während vor wenigen Jahren höchstens ein paar schmutzige Chinesenhütten diese weite Ebene zierten. Dadurch dass ganz nahe der Sungari vorüberfliesst, auf dem stromauf- und -abwärts ein enormer Schiffsverkehr mit kleinen Dampfbooten und Dschunken aller Grössen unterhalten wird, ist Harbin für den Binnenhandel von ganz besonderer Bedeutung. Der Sungari stellt die natürliche Verteilungsader für den Import von auf der Eisenbahn herangeführten Gütern ins Innere der zwei Provinzen Kirin (Süden) und Heilung-Chiang (Norden) dar. Umgekehrt ist Harbin zum grössten Teile auch der Zusammenflusspunkt der Exportprodukte dieser Provinzen, wenn für den Weitertransport die Bahn ins Auge gefasst wird. Das an der Bahn gelegene Harbin selbst wie das Sungariviertel am Sungari sind ein in Schmutz oder, wie bei meiner Anwesenheit, in unglaublichen Staub eingehülltes neues Gemeinwesen mit amerikanischen Wachstumserscheinungen, wo der „Saloon" neben der Teebude und der Bazar japanischen Stils neben zweifelhaften Fleischerläden ein bewegtes Dasein führt. Das Treiben in den, Strassen genannten, mehr oder weniger geraden Geräumt-Erdlinien ist ein buntes: Mandschure, Chinese, Sibiriake, Jäger, Kaufmann, Kuli, Handwerker und Professionsräuber drängen sich, um ihren Geschäften nachzugehen, und nur wenn ein Kosak auf seinem kleinen Gaule sich nähert, stiebt die Gesellschaft etwas bereitwilliger aus dem Wege, denn der hat eine Peitsche, die zwar offiziell nur für den Gaul bestimmt ist, aber sich doch auch für Aufrechthaltung der Ordnung sehr wertvoll und nützlich erweist.

Zwischen Alt-Harbin und der geschäftigen Sungari-Stadt stösst man auf ein ganz neues, aus Ziegelstein in regelmässiger Bauordnung errichtetes und mit prächtiger Kirche ausgestattetes Viertel, alles damals im Rohbau fertiggestellt und noch unbewohnt; es ist das ein für die russischen Militär- und Zivilbeamten bestimmtes besonderes Quartier. Sehr gefällig im Aeusseren, in guter Lage an einem sanften Abhange und in

den Raumverhältnissen seiner Teile für die Zukunft berechnet, hat es mit der Evakuierung Mandschurias zweifellos nicht das mindeste gemein. Ein paar sog. Hotels in Sungari und Harbin gewähren einen gewissen Komfort europäischen Anstrichs, aber namentlich die Reinlichkeit steht im argen Kontrast zu den Preisen; doch ist man eben von Sibirien her in dieser Hinsicht nicht allzu verwöhnt. Japanische kleinere Kaufmannsfirmen sind auch hier zu finden neben einer Zweigniederlassung von Kunst und Albers, der bekannten deutschen Export- und Importfirma mit dem palastartigen Universalgeschäftshaus in Wladivostock.

Die Temperatur war zur Zeit meines Aufenthaltes in Harbin geradezu tropisch, was im Verein mit dem fürchterlichen Staube beim Fahren im Wagen beinahe das Atmen unmöglich machte. Extreme der Temperatur sind in der ganzen Mandschurei bemerklich, und wo in den wärmeren Jahreszeiten relativ hohe Temperaturen herrschen mögen, da tritt in langen, nicht sehr schneereichen Wintern ein Tiefstand des Thermometers ein, der für nahezu 6 Monate Flüsse und Boden auf mehrere Fuss Tiefe in den eisigen Banden des Frostes gefangen hält.

Harbin war damals von dem unheimlichsten Gaste, der Cholera, heimgesucht, und wenn wenn man die schmutzigen Winkel der Sungari-Stadt und von Alt-Harbin in Betracht zog, so konnte man sich schliesslich nicht gerade wundern, dass sie hier Absteigequartier genommen hatte. Durch die energische Initiative der russischen Machthaber aber schien das Möglichste zu geschehen, einem Umsichgreifen Einhalt zu tun. Man sah allenthalben die weissen Krankenzelte, an deren Anblick man sich schon auf der ganzen Fahrt in Ostsibirien am Amur gewöhnte, und das rote Kreuz hatte in den Strassen kleine Kochhütten für heisses Wasser aufgestellt, denen vom Volke für Teebereitung etc etc fleissig zugesprochen wurde.

Für mich bildet Harbin insofern eine unangenehme Erinnerung, als der Reiseplan mit der Absicht bis zum Baikalsee vorzudringen infolge der Nachrichten von zunehmender Cholera längs der Line dorthin, von Quarantänemassregeln, wie längeren zwangsweisen Aufenthalten zur Beobachtung etc mit Rücksicht auf die dadurch ungebührlich in Anspruch genommene Zeit fallen gelassen werden musste. So ging's denn schweren Herzens gegen Süden auf der hier abzweigenden zentralmandschurischen Bahn durch die Mitte der Mandschurei!

Ein gewöhnlicher Zug nimmt uns auf, denn besser ein-

gerichtete Züge mit beschleunigter Fahrt sind erst von jetzt ab (1903) eingestellt, und die nur bis zu II emporreichende Skala der Waggonklassen ist für nicht all zu anspruchsvolle Menschen m. E. auch ausreichend. Ein Militärwaggon neuesten Stils, gross, hell und freundlich, dokumentiert seine II. Kl. Eigenschaft nicht nur durch die angehängte Tafel, sondern auch durch etwa 2 Zoll dicke harte Polster, welche auf die abklappbaren Brettbetten und bei Tag auf den Sitz gelegt werden können. Ich ziehe stets etwas weniger komfortable Züge beim Reisen vor, da mir die Reisegesellschaft in denselben viel bunter und ländlich sittlich echter erscheint als der international überpolierte, oft recht farblose Inhalt der Express- etc. Trains, wie auch unvorgesehene Aufenthalte und geringe Fahrgeschwindigkeit so manches beobachten lassen, das dem im Eilzuge durch die Gegend Jagenden entgeht.

Die Mitnahme einigen Proviantes, der Besitz eines Teekessels und Bechers und für Anspruchsvolle die Vervollkommnung der Ausstattung durch ein Kopfkissen und eine besonders dicke Decke wird sehr wohltätig empfunden, ist im Winter auch wohl unumgänglich notwendig; für mich repräsentierten der vollgepackte bayrische Rucksack und mein Wettermantel die letztgenannten Gegenstände. Etwas unbehaglich fühlt man sich berührt, wenn man den aus 14–16 Wagen zusammengesetzten Zug entlang schlendert und an dem letzten Zuggliede, einem in Weiss-Anstrich gehaltenen Güterwagen mit intensivem Karbolgeruch, anlangt: es ist dies der sog. Cholerawaggon. Ab und zu ereignet es sich wohl einmal, dass jemand aus dem Zuge dorthin getragen wird, um bei Erreichung einer Station wieder an Lazarette etc. abgegeben zu werden. Das unheimliche Anhängsel begleitete uns auf dieser ganzen Reise.

Was die Verköstigung anlangt, so ist man auf dieser Route zur Zeit noch auf die Speisen angewiesen, welche auf bestimmten grösseren Stationen zu haben sind. Solche Punkte mit etwas längerem Aufenthalte werden fast regelmässig Mittags oder Abends erreicht, und das Hauptgericht des Menus am „Büffet" bildet die dampfend heisse „russische Krautsuppe", eine Fleischsuppe mit gekochtem Kohl und einem handgrossen Stück Tellerfleisch, deren guten Geschmack und Bekömmlichkeit ich aus Erfahrung bestätigen kann, wenn auch einige darin ertrunkene Fliegen anfangs irrtümlich und in der Eile als Gewürznelken passierten. Die privatim mitgeführte Verproviantierung hilft vielleicht ab und zu mit etwas Konserven nach und lässt den guten Humor, den

die Fahrt durch das fruchtbare, wohlbebaute Land erzeugt, nicht sinken.

Welche Fülle von Reichtum im Boden der Mandschurei liegt, ist auf solcher Fahrt sehr wohl schon vom Zuge aus zu beurteilen. Wohin das Auge blickt, Ackerbau, Viehzucht und Regsamkeit. Und zwar ist es weniger der an sich faule Mandschure, der dem Boden diese Schätze abringt, sondern der von Süden her in immer grösserer Anzahl das Land okkupierende Chinese, dessen vieltausendjähriges von den Vätern ererbtes Geschick im Ackerbau und dessen besondere Fähigkeit für Handel allüberall diese bienenartige Geschäftigkeit bemerkbar macht.

Die sibirisch-mandschurische Bahn westlich Harbin, und die zentralmandschurische führt durch die für den Ackerbau günstigsten Teile der Mandschurei mit meist ebenem, tiefgründigem, mineralisch reichem Lehmboden. Wenn schon jetzt die Produktion von Zerealien etc. in der Mandschurei einen ganz bedeutenden Betrag aufweist, was mag da noch zu erwarten sein, da doch zur Zeit erst ungefähr 1/5 des zur Landwirtschaft brauchbaren Bodens in Mandschuria unter Kultur steht! Und dabei sind die Gebirge reich an Forsten, wertvollen Pelztieren und Wild, die Ströme voll von Fischen, und das Vorkommen wertvoller oder kostbarer Metalle wie Eisen und Gold ist an vielen Plätzen nicht nur konstatiert, sondern der Minenbetrieb ist tatsächlich bereits da und dort im Gange.

Einem solchen Ueberfluss von natürlichem Reichtum steht zur Okkupation z. Z. nur eine Bevölkerung von etwa 20 Millionen gegenüber, und wie unzulänglich dieselbe ist, mag daraus ersehen werden, dass in der südlichen Provinz Feng-tien allein zur Bestellung der Ländereien der Ernte etc als Arbeiter und Hülfskräfte der Bauern im Frühjahr, Sommer und Herbst nicht weniger als 30.000 chinesische Arbeiter jährlich aus den nördlichen Provinzen Chinas, besonderes Shantung und Chili, zu Schiff herüberkommen.

Die tief liegenden Teile Mandschurias sind als die natürliche und unerschöpfliche Getreidekammer für die gebirgigen Teile nicht nur des eigenen Landes sondern auch für die angrenzenden Provinzen von Russland zu betrachten. Ich erinnere daran, dass, wie ich früher erwähnte, m. E. die ganze Entwicklung der Amurregion und des Ussuri-Grenzlandes zweifellos noch auf längere Zeit hinsichtlich der Versorgung mit Vieh und mit Agrarprodukten, insbesondere mit Weizen, auf den Reichtum Mandschurias hieran

angewiesen ist. Vielleicht ist diese Abhängigkeit eines Teiles von Ostsibirien, von Mandschuria, noch in manch anderen Punkten vorhanden; auf alle Fälle, schon um der z. Z. bestehenden offen erkenntlichen Notwendigkeit, Mandschuria als Hilfskraft zur Entwicklung des Primorsk-Gebietes zu haben, glaube ich nie an eine jemals eintretende Evakuation Mandschurias. Was darunter z. Z. zu verstehen sei, ist aus den Verträgen Russlands mit China hinsichtlich der Bahnen unter russischem Schutze sofort klar, es ist eine Art militärischen Spazierganges von den zur Zeit der Boxerunruhen besetzten Punkten zur nächten russischen Niederlassung in der Nähe der Bahnlinie, woselbst das Recht der Besetzung mit Truppen und deren Zahl ganz dem Ermessen Russlands anheimgegeben ist. Die Bahntrace selbst ist so geschickt gewählt, dass nicht nur die für die Mandschurei so wichtigen Wasserwege sondern auch alle wichtigen Handelsplätze und Hauptstädte innerhalb Greifweite sich befinden.

Es liegt auch zweifellos für die Mandschuren kein Grund vor, sich über die russische Okkupation zu beklagen, denn dieselbe brachte nicht nur bei Bahnbau etc Millionen von Rubeln unter das Volk und gab ihm Sicherheit und Ruhe, des Erworbenen sich zu erfreuen, sondern schuf auch den grossen Verkehrsweg, die Grundlage zum Aufschwung nach allen Richtungen: die Eisenbahn. Unter dem alten chinesischen Regime blieb die Entwicklung der Einzelnen und ganzer Kommunalwirtschaften bei dem blühenden Räuberunwesen und dem Mangel eines leichten Verkehrs auf grosse Entfernungen zwecks Entwicklung von Produktenaustausch mit anderen Nationen ganz erheblich hinter der natürlichen Möglichkeit in dem reichen Lande zurück.

Die hauptsächlichsten Ackerprodukte Mandschurias sind Hirse (Kao-liang, Holcus sorghum) und Bohnen in unzähligen Varietäten. Allüberall sieht man tatsächlich unabsehbare Felder damit bestellt und man begrüsst in dieser eintönig wirkenden Fülle Gerste, Mais, Trockenreis, Buchweizen, Kartoffel oder Eierpflanzen-Felder als eine Abwechslung. Ab und zu sieht man einen Bauernhof in Ulmen, Pappeln oder Weidenbüschen verborgen; alle sind sie aus Lehm erbaut, ohne Fenster nach aussen, und nicht selten mit einer Art von Zinnen versehen oder mit niederen Türmen in den Ecken zur Verteidigung gegen Räuberbanden. Diese Räubergilden bilden eine wahre Landplage, sind aber erklärlich in einem Lande, wo bis jetzt keine starke Faust mit ihnen abrechnete. Die reicheren Leute und namentlich die Kaufleute

schützen ihr Hab und Gut und ihre Warentransporte durch Zahlung einer gewissen Quote an die organisierten Banden, und es bestehen eine Anzahl von Versicherungsanstalten auf dieser Grundlage.

Solange die militärische Besetzung des ganzen Landes durch Russland während der Boxerunruhen dauerte, war denselben das Handwerk gelegt, es blüht aber jetzt wieder auf in entlegeneren Punkten, nachdem die Truppen an die Bahn evakuiert sind. Man kann während der Bahnfahrt viel von Räubergeschichten erzählen hören, verliert aber auch jedes Bedauern, wenn man erfährt, dass sich in arbeitsfreier Zeit bisher so ziemlich jeder Bauer ein bisschen am Räubern beteiligte, wenn Fremde oder ihm nicht Nahestehende, z. B. Karawanen von Landsleuten aus entlegenen Gegenden, diese gemütlichen Plätze passierten.

Die Agrarprodukte Mandschurias sind keineswegs mit den oben genannten Arten erschöpft, ich habe mich nur auf die Aufzählung des in grösserem Anbau selbst Gesehenen beschränkt.

Ein vortreffliches Buch über Mandschuria von Alexander Hosie * gibt dem sich dafür Interessierenden weitgehenden Aufschluss. Nach derselben Quelle wird Kaoliang (Hirse) fast vollkommen im Lande selbst aufgezehrt als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere oder zur Samshu- (Sake-) Bereitung, während die Bohnen, das zweitbedeutendste Ackerprodukt der Mandschurei, fast ebenso völlig zum Export gelangen, entweder in ihrer natürlichen Form oder als Bohnenkuchen und Bohnenöl. Die Bohnenkuchen oder gepressten Rückstände von der Oelbereitung werden neuerdings vielfach dem teureren Fischdünger in Japan vorgezogen, wie sie seit langem als Düngemittel auf den Zuckerplantagen in Südchina und auf Java Absatz gefunden haben.

Opium wird meist mit anderen Produkten geschmuggelt. Von der Geschäftigkeit und dem Treiben auf der Haupthandels- und Verkehrsader der Mandschurei, auf dem mittleren und unteren Liao-Fluss mit seinem Hafen bei Newchwang, mag man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, dass die ca 600.000 tons beziffernde Produktion der Mandschurei an Bohnen auf diesem Wege zum Export gelangt.

Da für 6 Monate aller Verkehr auf den Flüssen durch das Zufrieren derselben unmöglich ist, so werden während der Wintersaison die Bohnen aus dem Innern auf dem Landwege an ver-

* Manchuria, Its People, Resources and Recent History. London 1901.

schiedene grosse Plätze an den Ufern des Liao, wie Tien-chuang-tai, Hsinming, Tienh-ling etc. gebracht, dort aufbewahrt, bis die Schiffahrt beginnt, und nun bemühen sich nicht weniger denn 20.000 Dschunken von 8 bis 15 Tonnen Inhalt während des Frühjahrs, Sommers und Herbstes in wiederholten Fahrten, diese Bohnen und Cakes nach Newchwang zu bringen und auf die dort ihrer harrenden grossen Exportdampfschiffe zu verladen.

Dem vorausgehenden Landtransporte, oft auf kolossale Distanzen, stehen nun keineswegs gute Strassen zur Verfügung, wie man vermuten könnte. Von den Strassen, die ich sah, kann man höchstens behaupten, dass sie nichtbebautes Land darstellen, sonst aber sich in keiner Weise von dem übrigen Ackerboden unterscheiden. Mangel an Steinen und auch wohl der Ueberfluss an Tierkraft—denn die Zahl der Ponny, Esel Maulesel und Ochsen, welche im Durchschnitt jeder Bauer besitzt, ist sehr beträchtlich—, Gewohnheit und Indolenz verhindern ein ernstes Zusammengehen der Leute zur Herbeiführung besserer Zustände.

Es liegt auf der Hand, dass bei solchen Voraussetzungen der Landtransport nur im Winter bei gefrorenem Boden vor sich gehen kann, und es mag allerdings ein interessant lebendiges Bild sein, diese Tausende von zweiräderigen schwergebauten und schwer beladenen Fahrzeugen, oft mit mehr als 10 Tieren bespannt, in endlosen Karawanenzügen aus dem Innern nach Newchwang oder einen der andern stromaufwärts gelegenen Hauptplätze ziehen zu sehen, wohin sie kommen, um ihre Ladung abzusetzen und dafür Salz, Zucker und chinesische wie fremde, in neuerer Zeit namentlich japanische Produkte nach dem Innern zu führen. Schlitten können bei dem spärlichen Schneefall nur in der nördlichen Mandschurei verwendet werden.

Ich konnte zur Zeit meiner Reise auf den verschiedenen Stationen ein paar solche Lastwagen bei Arbeiten für die Bahn in der Nähe beobachten: sie imponieren namentlich durch ihre zahlreiche Bespannung, welche der auf dem Wagen sitzende Chinese ohne Zügel mit mächtiger Peitsche dirigiert. Eine Reise aber auf den etwas leichteren, wie sie an grösseren Stationen, z. B. in der Nähe von Mukden (an dem die Bahn weitab vorbeiführt), für Passagiere zur Stadt warten, muss bei diesen Strassenverhältnissen und eventuell noch ungünstiger Witterung fraglos ein sehr problematisches Vergnügen sein.

Eigenartig ist der Anblick reitender Bauern- oder Kauf-

mannsfrauen in ihrer farbenprächtigen Tracht auf einem herausgeputzten Maulesel oder Pferde, während die männliche Bevölkerung, wenn nicht mit stattlichen Ponny oder Mauleseln beritten, vielfach recht komisch wirkt; man denke sich nur einen $6\frac{1}{2}$ Fuss langen Chinesen auf einem winzigen Esel von knapp über 1 m Höhe sitzend!

Die Fahrt nach Süden auf der zentralmandschurischen Bahn wird trotz der in vollem Wachstum stehenden Felder und der weidenden Herden von Vieh, wie Mauleseln, Ochsen und den nach Tausenden zählenden schwarzen Schweinen, dem Reisenden, besonders dem Forstmanne, durch das Fehlen jeden grösseren Forstes oder Waldes langweilig. Dabei zeigen sich deutlich die Folgen der an manchen Orten geübten rücksichtslosen völligen Vernichtung von Wald in den an die Ackerbauzone anstossenden Landesteilen. Da das Land hügelig und der Boden weich ist, so ist die Wirkung der Regengüsse und der Schneeschmelze in rascher Wasserabfuhr und ausgedehnter Geschiebeführung der Wasserläufe fühlbar. Im eigentlichen Berglande östlich der zentralen Ackerlandpartie Mandschurias, durch welche die Bahn führt, ist, wie man aus der Ferne manchmal sehr wohl wahrnehmen kann, in den dem kultivierten Lande zunächst liegenden Teilen der Berge ebenso gründlich mit dem Walde aufgeräumt; auch darf als sicher angenommen werden, dass die ganze Holznutzung im Innern der Gebirge ohne Regelung und Rücksicht auf Erhaltung der Bodendecke ausgeübt wird. Kein Wunder daher, dass Ueberschwemmungen mit allen Begleiterscheinungen zur Regenzeit an der Tagesordnung sind.

Der Mangel ausgesprochener Betten bei den kleineren Wasserläufen hat seinen Grund in dem sehr schwachen Gefälle und der sehr breiten, flachmuldigen Ausbildung der Bachlauftäler im Unterlauf; dadurch wird die bei dem leicht abschwemmbaren Boden (Lehm) begreiflich hohe Mitführung von Sinkstoffen im Wasser zur Regenzeit die Veranlassung zur Bachlaufauffüllung und Verschwemmung. Fehlende Bewaldung ist lokal auch vielfach die Ursache, dass die Wasserläufe im Sommer ganz austrocknen, und nur an der Form oder an etwaigen Geschieben kann man eine solche Mulde im Terrain als Bach noch erkennen. Bei heftigen Regengüssen ist infolge der aufgefüllten Bette dann eine im Verhältnis zur geführten Wassermenge ungeheuer ausgedehnte Ueberschwemmung und Zerstörung von Kulturland die Folge. Diese fällt zwar jetzt, wo der Ueberfluss an Ackerland

noch keineswegs haushälterische Rücksichten fordert, nicht so schwer in die Wagschale wie sicher einmal in späteren Zeiten.

Ich passierte mehrmals auch bedeutendere Flüsse, die, damals zur Sommerzeit ausgetrocknet, keine genau erkennbaren Ufer hatten und sich wie eine Kiesschlange im Terrain ausnahmen. Solche Zustände bilden grosse Hindernisse für den Brückenbau, und ein mitfahrender Ingenieuroffizier wusste von den Schwierigkeiten des Brückenbaues infolge der unregelmässigen Wasserstände und der enormen Geschiebeführung, den unweigerlichen Folgen unvernünftiger Waldbehandlung, zu erzählen.

Die Eisenbahnbrücken waren damals noch zum Teil in provisorischem Baustadium, mit hölzernen Kastenbauten als Pfeilern, die aber nunmehr durch Steinpfeiler solidester Konstruktion ersetzt werden. Die übermässige Länge solcher Brücken und die grosse Zahl der teueren Brückenpfeiler ist durch die völlig zugeschwemmten Flussbetten bedingt. Weit bergauf und talwärts müssen dann noch die weichen Lehmufer durch Steinbelag geschützt werden, um nicht beim geringsten Hochwasser dem Angriff zu erliegen oder den Wasserlauf zum Vagabondieren zu veranlassen, eine sonst ganz gewöhnliche Erscheinung, da schon eine Wassertiefe von 1 m infolge der seichten Rinnsale Quadratkilometer angrenzender Uferländereien unter Wasser zu setzen vermag.

Was die in der Nähe der Bahnstationen gesehenen Ortschaften anlangt, so ist allen der chinesische Typ unendlicher Schmutzigkeit eigen, und nur manchmal wie in Tieh-ling erzählt eine Pagode oder eine mit Zinnen gekrönte zerfallene Stadtmauer vom Glanze vergangener Zeiten. Ich möchte hier auch das in Zeitungen so vielfach recht verschieden geschilderte Verhältnis zwischen Bevölkerung und den russischen Okkupationstruppen durch ein paar selbstbeobachtete Scenen illustrieren. Im allgemeinen ist der „Kosak", der ja die Hauptsache der „Grenz-"wache ausmacht, wie die Eisenbahnschutzarmee bezeichnenderweise heisst, ein gutmütiger Mensch, und wenn mitunter berichtet wird, er nehme dem Chinesen alles weg, so vergisst man, dass er ebenso gern mit ihm teilt. Ich werde das Genrebildchen, das sich mir auf einer der Stationen bot, nie vergessen: zwei ernste, ganz dem Geschäfte des Verschlingens eines Stücks schön geräucherten und von Fett triefenden Schweinespecks sich hingebende Himmelssöhne sehen zu ihrer Ueberraschung plötzlich ihre Tafelrunde durch einen hungrigen Kosaken

vermehrt, der ungeniert fest mitschneidet. John Chinaman duldet diese Einmischung in seine Privatrechte aus Gründen ohne Protest, aber siehe da, Freund Kosak lässt sich nicht lumpen, er hat Wodka und Tabak, und mit ebenso vieler Freigebigkeit wird davon ausgeteilt und angenommen; es ist ein Picknick, das in allseitiger Fröhlichkeit schliesst. Oft kann man Chinesen und Kosaken sich herzlichst wie alte Freunde begrüssen sehen, und der Grund dazu scheint mir darin zu liegen, dass der Kosak, Bauer und Soldat wie er ist, dem Bauernanwohner manches Interesse entgegenbringt und manche Freude, manche Sorge des Ackergewerbes mitfühlen und mitverstehen kann. Ein andermal sah ich einen Kosaken mit vollem Brotbeutel ein paar erbärmlich zerlumpte Kinder fütternd, die schliesslich den Beutel nach besonderen Leckerbissen durchsuchen durften. Auch dies zeugt nicht von der fettgedruckten „Roheit" der Barbaren, in welchen oft solche Berichte schwelgen. Der Schrei der Entrüstung über ein paar saftige Durchzieher der Kosakenpeitsche gegenüber der unendlichen Frechheit, Dreistigkeit und Unverschämtheit manchen Gesindels, das die Bahnstationen aufsucht, um bei günstiger Gelegenheit zu stehlen, ist gesund denkenden Naturen nicht nur verständlich, ich finde darin eine den Umständen entsprechende indirekte Hebung der verloren gegangenen Moralität.

Dass bei der tatsächlich vorhandenen von Nachbarnationen in allen Formen und Verkleidungen durchgeführten Spionage über die russischen Verhältnisse mitunter das Misstrauen die Besatzungstruppen Fehlgriffe machen lässt, soll nicht bezweifelt werden, und ebenso sollen sich fremde Reisende nicht wundern, wenn sie, womöglich in chinesischem Kulianzug mit falschem Zopf und Notizbuch beschwert und fortwährend schreibend, etwas unsanft im Reisevergnügen gestört werden; auch in Europa stände ich in solchem Falle nicht für mehr oder weniger kräftige Intervention durch einen Wachsoldaten etc von dem hinwieder auch nicht verlangt werden kann, dass er bei seinem Vorgehen etwa ein Höflichkeitskonversationsbuch zur Richtschnur nehme. Gerne gebe ich zu, dass mancher Uebergriff vorkommen kann, aber im allgemeinen erschienen mir die Offiziere (die ich sah und teilweise sprach) viel zu gebildet und höflich, um eine Zuwiderhandlung Untergebener nicht alsbald zu rektifizieren, und wer die armen Mandschuren gar so bejammert, der vergisst, dass sie sich unter russischer Oberhoheit zweifellos zehnmal besser befinden, wenn sie auch dem alten Vergnügen sich untereinander und andere zu

berauben und zu bestehlen nicht mehr so ungehindert nachgehen können.

Für Fremde jeder Nation ist irgend eine Unannehmlichkeit auf den Reisen kaum zu fürchten, sobald man sich vielen Kartenschauens, Notizenmachens und Photographierens enthält, eine bei militärischer Okkupation und einer Art Kriegszustand von selbst einleuchtende Sache. Schärfer werden infolge der Abneigung der Russen Reisende aus Japan beobachtet, ob mit oder ohne Grund will ich nicht untersuchen. Aber es steht etwas im Widerspruch mit der Tatsache einer offenbaren Zuneigung zum weiblichen Teile japanischer Nationalität, von dem z. B. in Harbin mehrere Hunderte ein vergnügtes Dasein führen.

Ehe ich mich abwende von dem Schienenstrange, der nunmehr zu so hoher Kulturaufgabe in Mandschuria und Sibirien berufen ist und den Osten dem Westen nicht nur materiell sondern auch geistig näher bringen soll, geziemt es sich wohl, auf die Leichtigkeit hinzuweisen, mit der schon jetzt die Reise nach Westen oder umgekehrt gemacht werden kann, und es ist selbstverständlich, dass mit dem Ausbau der Linie von einem strategischen zu einem Verkehrs- und Handelsmittel ersten Ranges noch weitgehende Erleichterungen und Verbesserungen erwartet werden müssen, worüber noch eine geraume Zeit vergehen wird. Nimmt man Dalny oder Port Arthur als Ausgangspunkt an (von Wladivostock aus ungefähr dieselben Verhältnisse), so durchfährt man die Strecken:

		I. Kl. Rubel.	II. Kl. Rubel.	Tage.
Dalny—Mandschuria via Harbin	1.901 verst	(II. Kl.) 39.60	39.60	4.5
Mandschuria—Irkutsk (1 Mal wöchentlich 1 Speisenwagen).	1.302 „	39.60	21.40	3.5
Irkutsk Moskau (Schnellzug).	5.106 „	118.—	66.95	8.—
(Luxuszug zweimal wöchentlich.)				
S:	8.309 verst	192.10	127.95	15.0

Rechnet man hiezu die Verpflegung, welche für I. Kl. zu 5 Rubel und für II. Kl. zu 3 Rubel pro Tag anzuschlagen sein mag, so kostet die Strecke Dalny-Moskau I. Kl. 192 + 15 × 5 (= 75) = 267 Rubel(= 534 M). II. Kl. 128 + 75 = 203 Rubel (= 406 M). Die Fahrt von Moskau nach Berlin beansprucht weitere 2 Tage und eine Auslage von ca 80 Rubel I. Kl. und 56

Rubel II. Kl., so dass mit Verpflegung 90 Rubel 1. Kl. und 64 Rubel II. Kl. hinzugenommen werden müssten. Die Totalausgabe mag sich also beziffern für:

Dalny-Berlin 17 Tage I. Kl. 357 Rubel (=714 M); II. Kl. 267 Rubel (534 M). Da nun ab 1903 nicht nur I. Kl. Wagen in die Züge Dalny-Mandschuria (oder Wladivostock-Mandschuria) eingestellt werden sollen, sondern auch eine Vermehrung der Geschwindigkeit beabsichtigt ist, so werden sich die Zeit- und die Verpflegungskosten vermindern. Ist endlich die Strecke um den Baikalsee vollendet und sind die verschiedenen Tunnels, Umlegungen und Brückenbauten in Transbaikalien, West- und Zentral-Mandschuria allseitig fertig gestellt, so dass ein eigentlicher Schnellverkehr Platz greifen kann, so wird die Zeit auf 9 Tage reduziert werden können, und da die russische Regierung dem richtigen Prinzipe huldigt, den Verkehr durch niedrige Fahrtaxen zu heben, so werden auch die Fahrkosten sich um ein Bedeutendes vermindern lassen.

Passagiere, welche grosse Bequemlichkeiten lieben, werden z. Z. noch die Seeroute über Indien trotz höheren Zeit- und Geldaufwandes vorziehen. Ich zweifle aber nicht, dass, wenn die Sache ähnlich den amerikanischen Bahnen in Fluss und Vollendung gekommen ist, die Ostasiendampfer sich der Scharen ihrer Passagiere beraubt sehen werden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zurück zu unserem Ausgangspunte.

Die fernen Berge, die umso näher herantreten, je mehr man südlich kommt, liegen blaudunstig im warmen Sonnenschein, und die satten Farben roter Mohnfelder auf dem bräunlichen Untergrund des Bodens mit den in hellem Grün versteckten Bauernhöfen grauer Schattierung geben ein friedliches, harmonisches Bild, das dem Gedächtnis nicht so schnell entschwindet.

Indessen nähert man sich unaufhaltsam dem Endpunkte, Tashitschiao, wo nach inzwischen erwogenem Plane die Südbahn verlassen werden soll. Port Arthur, vom dem mich noch 1/2 Tagereise Fahrt trennte, musste ich leider aus demselben Grunde wie die Baikalroute bei Harbin vermeiden, da die Cholerafälle von dort in wachsender Zahl gemeldet waren und ein vierzehntägiges Festliegen in Quarantäne sehr tief und unerwünscht in die zur Verfügung stehende Zeit eingeschnitten hätte. In Tashichiao wurde daher der Zug verlassen und auf die Seitenlinie nach Yinkow, dem Hafen von Newchwang, über-

gegangen. Yinkow war in zwei Stunden erreicht, und Nachts 10 Uhr entstiegen wir den Wagen auf einem mässig erleuchteten, von dem Höllenlärm chinesischer Gepäckträgerkulis erfüllten Bahnhofe. Wir hatten nach einigen handgreiflichen Redensarten zwei derselben ausgewählt, und nun gings in die Nacht hinein, dem chinesischen Gasthause zu, dessen Diener nach Tashichiao gekommen war, um Gäste anzulocken für sein Hotel, das auf einer riesig grossen knallroten Empfehlungskarte, die der Mann verteilte, als ein Ausbund von Schönheit, Eleganz und Komfort gepriesen wurde, in dem jeder reisende Europäer einkehre.

Ein junger japanischer Student, der auf seiner Fahrt nach Habarovsk von Harbin auf dem Sungari bei einem Ueberfall durch Räuber rattenkahl ausgeplündert worden war, hatte sich uns seit unserer Rückreise von Habarovsk angeschlossen, und da er ein paar Brocken Chinesisch verstand, war er von Nutzen, namentlich aber hier, wo es die Lage dieses Gasthausjuwels aus den Kulis zu eruieren galt. Die Wanderung der kleinen Karawane, aus meinem Begleiter, dem Studenten und mir sowie den beiden Kulis bestehend, ging am Ufer des Liao-Hafens entlang, durch Strässchen und Winkel zwischen einzelnen und zu Klumpen vereinigten Lehmhütten hindurch, über freie Plätze mit Bauholz und Tauen, über die sichs so lieblich stolperte; dazwischen huschten mehr wie zweifelhafte Gestalten vorbei und drangen Stimmen aus einer Art Kneipe, kurz, man war in einem echten und rechten Chinesenhafenviertel mit Düften ohne gleichen und einem so wenig Vertrauen einflössenden Aeusseren, dass die Hand den Revolver fester umspannte. Man denke sich dabei diese Nachtscene durch ein fahles Zwielicht des hinter leichten Wolken verborgenen Mondes undeutlich erhellt, das Gurgeln des nahen Wassers, die gespenstischen Spitzen der Hunderte von Dschunkenmasten auf dem Flusse und die so herzlich wenig Vertrauen erweckenden Gestalten, denen man begegnete! Es mag eine Stunde so fortgegangen sein, als unsere Kuli vor der Rückseite, wie mir schien, eines chinesischen Bauernhofes [illegible] Güte, aus dem Licht und Lärm kam, Halt machten. Das Hotel war erreicht, und auf etwas unmelodisches Schreien unserer Träger kam der Portier und stiess das zerfetzte Hoftor auf, um uns über einen richtigen schmutzigen, landwirtschaftlich verzierten Hof in das Zentralgebäude abzuliefern, über dessen türlosem Eingang am besten die Worte Dantes: „Lasst alle Hoffnung

zurück, die ihr eintretet!" gestanden hätten, wenn dieser Scheunenlehmbau eine Tafel wert gewesen wäre.

Lassen Sie mich Ihnen diesse Hütte und ihre Gäste etwas schildern. Sie bildet einen eigenen, bisher unerreichten Punkt in der Reihe meiner Reiseerinnerungen. Die „Gasthof" spielende Scheune aus Lehm mit wenigen Papierfenstern war ein länglicher Bau von einigen 15 oder 20 m mit vier durch Lehmzwischenwände hergestellten Räumen und den Durchgängen in der Mitte; der Eintritt von aussen erfolgte direkt in die in „Schwarz" gehaltene Küche, wo bei einer unglaublichen Hitze auf qualmendem Feuer in Töpfen erheblicher Grösse ein nichts weniger als angenehm duftender Inhalt brodelte, der von den schlanken und mit langen Nägeln bewehrten unsauberen Händen des Koches in diverse Schüsseln zum Auftragen verteilt wurde. Rechts von der Küche ging es direkt in zwei Haupträume, wo zu beiden Seiten des Mittelganges in einer Art von Wandnischen ein im übrigen zahlreiches Publikum, meist nur mit Hose bekleidet, auf Matten kauerte und mit lauter Unterhaltung die bereits geschilderten vom Kellnerkuli ohne Serviette präsentierten schmutzigen Schüsseln ihres Inhaltes beraubte. Rauch und Dampf von der „Küche" liessen die Oelfunzeln dieser Räume bald blinzeln wie Eulen und bald wieder hell aufjauchzend ihre volle Leuchtkraft entfalten, was beinahe einen Walpurgisnachtähnlichen Teufelszauber hervorbrachte; links vom Eingang, und durch die Küche zu betreten war der Staatsraum des Hausherrn, das Privatkontor, mit zwei Holzpritschen zu beiden Seiten und einem kleinen Tisch, bereits besetzt, aber nur von zwei Gästen und daher uns zum Aufenthalte angewiesen.

Eine im Rucksack noch aufgefundene Konserve stillte mir den Hunger, ein Rest von Wodka den Durst. Auf einer der Pritschen sitzend und umringt von neugierigen, schwitzenden, in nichts weniger als Weiss gekleideten Küchenkulis, hatte ich dabei genügend Musse, die Aussichten auf Nachtruhe zu überlegen, wenn ich die Lumpen ansah, die dem schlafenden vis-à-vis als Decke dienten. Der edle Gast, der auf einer etwa spannhohen Art von Longchair aus Holz, mit Matte bedeckt, ruhte, bemühte sich in angemessenen Zwischenräumen, wenn ihm im Traum etwas im Hals stecken geblieben sein mochte, sich zu räuspern, und revidierte bei dieser Gelegenheit seine Schlafstätte, indem er mit einem eigens jedem Reisenden vor dem Bettgehen überreichten kleinen Besen unberechtigte Bewohner seines Longchairbettes

unbarmherzig auf den kalten Lehmboden, der den Mittelgang der „Zimmer" bildete, oder auch auf die Füsse passierender Gäste hinabbürstete. Man wird es mir kaum übel nehmen, dass ich mich auf einen Nachtspaziergang bereit machte und auf solche Ruhekissen verzichtete, auch war's enorm heiss in diesen Räumen. Da pries der aufmerksame Wirt der räuberartigen Hotelgesellschaft den Pavillon im Garten an, der, erst seit 10 Tagen in Form eines Pferdestalles aus Stroh erbaut, mit zwei Reihen Matten einen verhältnismässig reinlichen und namentlich kühlen Aufenthalt versprach; auch mochten die Legionen der Kleintierweltvertreter sich dort noch nicht so üppig eingenistet haben.

Hier ruhte ich denn auch, gestiefelt und gespornt hingestreckt den Kopf auf dem Rucksack, den Wettermantel als Deckbett nützend, den Revolver in Faust, und konnte die Nacht mit Beobachtungen zubringen, wie spät das Treiben in dieser Höhle schloss, und wie die allmählich im Gartenpavillon eintreffenden Schlafgäste die Austreibung ihrer Inwohner per Besen ebenso gründlich auf den Mittelgang besorgten, indem sie sorglich ihre Hosen abbürsteten, ehe sie sich auf die Matten legten. Manch ein konfus Problem wanderte mir während der Nacht durch den Kopf, und eine intensive Beobachtung einiger mir besonders wenig vertrauenswürdig erscheinender Brüder, die beim Schein einer Lampe geschlossenen Auges sich stellten, als ob sie in tiefem Schlafe lägen, vertrieb mir rasch die Nacht, und als der Morgen graute, verschmähte ich sogar das vorhandene gräuliche Waschwasser; nach Zahlung der Hotelrechnung im Betrage von 20 sen pro Mann wanderten wir hinweg von dieser schönen Stätte, die bei Tag noch mehr von ihrem romantischen Reize verlor und geradezu abschreckend auf Gesichts- und Geruchsnerven wirkte

So bin ich auch einmal in einer richtigen Chinesenkneipe gewesen!

Der Weg zum Fluss war bald zurückgelegt, denn um zum Bahnhof der nordchinesischen Bahn auf der anderen Seite des Liao zu gelangen, ist beim Mangel einer Brücke, welche die Verbindung zwischen dem russischen Endstück Tashichiao—Yinkow und dem Bahnhof auf dem Westufer des Liao der chinesischen Nordbahn herstellen könnte, eine Bootfahrt nötig, und da wir Abends weit stromab gewandert waren, hatte man ein gut Stück zurückzufahren. Eine Schar bezopfter Himmelssöhne verfolgte das gleiche Ziel, und zum Schluss mochten sich 200 Menschen auf der Dschunke eingefunden haben. Da war der

behäbige, verhältnismässig reinlich gekleidete chinesische Beamte mit seinem Stab von Sekretären und Dienern, daneben Handwerker, Kaufleute und endlich ein Lehrer mit sehr intelligentem Gesichtsausdruck, der sich kaum über das schwankende Landungsbrett auf das Schiff getraute und eine an einem Stäbchen mitgeführte kleine, 1/4 m grosse Flagge mit seinen Personalien neben seinem geringen Gepäck aufpflanzte, als er endlich auf Deck sass. Eine unter seinen Nachbarn lebhaft geführte Debatte, zweifellos über seine Zaghaftigkeit auf dem Brett, bekundete, dass auch hier die reinste Freude die Schadenfreude ist.

Geradezu überwältigend wirkte während der ca 1 stündigen Fahrt der Anblick des Hafens von Newchwang d. h. des Liao-Flusses bei Yinkow. Diese Tausende und Tausende von Dschunken mit ihren Masten, welche Produkte des Landes aus dem Innern den Liao herab zur Einschiffung auf verankerte grössere Dampfschiffe brachten oder Rückfracht aus denselben landeinwärts nahmen, gingen und kamen, das Ameisengewimmel von geschäftigen Menschen, welche dabei ihren Verdienst finden, das Schreien, Gestikulieren, Rennen, Schimpfen, Hasten und Stossen, es ist ganz unglaublich. Hier bekommt man erst einen Begriff von der Bedeutung des Liao als Haupt-Export- und Importkommunikationsmittels während des Sommers. Da liegen bis zum Rande mit Bohnen gefüllte Boote, dort sind hoch aufgetürmt am Lande die Bohnenkuchen, diverse Hülsenfrüchte, Reis und ungezählte eigenartig gleich aussehende Kisten oder mit Papier wasserdicht gemachte Körbe, Bohnenöl enthaltend. Samshu ist in Steinkrügen oder wasserdichten Körben verpackt. Tabak, Seide, Haut, Hunde- und Ziegenhäute (als Decken etc. präpariert) warten der Verladung, und daneben wird, wie man mir versicherte, unter anderer Ladung Opium aus Heilungchiang und Gold aus Heilungchiang und Kirin geschmuggelt. All das ist im Winter zum Liao auf dem Landwege gebracht worden, und die gleich dem Sand am Meere zahllosen Aufbewahrungsmagazine entleeren nun ihre Schätze in die Dschunken und diese wieder, wenn sie Yinkow erreicht haben, in die grossen Dampfer. Als Import nehmen sie dann Zucker, Salz, Baumwollstoffe aus China und Japan sowie leichtere englische Stoffe u. s. w. auf ihrer Bergfahrt mit, von wo diese Importen dann im umgekehrten Verfahren ihren Weg ins Innere finden.

Ob die Eisenbahn diesem Treiben bis zu einem gewissen Grade ein Ende machen wird? Man behauptet es, da die Lager-

gebühren der Exportprodukte über Winter und die Kosten des Land- und Flusstransportes bis Newchwang der Konkurrenz der Eisenbahnfracht, die zudem einen Geschäftsgang ohne Unterbrechung garantiert, nicht standhalten könne. Ich bin auch der Meinung, dass die zentralmandschurische Bahn weitreichenden Einfluss und die Oberhand gewinnen wird. Ein Land von 360.000 englischen Quadratmeilen wie die Mandschurei, um ein gut Teil also grösser als Deutschland, ist namentlich für den Osten ein zweifellos nicht zu unterschätzender Faktor als Exporteur und als Abnehmer, besonders wenn man bedenkt, dass seine riesigen natürlichen Hilfsmittel erst zur Vollentwicklung gebracht werden müssen, und als ein Mittel dazu ist ja die zentralmandschurische Bahn gebaut worden, die bestimmt ist, mit den grossartigen, aber antiquierten Transportverhältnissen auf dem Liao aufzuräumen.

Die Eisenbahnfahrt von Yinkow auf der nordchinesischen Bahn nach Shanghaikwan in ziemlich guten, wenn auch nicht so grossen Wagen, wie die russisch-mandschurische Linie sie besitzt, bot des Interessanten nicht viel. Öde, marschig und höchstens ab und zu mit einem niederen Gestrüpp bedeckt, liegt bald nach dem Verlassen der Station das Tiefland, auf dem die Salzgewinnung durch Austrocknen von Seewasser erfolgt, in der Sonnenglut.

Wir sind die ersten Stunden Fahrt noch im Flussgebiet des Liao, und erst späterhin wird das Gelände mit seinem langweiligen Grau durch Weidenbüsche etwas freundlicher, um aber bald darauf wieder durch den Anblick von zerstörten kleinen Dörfern (wohl vom Kriege her) und durch die zahllosen Gräber noch einen um einige Töne düstereren Anstrich zu bekommen. Wie eine organisierte Versammlung nehmen sich diese Totenstätten, einfache runde Erdkegel von 1 m Höhe, an der Spitze mit einem abgeplatteten Stein bedeckt, aus. Um einen grösseren Grabhügel scharen sich, wie um das Haupt der Familie oder des Clans, eine Reihe kleiner. Kein Name nennt ihre Zugehörigkeit, sie mögen einzig der Familie bekannt sein, deren Glieder hier ruhen. Hochwasser oder eine hohe Flut vom Meere her wird oft genug auch diese letzten verbliebenen Erinnerungen an teure Tote vom Erdboden verschwinden lassen.

Die Gegend ist im ferneren wechselweise hügelig und flach, im allgemeinen niedrig-wellig, und sobald die ursprünglich nordwestliche Richtung der Bahn in eine südwestliche übergeht,

stellen sich auch die unabsehbaren Felder von Kaoliang (Holcus sorghum), Mais und Bohnen ein, unterbrochen von einigen Strichen süsser Kartoffeln. Wald ist weit und breit keiner zu bemerken, nur Prunus Mume, Maulbeer, Pappeln und Weidenbäume sind in einzelnen Exemplaren sichtbar und in dem Ueberschwemmungsgebiete zahlreicher Flüsse und Wasserläufe, welche man überfährt, haben sich einige grössere Partieen von Pappeln, Weiden, Ulmen als eine Art von Anwald eingefunden.

Gegen Abend, ehe man Shanghaikwan erreicht, sieht man auf einigen grösseren Hügeln des völlig vegetationslosen bergigen Terrains Wachtürme aus alter Zeit, kühn im Bau und dräuend noch trotz des bettelhaft zerlumpten Aeussern; es sind die Vorposten der chinesischen Mauer, die hier in der Nähe aus dem Innern des Landes über das Gebirge herab zum Meere verläuft. Shanghaikwan, das mit einbrechender Dämmerung erreicht ward, liegt unmittelbar an derselben, ja der grosse Wall ist auf einer Seite in die Stadtbefestigung einbezogen, so dass wir Shanghaikwan als ein Art Festung an der grossen Mauer selbst betrachten müssen, deren Verteidigungskraft, ebenso wie jene der grossen Mauer, längstvergangener Zeit angehört. Auf den drei modernen Forts in der Nähe, die den Barbaren des Nordens und Ostens den Einfall ins Himmlische Reich wehren sollten, weht leider —die russische Flagge.

Die Lage von Shanghaikwan entbehrt durchaus nicht einer gewissen natürlichen Anmut, und das dunkle, zackige Gebirge zur einen, die fruchtbare Ebene zur anderen Seite, die Riesenschlange der chinesischen Mauer, wie sie sich vom Meere durchs ährenwogende Gelände zum Berge hinanschlängelt, bis sie in einer Hochschlucht verschwindet, um an einer Biegung weiter oben wieder wahrnehmbar zu werden, die altertümlichen Befestigungen, die mächtigen Tortürme von Stein und Holz, deren zahllose Fenster in kindlicher Naivität auf den Läden der Fensterhöhlen dräuende Geschützmündungen gemalt zeigen, so dass man sich auf ein paar Minuten in der Entfernung wirklich täuschen lässt: all das macht in seiner malerischen Gruppierung einen günstigen Eindruck.

Die Ruhe des Verfalls herrscht in den verwahrlosten Strassen des Städtchens und auf der einst für unüberwindlich gehaltenen grossen Mauer, deren turmartige Verbreiterungen in regelmässigen Abständen von ca 100 m die Monotonie der langen gleichartigen grauen Linie unterbrechen und deren Wachthäuschen mit

ihrem filigranartig durchbrochenen Holzwerk und den bunten Ziegeln von künstlerischer Vollendung eine gewisse Abtönung des rauhen Zwecks erreichen. Hier weht Moderluft zerfallener Grösse, dort unten aber zieht die neue Zeit ein unter disharmonischem Pfiff ihres Symbols, der Lokomotive. Die grosse Mauer ist für sie durchbrochen, als ob Artillerie Bresche geschossen hätte, und im Widerspruche mit praktischen Gründen bedauere ich doch, dass man den stolzen Mauerkoloss mit seiner nahezu 2.000 jährigen Vergangenheit nicht einmal eines Durchfahrt-Bogentores gewürdigt hat, so dass er die ewige Wahrheit: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen" der Nachwelt würdiger überliefern könnte.

Ich möchte jedem Reisenden raten, die chinesische Mauer hier zu besuchen, wenn ihm nicht Gelegenheit gegeben ist, sie in allerdings besser erhaltener Gestalt und grossartiger am Nankow Pass, 1½ Tagereisen westlich von Peking, sehen zu können. Sie ist den Besuch wohl wert und deucht mir nicht der „riesenhafte, nutzlose Steinwall, welcher die Hügel und Berge hinaufklimmt und dann wieder in die Täler hinabtaucht", wie ihn John Thompson * genannt hat, sondern sie repräsentiert, meine ich, die gigantische Wucht Chinas, von mächtiger Faust in Schwung gesetzt; sie ist ein Denkmal seiner riesigen Bevölkerungsgrösse, dieses $\frac{1}{12}$ des Erdumfanges messende Verteidigungswerk gegen die nördlichen Stämme, und ein Ausdruck der, wenn auch heutzutage falsch angewendet erscheinenden Kraft, von welcher der Westen zittern mag, wenn sie einmal gelernt hat, ihre bisherige philosophische Weltanschauung abzustreifen und ihre physischen und geistigen Fähigkeiten mehr im modernen Sinne zur Entfaltung zu bringen. Vorerst freilich steht die „gelbe Gefahr" noch im langen Felde, und der Streit über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Aufrüttelns Chinas aus seiner Schlafsucht ist ein würdiges Objekt des Disputes zwischen bewährten Heroen des Geistes und solchen praktischer Erfahrung. Möchten die Nationen, welche Chinas Zukunft auf moderner Linie vorwärts zu treiben suchen, niemals erfahren, dass sie die Geister, die sie riefen, nicht mehr werden zu bändigen vermögen!

Die Eisenbahnlinie von Shanghaikwan bis Peking bildet ausser bis gegen das letzte Drittel hin wenig Besonderheiten. Die festungsartig mit Mauer, Schiessscharten und Türmchen ver-

* Through China with a Camera p. 269.

sehenen Stationen in ihrem weissen oder grauen Anstrich werden von Shanghaikwan ab von (englisch) indischen Shiks bewacht, während bis hierher die Russen die Besetzung in Händen haben. Dass wir hier noch nicht ganz im friedlichen Zustande leben, wurde uns zum Bewusstsein gebracht, als ein paar japanische Militärs zu uns in den Wagenabteil einstiegen, um ein paar Stationen mitzufahren bis zu einem Platze, von wo aus sie dann eine Strafexpedition gegen chinesische Räuber, welche eine Ortschaft beinahe unter den Augen der Bahnbesatzungstruppen niedergebrannt und geplündert hatten, zu leiten. Man könnte sich, ohne um eine Antwort verlegen zu sein, doch leicht auch die Frage stellen, was aus all der mühsam erzwungenen Ordnung und Kultur werden wird, wenn die Besatzungstruppen abziehen und China die Ruhe allein aufrecht zu halten hat. Hoffentlich fehlen ihm die Machtmittel dazu nicht, und doch bezweifle ich, ob sich hier und anderorten die Leute ebenso sicher fühlen werden wie ehedem, wo die allerdings fremde bewaffnete Faust auf Ordnung und Recht hielt.

Vom Wagen aus sah man einige Stunden nach Shanghaikwan über niedriges Küstenland in der Ferne die See, da wo Chingwangtao liegt, ein eisfreier Hafen mit tiefem Wasser, dessen Einrichtung für die Zwecke der Schifffahrt und des Handels mit allen Mitteln vorwärts getrieben zu werden scheint, um einen neuen Konkurrenten für Dalny und Newchwang zu schaffen. Von Tangho bis Tangku am Peiho bleibt die Bahn ziemlich weitab vom Meere, und das gewöhnliche Bild mandschurischer Ackerlandwirtschaft: Sorghum-, Mais-, Tabak-, Bohnen-, Melonen- und Kürbisfelder etc tritt wieder in sein Recht; einzelne Bäume und Gebüsche von Weiden, Pappeln, Kiefern, Gingko oder Ailanthus mögen vielleicht als Reste ehemals grösserer Waldstücke aufgefasst werden, zur Zeit dienen sie tatsächlich fast nur als landschaftliche Dekoration, ein wirtschaftlicher Wert kommt ihnen in keiner Weise zu. In der Nähe Tangshangs befinden sich Kohlenbergwerke, und man begegnet den schwarzen Diamanten, auf zahllose Waggons verladen und in Güterzügen gegen Norden geschleppt. Aufgefallen ist mir hiebei die geringe Grösse der Stücke, ich bin jedoch mangels genügender Information ausserstande, anzugeben, ob dies auf natürliche Ursachen oder auf Absicht zurückzuführen ist.

Die Gegend um Tangku, jene Station, nach welcher die Bahn in scharfem Winkel ihre bisherige Südrichtung in rein

westliche Direktion verändert, ist als marschiges oder Ueberschwemmungsland des Meeres und insbesondere des hier mündenden Peiho anzusehen; gegen Westen zu erkennt man den Rauch der Dampfer auf der Taku Rhede weitab vom Lande, und einzelne unvermittelt aufsteigende Bodenerhebungen in gleicher Richtung wurden als die vermutlichen Reste der ehemaligen Forts an der Peihomündung richtig angesprochen. Eine zeitlang noch ist bei der Weiterfahrt einiges Land vorherrsehend, dann mehren sich die Zeichen regen landwirtschaftlichen Betriebs, je näher man Tientsin kommt; weiterhin bis Peking behält sodann die Gegend in der zweifellos ausserordentlich fruchtbaren Peihoniederung den Charakter reichster Bodenfruchtproduktion bei.

Bei Tientsin sieht man ein weites Areal von Grabhügeln bedeckt: der Kirchhof von Tientsin. Tientsin selbst ist vom Bahnhofe zu weit entfernt, als dass man viel von seinem chinesisch-europäischen Geschäftsleben wahrnehmen könnte; der Rückweg von Peking sollte uns jedoch näher damit bekannt machen. Es hat eines ganzen Tages Fahrt ab Shânghaikwan auf dieser sehr gut gebauten Bahn bedurft, bis wir dem ersehnten Ziele Peking nahe kamen.

Die Einfahrt in Peking ist ziemlich unvermittelt, es ist nicht vieles, das auf die Nähe einer Millionenstadt deutet, man durchfährt eben eine Oeffnung in einer plötzlich auftauchenden Mauer und ist in der Chinesenstadt, in Peking, angelangt. Zunächst saust der Zug noch eine geraume Weile zwischen einem regellos scheinenden Gemengsel von Häusern mit ihren Lehmwänden und grauen Ziegeldächern, von Feldern, Büschen und Sumpflöchern, Grabdenkmälern und Strässchen, Bächen und Brücken hindurch, bis endlich nach Passierung einer grossen Pagode aus Lehm und Ziegeln die gewaltige, zinnengekrönte Mauer der Tartarenstadt in Sicht kommt.

Der Zug verminderte seine Geschwindigkeit, als wir den gewaltigen Mauerkoloss entlang kamen. Manch neugieriges Gesicht blickt zwischen den Schiessscharten von oben herab auf die Insassen des Zuges, und siehe da, nicht immer ist's ein fremdes Mongolenantlitz, das unser Auge erspäht, sondern ab und zu begrüssen wir Europäer oder gar uniformierte engere Landsleute, Deutsche, mit frohem Kopfnicken. Peking ist ja besetzt, und ich habe noch oft im Laufe der folgenden Tage Gelegenheit gehabt, Landsleuten zu begegnen, ja mit ihnen frohe Stunden gemeinsam zu verbringen.

Fast will man nicht glauben, dass dieser unscheinbare Bahnhof von Holz, etwa jenem einer kleineren Station der Hokkaido-Bahn in Japan gleichend, für die gewaltige Millionenstadt Peking passend oder zulänglich sein soll. Aber vorderhand genügt's, und das weitere wird folgen, hat einmal der Chinese sich mit der Sache als solcher ausgesöhnt. Und es scheint, als ob dies nur zu leicht erfolge.

Staubig, müde und hungrig die Frage nach Unterkunft von den am Bahnhof zum Empfang erschienenen Japanern (im Konsulats- etc-Dienste) durch die Empfehlung eines chinesischen Hotels beantwortet zu erhalten, wirkte nach den geschilderten Erfahrungen von Yinkow keineswegs im Sinne einer Steigerung der gehobenen Stimmung über das Erreichen von Peking; indessen fanden sich die Erwartungen diesmal tatsächlich weit übertroffen. Europäische Hotels, und es gibt solche, so viel ich weiss, wurden mit Rücksicht auf den Reiseetat freilich auch gerne vermieden.

Nach kurzer Kurumafahrt in schrecklichem Staube war das an der Hatamenstrasse, jedoch gegen die Rückseite gelegene Gasthaus gefunden. Da der Wirt sich als Japaner entpuppte, war auch die Verständigungsfrage gleich in bester Weise gelöst. Ehe das Haus diesem Zwecke diente, war es wohl das Heim eines chinesischen Noblen, wenigstens deutete darauf die Bauart, die Pflasterung seiner Böden mit genau verpassten Steinfliesen und das Schnitzwerk der Wände in den eben gelegenen Wohnräumen gegen den von alten schattenspendenden Bäumen überdeckten Hof zu. Wenn auch die Einrichtung der stolz Betten genannten linnenbezogenen Strohsäcke, das löcherige Moskitonetz und das sehr sparsame Waschmobiliar keineswegs noch den Gedanken an Ebenbürtigkeit mit einem wirklichen Wirtshause einfachster Art aufkommen liessen, so schien es mir doch nach den Erfahrungen der Reise bisher wie ein Paradies. Es war ein stiller Platz, zu dem der entsetzliche Lärm Pekings nur ganz verschwommen drang, und Speise und Trank verdienten Lob. Chinesisches Essen schmeckte mir in der Tat besser als japanisches, und ich denke, das wird jedem Europäer ebenso ergehen, da es eben mehr und kräftigere Fleischgerichte enthält als das wenig nachhaltige japanische mit seiner Fischdiät. Nach ca acht, fast immer in Kleidern verbrachten Tagen freut man sich doppelt auf das Bad, das nach guter japanischer Sitte des Gastes wartet. Noch lange sass ich am Abend im Mond-

schein vor der Tür meiner Schlafraumes gegen den Hof, durch den das Laub der Bäume seltsame Figuren auf den Boden bildete, und da nur wenige Gäste hierher zu kommen pflegen, so ist man wenig in seinen Gedanken gestört.

Peking! wie eine längst entschwundene Erinnerung aus vergangener Jugendzeit klingt der Name, nach dem das in weite Fernen sich sehnende Herz in seinem unreifen Jugendreisedrange verlangte, ohne viel mehr davon zu wissen, als dass es irgendwo ganz weit im Osten liege. Und nun, wie anders präsentiert sich die Märchenstadt eines der grössten Reiche der Erde! Freilich jene Knabenträume sind längst verschwunden, und der Aufenthalt im Osten hat auf den Mann lange genug vorbereitend gewirkt, dass er das reale Bild nicht allzuweit von der Annahme entfernt findet. Aber immerhin, der Hauch des Uralten, des Mystischen und Fremden, meine ich, umwebt uns hier doch noch mehr als an manch anderem Wohnplatze fremdartiger Völker mit eigenartiger Kultur.

Mit gespannter Erwartung erfolgte denn auch immer schon in aller Morgenfrühe der Aufbruch, um noch, ehe die unerträgliche Mittagshitze einsetzte, einen Teil der Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Diese Ausfahrten machen rasch mit dem Leben und Treiben der Stadt bekannt, und wenn sich auch die Läden, das Volk und der Spektakel, mit dem jegliches Geschäft zur Abwicklung gelangt fast in allen chinesischen Städten gleichen, so hat man hier doch potenzierte Energieen und Grössen vor sich, und das Tohuwabohu der Hauptstrassen in der Tartaren- und noch mehr in der Chinesenstadt ist ganz unglaublich.

Die alte Ordnung der Dinge, wonach die nördliche Stadt als die Stadt des Tartarenvolkes galt und die Anhänger der regierenden Mandschu Dynastie allein beherbergte, dagegen die südliche oder Chinesen Stadt den beherrschten Untertanen des Himmlischen Reiches zugewiesen war, ist nicht mehr aufrecht erhalten. Der kaufmännisch gewandte Chinese hat eben den stolzen Tartaren aus seinem durch Sitte und Gesetz so exklusiven Quartier, der Tartarenstadt, vertrieben, wo er als eine Art grosse Leibwache mit Haus und Hof um die kaiserliche Palaststadt gruppiert die Dynastie beschützte; heute findet man in der Tartarenstadt beinahe mehr Chinesen als Tartaren.

Den besten Ueberblick über Peking hat man natürlich von seiner grossen Wallmauer, diesem 14m hohen und an der Krone

14m breiten Bollwerke. Und doch, was man eigentlich wahrnimmt, ist so gleichförmig und monoton, dass man seine Enttäuschung für den ersten Moment nicht verbergen kann. Zwischen Bäumen versteckt liegen die Tausende niedriger, aus Lehm gebauter und mit grauen Ziegeln gedeckter Wohnhäuser mit den kleinen von ihnen eingeschlossenen Höfen, und nur ein Tempel, ein Yamen oder die Gebäude und Hügel der Kaiser- und der verbotenen Stadt ragen etwas höher empor, scheinbar, aber eigentlich nur, um noch grössere graugetönte Ziegeldächer zu entfalten. Markant stechen dagegen vom Horizont die auf der Mauer über jedem Durchgang errichteten Toraufbauten ab; es sind teils dekorative, teils zur Verteidigung bestimmte niedrige Türme mit fensterartigen Schiessscharten, auf deren Schliessläden meist Geschützmündungen gemalt sind, welche für den ersten Moment ebenso dräuend wirken, wie sie unschädlich sind.

Der Platz, auf dem wir uns eben befanden, war die auf die Stadtmauer aufgebaute ehemalige Sternwarte, deren aus dem 17. Jahrhundert stammende von Jesuiten oder nach deren Angaben künstlerisch gegossene kolossale, astronomisch freilich wertlose Instrumente bekanntlich dem Verfall durch Transport nach Europa entzogen wurden. Ich kann nur bedauern, dass die wunderbaren Marmoraufsitze, auf denen sie standen, nicht alle den gleichen Weg gegangen sind, zerstreut liegen die prächtigen reliefgeschmückten Fundamentreste der Instrumente umher. In der Nähe übten sich Bannerleute der verschiedenen Banner im Bogenschiessen nach einer Scheibe, deren Papierspiegel längst entschwunden war, so dass der Treffer durch Verschwinden des Pfeiles in dem Loche der Scheibe markiert ward. Sie mutet komisch an, diese Waffenübung, wenn man nebenan vom Schiessstand der Besatzungstruppen an der Mauer die Büchsen knallen hört.

Bei der Fahrt zu den ehemaligen Prüfungshallen, zum „Hanlin", traversierten wir die Hattamen Strasse und besuchten das im Bau begriffene Erinnerungstor aus weissem Mormor, welches auf Kosten der chinesischen Regierung zur Erinnerung an die Ermordung des Frh. v. Ketteler errichtet wurde und vor einigen Monaten, wie die Zeitungen berichteten, auch vollendet und eingeweiht worden ist.

Das Hanlin (die Prüfungshallen), die Stätte, wo Tausende nach dem höchsten Grade eines „Hanlin-Gelehrten" oder gar eines „Laureaten" strebten und sich auf Grund ihrer Examina

den Zugang zu den höchsten Aemtern und Würden erschlossen, ist heute ein trauriges Wahrzeichen der Vergänglichkeit. Nur wenige der ca 10.000 Zellen sind noch vorhanden, in denen die Kandidaten für 14 Tage eingeschlossen und scharf bewacht an der Lösung der Fragen arbeiteten, wo mancher an Aufregung starb und so mancher auch, wie ich mir denke, mut- und ratlos an seinem Schreibpinsel gekaut haben mag. Eine dem Einsturz nahe Konferenzhalle und ein Aufsichtsturm zeugen noch von einstiger Pracht und schauen trotzig über ein zur Unkrautwüste gewordenes Trümmerfeld, eine Spur der letzten Boxerunruhen.

In dem grossen, dann zunächst besuchten Lamatempel mit den geräumigen Höfen und den Schätzen an alten Bronzen, Statuen, Büchern etc, den wunderbaren Ornamenten seiner Schnitzereien an den Decken und Toren, üben die harmonischen Verhältnisse des Baus eine imposante Wirkung Freilich wird dieselbe stark beeinträchtigt, wenn man die zerlumpte und schmutzige bettelnde Gesellschaft sieht, welche sich im priesterlichen Gewande zudringlich unverschämt in verächtlichster Weise als berufene Vertreter einer erhabenen Philosophie und Religion gebärden. Wohltuend wirkte dagegen wieder auf diese widerliche Erscheinung die andächtige Stille im Tempel des Confucius. Kaum eingetreten durch den Torbau über eine kleine Marmortreppe, steht man still in Bewunderung dieser des grossen Philosophen würdigen Erinnerungsstätte. Eine kurze Allee, welche die Eingangstreppe und den Tempelbau verbindet, ist durch riesige, Jahrhunderte alte Exemplare einer Zypresse (Biota orientalis) mit ihren dunklen, beinahe schwärzlichen Zweigen gegeben und drückt dem Ganzen den Hauch des Mystischen auf, der im Verein mit der hier herrschenden Stille ein Gefühl der Abgeklärtheit des Geistes und Herzens von irdischem Tand erstehen lässt, das wie erfrischende Luft den Geist durchweht. Der Tempel selbst enthält nur die Namenstafeln des Meisters und einer Anzahl seiner berühmtesten Schüler.

Unweit des Confuciustempels befindet sich die Nationaluniversität, deren Zentrum die Halle der Klassiker bildet. Dieser wunderbare Rotundenbau, in nächster Nähe umgeben von einem marmoreingefassten kleinen Lotosteich, steht in einem grossen Baumgarten. Dieser hinwiederum ist eingeschlossen von einer Umfassungsmauer mit gedeckten Arkaden, unter denen ca 200 aufrecht stehende kolossale Steintafeln den Originaltext der neun heiligen klassischen Bücher, das Alpha und Omega chinesischen

Wissens und chinesischer Denkart, eingegraben enthalten — eine steinerne Bibliothek für Jahrtausende und in einer Umgebung, würdig ihres Wertes. Der Rotundenbau selbst, in reichster farbig bemalter Schnitzerei gehalten, birgt einen Thron, da alljährlich der Kaiser durch die besonderen prächtigen Zugangstore (Peilo's) mit ihrer wunderlichen Architektur, ihren leuchtenden Farben und den gelbglasierten Ziegeln (die kaiserliche Farbe ist gelb) einzieht, um hier den Klassikern den Tribut seiner Verehrung zu zollen.

Man sieht so Vieles und Herrliches, dass es einen besonderen Vortrag füllen würde, wollte man einigermassen erschöpfend den Wundern Pekings gerecht werden. Was ein Maler und Zeichner dabei ausserdem auf seinen Streifzügen erbeuten würde, möchte noch ergiebiger sein. Nur eines möchte ich Ihnen noch mit ein paar Worten zu schildern versuchen, da es für mich wenigstens das Eindrucksvollste gewesen ist, dem ich bisher im Osten begegnet bin: es ist der Tempel des Himmels.

Man fährt von der Tartarenstadt auf der mit riesigen Quadern bepflasterten Strasse, welche vom Kaiserpalast her zur Chinesenstadt führt, und deren seit Jahren niemals verbesserte Fugen und generelle Vernachlässigung die Gefahr eines Beinbruches für Menschen und Tiere gleich wahrscheinlich macht, um nach ca $\frac{1}{2}$ Stunde durch den Trubel der chinesischen Hauptgeschäftsstrasse endlich an einer Mauer abzusteigen, die einen riesigen Park einzuschliessen scheint. Tatsächlich durchschreitet man inseits einen weiten, wiesenartigen Raum mit einigen Baumgruppen oder kleinen Wäldchen, bis man am eigentlichen Tore des Tempels angelangt ist und in die engeren Tempelgründe und Gebäulichkeiten Eintritt erhält. Auf weite Distanzen, wie es scheint absichtlich auseinander gezogen, finden sich Tore, Arkaden, Marmorbrücken, Lotosteiche, Treppen etc. Alle überragend und sie an wirkungsvoller Form übertreffend ist der „Tempel des Himmels" selbst. Schon der lang verzögerte Zugang zum Sanctuarium über die Wiesen mit dem duftenden Grase, durch die dunklen, ruhigen Baumgruppen, bereitet die Stimmung für den Anblick vor, der den Besucher erwartet. Kein Geräusch dringt in diese Abgeschiedenheit, es ist ein Platz, wie ihn *mutatis mutandis* unsere Vorfahren für ihre Götter in heiligen Hainen hatten, und da steht auf dreifacher, weiss marmorner Terrasse mit ebenfalls dreifachem, tiefblau-glasiertem Ziegeldach und goldener abgestumpfter Spitze ein runder, roter

Holztempel mit wunderbarer Schnitzarbeit der Wände gleich einem Märchen aus Tausend und Eine Nacht. Man weiss nicht, was man mehr bewundern soll, die vollendete Detailarbeit in Zeichnung und Malerei aussen und hauptsächlich im Innern oder die Geschicklichkeit, mit welcher der Künstler bei einem keineswegs sehr hohen Bau dem dreifachen Dache das Schwere und Drückende, Uebermässige nimmt. Das Ganze ist aufgesetzt auf eine Marmorterrasse, an der auch kein Quadratcentimeter ohne Reliefskulptur ist. Der Tempel des Himmels ist durch eine marmorbelegte Strasse mit dem ziemlich weit davon entfernten Opferaltar im Freien, wo der Kaiser alljährlich seine Gebete und Opfer dem Himmel darbringt, verbunden. Auch diese Terrasse, welche dem Chinesen als das Zentrum der Erde gilt, entspricht in Kostbarkeit und Wirkung der Skulpturausstattung jener um den Himmelstempel.

Man scheidet nur ungern von so viel Kunst und Geschmack, die hier in Anlage und Ausführung an den Tag gelegt sind. Was aber bei allem, auch dem Kostbarsten an Tempeln, Toren und sonstigen Bauten etc unlieb in Peking ins Auge fällt, das ist der Schmutz, der Staub, die Verkommenheit und Nachlässigkeit, unter denen solche Gebäulichkeiten zu leiden haben. Zwischen den Marmorstufen des Himmelstempels, wo doch der Kaiser selbst alljährlich die Opfer darbringt, rankt das Unkraut ebenso üppig hervor wie in den riesigen Höfen der verbotenen Stadt, im Kaiserpalaste. Gewaltige Torbauten sind nicht selten in einer Verfassung, dass des Himmels Wolken an einer Dachecke hoch hineinschauen, und mehrjährige Gesträuche aus Mauerspalten von Verteidigungsmauern, Toren etc erzählen von der beschaulichen Ruhe, die ihnen zu teil wird. Ueberall Verfall und Verkommenheit, wohin man blickt, sobald Kommunal- oder Staatseigentum in Frage kommt. Mit demselben Gleichmut wird das Steckenbleiben des Wagens im Schmutz einer Strasse ertragen wie das zunehmende Ueberneigen eines riesigen Peilos in irgend einer Strasse, das, ein Erinnerungszeichen an eine heroische Tat oder einen grossen Mann, eines Tages mit Sicherheit auf die Köpfe der zu seinen Füssen wimmelnden Menschheit herabfallen wird. Und erst die Läden und Buden der geschäfttreibenden Welt! Gewiss, es gibt reinliche Läden in schönen Gebäuden, namentlich sind dies Seidengeschäfte von reichen Grosskaufleuten; aber die grosse Masse der Händler etc vom Kleinverkäufer bis zum behäbigen Mittelstande ist in allen Formen von Häusern,

Baracken und Löchern untergebracht, und da wird unaufhörlich gehandelt und gefeilscht bis spät in die Nacht. Schliesslich kommt noch eine Armee fliegender Händler mit Esswaren und kleiner Handwerker hinzu, die wie eine Schar Heuschrecken rechts und links die eigentliche Häuserreihe belagern. Das hämmert, quiekst, stampft, läuft, rennt, brodelt und duftet, ein rechter Hexensabbat. Rechnet man, wenn eine drückende Hitze über der Stadt lagert und die zahllosen Wassertümpel und grünlichten Schlammpfützen austrocknen, den Mangel jeglicher Abfallgrube und jeder Kanalisation hinzu, so kann man sich eine Vorstellung von dem Dufte machen, den die zahllosen Bäume in den Hofräumen und Hausgärten der Pekinger Einwohner nicht immer zu paralysieren imstande sind.

Wie eine Oase nimmt sich dagegen das Gesandtschaftsviertel durch seine Reinlichkeit aus. Vielleicht mag dies auch für die leider z. Z. unzugängliche verbotene Stadt, wo die kaiserlichen Paläste sind, gelten; für die weitere Umgebung der verbotenen Stadt, für die Kaiserstadt, ist aber das geschilderte Stadtbild Pekings hinsichtlich der Verwahrlosung ebenfalls als zutreffend zu betrachten.

Das Gesandtschaftsviertel ist eine Schöpfung der neuesten Zeit seit Beendigung der Boxerunruhen, und mit einer wahren Genugtuung und mit freudigem Aufatmen durchwandert man die freundlichen zusammenhängenden Quartiere der Gesandtschaften. Reinlichkeit, Ruhe und Ordnung, dem chinesischen Polizisten unbekannte Begriffe, sind hier aufrecht erhalten durch patrouillierende Soldaten, und da hier nur militärische oder Dienstgebäude der Zivilbehörden der fremden Nationen, Kirchen etc sich befinden, so ist ein Ruhepunkt für den müden Wanderer gegeben, der ihm nach dem nervenaufregenden Getriebe der Stadt einige Erholung bietet.

Zwischen Hatamen und Wassertor, an die Nordseite des die Tartaren- von der Chinesenstadt scheidenden grossen Walles angelehnt, hat man von dem letzteren einen guten Ueberblick über die ganze Fremdenkolonie. Hier tobte, wie mir ein befreundeter Offizier erklärte, der Kampf zwischen Boxern und den in den Gesandtschaften Eingeschlossenen, (und ich habe noch eine sehr mit Kugeln gespickte Mauer gefunden), da fiel Graf Soden aus, dort war ein Teil der deutschen Gesandtschaft in Trümmern etc etc. Aber im grossen ganzen ist wenig mehr von der ursprünglichen Form der Bebauung, wie sie vor den Unruhen war, zu

sehen, da tausende von chinesischen Häusern dem Erdboden gleichgemacht wurden, um Raum für Konzentrierung der Gesandtschaften, Neubauten etc zu schaffen. Vor allem ist anlehnend an die in die Verteidigung einbezogene Partie der Stadtmauer (Tartarenmauer) zwischen Wasser- und Hatamentor eine Umfassungsmauer um das ganze Gesandtschaftsviertel gezogen mit Wassergraben und einem abgeräumten Glacis von ca 300 m Breite davor. Die Schiessscharten in der Mauer sind zwar verklebt, aber so praktisch, dass ein Stoss mit der Faust die Oeffnung für das Gewehr sofort in Bereitschaft setzt. Ein kleines Häuschen auf der grossen Mauer, unschuldig nach seiner ehemaligen Bestimmung glaube ich „Gartenhäuschen" genannt, hat Mauern von Meterdicke erhalten und beherbergt Kanonen, deren Wirksamkeit durch den hohen luftigen Standort garantiert ist; anderweitige Ueberraschungen sollen für die Absicht einer Wiederholung des Rummels von Seite der Chinesen noch vorbereitet sein; die einzelnen Abschnitte der Verteidigungslinie sind den diversen Gesandschaftswachen ständig zugewiesen, und die Schnellfeuergewehr-Stände, die ich in Abständen zwischen den Schiessscharten angebracht sah, dienen zweifellos auch nicht blos dekorativen Zwecken.

Wie schlug das Herz höher, als man wieder deutsche Soldaten, deutsche Offiziere in der kleidsamen Tropenuniform sah und manch bekannter Dialekt ans langentwöhnte Ohr schlug.

Die Tage von Peking gingen nur zu rasch vorüber; ein anstrengender Ritt zum kaiserlichen Sommerpalast war leider nicht von Erfolg gekrönt, da ihn auch die Aktenformat haltende knallrote Visitenkarte meines deutschen Freundes nicht öffnen konnte, der als Mandarin IV. Ranges (infolge früherer Dolmetschertätigkeit im Kriege) sicher darauf gebaut hatte. Die auf Erpressung eines „Bakschisch" hinausgehende Weigerung des dortigen Wachkommandanten fand bei uns statt Verständnis Entrüstung, und so zogen wir leider unverrichteter Sache ab; aber der Ritt gegen die hohen Berge zu, welche das flach liegende Peking im Westen in der Ferne halbmondförmig einschliessen, die frische reine Morgenluft, die freundliche, landwirtschaftlich gut kultivierte Gegend und die Wohltat, dem Spektakel Pekings entronnen zu sein, taten das ihre, um keinen üblen Humor aufkommen zu lassen, obwohl der Sommerpalast nach seiner Lage und, so viel man von aussen davon sehen konnte, auch

nach seiner raffinierten Ausstattung ein echt kaiserliches Buen-Retiro sein muss. Die wachhabende moderne chinesische Infanterie machte in ihrem blauem Anzug, dem kleinen Strohhütchen à la bonnet und dem in einen Knoten geschlungenen Zopf keinen üblen Eindruck, wenn auch die Gewehre der Wache so ziemlich in allen Ecken und Winkeln lagen und standen. Beim Ritt nach Hause zurück begegnete man einer Menge festlich geputzter Chinesen und, was seltsamer schien, einer Anzahl mandschurischer und chinesischer Frauen der besseren Stände, die sonst so selten sichtbar sind. Es galt, wie sich bald herausstellte, einem Feste bei einem Tempel. Das, wie es scheint, für jede Festlichkeit unerlässliche Abbrennen von Schwärmern etc ist dann ein Extravergnügen zweifelhaftester Art für Reiter mit nervösen Pferden. Während es dem Fremden unmöglich sein dürfte, einen Mandschuren von einem Chinesen zu unterscheiden, ist dies leichter bei den Frauen, da diese keine verkrüppelten Füsse und eine eigenartige Haartracht besitzen. Diese letztere sieht einem kurzen horizontal am Hinterkopf getragenen Lineal, um das die Haare gewunden sind, nicht unähnlich. Alsbald ist man wieder im Bereich der grundlosen staubigen Stadtstrassen, und die von Tag zu Tag zunehmende Hitze machte den Abschied von Peking nicht allzu schwer.

Als allmählich die Mauern und Tortürme Pekings dem Auge entschwanden und der Zug wieder durch die Kaoliang- und Bohnenfelder gegen Tientsin rollte, da erfüllte es mit innerer Befriedigung, diese mysteriöse Hauptstadt eines der grössten Staaten der Erde gesehen zu haben. Die Begriffe formen sich leichter, wenn man das Volk im Zentrum seiner Eigenartigkeit beobachten kann. Dass aber der Chinese der Beurteilung ein schwieriges Problem bietet, das unterliegt keinem Zweifel und kommt in den oft divergierenden Schlüssen der Abhandlungen über Chinas Zukunft zum Ausdruck. Der Küstenchinese ist ein anderer als der Inlandbewohner, der Norden ist verschieden vom Süden, der Osten vom Westen, und wenn man von der Zahl der Dialekte in China auf die Verschiedenheiten in Anschauung und Sitte und Charakter des Volkes einen Schluss zieht, so stellt China vielleicht die grösste Vereinigung von Widersprüchen dar, die nur durch gewisse Bande der Rasse und Religion zusammengehalten werden. Unter fremdem Einfluss wird der Chinese zu allem zu

bringen sein und seine besseren Eigenschaften entwickeln, wie man dies in den grossen Hafenstädten Hongkong, Shanghai etc leicht wahrnehmen kann. Wie grundverschieden ist dort z. B. der unternehmende, Dollarliebende, gewandte Geschäftsmann oder der fleissige Arbeiter, der gewöhnliche Kuli vom unendlich trägen Bewohner der inneren Landesteile, wo das korrupte Regierungssystem nicht nur jeden Fortschritt hemmt und so dem Handel den Hauptnerv unterbindet, sondern dem Armen wie dem Reichen durch Duldung von unerhörten Zuständen den gesicherten Besitz des Wohlerworbenen weder zu garantieren vermag noch will. Alle Fortschritte Chinas im Sinne einer gewissen Aufnahme westlicher Anschauungen waren stets das Resultat äusserer Einwirkungen und erfolgten stossweise ohne dauernden Nachhalt, gerade als ob die Bewegung, je heftiger sie eintrat, desto schneller sich auch hätte erschöpfen müssen. Und so auch jetzt. Es ist m. E. sehr fraglich, ob die unzweifelhaft vorhandene und durch schwere Verluste aufgezwungene Erkenntnis der Notwendigkeit von Reformen der zähen, Jahrtausende alten Politik des Festhaltens am Alten, wenn auch noch so Korrupten, auf die Dauer gewachsen ist. Sollte die Macht der süssen Gewohnheit überwiegen, dann mag es noch ansehnliche Jahrzente erfordern, bis die gelbe Gefahr den Westen zittern machen wird. Diesen Eindruck gewinnt jeder Reisende in China, auch wenn er wie ich nur kurze Zeit dort weilen kann und nur wenig zu sehen vermochte. Bei der Gleichheit der Grundzüge der Anschauung des Chinesen werden trotz sonst auffallender Verschiedenheiten der einzelnen Stämme die obigen Bemerkungen wohl auch im ganzen zutreffen.

Tientsin, das in 4 stündiger Fahrt von Peking erreicht wird, der ehemalige Schauplatz grösserer Boxerunruhen, weist in den vielen Ruinen innerhalb der europäischen Niederlassungen noch heute die ernste Lage der damaligen Zeit auf, und mit welchen Gefühlen mögen die Scharen der unter Seymours Führung zum Entsatze Pekings angerückten Verbündeten hierher zurückgekehrt sein, da sich dem Vorgehen auf Peking unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten!

Während die europäische Niederlassung einen freundlichen Eindruck macht und durch ihre Sauberkeit, Behäbigkeit und Ordnung, durch ihre Gebäude europäischen Stils, insbesondere durch das mächtige Astor-Hotel mit seiner trefflichen Verpflegung an den fernen Westen erinnert, ist die Chinesenstadt, welche eine

ziemliche Strecke davon entfernt liegt, der Typus eines winkeligen, gedrängten und schmutzigen chinesischen Handelszentrums, in das jedoch durch Brände gelegentlich der letzten Unruhen und durch die nachträgliche Schleifung von Stadt- und Schlossmauern berechtigte Luftlöcher gebrochen wurden. Die Störungen seines Handels, welche Tientsin als Folge des Boxerfeldzuges durchzumachen hatte, werden bald wieder überwunden sein. Ueberall regt sich neue Bautätigkeit, und namentlich das neue japanische Quartier zwischen Chinesen- und Europäerstadt ist in vollem Aufbau begriffen. Der Peiho, der seine schmutzig rotgelben Fluten an Tientsin vorüberführt, ist voll von Dschunken, welche den Handelsverkehr von und nach dem Innern vermitteln, und aus dem geschäftigen Treiben, das hier herrscht, lässt sich wohl ein Schluss auf die Bedeutung Tientsins in dieser Richtung ziehen. Das eroberte chinesische Arsenal am Peiho vis à vis dem europäischen Settlement sieht zwar noch drohend herüber, ebenso die chinesische Militärschule, aber über beiden wehte, wenn ich mich recht erinnere, als Friedensgewähr die russische Flagge. Die Okkupation von Tientsin und Peking durch die verbündeten Truppen sowie einzelne Detachements in Lazaretten, Depots etc entlang der ganzen Bahnstrecke Peking-Tonku bringt viel militärisches Leben in das Treiben auf den Bahnhöfen, das allerdings jetzt verschwunden sein wird, seitdem der chinesische Vicekönig wieder in den grossen geräumigen Regierungsbau mit seiner eigenartigen, an Siam erinnernden Architektonik eingezogen ist.

Von Tientsin nach Tonku sind ca 2 Stunden Fahrt, und man hat von da für eine mehrere km betragende Strecke (ca 1 Stunde) kleine Dampferchen zu benützen, um den Peiho bis zur Mündung hinab und über die Barre hinaus zum grossen Passagierdampfer zu gelangen. Denkwürdige Plätze, bei deren Anblick dem Deutschen das Herz höher schlagen darf, werden passiert: da sind die Reste der Takuforts, deren vernichtendem Feuer aus zehnfach überlegener Artillerie die verbündeten Schiffe und voran der kleine „Iltis" nicht nur stand gehalten haben, sondern das sie zum Schweigen brachten. Die Tat des Iltis wird ewig ein Ruhmesblatt unserer jungen Marine sein und hat den Beweis geliefert, dass deutsche Disziplin und Ruhe, verbunden mit unerschrockenen Mut, den Erfolg auch unter schwierigsten Umständen an die geliebte Flagge zu heften weiss.

Jeder, dem bei stürmischem Wetter eine Einschiffung auf

freier Rhede von Taku beschieden ist, wird lange daran denken; die unserige zählt wenigstens zu den unvergesslichen Reiseerinnerungen, denn wir wurden mit Seilen und Strickleitern von der mitunter mehrere Meter an der Seite des grossen Dampfers auf- und abstampfenden Launch übergeholt und waren herzlich froh, als wir heil auf Deck gelangt waren.

Chefoo, das unser Schiff am anderen Morgen anlief, ist ein prächtiger Platz. Den Eingang in die Bai zur Linken beherrscht eine Art kleines Vorgebirge, auf dem das offizielle Chefoo, die Konsulate etc, in wunderbarer Lage um die Spitze des Hügels gruppiert sind; ein altes kleines Fort bildet den Abschluss. Von dort erstreckt sich auf dem sanften, niederen Höhenrücken, der dies Vorgebirge mit den Abhängen der die Bai zum Teil einschliessenden Berge verbindet, das europäische Geschäftsviertel, Kirche etc; jedoch liegt die Hauptmasse der Gebäude an der Strandniederung auf der Aussenseite des die Bai einschliessenden Landringes. An der Innenseite ist dann das chinesische Entai, von den Europäern Chefoo, genannt, eine nicht unbedeutende Handelsstadt. Gegenüber, auf der anderen Seite der Bai, ist auf niedriger Halbinsel Alt-Chefoo zu sehen, das für den Handel jedoch ohne jede Bedeutung ist.

Chefoo mit seinen Weinbergen am Abhang der Hügelketten, mit seiner lieblichen Bai, dem wundervollen Badestrande und dem klaren, hellgrünen Meerwasser (es münden hier keine Flüsse) ist trotz seiner nicht unbedeutenden Temperaturextreme zwischen Sommer und Winter doch ein prächtiger Aufenthaltsort während der besseren Jahreszeit und erinnert viel an italienische und sicilianische Landschaften.

Der so bekannt und europäisch wirkende Eindruck Chefoos, ausserhalb des Chinesenviertels natürlich, ist zum Teil zurückzuführen auf die Wirkung der Missionstätigkeit der Jesuiten, die hier eine Station haben, welche durch ihren Baustil, den bekannten Jesuitenstil, dem europäischen Viertel das besondere Gepräge aufdrückt.

Wald ist auf keinem der Höhenzüge zu sehen, nur ein paar ältere zu einem kleinen Hain vereinte Bäume in einer Bergmulde bei Chefoo bezeichnen den Platz, auf dem keinem Geringeren als Laotse in einem Tempel Verehrung bezeigt wird. Wir sind in der Schantungprovinz, berühmt als die engere Heimat von Confucius und Mencius und in Fruchtbarkeit wetteifernd mit Pechili. Neben Tabak, Reis, Weizen und Bohnen sind es namentlich

Seide und Obst, welche einen grossen Ausfuhrartikel bilden. Seidenspitzen und Seide von Chefoo, das als ein bedeutender Ausfuhrhafen Schantungs zu betrachten ist, sind als besondere Arten berühmt, und dem Obste aus den milden Gegenden des Landes begegnet man bis hinauf nach Wladivostock wie auch in Japan als Importartikel.

Das Wandern der Bevölkerung nach der Mandschurei im allgemeinen und Newchwang im besonderen habe ich bereits erwähnt.

Das klare Meer von Chefoo auf dem Wege nach Chemulpo wirkt zuerst ganz auffallend, so sehr hat sich das Auge an das schlammige, gelb- oder rotfarbige Aussehen des Wassers in den Flussläufen in Mandschurei und China gewöhnt. Die Ueberfahrt von China nach Korea bietet wenig Interessantes. Einige kleine Inseln vulkanischen Ursprungs werden passiert, und schon nach ca 24 Stunden ist man im Angesicht von Korea, vor der Einfahrt zum Hafen von Chemulpo. Inseln klein und gross lagern sich dieser Einfahrt vor, und für ein paar Stunden möchte man sich beinahe in die Inlandsee versetzt glauben, nur dass diese Eilande meist kahl sind und die See melancholisch grau. Es ist eine gefährliche Passage, und die verminderte Geschwindigkeit des Schiffes gibt das Geduldrätsel zur Lösung: „Werden wir noch den letzten Zug von Chemulpo nach Seoul erreichen oder nicht?“ Und siehe, ehe die Sonne hinter den kahlen Inseln, Halbinseln und dem Festlande in der Nähe hinuntertaucht, da rasseln die Anker nieder, und das kleine Dampfboot bringt uns noch zu rechter Zeit zum Bahnhof. Dort trifft man einen nach amerikanischem Muster mit äusserst bequemen und elegant gehaltenen Waggons ausgestatteten Zug, welcher uns nach ca $1\frac{1}{2}$ Stunden in der Hauptstadt Koreas, in Seoul, landet.

Obwohl Hotels II. Güte in europäischem Stile Unterkunft für eine beschränkte Zahl Besucher bieten, zog ich mit meinem Begleiter ein japanisches Gasthaus vor, und auf dem Wege dorthin bemühten sich einige elektrische Lampen, das mystische Dunkel, durch das wir tappten, aufzuhellen. Ausser einigen weissgekleideten, lautlos wie Geister dahin wandelnden Koreanern war nicht viel wahrzunehmen.

Geradezu wunderbar war der folgende Morgen mit seiner Frische. Ein Panorama eigenartigster Schönheit enthüllte sich

vor unseren Augen, als wir, um vor allem eine Uebersicht über die Stadt zu erlangen, auf einen nahen Hügel stiegen.

Seoul liegt in einem Tale, rund umgeben von mittelhohen, nackten Bergen, welche durch ihre spärliche Bodendecke überall die gelbliche Farbe des Grundgesteins durchblicken lassen und einen eigentümlichen Kontrast zu dem vorherrschenden monotonen Grau der Dächer des den Grund des Kessels ausfüllenden Häusermeeres bilden. Erfreulicherweise ist diese enorme gleichförmige, ich möchte sagen Ziegelplattenebene am Rande mehrfach gegen die Berghöhen zu unterbrochen durch kleinere Hügel und Vorsprünge solcher, auf denen, in grünem Baumschmuck halbverborgen, fremde Konsulate stehen oder stolze Kirchen der Missionen, unter denen jene der Katholiken nach Grösse, Schönheit des Baues und Lage den Vorrang einnimmt. Innerhalb der umwallten Stadt, deren weiter entfernte Tortürme infolge der grossen Ausdehnung Seouls kaum mehr erkennbar sind, unterscheiden sich deutlich die hohen Tore und weiten Höfe des Kaiserpalastes mit seinen endlosen Gebäudekomplexen.

Was eine Wanderung durch die Stadt dem Besucher sofort klar macht, ist der Pekingartige Staub oder Schmutz, die Monotonie seiner aus Lehm gebauten Häuser, der Verfall allüberall und die unendliche Faulheit seiner Bewohner, wenigstens des männlichen Teiles, der ohne Zweck und Arbeit in weissen Gewändern vom frühen Morgen bis zum späten Abend die langen breiten Hauptstrassen oder die engen übelriechenden Seitengässchen entlang lungert und faulenzt. Denkmäler und öffentliche Sehenswürdigkeiten sind nicht allzu viele vorhanden, stets aber nach der einen oder anderen Richtung in Unordnung, Schmutz oder Verfall.

Wie lange dieses schlafende Volk in seiner reich mit Getreideland und Bergforsten gesegneten Heimat sich der dem Sturme vorausgehenden Ruhe noch erfreuen mag, wer weiss es? Ungestüm pocht eine neue Zeit an die altersschwachen Pforten seiner Abgeschlossenheit. Japan, welches regsten Anteil an der Entwicklung des Verkehrs im Innern nimmt, hat den Handel in den Seehäfen Koreas ast ganz in Händen; es betrachtet das Land als seine Beute, wenn einmal den schwachen Händen des Herrschers, der über ein zurückgebliebenes Volk regiert, das Zepter entfällt; und wahrlich, wer z. B. Fusan sieht, dem wird das langsame aber sichere Fortschreiten der Japaner deutlich zum Bewusstsein gebracht. Mit unendlichem Fleiss und grösster Beharrlichkeit hat

der japanische Unternehmungsgeist z. B. in Fusan eine ganze japanische Stadt voll prosperierender Geschäfte gegründet, und man sieht sich vergeblich nach dem koreanischen Fusan um, das als Schmutzdorf im Winkel weit da hinten draussen liegt. —

Nur minimale Zeit stand mir für die beiden Plätze Seoul und Fusan zur Verfügung. Ich bedauere es insofern nicht, als ein so eigenartiges Land ohnehin nicht mit wenigen Sätzen und kurzer Erforschung abgetan sein kann; es erfordert eine eigene Reise für sich, und diese war ja auch, wie bemerkt, in meiner ursprünglichen Absicht gelegen, bis aus anderen Gründen vorerst das Amurland den Vorzug erhielt. Ich hoffe bei längerer Anwesenheit in Japan eine besondere Exkursion namentlich auch in die bergigen Teile Koreas unternehmen zu können und bei dieser Gelegenheit einen richtigen Einblick in die Verhältnisse Koreas zu gewinnen. Von Fusan ward Nagasaki in 1½ Tagen erreicht, und freudig begrüsste das Auge das Land der aufgehenden Sonne, die derzeitige Heimat. Wie lange hatte man den Anblick grüner Berge entbehren müssen, und wie wohltuend wirkte die berühmte japanische Reinlichkeit in Haus und Hof und allüberall auf Körper und Geist!

Eine Reihe strapaziöser Wochen liegt hinter mir, und mancherlei Erfahrung bildet den reichen Lohn der Mühe. Als eine besondere Frucht meiner Umschau möchte ich die Ueberzeugung bezeichnen, dass China und noch mehr das näherliegende Korea, ihrer Waldungen bis auf die entlegensten Gebirgsteile beraubt, zur Wiederaufforstung in grossem Umfange gezwungen sind, wollen sie anders den immer wiederkehrenden Wasserkatastrophen einigermassen begegnen. Die Kräfte hiefür wird Japan liefern müssen und liefern können. Hier liegt eine dankbare Riesenaufgabe, deren Durchführung unvergänglichen Ruhm nach sich ziehen dürfte.

Ich wünsche den japanischen Forstleuten, wenn der Ruf an sie erschallt, dieselbe glückliche Hand, die ihre Kaufleute zeigen, die Korea in aller Stille friedlich erobern.

TSUBOSAKADERA

ODER

DIE WUNDERBARE GNADE DER GOETTIN KWANNON.

Uebersetzt von N. OKAMOTO.

Revidiert und eingeleitet von K. FLORENZ.

EINLEITUNG.

Das kurze Stück TSUBOSAKA-DERA, welches Herr N. OKAMOTO ins Deutsche übertragen hat und das ich die Ehre habe, der Deutschen Gesellschaft f. N. u. V. O. vorzulegen, gehört zu einer Klasse von Dramen, welche die Japaner als *Jōruri* 淨瑠璃 bezeichnen und die wir „monodische Dramen" oder „dramatische Monodien" benennen könnten. Es ist nämlich kein Bühnendrama im eigentlichen Sinne, — für dieses brauchen die Japaner den Ausdruck *Kyakuhon* 脚本 — sondern eine dramatische Dichtung, die von Anfang bis Ende von einem einzigen Sänger bald mehr singend, bald mehr deklamierend vorgetragen wird, während eine zweite Person den Gesang auf einem Shamisen „Dreisait", der japanischen dreisaitigen Gitarre, begleitet. Noch früher, vor Einführung des Shamisen in Japan aus Ryūkyū gegen Ende des 16. Jahrhunderts, wurden dergleichen Gesänge ohne Musikbegleitung vorgetragen, indem der Sänger einen Fächer in der Hand hielt und mit demselben durch Aufschlagen auf das vor ihm stehende Pult oder in die andere Hand den Takt angab (sog. *ōgi-byōshi* 扇拍子 „Fächer-Taktschlagen").

Die Entstehung des Jōruri ist zwar bis jetzt noch nicht in vollständig befriedigender Weise dargelegt worden, und vieles von dem, was man so für gewöhnlich darüber als ausgemacht hinnimmt, hält vor einer kritischen Untersuchung nicht stand — doch darf man als erwiesen annehmen, dass es vor Abschluss

der Ashikagaperiode aus dem Vortrag romanzenhafter epischer Texte, die mehr oder weniger dramatisch belebt waren, ähnlich denen des HEIKE-MONOGATARI 平家物語 und TAIHEIKI 太平記 hervorgegangen ist.

Der Name *Jōruri* knüpft nach der landläufigen Ueberlieferung an das erste bekannte Stück dieser Gattung an, die Romanze JŌRURI-MONOGATARI 淨瑠璃物語 „Geschichte der Jōruri", die auch unter dem Titel JŪNI-DAN-ZŌSHI 十二段草子 „das zwölfaktige Buch" bekannt ist, denn sie bestand, wie das Heike-monogatari, aus zwölf Kapiteln oder Gesängen. Der Inhalt dieses Buches ist kurz folgender: »Im Flecken Yahagi der Provinz Mikawa lebte ein reiches kinderloses Ehepaar, dem endlich auf seine inständigen Bitten vom Gotte *Yakushi Nyorai* ein Töchterchen von wunderbarer Schönheit beschert wurde. Es bekam dem Gott zu Ehren den Namen *Jōruri-hime* „Fräulein Jōruri".* Als der jugendliche Held *Ushiwakamaru* 牛若丸 (Jugendname des *Yoshitsune* 義經), begleitet von dem Kaufmann *Kaneuri Kichiji* 金賣吉次, auf seiner Fahrt nach den östlichen Provinzen durch den genannten Flecken kam und von der hohen Schönheit des inzwischen zur Jungfrau herangewachsenen Mädchens hörte, suchte er sie auf und knüpfte ein Liebesverhältnis mit ihr an. Nach Austausch von Liebespfändern nahm er von ihr vorläufigen Abschied. Auf der Reise durch die Provinz Suruga wurde Ushiwakamaru jedoch von einer schweren Krankheit befallen, die ihn an der Fortsetzung seiner Fahrt hinderte. Der hartherzige Kaufmann liess ihn grausam im Stich, und unter schweren Leiden, fast im Sand des Ufers begraben, benachrichtigte Ushiwakamaru seine Geliebte von seiner Not. Diese eilt sogleich aus dem Elternhause herbei und pflegt ihn mit liebender Hingebung, bis

---

* Der populäre Name des Arzneigottes, *Yakushi Nyorai* 藥師如來, ist eine Abkürzung des volleren Namens *Yakushi-ruri-kō Nyorai* 藥師瑠璃光如來, d. i. Sanskrit *Bhaishajyaguru Vaiḍūrya-prabhāsa Tathāgata*. *Ruri* oder *Biruri* 毗瑠璃 ist also Korruption aus Skr. *Vaiḍūrya* „Katzenauge" (Art Edelstein). Nach meiner und meines Freundes Prof. Takakusu Ansicht ist *Jō-ruri* „reiner Ruri" eine Analogiebildung zu dem buddhistischen Ausdruck *Jō-hari* 淨波璃 „reiner Spiegel" (*hari* aus Skr. *sphaṭika*, siehe Kleinere Sukhāvatī-vyūha § 4), womit man den Spiegel benennt, welcher den Verstorbenen in der Unterwelt vorgehalten wird und worin sie ihre in der Welt verübten guten und bösen Taten widergespiegelt sehen. *Jō* „rein" deckt sich leidlich mit *kō* „leuchtend" im Namen des Gottes. So haben wir durch eine Umstellung und Ersatzbildung *Jō-ruri* statt *Ruri-kō* und erhalten die volkstümliche Korruption *Yakushi Jōruri Nyorai*.

er wieder vollständig hergestellt ist. Nochmals nimmt er von ihr Abschied, mit dem Versprechen, sie später zu ehelichen.«

Weder die Zeit der Entstehung noch die Verfasserschaft dieses Werkes lässt sich mit Sicherheit feststellen. Gewöhnlich wird es einer Frau Namens *Ono no O-Tsū* 小野於通 zugeschrieben, über deren Leben und Tun aber die widersprechendsten Angaben gemacht werden. Es wird etwa gegen Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden sein, und das Musikinstrument, mit dessen Begleitung die Romanze vorgetragen wurde, soll zuerst die Biwa, dann das Shamisen gewesen sein. Alle genaueren Angaben der Tradition werden von den neueren Gelehrten als unzuverlässig verworfen.

Eine neue Phase in der Entwickelung des *Jōruri* wurde durch die Verbindung dieser gesanglich-deklamatorischen Vorträge mit dem Puppentheater (*ningyō-shibai* 人形演劇) zu Anfang des 17. Jahrhunderts herbeigeführt, indem sich der Jōruri-sänger *Menukiya Chōsaburo* 目貫屋長三郎 mit dem Puppenspieler *Hikita* 引田 aus Nishinomiya in der Provinz Settsu zusammentat. Diese beiden sind somit die Begründer des sogenannten *Ayatsuri-Jōruri* 操淨瑠璃 (*ayatsuru* = die Fäden einer Gliederpuppe ziehen), das in der Theatergeschichte der Tokugawa Zeit eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Neben das JŪNIDAN-ZŌSHI waren sehr bald eine Reihe anderer Stoffe populärer Art getreten, wie die Geschichte der Soga usw., aber der Name *Jōruri* verblieb der ganzen Gattung.

In der Hauptstadt Kyōto selbst fand das neue Puppenspiel-Joruri zunächst noch keine sehr günstige Aufnahme; seine Vertreter mussten sich meist begnügen, ihre Aufführungen in der Shijōgawara zu bewerkstelligen. Dagegen wurde es in Yedo günstig aufgenommen und gelangte daselbst rasch zu hoher Blüte. Es wurde dort 1624 von *Toraya Jirōemon* 虎屋次郎右衛門 (geb. 1595 in Sakai in der Provinz Izumi) eingeführt, der sich den Künstlernamen *Satsumadayū* 薩摩太夫 „Satsuma-Meister" und noch später, nachdem er sich wie ein Priester den Kopf kahl geschoren hatte, den priesterlich klingenden Namen *Satsuma Jōun* 薩摩淨雲 (*Jōun* = Friedenswolke) beilegte. Er genoss nämlich dort die Ehre, von dem Fürsten Shimazu von Satsuma protegiert und von ihm zu Aufführungen in seine Residenz berufen zu werden. Statt der bisher gebrauchten tönernen Puppen kamen jetzt kunstvoller gegliederte Holzpuppen in Verwendung; den papiernen Vorhang seiner Bühne durfte er

durch einen seidenen mit Shimazu's Wappen ersetzen. Es lief jedoch nicht ohne äussere Zwischenfälle ab. Die für Sitte und Sparsamkeit des Volkes etwas zu väterlich besorgte Regierung war dem „Theaterluxus" unhold: sie setzte Jōun hinter Schloss und Riegel und verbot für einige Zeit die Jōruri Vorstellungen. Allerdings nicht auf lange, denn die Spiele hatten beim Publikum schon derart allgemeine Beliebtheit gewonnen, dass sie sich schwerlich mehr unterdrücken liessen. Die Texte für die von Jōun aufgeführten Stücke verfasste ein gewisser *Hōjō Kunai* 北條宮內, über den nichts Näheres bekannt ist. Noch eine Neuerung Jōun's verdient Erwähnung. Seine Vorgänger führten immer nur einzelne Bruchstücke aus Jōruri auf (*Ha-Jōruri* 端淨瑠璃 „Fragment-Jōruri"), Jōun dagegen brachte ein ganzes abgerundetes Stück von gewöhnlich sechs Akten zur Darstellung (*Dan-Jōruri* 段淨瑠璃).

Jeder bedeutendere Jōruri-Sänger (*Jōruri-katari*) hatte seine besondere, ihm eigentümliche musikalische Vortragsweise (*fushi*),* in der er entweder schon bekannte oder extra für ihn neuverfasste Texte rezitierte. Daher die verblüffend vielen Namen für individuelle Spielarten, als *Ōzatsuma* 大薩摩 (von einem Schüler Satsuma Jōun's), *Handayū-bushi* 半太夫節, *Katō-bushi* 河東節, *Kimpira-bushi* 金平節, *Tosa-bushi* 土佐節 usw. Eine Besprechung der musikalisch-rezitatorischen Unterschiede dieser verschiedenen Weisen liegt nicht in der Kompetenz des Literarhistorikers; als besonders wichtige Spielart muss aber doch das *Gidayū* 義太夫 noch erwähnt werden, welches allgemein als die beliebteste und künstlerisch vollkommenste Jōruri-Weise anerkannt ist. Sie rührt von dem ausgezeichneten dramatischen Sänger *Takemoto Gidayū* 竹本義太夫 her, der im Jahre 1685 in Ōsaka ein Theater, das berühmte *Takemoto-za* 竹本座, begründete, und für den Japans grösster Dramatiker *Chikamatsu Monzaemon* 近松門左衛門 (1653–1724) seit 1686 die meisten seiner Meisterwerke geschrieben hat. Unter dem Zweigestirn Gidayū — Chikamatsu hat das Jōruri sowohl gesanglich als textlich seine höchste Vollendung erreicht und seine grössten Triumphe gefeiert. Die Blütezeit des mit dem Joruri kombinierten Puppentheaters, das seine hauptsächliche Pflege in den beiden Städten des Westens, Ōsaka und Kyōto, fand, hat nicht ganz hundert Jahre gedauert.

* Wie in der späteren höfischen Lyrik Deutschlands auch jeder Meister seine eigene Weise hatte.

In der Meiwa-Aera (1764–1771) sehen wir es schon bedenklich in Verfall geraten; es weicht immer mehr zurück vor dem *Kabuki* 歌舞伎, dem Theater, in welchem statt der toten, wenn auch noch so kunstvoll bewegten Puppen lebende Schauspieler spielen.

Das Jōruri Tsubosaka-dera 壺坂寺 ist ein ganz modernes Stück, verfasst von Frau *Kako Chiga* 賀古千賀, der Gemahlin des Shamisenspielers *Toyozawa Dampei* 豊澤團平. Die äusserst einfache romantische Begebenheit, welche es darstellt, ist auf den buddhistischen Wunderglauben gegründet, besonders den Glauben an die gütige Allmacht der *Kwannon* 觀音 (Avalōkitēçvara), der Göttin der Barmherzigkeit. Für ihre 33 Gestalten sind sowohl in der westlichen als in der östlichen Provinzengruppe Japans je 33 Tempel errichtet worden, — der *Tsubosaka-dera* in Yamato ist No 6 in der Liste der *Saikoku San-jū-san Sho* „33 Plätze der Westprovinzen" * — und eine Pilgerfahrt zu ihnen gehört zu den hochverdienstlichen Werken. Für den Buddhisten gibt es eine Welt der Vergangenheit (*saki no yo*), eine Welt des gegenwärtigen Lebens (*kono yo*) und eine Welt der Zukunft (*ano yo*), und was immer man in einer früheren Welt begangen hat, hat seine Folgen in der nächsten Welt. Aber andächtiges Beten kann die Hülfe der Götter und dadurch Erlösung erwirken.

Auf die Technik des Jōruri brauche ich den Leser wohl nicht eingehender aufmerksam zu machen: die eigentümliche Mischung von epischer Erzählung, dramatischem Spiel und lyrischen Intermezzos fällt beim ersten Blick auf. Man vergleiche auch meine Uebersetzung des Dramas Asagao-nikki in „Japanische Dramen" (Verlag von Amelang, Leipzig, 1901). Bezüglich dieser technischen Eigenschaft unterscheiden sich die *Jōruri* nicht wesentlich von den älteren *Nō no utai* oder *Yōkyoku* 謠曲, wenn auch der Fortschritt in der Richtung des reinen Dramas unverkennbar ist.

K. F.

* Ausführliches über die damit verbundene Legende siehe bei Chamberlain, Handbook for Travellers in Japan, 6th ed. p. 368 f. Daselbst auch eine vollständige Tempelliste.

UEBERSETZUNG.

PERSONEN.

Sawaichi, ein armer Blinder.
Osato, seine treue Frau.
Ein Engel.

SZENE.

Wohnzimmer im Hause des Sawaichi in der Stadt Tosa unweit Tsubosaka.
Nach der Verwandlung: Landschaft an der steilen Tsubosaka Strasse und Tempel der Kwannon.

REZITATIV.

O Traum, bist eine wirkliche Welt du?
O wirkliche Welt, bist du ein Traum?
Wir leben in der Welt
Und nennen sie einen Traum;
Und doch ist sie kein Traum,
Nein, wirklich Seiendes.

In der Provinz Yamato befindet sich die steile Strasse Tsubosaka, und nicht weit davon liegt Tosa, wo ein Blinder Namens Sawaichi wohnt. Er ist ein biederer Mann, besitzt aber nichts als die kärglichen Mittel, die er durch Unterricht im Harfen- und Gitarrenspiel sich erworben hat. Also lebt er sehr ärmlich, und seine Frau Osato trägt zum Lebensunterhalt durch Nähen, Flicken und Waschen von Kleidern bei. Ihr Leben ist so eintönig wie der Schall des runden Holzblocks, wenn ihn die Frau mit dem Holzhammer schlägt, nachdem sie das gewaschene Kleid darauf gelegt hat.

Da singt SAWAICHI mit Gitarrenbegleitung:

Der Vogel singt im Walde,
Die Glocke schallt über das Feld.
Es packt ein altes Sehnen
Die schmerzerfüllte Brust,
Und in den Bach der Liebe
Rinnt Träne hin auf Träne.

OSATO (lächelnd).

Sawaichi, du bist ja heute so fröhlich und spielst die Gitarre so lustig!

SAWAICHI (sich zu ihr wendend).

Osato! glaubst du, dass ich fröhlich bin?

OSATO.

Ja freilich.

SAWAICHI.

Hm, das ist durchaus nicht der Fall. Der Schmerz wird mir immer von neuem lebendig, es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch ihren Lauf — o, besser wäre der Tod!

OSATO.

Ei wie!

SAWAICHI.

Nein! ein grosser Schmerz ist in meiner Brust verborgen, so dass ich am liebsten aus dieser Welt gehen möchte. Osato, setze dich zu mir und gib mir Antwort auf eine Frage; jetzt ist es gerade die rechte Zeit. Ach! die Zeit vergeht immer so schnell wie ein Pfeil, der dem Bogen entflieht. Es sind nun schon drei Jahre vergangen, seitdem wir zusammen leben, und wir lieben uns seit der Zeit unserer Kindheit. Und doch hast du jetzt ein Geheimnis vor mir. Ich bitte dich, sage mir alles offen!

REZITATIV.

Unter diesen Worten verbirgt sich ein tiefer Sinn, aber Osato versteht ihn nicht.

OSATO.

Was sollte das sein, Sawaichi? Während der drei Jahre unserer Ehe glaube ich dir nichts verborgen zu haben. Aber da du misstrauisch gegen mich zu sein scheinst, so sage mir doch, was du im Herzen hegest.

SAWAICHI (etwas erzürnt).

Nun, dann werde ich dir es sagen.

OSATO.

Sag's, was es auch sei!

SAWAICHI.

Osato, höre mich an! Drei Jahre hindurch hast du keine einzige Nacht mit mir auf meinem Lager geruht. Du hast gewiss Grund, mich zu verabscheuen, da ich, durch die Blattern entstellt, zu einem so hässlichen Krüppel und Blinden geworden bin. Gestehe mir nur und verhehle mir's nicht, dass du einen andern Mann liebst; ich werde dir nicht zürnen. Wir sind ja Vetter und Base; ich hörte immer von deiner Schönheit — ich hatte mir vorgenommen, niemals eifersüchtig zu sein. O liebe Frau, bitte, lass mich alles wissen!

REZITATIV.

Indem er dies sagt, rinnen dem Schmerzüberwältigten die Tränen aus den Augen und er schluchzt, obgleich er so mannhaft spricht. Indem Osato ihn leidenschaftlich umarmt und weint —

OSATO.

Du Ungetreuer! hältst du mich für ein Weib, das leichtsinnig ihren Mann verlassen und mit einem andern eine Ehe schliessen könnte? Glaubst du, dass ich eine solche Unwürdige sei? O, ich kann dich nicht begreifen, dich nicht verstehen. Seitdem ich von den Eltern den letzten Abschied nahm, stand ich unter der Obhut des Onkels und ward mit dir erzogen; damals nannte ich dich meinen Bruder; du warst drei Jahre älter als ich, und ich lebte mit dir glücklich und zufrieden. Aber, o weh, du wurdest von den scheusslichen Blattern befallen und wurdest blind; dazu wurden wir immer mehr und mehr von Armut geplagt. Aber bis ins Feuer oder Wasser, bis in die Nachwelt bestimmte ich dich zu meinem Manne. Wenn die Morgenglocke Vier schlägt, gehe ich heimlich hinaus — ganz allein und den einsamen Bergweg nicht scheuend — zur Kwannon von Tsubosaka und bete, dass deine Augen durch der Göttin Gnade wieder geheilt werden. Obwohl ich schon über drei Jahre voll Andacht bete, ist bis jetzt keine göttliche Hilfe sichtbar. Eben jetzt klagte ich über die Unbarmherzigkeit der Göttin. Aber die Worte, die du jetzt gesprochen hast, ohne zu wissen, wie sehr ich für dich besorgt

bin, — dass ich einen andern Mann liebe, sie zeugen von allzugrosser Eifersucht und Argwohn gegen mich.

REZITATIV.

Diese Worte sind gewiss wahr und zeugen von einer schönen weiblichen Gesinnung. Sawaichi hört die treuherzigen Worte seiner Frau, weiss nichts zu erwidern und weint.

SAWAICHI.

Ach, liebe Frau! ich weiss nichts zu sagen und bitte dich um Verzeihung; was ich eben gesagt, war Torheit. Ich habe nicht gewusst, dass du mir so treu bist.

REZITATIV.

So spricht er, die Hände ringend und weinend, dass die Tränen den Aermel benetzen.

OSATO.

O welche Freude! Eine Entschuldigung brauchst du nicht vorzubringen; ich habe keinen Wunsch auf dieser Welt, als dass dein Argwohn sich lege.

SAWAICHI.

Nein, nein! wenn du so sprichst, muss ich mich vor dir schämen. Aber meine Augenkrankheit wird nie wieder geheilt werden, wenn du auch noch so andächtig zur Göttin betest.

OSATO (erstaunt).

Ei, was sagst du? Alles, was ich für dich getan habe, dass ich jahraus jahrein jede Nacht, bei Regen, Schnee und Frost, barfuss nach dem Tempel von Tsubosaka gewandert — es ist nur zu deinem Heil geschehen.

SAWAICHI.

Ja nun! dein treues Herz, das zu den Göttern so grosses Vertrauen hat, ist zwar gut und edel; doch dass ich in dieser langen Zeit gegen dich eine so niedrige, argwöhnische Gesinnung hegte, ist zu beschämend, so dass mir dafür sicherlich göttliche Strafe zuteil werden wird, nicht aber göttliche Gnade und Gesundung dieser Augen.

OSATO.

Ei was, mein Leben für das deinige — mich soll der göttliche Zorn treffen, nicht dich! — und du solltest deine Gedanken auf etwas Besseres richten als leere Worte zu sprechen: rufe mit mir die Hilfe der Göttin an!

REZITATIV.

Die treuherzige Sorge des Weibes ist wirklich lobenswert.

SAWAICHI (unter Tränen).

O meine liebe Frau! Die Allgewalt der Götter kann selbst einen vertrockneten Baum wieder blühen machen. Dies umflorte Auge — ein verdorrter Baum — kann auch wieder durch Gottes Barmherzigkeit sich öffnen! Aber die Sünde wurzelt tief in meiner Brust! auch ich hoffe, dass wenigstens in der künftigen Welt die Blüte.....(leise) Liebe Frau! führe mich jetzt an der Hand, damit ich selbst nach dem Tempel gehe und bete. Wohlan, wohlan!

REZITATIV.

Die Frau hört hocherfreut die Worte ihres Mannes, gibt ihm den schlanken Stab in die Hand und beide begeben sich, ohne erst ihre Kleider zu wechseln, nach dem Tempel von Tsubosaka, wo sie früher inbrünstig die Göttin um Hilfe gebeten hatten.

VERWANDLUNG.

(SZENE AM ABHANG TSUBOSAKA).

REZITATIV.

Es gibt eine Tradition: der Tempel von Tsubosaka, worin ein Bild der Göttin Kwannon steht, wurde von dem fünfzigsten Kaiser Kwammu gestiftet, als dieser im Palaste der alten Hauptstadt Nara von einer heftigen Augenkrankheit befallen worden war. Der damalige Priester Doki betete während 107 Tagen zu der Göttin und erlangte dadurch Genesung für die Augen des Kaisers. Es ist also ein berühmter Ort und wird noch

heute als die sechste von den 33 Kultstätten der Kwannon in den westlichen Provinzen verehrt.

Nun kommen Sawaichi und seine Frau, ein frommes Lied singend, die steile Strasse herauf nach dem Tempel.

OSATO.

Sawaichi! Vor allem muss man zur Göttin beten, doch wenn du so trübsinnig bist, werden deine Augen nicht gesunden sondern noch schlimmer werden, denn Krankheit entsteht allgemein aus trüben Gedanken. O, wie würdest du mir gefallen, wenn du jetzt dein altes Lied sängest, um in dieser traurigen Zeit deine Schwermut zu vertreiben.

SAWAICHI.

Gut! Die Augen werden sich verschlimmern, wie du sagst, wenn ich mir Sorgen mache. Ja, jetzt singe ich, um die Melodie zu üben — es hört doch niemand? — es kann hören, wer will. — (Er singt die Melodie).

Das Mitleid, erweckt es Leid?
Das Leid, erweckt es Mitleid?
Das Leben ist so vergänglich
Wie der perlende Tau.....

Ach Gott! Die Fortsetzung ist mir soeben entfallen, da mein Fuss gestrauchelt ist.

REZITATIV.

Miteinander scherzend betreten sie die Haupthalle des Tempels.

OSATO.

Sawaichi! Da sind wir.

SAWAICHI.

Ach, stehen wir hier schon vor der Göttin Kwannon? Dank dem erhabenen Buddha!

OSATO.

Lieber Mann! Willst du nicht heute Nacht ein frommes Lied singen?

REZITATIV.

Es ist so ergreifend, wenn sie mit heller, tönender Stimme singen:

Der sandige Hof von Tsubosaka,
Wo das Wasser des Teichs
Die Felsen rings herum bespült,
Er ist ein heil'ges Land.

SAWAICHI.

Osato! ich glaube nicht, dass meine Augen wieder geheilt werden, obgleich du mich hieher geführt hast.

OSATO.

Ei was! Muss ich das wiederum hören? Vor alters wurde dieser Tempel von Seiner Majestät dem Kaiser Kwammu errichtet, als er in der Hauptstadt Nara residierte, weil seine Augenkrankheit durch die Gnade der Göttin Kwannon geheilt worden war. Die göttliche Güte geht so weit, dass sie zwischen dem ärmsten Wicht und dem Allerhöchsten Kaiser keinen Unterschied macht. Ich empfehle dir also das Gebet, um die Gnade der Göttin anzurufen. Sie ist so barmherzig, dass sie deine Bitte erfüllen wird, wenn du mit Andacht betest. Lass uns noch ein frommes Lied singen.

REZITATIV.

Durch diese Worte ermutigt sie ihn.

SAWAICHI.

Ja wirklich! Es soll so sein. Ich bleibe hier von heute Abend an während dreier Tage ohne Essen und Trinken; gehe du nach Hause zurück, um alle Arbeit zu erledigen! Diese drei Tage sollen mein Schicksal bestimmen.

OSATO.

Gut. Ich gehe nach Hause zurück und komme wieder. Aber höre mich an! Nahe bei diesem Berge ist ein schroffer Abhang und darunter eine ungeheuer tiefe Schlucht. Gehe nirgends hin!

SAWAICHI.

Nein, nirgends! Ich will vom heutigen Abend an hier im Tempel warten, bis die Göttin mir gnädigst hilft.

REZITATIV.

Beide lächeln. Die Frau eilt dann nach Hause und lässt ihr Herz zurücke, aber sie weiss nicht, dass es ein letzter Abschied werden soll, gleichwie ein Tautropfen zerstäubt und nie wieder erscheint.

Denn als Sawaichi allein ist, kann er sich vor Kummer nicht beherrschen, legt sich auf die Erde nieder und weint.

SAWAICHI

(das Gesicht in der Richtung, in der sie fortging, gewendet).

O liebe Frau! Du warst Jahr und Tag gegen mich so überaus liebevoll, hast trotz meines Elends mir deine Liebe nicht entzogen und hast mich immer sorgsam gepflegt. Ach, ich muss dich um Verzeihung bitten, dass ich an deiner Treue gezweifelt habe! Wenn wir uns jetzt einmal trennen müssen, wann werden wir uns wiederfinden? O du treue, mitleidige Frau!

REZITATIV.

Er wirft sich plötzlich zu Boden nieder und klagt, dann hebt er ein wenig sein Angesicht auf.

SAWAICHI.

Ach, ich darf doch nicht seufzen. Noch hat die Gnade der Göttin nicht geholfen, obwohl meine Frau drei Jahre lang mit der grössten Andacht gebetet hat; ich kann so nicht weiter leben.

„Wenn von Dreien der Eine geht, werden die beiden andern glücklich", sagt das Sprichwort. Mein Tod ist mein Gegengeschenk an dich. Lebe lange und werde durch eine andere Heirat glücklich! Man soll dort drüben auf eine ungeheuer tiefe Schlucht treffen, wenn man jene steile Strasse hinaufgeht und sich nach rechts wendet. Wann bietet sich eine günstigere Gelegenheit zum Sterben? Wenn ich jetzt auf diesem heiligen Boden sterbe, werde ich im Paradies ein neues fröhliches Leben beginnen können. O, glücklich werde ich sein! Die Nacht ist schon weit

vorgeschritten, aber es kommt niemand. Ja anders, anders kann es nicht sein.

REZITATIV.

So spricht er und steigt die vier und fünf Terassen hinauf. Die Morgenglocke schlägt schon die dritte Stunde.

SAWAICHI.

Wohlan, der letzte Augenblick meines Lebens ist gekommen, so will ich denn dem Tode entgegen eilen!

REZITATIV.

Mit dem Stocke tastend sucht er seinen Weg und gerät dabei auf einen seitwärts stehenden Felsen. Darunter in der Schlucht fliesst ein furchtbares Wasser, wogend und rauschend wie ein Ruf aus dem Jenseits. Da stösst er seinen Stock in den Boden und stürzt sich mit dem Rufe „Verehrung sei dem ewigen Buddha!" in die Schlucht hinab. Das ist das traurige Ende seines Lebens.

Von diesem Vorgange ahnt die Frau nichts. Sie kehrt bald so eiligen Laufes zum Tempel zurück, dass sie sogar auf der bekannten Strasse ausgleitet und fällt. Da sie niemanden erblickt, ruft sie vor Schrecken und sucht weinend ihren Mann.

OSATO.

Ach, niemand hier! Wo ist mein Mann?—Wohin? Sawaichi! Sawaichi! Sawaichi!

REZITATIV.

Aber da sie keine Stimme hört und keine Spur von einem Menschen findet, so läuft sie wie irrsinnig umher und ruft den Namen ihres Mannes. Wie sie so überall auf dem Boden herum sucht, da sieht sie etwas liegen; sie tut noch einige Schritte vorwärts und erkennt seinen Stock. Da sieht sie erschreckend in die weite Schlucht hinab, wohin der Mond sein mattes Licht wirft, und erblickt den Leichnam ihres Mannes.

OSATO.

O, ihr Götter im Himmel! Welch ein Schicksal! Wie jammervoll, wie traurig!

REZITATIV.

Rasend und tobend vor Verzweiflung will sie in die Schlucht hinab, aber es trägt sie kein Flügel dahin. Ihr Rufen und Schreien bringt keine Antwort, nur das Echo kommt zurück.

OSATO.

O, lieber Mann, nicht verstehen kann ich dich, nicht kann ich dich begreifen! Ach, dass nach all den Leiden, nach all den bittern Nöten dieser langen Zeit deine Augen durch die Gnade der Göttin Kwannon sich schnell öffnen möchten, habe ich nicht darum jeden Augenblick zu ihr gebetet? Und dass dein Leben gerade heute in diesem Unfall endigt, was soll das bedeuten? Ach, ich bin allein übrig — was soll aus mir werden? — was soll ich tun? Wenn ich jetzt darüber nachdenke, wie ich durch sein Lied von unruhigen Ahnungen erfüllt wurde, erkenne ich, dass er schon damals zu sterben entschlossen war. O, dass ich davon nichts ahnte, dass ich nichts ahnte, nichts ahnte, nichts ahnte! Ach, kein Unglück gibt es wohl wie meines! Bitte, verzeihe mir! Ich konnte es nicht voraussehen, denn ich bin ein Mensch und kein Gott, dass es ein Abschied für immer von meinem Manne werden würde, dem ich nicht nur in dieser Welt, sondern bis in die künftige Welt hinein verkettet bin. Ist dieser Jammer die Folge einer Sünde oder eines Frevels in der vorigen Welt? Wer wird ihn auf seiner Reise im Tode begleiten, die von Finsternis zu Finsternis geht? O Jammer! Ich fürchte, dass er dabei den rechten Weg verlieren wird.

REZITATIV.

So klagt und jammert sie heftig und vergiesst Tränen der ewigen Liebe, so dass der Fluss in der Schlucht davon anzuschwellen scheint.

OSATO

(richtet das von Tränen benetzte Angesicht empor).

Ach! Traure nicht! seufze nicht! Ich muss Trost darin finden, dass alles menschliche Los im voraus bestimmt worden st; auch ich will jetzt in den Tod gehen, auf dass ich diesen Stab, ein Andenken an den Verstorbenen, ihm überreiche. Wenn ich aus dieser Welt gehe — o Göttin! — führe mich!

REZITATIV.

Da stürzt sie sich mit dem Ruf „Verehrung sei dem unendlichen Buddha!“ in die Schlucht hinab. Das ist das traurige Ende der treuherzigen Frau.

Es ist Mitte Februar. Plötzlich glänzen Lichtstrahlen durch die Wolken in der Morgendämmerung, himmlische Chöre erschallen, und die Göttin Kwannon erscheint in Gestalt eines Engels und spricht mit gerührter Stimme.

ENGEL.

Höre, Sawaichi! Du bist wegen einer in der Vorwelt begangenen Sünde blind geworden und euer Leben hat heute ein Ende gefunden. Aber durch die Treue deiner Frau und ihr Gebet gibt der Himmel euch das Leben zurück. Vergesset nimmer das Gebet und den Glauben, und wallfahret nach den dreiunddreissig Tempeln, um für die Gnade Buddhas zu danken. Osato, Osato! Sawaichi, Sawaichi!

REZITATIV.

Der Engel wiederholt die letzten Worte und verschwindet.

Schön ertönen die Morgenglocken von allen Türmen und es wird allmählich Tag in der öden finsteren Schlucht. Die Beiden werden lebendig, als erwachten sie aus einem Traume, und richten sich auf.

OSATO.

Ha! Welch ein fremdes Leben! Du bist Sawaichi! — ach! — mein Mann — deine Augen sind geöffnet!

SAWAICHI (verwundert).

Ach ja, meine Augen sind geöffnet, o geöffnet, geöffnet! Die Göttin hat geholfen! Dank dir, o heilige Kwannon! Doch — wer bist du?

OSATO.

Wie? Ich bin deine Frau.

SAWAICHI.

Ha, du bist meine Frau? Mein Gott! Ich sehe dich zum ersten Mal. O Glück und Lust! Doch welches Wunder ist ge-

schehen! Die erhabene Kwannon erschien mir und teilte mir mit, dass ich in der Vorwelt eine Sünde begangen hätte, während ich glaubte, dass ich in die Schlucht hinabgestürzt und gestorben wäre —

OSATO.

So ist es! Auch ich habe mich dir nach in die Schlucht hinabgestürzt, doch bin ich unverletzt. Und deine Augen sind geöffnet. Ist es ein Traum?

SAWAICHI.

Nun! Es ist gewiss die Göttin Kwannon gewesen, die unsere Namen rief und uns das Leben zurückgab. O, der Heiligen sei Dank! Ja! Von jetzt an müssen wir nach allen ihren Tempeln pilgern, um für die göttliche Gnade zu danken. Ach! Mein Geschick ist mit einer blinden Schildkröte zu vergleichen, die im Wasser glücklich ein schwimmendes Holz ergriffen hat. Ich bin wie neu geboren, wo ich jetzt den Sonnenschein sehe. Das verdanke ich allein der Gnade der Kwannon, dass meine Augen sehend geworden, und ich nun alles erblicken kann. O welches Glück! o welche Freude! Dass unser Leben, ja das Leben von uns beiden Gatten, gerettet worden ist, es ist wie Frühlingswiederkehr! O welche Lust! Heute bringe ich meinen Stab zum Tempel, da ich ihn nicht mehr brauche und die Morgensonne sehen kann. Den Göttern Dank! Dank dir, erhabener Buddha! Fürwahr, Dank der heiligen Kwannon, Dank der Kwannon! O wie wunderbar ist die göttliche Fügung!

Der sandige Hof von Tsubosaka,
Wo das Wasser des Teichs
Die Felsen rings herum bespült,
Er ist ein heil'ges Land.

ENDE.

DIE BEDEUTUNG DES PRONOMENS „*dore*".

BEMERKUNGEN VON R. LANGE UND K. FLORENZ.

Herr Professor Lange hat die Redaktion dieser Zeitschrift um Aufnahme folgenden Schreibens in die „Mitteilungen" ersucht:

> Beim Durchblättern des 1. Teiles des 9. Bandes der Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens fiel mir eine Bemerkung auf, welche der Rezensent der Seidel'schen Grammatik, Herr Dr. Florenz, so nebenbei über eine Stelle in meiner Grammatik der japanischen Umgangssprache gemacht hat. Er schreibt S. 103: *dore* nur von Sachen! (Lange's *dore* „welcher", Lehrbuch p. 39 ist unrichtig).
>
> Diese mit so grosser Bestimmtheit aufgestellte Behauptung ist falsch und irreführend. Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, dass *dore* in Bezug auf PERSONEN und SACHEN gesagt werden kann. Dass man in höflicher Redeweise im ersteren Falle dafür *dono* (*o*) *kata* sagt, ist selbstverständlich. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dass ich in einer 2. Auflage manches anders fassen würde als vor 15 Jahren, aber die Uebersetzung und Bemerkung bei *dore* welcher, substantivisch (von mehreren) würde ich nie ändern. Höchstens könnte man, um jeder Spur einer Missdeutung vorzubeugen, in der Klammer nach „mehreren" hinzufügen: Personen oder Sachen.
>
> *Berlin d. 18. Januar 1903.* PROF. DR. R. LANGE.

Auf Ansuchen des Vorstandes an Herrn Professor Florenz, im Interesse derjenigen, welche sich mit japanischer Grammatik beschäftigen, eine Klarstellung der angeregten Bedeutungsfrage herbeizuführen, ist von Herrn F. folgende Zuschrift eingegangen:

Die normale japanische Umgangssprache kennt NUR EINE EINZIGE Gebrauchsweise von *dore*, nämlich die als Fragepronomen mit Bezug auf Sachen. Jede andere Gebrauchsweise ist sprach-

widrig. Wenn zuweilen Kinder aus noch mangelnder sprachlicher Erziehung *dore* mit *dare* (wer? welcher?, von Personen) verwechseln oder, was aber höchst selten vorkommt, Erwachsene absichtlich im Uebermass zornig-verachtenden Affektes *dore* statt *dare* gebrauchen, um dadurch auszudrücken, dass sie die betreffende Person überhaupt nicht als Menschenwesen gelten lassen wollen, dass sie eine blosse Sache sei, so wird dies jederzeit und von jedermann als eine Anomalie, ja als ein grober Sprachfehler betrachtet, den man selbstverständlich zu vermeiden hat. Als daher Herr Lange in seinem Lehrbuch S. 39 *dore* mit der Erklärung „welcher (substantivisch) von mehreren" mitten zwischen die PERSÖNLICHEN Interrogativpronomina *dare*, *donata* „wer" und *dochira*, *dochi* „welcher von beiden (substantivisch)" einreihte, war er in einem Irrtum befangen; und er setzt an Stelle des alten einen neuen, wenn er jetzt behauptet, *dore* könne nicht nur in Bezug auf SACHEN, sondern auch in Bezug auf PERSONEN gesagt werden. Die Formel wird erst korrekt, sobald sie heisst: *dore* „welches" (substantivisch) von mehreren Dingen.

Nichts ist leichter als den vollkräftigen Beweis zu führen, dass Herr Lange Unrecht hat. Ich werde zu dem Zweck zunächst eine Reihe von Stellen aus grammatischen und lexikalischen Werken der hervorragendsten einheimischen Autoritäten zitieren.

ŌTSUKI, KŌ-NIHON-BUNTEN 廣日本文典, p. 61, reiht *dore* in die Kategorie der sog. *shishi-daimeishi* 指示代名詞, d. i. sächlichen und lokalen Pronomina ein, nicht aber in die der persönlichen Pronomina *jindaimeishi* 人代名詞. In der darauf folgenden Tabelle steht *dore* in der Kategorie *jibutsu* 事物 „Sachen". Als „ursprünglich sächliche und lokale Pronomina", welche aber auch auf Personen Anwendung finden, zitiert er p. 59: *konata*, *kochi*, *sore*, *soko*, *sonata*, *sochi*, *ka*, *kare*, *a*, *are*, *anata*, *donata* etc. *Dore* ist nicht darunter.

Im KŌ-NIHON-BUNTEN-BEKKI 廣日本文典別記 desselben Verfassers, p. 14, wird *dore* gleichfalls nur als sächliches Pronomen aufgeführt; ebenso in seinem GOHŌ-SHINAN 語法指南 p. 14. In seinem berühmten Wörterbuche GENKAI 言海 p. 734 gibt Ōtsuki: „*dore*, Pronomen, 何, Alternativ für *izure*", und dies *izure* erklärt er p. 71: „*izure*, Pronomen, 何, als unbestimmtes sächliches Pronomen gebraucht". Man beachte hierzu, dass das persönliche Fragefürwort *tare*, *dare* mit einem anderen Zeichen, nämlich 誰 geschrieben wird.

N. Ochiai im Nihon Daibunten 日本大文典, vol. II, p. 15/16 und ferner in der grammatischen Einleitung zu dem grossen Wörterbuch Kotoba no Izumi p. 21 hat eine ausführliche Tabelle, in der er die Fragepronomina in 5 Klassen einteilt:

1) auf Personen bezügliche: *tare, dare, donata.*
2) „ Sachen „ : *izure, nani, dore.*
3) „ Ort „ : *izure, izuko, izuku, doko.*
4) „ Richtung „ : *izure, izukata, izuchi, donata,*
5) „ Zeit „ : *itsu.* [*dochi.*

Man beachte, dass *donata* in Klasse 1 und 4, *izure* in Klasse 2, 3 und 4 zitiert werden, dagegen für *dore* nur die eine Gebrauchsweise. Im Wörterbuch p. 1015 registriert Ochiai, wie in einem solchen alles, auch Dialektisches, Obsoletes, sprachlich Zweifelhaftes umfassenden Wörterbuche zu erwarten, als zweite Bedeutung *dore=dare*, aber unter Nummer 1 gibt er die eigentliche Bedeutung *izure, dono mono*, d. i. „welches, was", mit dem ausdrücklichen Zusatz „Umgangssprache"; zur zweiten Bedeutung gibt er diesen Zusatz nicht. Ich kann hierzu hinzufügen, dass Ochiai unter No 2 auf das vereinzelte obsolete Vorkommen von *dore* statt *dare* in der älteren Tokugawa-Literatur hinweisen will. Ein solches vereinzeltes Beispiel zitiert Yamada Bimyōsai in seinem Dai-Nihon jisho 大日本辭書 p. 1129, nämlich aus Saikaku's Roman Kōshoku Ichi-dai-onna (erschienen 1686) den Ausdruck ド レ 樣 ゾ *doresama zo.*

Nakashima, Chugaku Nihon-bunten 中學日本文典 p. 120 bezeichnet *dore* als sächliches Interrogativpronomen.

Miyake und Tajima, in Shinsen Nihon-bunten 新撰日本文典, vol. I, p. 45, nennen in der Tafel der persönlichen Interrogativa *ta, tare, izure* [mit dieser Bed. in Uta vorkommend]; p. 46 als sächliche *izure, nani, dore.*

Matsushita, Nihon-Zokugo-bunten 日本俗語文典 (Spezialgrammatik der Umgangssprache) p. 17: auf Personen bezüglich: *dare, doitsu;* auf Sachen bezüglich *dore* (就), *doitsu;* ortsbezüglich: *doko,* richtungsbezüglich: *dotchi, dotchira* etc.

K. Ishikawa, Hanashi-Kotoba no kisoku (Spezialgr. der Umgangssprache) p. 52 Tafel: auf Personen bezüglich: *donata, dare, dono hito, dono yatsu, doitsu;* desgleichen noch einmal

ausführlicher p. 57: persönlich: *dare* (*tare*), *donata*, *dono hito*, *dono kata*, *dono o-kata*, *nampito*, *doitsu*, *doitsura*. Dagegen auf Sachen bezüglich p. 54 Tafel: *nani*, *dore*, *ikura*, *ikutsu*.

Diese Zitate, die ich noch aus Mozume, Hayashi und vielen anderen Autoren beliebig vermehren könnte, mögen genügen. Wenn je in einer Frage ein *consensus omnium* bestand, so ist es hier der Fall. Zitate aus den Werken europäischer Japanologen kommen diesen einheimischen Autoren gegenüber wenig in Betracht; die Zitierenswerten stimmen aber, so weit ich es übersehen kann, mit meiner Auffassung überein. Es sei nur verwiesen auf:

Chamberlain, Handbook of Colloquial Japanese, 3rd edition, p. 52 Tafel und Beispiel dazu p. 53: *dore ni shimashō* „which shall I take?"

Lange's Beispiel, Lehrbuch p. 41: *kono furudōgu no uchi de dore ga ichiban ii ga?*

Sämtliche Beispiele bei Hepburn und Brinckley, nämlich:

Hepburn (4th edition, p. 79): *dore* which: — *ga ii* which is the best, or which do you prefer? — *mo onajikoto* they are both alike; — *demo yoroshii* either will do; *kono hon no uchi* — *ni aru* in which of these books is it? — *no hikidashi ni aru* in which drawer is it? (besonders charakteristisches Beispiel: nicht etwa in whose drawer!) — *hodo*, or — *dake* how much. Syn. *dochira*, *izure*.

Brinckley (p. 183): *dore*, pron. which; any one. *dore de mo ii* whichever or any one will do; *dore ga yoi* which is good; which do (you) prefer? *dore kara hajimeyō* which shall we commence with; where shall we start? *dore demo kamawan* I do not care which.

Hoffmann's schiefe Ausdrucksweise (Japanische Sprachlehre, 1877, p. 90): „*Dore* welcher? wer von einer bestimmten Anzahl", wozu er aber ausser dem falsch übersetzten Beispiel „*dore mo* welcher immer, jeder" — es sollte besser heissen „welches immer, jedes"! — die richtig sächlich gefassten Beispiele „*korera no siyo no naka de dorega nandzi ni yokizo* welches von diesen Büchern gefällt dir?" und (p. 91) *dore kara fazimeu zo*? wo wird man anfangen?" hinzufügt, möchte zu Herrn

Lange's irrtümlicher Auffassung beigetragen, wenn nicht sie hervorgerufen haben.

Zu guterletzt habe ich noch eine grosse Anzahl Japaner aus verschiedenen Ständen persönlich gefragt, in erster Linie die Fachprofessoren der japanischen Sprache an der Kaiserlichen Universität, die Herren Dr. M. Uyeda, Dr. S. Fujioka, Dr. Y. Haga, Y. Hagino, Dr. K. Hoshina, Dr. I. Shinmura, Oberbibliothekar Dr. Wada u. s. w., und mehrere der namhaftesten japanischen Schriftsteller. Alle diese Herren ohne Ausnahme haben meine im Gegensatz zu Herrn Lange aufgestellte Erklärung, dass nur der sächliche Gebrauch von *dore* korrekt und zulässig sei, als die einzig richtige bestätigt.

Tōkyō, im Maerz 1903. K. Florenz.

MITTEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR

NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

Band IX, Teil 3. Tōkyō, 1903.

UEBER DIE URBEWOHNER VON JAPAN.

VON

Dr. Y. KOGANEI,

Professor der Anatomie an der Kaiserlichen Universität zu Tōkyō.

Mehr als zehn Jahre sind verflossen, seitdem ich die Frage über die Urbewohner von Japan behandelt habe. Inzwischen hat diese Angelegenheit durch die Forschungen sowol fremder als auch namentlich japanischer Gelehrten nicht nur eine detailliertere Form angenommen, sondern auch einen erheblichen, fast unerwarteten Fortschritt gemacht, so dass es mir nützlich erscheint, diese wichtige, für die prähistorischen Forschungen von Japan fundamentale Frage hier einmal in zusammenfassender Weise darzustellen und zugleich die Ergebnisse derjenigen japanischen Arbeiten, die nur in einheimischer Sprache veröffentlicht worden sind, in weiteren wissenschaftlichen Kreisen bekannt zu machen.

Das japanische Reich ist bekanntlich sehr reich an Resten aus der Steinzeit. Das Verbreitungsgebiet derselben erstreckt sich vom Norden der Kurilen bis zum Süden Formosas. Die Zahl der Fundorte der Steinzeitreste beläuft sich schon auf

mehr als 2000,* die sich auf 75 Provinzen und Formosa verteilen, so dass nur noch wenige Provinzen übrig bleiben, in denen solche Funde bis jetzt noch nicht mit Sicherheit gemacht worden sind. Die Fundorte sind entweder einfach Orte, wo man auf der Oberfläche des Bodens verschiedene Gegenstände aus der Steinzeit fand oder eine diese Gegenstände enthaltende Erdschicht oder Muschelhaufen (Kjökkenmöddings) oder Erdgruben (Reste von ehemaligen Wohnungen). Die wichtigsten Gegenstände, welche an diesen Orten gefunden wurden, sind vor allem verschiedene Steingeräte, wie behauene oder polierte Steinbeile, Pfeilspitzen, Bohrer, Steinstäbe etc. dann Geräte aus Knochen und Geweih, sowie Tongegenstände in grosser Menge, wie allerlei Gefässe, menschliche Figuren, irdene Platten etc, ferner Knochen von verschiedenen Tieren und, was besonders wichtig ist, auch von Menschen.

Zunächst fragt es sich, ob die Menschen, welche alle diese Reste der Steinzeit hinterlassen haben, eine einzige Rasse gewesen sind oder ob es deren mehrere waren. Nach den Untersuchungen von *S. Tsuboi* liessen sich die Steinzeitmenschen von Japan in zwei Abteilungen teilen, welche sich dadurch von einander unterscheiden, dass die eine, deren Reste auf den Ryūkyū-Inseln und Formosa gefunden werden, irdene Gefässe mit Mattenabdruck und steinerne Pfeilspitzen nicht gebrauchte, und die andere, deren Reste auf Yezo und in dem grösseren Teil der Hauptinsel vorhanden sind, irdene Gefässe mit Mattenabdruck und steinerne Pfeilspitzen gebrauchte und ausserdem noch Geräte aus Knochen und Geweih und irdene menschliche Figuren machte. Auch *Denzō Satō* † ist der Meinung, dass die Steinzeitreste in der Umgebung von Taipe auf Formosa von denjenigen des eigentlichen Japan im Charakter verschieden seien, da die bis jetzt dort gefundenen irdenen Gefässe keine Verzierungen haben im Gegensatz zu den reichlich verzierten im eigentlichen Japan und die Steinbeile aus Formosa in ihrer ganzen Form und in der Form der Schneide sowie in der scharfen Abgrenzung des Handgriffes eigentümlich seien ; da ferner auf Formosa bis jetzt keine einzige der in Japan gewöhnlichen steinernen Pfeilspitzen, kein Steinstab, keine irdenen menschlichen Figuren gefunden

* Tabelle der Fundorte von Resten aus der Steinzeit in Japan. 2. Aufl. 1898. (Japanisch).

† Journ. Anthropol. Soc. Tōkyō, No. 179 (1901).

worden seien. Die erstere Abteilung bedarf jedoch noch weiterer Untersuchungen, bis man darüber etwas Bestimmtes behaupten darf. Diese Abteilung von Steinzeitmenschen schliessen wir somit einstweilen aus unserer Betrachtung vollkommen aus, und im folgenden handeln wir nur von der letzteren Abteilung, welche im grössten Teil des eigentlichen Japan (Honshū, Shikoku und Kyūshū) und auf Yezo verbreitet war, und, wie allgemein anerkannt, als eine und dieselbe Rasse zu betrachten ist, da die Reste im ganzen miteinander übereinstimmen oder sich wenigstens keine solch erheblichen Verschiedenheiten zeigen, dass etwa die Zusammengehörigkeit derselben ungewiss werden könnte.

Da stösst uns nun zunächst die Frage auf, ob diese Steinzeitreste den Vorfahren der Aino oder einem anderen prä-ainoischen Volke zuzuschreiben sind. Mit anderen Worten: Ist ein Zusammenhang dieser Reste mit den Aino auf direkte oder indirekte Weise nachzuweisen oder nicht?

Der Vertreter der einen Ansicht, dass die Steinzeitreste NICHT zu den Vorfahren der Aino gehören und dass deshalb ein prä-ainoisches Volk angenommen werden müsse, welches alle diese Reste hinterlassen hat, ist *S. Tsuboi*,* Professor der Anthropologie an der Universität zu Tōkyo. Durch langjährige prähistorisch-archäologische Studien suchte *Tsuboi* darzulegen, dass zwischen den Urhebern der Steinzeitreste und den gegenwärtigen Aino kein Zusammenhang nachzuweisen sei. Seine Auffassung lässt sich folgendermassen zusammenfassen:

1) Unterschiede in den Formcharakteren zwischen den Skelettteilen der Steinzeitmenschen einerseits und denjenigen der Aino und Japaner anderseits; hierbei stützt sich *Tsuboi* ausschliesslich auf meine Untersuchung über diesen Gegenstand, worüber ich noch weiter unten ausführlicher sprechen werde.

* Die hierauf bezüglichen Aufsätze von *Tsuboi* sind zahlreich; die wichtigsten sind in den folgenden japanischen Zeitschriften enthalten: Journ. Anthropolog. Soc. Tokyo (東京人類學會雜誌 Tōkyō Jinruigaku Kwai Zasshi), No. **12** (1887), **11** (1887), **31** (1888), **116** (1895), **119** (1896), **120** (1896), **151** (1899), **151** (1899), **178** (1901), **197** (1902), **198** (1902), **200** (1902) **203** (1903).

Oriental Science Journal (東洋學藝雜誌 Tōyō Gakugei Zasshi), No. **148** (1894), **149** (1894), **168** (1895), **174** (1896), **191** (1897), **194** (1897), **195** (1897), **197** (1898), **199** (1898), **206** (1898), **209** (1899) **226** (1900).

Historische Zeitschrift (史學雜誌 Shigaku Zasshi), No. **10**, **11**, **14**.

Religion (宗教 Shūkyō), vol. VIII. No. 53.

Ferner in Hauptzügen: 日本石器時代人民遺物發見地名表 Tabelle der Fundorte von Resten aus der Steinzeit in Japan. 2. Aufl. 1898 (Japanisch).

2) Zahncaries ist bei den Steinzeitmenschen verhältnismässig häufig, während sie bei den Aino sehr selten ist, indem nach der Untersuchung von *Adachi** an 5 Unterkiefern der Steinzeitmenschen 2 davon je 1 cariösen Zahn hatten.

3) Die Resultate der Untersuchungen an irdenen menschlichen Figuren. Diese repräsentieren eine grosse Mannigfaltigkeit bezüglich Grösse und Kunstfertigkeit, lassen sich jedoch im ganzen in 2 Gruppen einteilen.

Die eine Gruppe: Kopfhaar als ein verhältnismässig einfacher Knoten, an der Augengegend Schneebrillen tragend, Oberkleid ähnlich den Trikothemden mit engen Aermeln und Löchern an der Brustgegend, Mammalgegend verhältnismässig schmächtig, Beinkleid mit weitem oberen und engem unteren Teil (wie das jap. Tattsuke genannte Kleidungsstück).

Die andere Gruppe: Haarknoten mehr kompliziert und in verschiedener Form, Gesicht häufig mit Masken bedeckt, Oberkleid mit engen Aermeln und von Brust bis Bauch aufgeschlitzt, Mammalgegend hervorragend, Bauch aufgetrieben, Beinkleid eng anliegend. Es würde zutreffend sein diesen Unterschied zwischen beiden Gruppen als Unterschied der Geschlechter anzusehen, und wenn dies richtig ist, so wird die erstere männlich und die letztere weiblich sein.

Nun ist aber bei einer genauen Betrachtung des Gesichts der als männlich zu bezeichnenden Figuren keine Andeutung eines Bartes zu sehen. Dies steht im Gegensatz zu den so stark behaarten Aino, denen der Bart ein wertvolles Kleinod ist. Untersucht man die Kleidung und Tracht an den irdenen Figuren, so findet man verschiedene Punkte, die mit den Aino nicht übereinstimmen. Die Haartracht ist ganz verschieden; die männlichen Figuren tragen das Haar als Knoten von mehr einfacher, und die weiblichen in verschiedener, weit komplizierterer Form, während die Aino ihr Haar in bekannter Weise horizontal abschneiden, bei Männern in der Höhe des Ohrläppchens, bei Weibern etwas tiefer. Tätowierungen am Gesicht scheinen wie bei den Aino so auch bei den Steinzeitmenschen vorgenommen worden zu sein; aber diejenigen der Steinzeit sind auf beiden Wangen durch krumme Linien bezeichnet, wogegen die der Aino von der Umgebung des Mundes nach dem Ohr spitz auslaufen.

* Journ. Anthropol. Soc. Tōkyō. No. 121 (1896).

Lässt man aber die Form der Tätowierung ausser Acht, so ist die Sitte des Tätowierens beiden gemein. Aber diese Sitte ist bei so vielen Rassen gebräuchlich, dass sie als Zeichen der Zusammengehörigkeit der Rassen nicht verwertet werden kann. Ueberdies sollen die Aino nach ihrer Tradition (Koropokguru-Sage) diese Sitte den Steinzeitmenschen abgelernt haben. Auch Ohrringe sind bei beiden gebräuchlich, was gleichfalls wegen der grossen Verbreitung dieser Sitte nicht als Rassenzeichen dienen kann. Die Sitte die Lippen zu durchbohren und darin knopfartige Dinge zu tragen scheint bei den Steinzeitmenschen, gerade wie bei den Eskimo, gebräuchlich gewesen zu sein. Es sind nicht nur als mit solchem Schmuck versehen zu deutende menschliche Figuren vorhanden, sondern es wurden auch kleine manchettenknopfförmige Tongegenstände gefunden, die vielleicht als Lippenschmuck gebraucht worden sind. Die Aino tragen solchen Schmuck nie. Die Steinzeitmenschen hatten eine schirmartige Kopfbedeckung und einen Hut; etwas ähnliches haben die Aino nicht. An manchen Figuren der Steinzeit sieht man eine Kapuze, etwa wie an einer Mönchskutte; eine ähnliche wird auch bei den Aino gebraucht, aber der Schnitt und die Art und Weise sie anzuziehen ist verschieden. Schneebrillen wurden von Steinzeitmännern sicher, Gesichtsmasken von Steinzeitweibern wahrscheinlich gebraucht, beide sind bei den Aino völlig unbekannt. Bei weiterer Untersuchung von Masken und ähnlichen Gegenständen sind ausser den mit Masken versehenen irdenen Menschenfiguren auch eine wirklich als solche gebrauchte Maske und mehrere Modelle von Masken in kleinerem Format sowie einige eine Maske darstellende Handhaben von irdenen Gefässen bekannt geworden.

Daraus darf man jedoch nicht schliessen, dass die Steinzeitmenschen etwa nur irdene Masken gebraucht hätten, vielmehr werden sie, wie dies bei vielen Naturvölkern der Fall, wahrscheinlich auch aus Holz oder Leder verfertigte Masken gehabt haben. Auf die Frage, zu welchem Zwecke die Masken dienten, ob sie beim Tanz, resp. bei Vergnügungen, oder ob sie bei abergläubischen Zeremonien gebraucht wurden, lässt sich antworten, dass das letztere mehr wahrscheinlich ist als das erstere. Die Aino gebrauchen nicht nur keine Masken, sondern es ist auch keine Ueberlieferung vorhanden, dass sie früher solche gebraucht hätten. Das Oberkleid der Steinzeit hat enganliegende Aermel und ist bei den Männern vorne geschlossen wie bei einem

Trikothemde, so dass es beim Anziehen über den Kopf gezogen werden muss; bei den weiblichen Figuren ist es vorne aneinandergelegt. Das Aino-Kleid hat weite Aermel und wird wie das japanische Kleid vorne übereinandergelegt und darauf mit einem Gürtel fest gehalten. Die Steinzeitmenschen hatten Beinkleider, die Aino aber nicht.

4) In der Nahrung sind auch Unterschiede vorhanden, nämlich die Steinzeitmenschen verzehrten gerne Muscheln, so dass die weggeworfenen Schalen sich zu den bekannten Muschelhügeln anhäuften, während die Aino Muscheln nicht gerne essen oder doch nicht in solcher Menge, dass die Abfälle Hügel bilden könnten. Unter den Resten der Steinzeit kommen neben Tierknochen Menschenknochen, die gebrochen, gespalten oder angeschnitten sind, vor, was auf die Ausübung des Kannibalismus hinweist, während die Aino tote Menschen im höchsten Grade verabscheuen.

5) Die Wohnung der Steinzeitmenschen war eine Erdjurte. Spuren von Erdjurten sind als Gruben auf Yezo in grosser Zahl vorhanden. Die Form derselben ist rundlich, viereckig, sanduhrförmig oder unregelmässig, die Aino-Hütten sind stets rechteckig und nie über solchen Gruben sondern auf dem platten Boden gebaut. Ueberhaupt ist zwischen den Jurten-Wohnungen der Steinzeitmenschen und den Hütten der gegenwärtigen Aino gar keine Aehnlichkeit nachzuweisen.

Auch ist unter den Yezo-Aino keine Ueberlieferung vorhanden, dass ihre Vorfahren in Erdjurten gewohnt hätten, obwohl aus dem Zustande der Gruben zu erraten ist, dass diese nicht so geraume Zeit zurückliegen, dass die diesbezügliche Ueberlieferung hätte ganz verfälscht werden können; kurz es ist kein einziger Grund vorhanden, die Gruben als Spuren von Aino-Wohnungen zu bezeichnen. Die Anordnung der Wohnungen ist auch zwischen beiden verschieden, selbst beim grössten Aino-Dorfe sind nur etwa 30 Hütten in einer Reihe angeordnet, dagegen bilden die Gruben grössere Gruppen, ja bis hunderte an einem Orte.

6) Die Steingeräte, welche von den Steinzeitmenschen in ausgedehntem Masse gebraucht wurden, haben die Aino jetzt nicht mehr.

Dass die Aino früher, ehe sie von anderen Völkern Eisengeräte erhielten, Steingeräte gebraucht haben, ist wohl anzunehmen; aber dieses Zeitalter muss sehr, sehr weit zurückliegen,

denn schon seit uralter Zeit befanden sich die Aino im Süden mit den Japanern in Berührung, und im Norden haben sie mit den Kulturvölkern des Festlandes direkt oder indirekt Tauschhandel getrieben. Dass die somit in so entlegener Zeit von den Aino gebrauchten Steingeräte in verhältnismässig jungen Wohnungsresten auf Yezo in so grosser Menge gefunden werden sollten, ist gar nicht annehmbar. Vergleicht man die Art und Weise, wie die steinerne Pfeilspitze an dem Pfeilschaft angebracht wird, und wie die Aino mit ihren aus Bambusstücken verfertigten Pfeilspitzen verfahren, so findet man darin auch einen Unterschied.

7) In den Wohnstätten der Steinzeit werden sehr viele irdene Gefässe gefunden, die Aino jedoch machen nie solche. Wenn die Aino eiserne Kochkessel nicht bekommen können, so machen sie aus Birkenrinde ein Gefäss, welches mit Erde bestrichen wird, und kochen darin. Zum Auftragen von Speisen haben die Aino Holznäpfe, Holzteller und dgl. und fühlen so nicht den Mangel an irdenen Geschirren.

8) Auch im Kunstgeschmack ist ein Unterschied zwischen den Steinzeitmenschen und den Aino zu konstatieren. Unter den Resten der Steinzeit sind schon Hunderte von irdenen menschlichen Figuren gefunden worden, aber Figuren von Säugetieren kamen nur 3 mal zur Beobachtung, solche von Vögeln oder Fischen keinmal; dagegen in der Schnitzerei der Aino sind die Figuren von Säugetieren, Vögeln und Fischen ganz gewöhnlich und es finden sich nur ausnahmsweise Menschenfiguren. Die Verzierungen an den irdenen Gefässen der Steinzeit stimmen mit denjenigen der hölzernen Gegenstände der Aino nicht überein; bei den ersteren überwiegen fortlaufende, bei den letzteren dagegen in Reihen angeordnete Muster. Die Steinzeitmenschen hatten verschiedene Dinge mit roter Farbe bestrichen, die Aino tun das sehr selten.

An der äusseren Fläche von irdenen Gefässen sieht man häufig Abdrücke von einem gewebten Stoff. Die Webeweise dieses Stoffes und die des ainoischen Stoffes Attushi ist ganz verschieden. Häufig sind auch an der Bodenfläche Abdrücke von verschiedenen Geflechten vorhanden, deren beinahe 20 Sorten sich unterscheiden lassen. Keine einzige davon hat eine Aehnlichkeit mit den geflochtenen ainoischen Gegenständen.

Auf Grund der obigen Beobachtungen kommt *Tsuboi* zu dem Schlusse, dass diese Steinzeitmenschen nicht die Vorfahren der Aino gewesen seien, und nimmt ein anderes Volk dafür an.

9) Ueber dieses Volk der Steinzeit ist unter den Japanern geschichtlich nichts bekannt, unter den Aino ist aber eine Ueberlieferung darüber vorhanden, deren Hauptpunkte die folgenden sind: „Bei der Einwanderung der Aino von der Hauptinsel nach Yezo war diese Insel nicht leer, sondern von Menschen bewohnt, die von kleinerem Wuchse als die Aino waren und keinen Bart hatten. Diese Menschen wohnten in Erdjurten, deren Dächer hauptsächlich mit Pestwurzblättern bedeckt waren; sie gebrauchten Steingeräte und irdene Geschirre; sie unterhielten anfangs mit den Aino friedlichen Verkehr und tauschten Waren aus; später entstanden in Tokachi Zwistigkeiten und sie wollten nicht mehr mit den Aino in Berührung bleiben und flüchteten allmählich nach Norden. Sie hatten aus leichtem Material Kähne verfertigt, womit sie auf dem Wasser fuhren, auf dem Lande aber wurden dieselben getragen. Sie hatten gewöhnlich Kleider an, aber in der Jurte waren sie vielleicht manchmal nackt; über ihre Haartracht ist nichts sicher bekannt, aber die Weiber scheinen zum Teil die Haare wie die Aino-Weiber geschnitten getragen zu haben; die Weiber tätowierten sich um den Mund und an der Hand und am Vorderarm; die Aino-Weiber haben dies nachgeahmt." Die Aino bezeichnen diese Menschen mit verschiedenen Namen, aber der gebräuchlichste ist *Koropokguru*, womit auch *Tsuboi* sein prä-ainoisches Volk gewöhnlich bezeichnet. Das Zeitalter der grössten Verbreitung der Koropokguru schätzt *Tsuboi* auf etwa 3000 Jahre vor jetzt. Ihre Reste seien aber in Hokkaido (Yezo) verhältnismässig jünger als auf der Hauptinsel. Dies sei aus der Entfernung der Muschelhaufen von der jetzigen Meeresküste, aus der Dicke der Erdschicht, welche die Steinzeitreste bedeckt, aus Verschiedenheiten der Schalen jener Muschelhaufen und solcher der Gegenwart zu schliessen. Eine genaue Art und Weise seiner Schätzung ist aber nicht angegeben. Die Richtung der Wanderung der Koropokguru genau auszuforschen, sei keine leichte Sache. Dass sie aber zuletzt von Süden nach Norden wanderten, sei zweifellos, denn die Reste der Steinzeit sind auf Yezo jünger als auf der Hauptinsel.

Tsuboi behandelt weiter noch die Frage betreffend das Schicksal der Koropokguru, ob sie in Yezo ausgestorben sind oder ob weiter im Norden irgendwo ihre Nachkommen noch existieren, und entwickelt eine sehr weitgehende Hypothese über die Beziehungen zwischen den Koropokguru und den Eskimo in folgender Weise: Eine

bestimmte Antwort auf diese Frage zu geben ist wegen Mangels an Material nicht möglich. Aber unter den jetzt existierenden Menschen im Norden haben die körperlichen Eigenschaften und die Sitten und Gebräuche der Eskimo grosse Aehnlichkeit mit denen der Koropokguru, welche durch die Tradition der Aino und durch die Untersuchungen der Steinzeitreste erraten worden sind. Die wichtigsten Punkte, in denen die Koropokguru und Eskimo mit einander übereinstimmen, sind 1) rundes Gesicht bei beiden; 2) Bartlosigkeit der Männer bei beiden; 3) das Haupthaar scheint bei den K. herabhängend und abgeschnitten oder als Knoten getragen worden zu sein wie bei den E., bei welchen je nach der Gegend beide Arten vorkommen; 4) Tätowierung an Gesicht und Händen bei beiden; 5) Durchbohrung der Lippen, um daran einen Schmuck zu tragen, bei beiden; 6) Gebrauch von tierzahnähnlich geformten Schmuckgegenständen (ähnlich dem altjapanischen Schmuck Magatama) bei beiden; 7) Schneebrillen bei Männern von beiden; 8) K. sollen manchmal nackt gewesen sein, was bei E. innerhalb der Jurten auch vorkommt; 9) Kapuze wie an Mönchskutten bei beiden; 10) Lendentuch zur Bedeckung der Schamteile bei beiden; 11) Oberkleid und Hosen von Männern und Weibern bei beiden im Stoff möglicherweise verschieden, aber in der Form ganz gleich; 12) Jurtenwohnung bei beiden, aber Baumaterialien verschieden, was bloss auf einer Verschiedenheit der Naturbeschaffenheit des bewohnten Landes beruht; 13) dass mehrere Familien in einer Jurte zusammenwohnen, scheint bei K. üblich gewesen zu sein wie bei E.; 14) Steingeräte bei beiden sind so ähnlich, dass sie manchmal schwer von einander zu unterscheiden sind; 15) ähnlich sind auch viele Geräte aus Knochen, Geweihen und Zähnen; 16) die irdenen Menschenfiguren und, obwohl viel seltener, Tierfiguren der K. und diejenigen der E. aus Sectierzähnen sind, abgesehen von der Verschiedenheit des Materials, sehr ähnlich; 17) in der Art der Fischerei ist eine bemerkenswerte Uebereinstimmung vorhanden, nämlich unter den Steinzeitresten sind viele Spiesse aus Knochen vorhanden, und man hat sogar einen Kopfknochen eines Tai-Fisches* mit einem ebensolchen Spiess daran aus einem Muschelhaufen bei Shiizuka (Prov. Hitachi) gefunden. Die Eskimo gebrauchen auch solche Knochenspiesse und binden am

* Pagrus tumifrons.

Spiessschaft eine schwimmende Blase an, deren Mundteil aus Renntiergeweih oder Seetierzahn gemacht ist; diesem Mundteile ganz gleiche aus Hirschgeweih verfertigte Dinge sind an einigen Orten in Japan gefunden worden. Ferner die Entdeckung einer aus dem Zahn eines Seesäugetiers geschnitzten menschlichen Figur in einem Muschelhaufen auf der kleinen Insel Rishiri bei Yezo, welche mit solchen von Eskimo grosse Aehnlichkeit zeigt, verstärkt die Aehnlichkeit zwischen den Steinzeitmenschen und den Eskimo noch mehr.

Die Punkte aber, welche die Koropokguru und Eskimo von einander unterscheiden, sind auch in Erwägung zu ziehen: 1) die K. machten verschiedene irdene Geschirre, die E. machen gar keine; 2) die K. lieben umschlungene fortlaufende Verzierungen (wie japanisches Karakusa), die E. nicht; 3) unter den Gegenständen der K. sind als Bilder zu bezeichnende Sachen gar nicht vorhanden, unter den Gegenständen der E. sind solche Beispiele nicht selten; 4) die K. verfertigten verschiedene Gewebe und Geflechte, die E. nicht; 5) die K. gebrauchten Feuer zur Bereitung von Speisen, die E. verzehren ihre Speisen roh. Dieses letztere, sowie dass die Eskimo keine irdenen Geschirre machen, scheinen bedeutsame Unterschiede zu sein, aber im Eskimo-Lande wachsen keine Pflanzen, so dass es möglicherweise nur die notwendige Folge des Mangels an Brennmaterialien sein könnte.

Da aber, obwohl Koropokguru und Eskimo mit einander so grosse Aehnlichkeiten haben, beide mit einander nicht vollkommen übereinstimmen, so dürfen die Eskimo nicht einfach als Nachkommen der Koropokguru bezeichnet werden. Man kann nicht wissen, ob durch Mischung von Koropokguru mit anderen Rassen die Eskimo entstanden sind, oder ob aus einem grossen Rassenstamm die eine Abzweigung die Ureskimo, und die andere auf den japanischen Boden gekommene die Urkoropokguru gebildet hat. Ueber die wahren Beziehungen zwischen beiden lässt sich somit noch kein klares Urteil fällen, aber es ist doch nicht mehr zweifelhaft, dass zwischen beiden ein inniger Zusammenhang besteht.

In der neuesten Nummer (No. 203, Februar 1903) des Journal of the Anthropol. Soc. of Tōkyō erwähnt *Tsuboi* auf Grund der Berichte von *J. Murdoch* und *E. W. Nelson*, dass auch unter den Eskimo die Töpferkunst bekannt sei, so dass der eine von den angeführten Unterschieden zwischen den Koropokguru und den Eskimo wegfallen würde.

Der Meinung von *Tsuboi* schliesst sich *Yagi* * vollkommen an. *Yagi* und *Shimomura* † zitieren ferner als einen Grund für ihre Annahme, dass die Erbauer der Muschelhaufen nicht die Aino waren, eine Stelle aus einem alten Werke, dem Hitachi-Fūdoki, ‡ welche sich auf einen Muschelhaufen bezieht und lautet: „In uralter Zeit waren Menschen von riesiger Grösse vorhanden, auf einem Hügel sitzend fingen sie Muscheln und assen sie." Hätten die Aino Muscheln als Hauptnahrung verzehrt und Muschelhaufen gebildet, so wäre es nicht denkbar, dass dies zur Zeit, wo dieses Werk verfasst wurde, vollkommen vergessen worden und nichts darüber erwähnt sei. *Y. Miyake* § sucht gleichfalls aus historischen Daten nachzuweisen, dass die Aino vor etwa 1000 Jahren, in welcher Zeit sie noch die Gegend von Nambu (Prov. Rikuchū) und Tsugaru (Prov. Mutsu) in Besitz hatten und öfters Einfälle gen Süden machten, sicherlich nicht mehr Pfeile mit steinernen Spitzen gebrauchten, vielmehr dass dieselben um diese Zeit nach einem Gewitter auf dem Felde in demselben Zustande wie jetzt gefunden wurden und als eine Merkwürdigkeit grosses Erstaunen erregten, und er fügt hinzu, dass die steinernen Pfeilspitzen überhaupt in der historischen Zeit Japans unter den Aino nicht mehr gebräuchlich gewesen seien.

Diese historischen Hinweisungen wurden von *Tsuboi* ¶ auch als ein Hilfsgrund für seine Ansicht über die Koropokguru angenommen. *Denzō Satō* ‖ äussert gelegentlich bei der Untersuchung von Erdgruben auf der Hauptinsel die Vermutung, dass die Koropokguru-Sage der Aino eine Ueberlieferung von Tatsachen sei. So weit die Ausführungen von *Tsuboi* und seinen Anhängern.

Andererseits sind nun viele Forscher vorhanden, welche der Ansicht sind, dass alle Reste aus der Steinzeit von den Vorfahren der Aino herrühren, dass die sog. Koropokguru somit nur ein imaginäres Volk seien. Unter den japanischen Forschern ist zunächst zu nennen *Shirai*, ° der hauptsächlich

* 日本考古學 Japanische Archaeologie. Bd. I. 2. Aufl. 1898. (Japanisch.)

† Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 87. (1893).

‡ 常陸風土記 Topographische Beschreibung der Prov. Hitachi, verfasst vor ca. 1200 Jahren.

§ Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 56. (1890).

¶ Ibid. No. 198. (1902).

‖ Ibid. No. 145. (1898).

° Ibid. No. 11. (1887), 13 (1887), 43 (1889).

hervorgehoben hat, dass die Aino ehemals, als ihnen Eisengeräte noch unbekannt waren, notwendigerweise Steingeräte und irdene Gefässe gebraucht haben müssten und dass die Sachalin-Aino noch jetzt im Winter Erdjurten bewohnen; ferner *Shitomi Satō*,* *Yamanaka*† u. a. Auch ich‡ habe mich schon früher gegen die Ansicht von *Tsuboi* ausgesprochen. Im folgenden möchte ich nun die Ausführungen von *Tsuboi* etwas näher erörtern und meine Meinung über die vorliegende Frage entwickeln.

Um die physischen Verschiedenheiten zwischen den Steinzeitmenschen und den Aino nachzuweisen, benutzt *Tsuboi* die Zahlen meiner Messungen, nämlich den kleinsten und grössten Durchmesser der Mitte des Oberarmknochens, den transversalen und sagittalen Durchmesser der Mitte, sowie des oberen Teiles (3 cm unterhalb des Trochanter minor) des Oberschenkelknochens und der Mitte des Schienbeins und die Indices von allen diesen Knochen. Hierbei ist zu bemerken, dass *Tsuboi* nicht meinen neueren§ an Material bereicherten und auch etwas berichtigten, sondern den älteren Aufsatz¶ benutzt hat. Ein Grund dafür ist nicht angegeben. Ich möchte hier die Zahlen wiedergeben.

OBERARMKNOCHEN.

	Kleinster Durchmesser d. Mitte, mm	Grösster Durchmesser d. Mitte, mm	Index
Oberarmknochen aus Muschelhaufen . . . (Mittel von 7 Stück)	14,7	22.0	66,8
Oberarmknochen der Aino	16.7	22.0	75,9
Oberarmknochen der Japaner	14.7	18.4	79,9

* Ibid. No. 47 (1890).

† Ibid. No. 50 (1890).

‡ Ibid. No. 44–45 (1889), 56 (1890).

Beiträge z. physischen Anthropologie d. Aino. Mitt. der med. Fak. Tokyo. Bd. II. 1894. Kurze Mitteilung üb. Untersuch. an lebenden Aino. Arch. f. Anthrop. B. XXIV.

§ Mitt. d. med. Fak. Tōkyō. Bd. II. 1894. Arch. f. Anthrop. Bd. XXIV.

¶ Journ. Anthrop. Soc. Tōkyō. No. 56 (1890).

Oberschenkelknochen.

	Transversaler Durchmesser d. Mitte. mm	Sagittaler Durchmesser d. Mitte. mm	Index.
Oberschenkelknochen aus Muschelhaufen (Mittel von 13 Stück)	24,1	26,6	110,4
Oberschenkelknochen der Aino	25,8	26,6	103,1
Oberschenkelknochen der Japaner	23,2	23,2	100,0

	Index 3 cm unterhalb d. Troch. min. mm
Oberschenkelknochen aus Muschelhaufen (Mittel von 7 Stück)	72,7
Oberschenkelknochen der Aino.	72,7
Oberschenkelknochen der Japaner.	75,1

Schienbein.

	Transversaler Durchmesser d. Mitte. mm	Sagittaler Durchmesser d. Mitte. mm	Index.
Schienbein aus Muschelhaufen (Mittel von 9 Stück)	17,2	29,0	59,3
Schienbein der Aino	18,8	29,6	63,5
Schienbein der Japaner	18,0	24,3	74,1

Indem *Tsuboi* einfach die Indices für die Knochen aus Muschelhaufen mit denjenigen der Aino und der Japaner vergleicht und findet, dass für die beiden Knochen, Oberarm- und Oberschenkelknochen, die Differenzen der Indices zwischen Steinzeitmenschen und Aino grösser sind als die Differenzen zwischen Aino und Japanern, betrachtet er diesen Unterschied ohne weiteres als einen Grund für die Annahme, dass die Steinzeitmenschen und die Aino zwei ganz verschiedene Rassen seien. Darauf, dass für die Schienbeine die Differenz der Indices zwischen Steinzeitmenschen und Aino kleiner ist als zwischen Aino und Japanern, dass somit die Platyknemie sowohl bei den Steinzeitmenschen als auch bei den Aino stark ausgeprägt ist, könne

bei der Frage der Gleichheit oder Ungleichheit der Rassen kein grosses Gewicht gelegt werden, da diese Eigenschaft der Schienbeine bei verschiedenen anderen Naturvölkern auch vorkomme. Unter sonstigen Merkmalen erwähnt *Tsuboi* nur noch, dass die Ellenbogenknochen der Steinzeitmenschen die bei Aino auffallende Biegung des oberen Drittels nicht besitzen.

Zu dem eben Erwähnten muss ich bemerken, dass es doch etwas zu gewagt ist, der blossen Differenz der nackten Zahlen eine so grosse Bedeutung beizumessen, ohne, ausser für die Ellenbogenknochen, andere wichtige deskriptive Merkmale für die grossen Röhrenknochen sowie für die Schädelknochen zu berücksichtigen. Alle Eigenschaften, die an den Knochen der Steinzeitmenschen gefunden wurden, sind doch solche, welche wir auch an den Knochen der Aino wiederfinden. Freilich sind diese Eigenschaften bei den ersteren in bald mehr bald weniger stärkerem Grade ausgeprägt als bei den letzteren. Dies steht aber gar nicht im Gegensatz zu der Annahme, dass die Steinzeitmenschen nichts anderes als die Vorfahren der Aino sind, da wir — abgesehen von der Transmutationstheorie — einen Faktor, welcher wohl auf eine Abnahme dieser Eigenschaften gewirkt haben mag, nachweisen können: dass nämlich eine Vermischung der Aino mit anderen Völkern, vor allem mit den Japanern, die solche Eigentümlichkeiten nicht besitzen, in der Jahrtausende dauernden Berührung stattgefunden hat. Nur ist auffallend, dass von *Tsuboi* dieser wichtige Faktor nicht berücksichtigt worden ist. Ferner was *Tsuboi* über den Wert der Platyknemie sagt, ist als nicht wissenschaftlich anthropologisch zu bezeichnen. Nicht nur die Platyknemie sondern alle erwähnten Eigenschaften sind mehr oder weniger an den Knochen der anderweitigen Naturvölker sowie an den prähistorischen Knochen konstatiert worden. Aber die Platyknemie ist unter diesen Eigenschaften die konstanteste und deshalb auch die wichtigste. Das von *Torii* * beschriebene Stück von einem linken Oberschenkelknochen, welcher in dem Muschelhaufen Fukiage (Prov. Hitachi) gefunden wurde, zeigt ganz dieselben Formeigentümlichkeiten wie die von mir untersuchten. An sich können die angeführten Eigenschaften der Knochen somit weder für noch gegen die Annahme der Identifizierung der Steinzeitmenschen mit den Aino sprechen. Nur erst aus dem Umstande, dass auf einem und demselben

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 156 (1899).

Grund und Boden, auf welchem die Reste der Steinzeit nebst den Menschenknochen vorhanden sind, ein auf einem überaus tiefen Kulturgrade stehendes Volk, die Aino, wohnt, können sie einen Anhalt geben, um zu ermitteln, ob zwischen beiden ein inniger Zusammenhang existiere. Indem ich für Einzelheiten auf meinen früheren Aufsatz, in welchem die Sache ausführlicher behandelt ist, verweise, möchte ich hier nur eine Stelle aus demselben anführen: „Trotzdem scheinen mir bei der Behandlung der für die prähistorischen Forschungen von Japan fundamentalen Frage, ob das Volk, welches vor der Einwanderung unserer Vorfahren das Land bewohnt hat, einfach Aino, oder Aino und noch ein anderes Volk (Koropokguru) waren, die übereinstimmenden Befunde bei den Knochen aus Muschelhaufen und bei denen der Aino mehr für die erstere Annahme zu sprechen, indem wir ja wissen, dass auf dem Gebiete, wo man verschiedene Reste aus der Steinzeit findet, die aus dem Steinzeitalter nicht weit emporgekommenen Aino dagewesen und noch da sind. So viel steht sicher fest, dass die Menschen, die die Muschelhaufen gebildet haben, nicht kleiner waren als die jetzt lebenden Aino oder Japaner."

Die auch als ein physisches Unterscheidungsmerkmal der Steinzeitmenschen von den Aino angegebene Häufigkeit von Zahncaries ist als sehr seltsam, ja fast bedenklich zu bezeichnen; denn wenn bei der auf ein so kärgliches Material basierenden Untersuchung kein Zufall mitspielt, so steht dies im schneidenden Gegensatze zu den bisherigen Befunden der Autoren, dass nämlich diese Zahnerkrankung bei Naturvölkern überhaupt sehr selten ist.

Die übrigen von *Tsuboi* angeführten Punkte, welche Steinzeitmenschen und Aino von einander unterscheiden sollen, sind die Resultate seiner eigenen Untersuchungen an Resten der Steinzeit. Obwohl sie so mannigfaltig und zahlreich sind, so bedürfen sie doch alle nach meiner Ansicht noch einer ernstlichen Ueberlegung, bis sie ihre wahre Bedeutung bei vorliegender Frage beanspruchen können. Jeden Punkt, der bei der direkten Vergleichung einer durch die Untersuchungen an Resten der Steinzeit erratenen Sache mit dem Leben der jetzigen Aino nicht übereinstimmt, zählt *Tsuboi* einfach als ein unterscheidendes Merkmal auf, und lässt dabei die Zeit, welche ja so mächtigen Einfluss auf das Menschenleben hat, ganz und gar ausser Acht. Sind doch das Zeitalter, aus welchem die Reste der Steinzeit

herstammen, und die Gegenwart durch einen langen Zeitraum von einander getrennt, in welchem manche Wandlungen im Menschenleben stattfinden können, durch einen so langen, in welchem, wie *Morse* * durch genaue Vergleichungen der Molluskenschalen aus Muschelhaufen von Ōmori bei Tokyo mit solchen der Gegenwart nachgewiesen hat, bei gewissen Species eine Veränderung in Bezug auf Mengen-, Grössen- und Formverhältnisse eingetreten ist und gewisse Species sogar schon ausgestorben sind. *Brauns* † konstatierte durch die Untersuchungen von Muschelhaufen um Tokyo gleichfalls bedeutsame Veränderungen der Muschelfauna der Bai von Tokyo. *Milne* ‡ schätzt nach geologischen Untersuchungen das Alter der Muschelhaufen von Omori auf 3000 Jahre oder weniger. Dass die Japaner während dieser Zeit nicht nur auf eine Veränderung der körperlichen Eigenschaften sondern auch auf eine Veränderung des Lebens der Aino nicht wenig eingewirkt haben, ist wohl anzunehmen. Uebrigens ist nicht ausser Acht zu lassen, dass die bis jetzt aufgefundenen Muschelhaufen wie Steinzeitreste überhaupt untereinander von sehr verschiedenem Alter sein können. Im allgemeinen kann man sagen, dass sie im Norden jünger als im Süden und am jüngsten im gegenwärtigen Ainogebiete sind. Aber die prähistorischen Forschungen sind noch nicht so weit, die chronologischen Verhältnisse der einzelnen Reste genau bestimmen und die etwaigen Aenderungen im Leben der Urheber derselben festzustellen zu können.

So können die nicht übereinstimmenden Punkte bei den Vergleichungen der durch die prähistorisch archäologischen Forschungen erhaltenen Resultate mit dem Leben der jetzigen Aino überhaupt nicht als beweiskräftig betrachtet werden, um zu entscheiden, dass die Urheber der Steinzeitreste nicht die Vorfahren der Aino sind, solange wir nicht feststellen können, inwiefern der Lebenszustand der Aino seit dem Zeitalter der Steinzeitmenschen, des vermeintlichen Koropokguru-Volkes, mit welchem die Aino in Nachbarschaft gelebt haben sollen, unverändert erhalten geblieben ist.

Zu den irdenen menschlichen Figuren möchte ich noch

* Shell Mounds of Ōmori. Memoirs Science Departm. Univ. Tokyo. 1879.

† Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. etc 1883. No. 2.

‡ The Stone Age in Japan; with Notes on Recent Geological Changes which have taken place. Journ. Anthr. Inst. Gr. Br. & Irel. vol. X. 1881.

besonders bemerken, dass sie, wenn auch die Untersuchungen von *Tsuboi* an denselben, wie seine archäologischen Studien überhaupt, von grossem Interesse sind, doch neben der Kunstfertigkeit primitiver Art bei vielen absichtlich in hohem Grade, bei manchen sogar ornamentartig entstellt sind, wie wir ja auch wirklich aus Menschenfiguren abgeleitete Ornamente * haben, so dass daran viele zweideutige Sachen vorhanden sein können. An solchen Menschenfiguren die Form und Art der Kleidung, der Haartracht, des Schmuckes u. s. w. zu erkennen ist keine leichte Sache, und ich fürchte nur, dass dabei sehr leicht irrtümliche Urteile entstehen könnten.

Dass die Steinzeitmenschen grosse Mengen von Muscheln verzehrten, ist nicht etwa so zu deuten, wie *Tsuboi* es tut, als ob sie einen besonderen Wohlgeschmack daran gefunden hätten, sondern vielmehr die Mollusken lieferten für die primitiven Menschen die animalische Nahrung, wie die Früchte und Wurzeln der wilden Gewächse die vegetabilische, nur deshalb, weil sie ohne besondere Kunst und Mühe zu erlangen waren. Daneben bildeten auch andere Tiere gewiss einen ansehnlichen Teil der Nahrung, wie die in Muschelhaufen enthaltenen Skelettteile beweisen, welche aber nur einen unverhältnismässig kleinen Bestandteil derselben bilden. Bei der Beurteilung der Mengenverhältnisse der als Nahrung verzehrten Muscheln und der anderen Tiere muss selbstverständlich in Erwägung gezogen werden, dass die ersteren weit grössere Mengen von Abfällen hinterlassen als die letzteren. Je mehr jedoch die Methode der Fischerei und Jagd Fortschritte machte und dadurch die anderen Tiere in reichlicherer Menge die Nahrung lieferten, nahm wohl das Verzehren von Muscheln allmählich ab. Dass die jetzigen Aino keine Muschelhügel bilden, kann somit nicht als ein Unterscheidungsmerkmal gelten.

Vergleiche der Verzierungen an den irdenen Gefässen mit den Mustern der Schnitzereien der Aino-Gegenstände oder der Stickereien der Aino-Kleidung sind bis jetzt vielfach versucht worden. Im Gegensatze zur Ansicht von *Tsuboi* glauben *Cushing*,† *Milne*,‡ *H. v. Siebold*,§ *Shirai*,¶ *Jūki Satō*,‖ *Shitomi*

* *Ono*: Journ. Anthrop. Soc. Tokyo, No. 184 (1901).
† American Naturalist. 1878. p. 323. ‡ l. c.
§ Ethnolog. Studien üb. die Aino auf d. Insel Yesso. 1881. p. 23.
¶ Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 13 (1887).
‖ Ibid. No. 46 (1889).

Satō,* *Yamanaka*,† u. A. eine Uebereinstimmung oder eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden nachweisen zu können. Bezüglich dieser Frage muss ich die Entscheidung den Archäologen überlassen.

Wenn *Tsuboi* aus der Koropokguru-Sage der Yezo-Aino nicht bloss schliesst, dass das Volk wirklich existiert hat, sondern daraus auch viele Sitten und Gebräuche, sogar körperliche Eigenschaften desselben bestimmen will, so geht er zu weit. Dass dieser märchenhaften Sage nicht so grosse Bedeutung beigelegt werden kann, habe ich schon früher vorgebracht. Hier sei noch erwähnt, dass in dieser Sage die Koropokguru von den Aino stets mit Steinzeitresten, wie Erdgruben, irdenen Gefässen, Steinwerkzeugen, in Beziehung gebracht und als von kleinerem Wuchse angegeben werden, dass aber in übrigen Teilen des Inhaltes diese Sage, nach Zusammenstellungen von *Tsuboi* an 19 Aino und an 16 verschiedenen Orten, in sehr verschiedenen Variationen erzählt wird. Dass das Steinzeitvolk nicht von kleinerem Wuchse als die Aino war, ist, wie oben erwähnt, durch die Untersuchung von Skelettteilen aus Muschelhaufen festgestellt. Uebrigens wird das Sagenvolk mit sehr verschiedenen Namen bezeichnet, welche sämtlich von den Aino erfunden worden sind. *Koropokguru* oder *Korobokkuru* (*koro* ist nach der Angabe der Aino eine Verkürzung von *korokoni* „Pestwurz", *pok* oder *bok* „unter", *guru* oder *kuru* „Mensch"; also „Leute unter der Pestwurz") ist wohl der gebräuchlichste; ferner *Toichisekuru* (*toi* „Erde", *chise* „Wohnung", also „Erdbewohner"), *Tonchinkamoi* (*tonchin* Bedeutung nicht klar, *kamoi* Gott).

Tsuboi hat etwa 12 verschiedene Namen zusammengestellt. Die bemerkenswerten darunter sind ausser den eben genannten: *Koropokunguru* oder *Korobokunguru* (*un* ist eine Postposition und bedeutet „an" oder „von"), *Toichisekotkorokamoi* (*kot* Bedeutung nicht klar, *koro* „besitzen", nach *Batchelor*‡ aber bedeutet *kot* gleichfalls „besitzen", würde also „Erdwohnung besitzende Gottheit" bedeuten), *Chisekotchakekamoi* (*kotchake* „vor", also „Gottheit vor dem Hause" oder „benachbarte Gottheit"),

* Ibid. No. 47 (1890).

† Ibid. No. 50 (1890).

‡ Ainu-English Japanese Dictionary and Grammar. Tokyo. 1889.

Toichikuru (*chi* „erhitzen", also „Erde erhitzende Leute", d. h. „Töpfer").

Auf Sachalin ist, wie von mir u. A. und neuerdings von *Laufer** berichtet wurde, auch eine Sage über ein prä-ainoisches Volk vorhanden, welches die Spuren seiner einstigen Wohnungen in Erdgruben sowie Steingeräten und Gefässscherben hinterlassen hätte und von den Sachalin-Aino *Tonchi* genannt wird. Während wir auf Yezo für dieses Sagenvolk so viele Namen haben, scheint auf Sachalin dies nicht der Fall zu sein. Ueber die Identität der Koropokguru-Sage und der Tonchi-Sage habe ich schon früher gehandelt. *Laufer* erklärt den Ausdruck *Tonchi* als *Toichi* (*toi* „Erde", *chi* „Wohnung", also „Erdwohnung"), welche beide sich lautgesetzlich sehr wohl identifizieren liessen; nach ihm soll die jetzige Wohnung der Sachalin-Aino auch *Toichi* heissen. Ich habe von Sachalin-Aino ihre Winterjurte als *Toichise* und die Sommerhütte als *Sakchise* bezeichnen hören. Es ist möglich, dass auf Sachalin Toichi als ein Dialekt neben Toichise gebräuchlich ist, da die Nordkurilen-Aino auf Shikotan ihre Erdjurte auch sehr ähnlich nennen, nämlich *Toiche* (*che* „Wohnung"). Es sei darauf aufmerksam gemacht, dass aus der oben erwähnten von *Tsuboi* auf Yezo vernommenen Bezeichnung Toichikuru, wenn daraus das bekannte Glied *kuru* subtrahiert wird, derselbe Ausdruck wie auf Sachalin nach *Laufer* entsteht, der jedoch anders erklärt wird, ferner dass *Torii* auf Eturupp von zwei alten Aino-Frauen das Sagenvolk als *Toishekuru* (*she* „Wohnung") bezeichnen hörte. Kurz es würden noch weitere sprachliche Forschungen notwendig sein, um diese Sache klar zu stellen.

Höchst bemerkenswert ist, dass auf Shikotan, wie ich früher angegeben habe, keiner etwas von der Koropokguru- oder einer ähnlichen Sage wusste. Die gegenwärtig auf der kleinen Insel Shikotan wohnhaften Leute sind nämlich Nordkurilen-Aino, welche aus den Inseln Shumshu, Poromoshiri, Onnekotan, Makanrushi, Harumkotan, Shiashikotan, Rashowa u. a. im Jahre 1884 übergesiedelt sind, und welche deshalb auch als Shikotan-Aino bezeichnet werden können. Sie zeigen in Sitten und Lebensweise manche Unterschiede von den Yezo-Aino und den Aino der beiden Südkurilen† (Kunashiri und Eturupp), welche

* Die angeblichen Urvölker von Yezo u. Sachalin. Centralbl. f. Anthrop. etc. 5. Jahrg. 1900.

† Es ist für unsere Zwecke von Vorteil, die Nord- und Südkurilen zu unterscheiden,

beide in nichts von einander verschieden sind und zu einer und derselben Gruppe gehören. Diese Unterschiede sind aber einerseits auf einen Einfluss der Russen zurückzuführen, mit welchen sie seit mehr als einem Jahrhunderte in Berührung gekommen sind; andererseits rühren sie daher, dass ihnen wegen ihres abgelegenen Wohnortes der Verkehr mit den Yezo-Aino und den Japanern erschwert war, und sie deshalb in vielen Beziehungen in der Entwickelung zurückgeblieben sind. Der Häuptling auf Shikotan, Storosow Jakow (sein Aino-Name ist Kongamakuru), konnte mir erzählen, dass die Nordkurilen-Aino früher Steingeräte und irdene Gefässe gebraucht hätten; über die Herstellungsweise wisse man nichts mehr, aber er vermochte noch die Gebrauchsweise des Steinbeils genau anzugeben. Solche Steingeräte und Gefässscherben sollen häufig in alten verlassenen Wohnungen gefunden werden, die als Gruben in grosser Zahl auf den Inseln Shumshu, Poromoshiri etc vorhanden sein sollen. So liegt bei den Nordkurilen-Aino kein greifbares Motiv vor, warum sie Sagen wie die Koropokguru, resp. Tonchi-Sage erfinden sollten.

An dieser Stelle möchte ich ausdrücklich hervorheben, dass in den ganzen Auseinandersetzungen von *Tsuboi* eine grosse Lücke vorhanden ist, insofern er bei seinen Untersuchungen die Sachalin- und die Nordkurilen-Aino vollkommen ausschliesst und sich bloss auf Betrachtung der Yezo-Aino beschränkt, während doch die Untersuchungen gerade an jenen beiden Gruppen für unsere Frage von grosser Wichtigkeit sind. Nur in einem seiner älteren Aufsätze hat *Tsuboi** einmal geäussert, dass die Sachalin-Aino und die Yezo-Aino in der Gesichtsbildung sowie in Sitten und Gebräuchen Verschiedenheiten darböten, weshalb die beiden nicht als eine und dieselbe Rasse zu betrachten seien, dass also Befunde an den einen nicht auf die anderen übertragen werden dürften; in seinen neueren Aufsätzen geht er aber darüber mit Stillschweigen hinweg.

Ich lege nämlich grosses Gewicht darauf, dass die Nordkurilen- und Sachalin-Aino noch jetzt Erdjurten bewohnen.

---

deren Grenze die *de Vries* Strasse bildet. Von den ersteren scheinen aber die beiden Inseln Urupp und Shimushiri seit längerer Zeit nicht von Aino bewohnt gewesen zu sein; bis 1875 waren von den Russen dahin gebrachte Aleuten dort wohnhaft.

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No 31 (1888).

v. *Schrenck* * führt ein Citat aus *Golovin*, der von 1811–1813 in japanischer Gefangenschaft war, an, dass die Aino von Yezo gleichwie diejenigen von Sachalin im Winter auch Erdjurten bewohnen. In den japanischen Chroniken ist jedoch nichts darüber bekannt, dass diese Art der Wohnung bei den Yezo-Aino früher gebräuchlich war. Dass die beiden Aino-Gruppen diese Sitte, welche freilich im Norden eine weit verbreitete ist, ihren Nachbarvölkern abgesehen hätten, also die Nordkurilen-Aino den Kamtschadalen und die Sachalin-Aino den Giljaken oder einem anderen oder gar einem eskimo-ähnlichen Sagenvolke Koropokguru, dessen gegenwärtiges Dasein auch für *Tsuboi* völlig unbekannt ist, ist doch höchst unwahrscheinlich. Vielmehr ist anzunehmen, dass die Jurtenwohnung ehemals unter den Aino in grösserer Verbreitung gebräuchlich war, dass aber dieser Gebrauch allmählich abgenommen hat, wie eine solche Abnahme der Jurtenwohnungen unter den Sachalin-Aino nach dem Berichte von *Laufer* gegenwärtig stattfindet. Dass nun die Erdjurte die einzige und ausschliessliche Art der Wohnung bei den Alt-Aino gewesen sei, lässt sich nicht behaupten; es ist wohl möglich oder vielmehr sogar wahrscheinlich, dass daneben auch einfache Hütten gebraucht wurden, so wie wir gegenwärtig bei den Sachalin-Aino *Sakchise* (*sak* „Sommer", also „Sommerhütten") und bei den Nordkurilen-Aino *Inunche* (*inun* „fischen", also „Fischereihütten") † haben, und wie auch bei vielen Völkern im Norden beide Arten von Wohnungen im Gebrauche sind.

Spuren der Jurtenwohnungen in Form von Erdgruben sind in grosser Anzahl nicht nur auf Yezo, Sachalin und den Kurilen, sondern auch selbst auf der Hauptinsel Japans vorhanden. *Denzō Satō* ‡ hat nämlich in neuerer Zeit bei einem Dorfe Morita, etwa 28 Kilometer westlich von der Stadt Aomori, also in der nördlichsten, allerdings dem Ainogebiet am nächsten gelegenen Provinz Mutsu, solche Gruben gefunden, in einem Orte 79 beisammen, etwas entfernt davon noch 6, zusammen 85 Gruben. Diese stimmen im ganzen mit denjenigen auf Yezo überein, nur sind sie nicht so tief, $^1/_2$ m oder weniger; die tiefste erreicht

* Reisen und Forschungen im Amurlande. Bd. III. Die Völker des Amurlandes 2. Lief. 1891. p. 333.

† *Torii*, Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 167 (1900).

‡ Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 145 (1898). Auch im Journ. of Geography. Publ. by Tokyo Geogr. Soc. No. 110.

kaum 1 m, die Form ist meist kreisförmig. Dass diese Gruben alte Wohnungen sind, wurde durch Ausgrabungen festgestellt. In dieser Gegend sind auch Steingeräte und irdene Gefässe in grosser Menge vorhanden. Die von *Jūki Satō* * früher erwähnten Gruppen von Erdgruben bei Shichinohe, gleichfalls in Mutsu, gehören wahrscheinlich auch hierher; ihr Charakter ist aber nicht durch Ausgrabungen festgestellt worden. Beiläufig sei bemerkt, dass man aus der Anzahl der jetzt vorhandenen Erdgruben, die auf Yezo wenigstens nicht geringer sein wird als die Anzahl der jetzigen Aino-Hütten, nicht etwa direkt auf die Stärke des Volkes schliessen darf, da diese Gruben untereinander chronologisch sehr verschieden sein können und wir nicht den Fehler machen dürfen, heterochronische Dinge isochronisch zu betrachten.

Bezüglich der alten historischen Nachricht, woraus man zu schliessen glaubte, dass die Aino seit der geschichtlichen Zeit Japans keine Steingeräte mehr gebrauchten, lässt sich sagen, — wenn man dieser zum Teil seltsamen Geschichte überhaupt eine solche Bedeutung beilegen darf wie *Tsuboi* u. A. es tun —, dass der Gebrauch von Steingeräten unter den Aino doch wohl sehr ungleichzeitig aufgehört haben wird; dass dies bei den Horden, die mit den Japanern in nächster Beziehung standen, infolge Uebernahme von Metallgeräten sehr frühzeitig geschehen sein muss, während bei den abgelegensten der Gebrauch von Steingeräten, wie wir unten sehen werden, sich bis zur neuesten Vergangenheit erhalten hat.

Eines Umstandes ist noch zu gedenken. Nämlich wenn man ein prä-ainoisches Steinzeitvolk annimmt, so müsste man sagen, dass bis jetzt im eigentlichen Japan nirgends als Reste der Aino zu bezeichnende Gegenstände gefunden worden sind, während doch viele Ortsnamen, welche von den Aino herstammen oder sich auf dieselben beziehen, so frisch erhalten geblieben sind. Entweder haben die Aino gar keine Reste zurückgelassen oder diese sind noch vergraben oder versteckt oder haben noch keine Beachtung auf sich gezogen: alles Dinge, die nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Dieser Punkt wurde namentlich von *Hamada* † hervorgehoben.

Aus dem oben Auseinandergesetzten geht somit hervor,

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 51 (1890).

† Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 198 u. 200 (1902).

dass wir keine triftigen Gründe finden können für die Annahme eines prä-ainoischen Volkes, von Koropokguru nach der Sage der Aino, das etwa als Urheber der im grössten Teile des japanischen Reiches verbreiteten Steinzeitreste zu betrachten wäre. Ich habe mich darüber schon früher in folgender Weise geäussert: „Abgesehen von der Frage der Glaubwürdigkeit der Koropokguru-, resp. Tonchi-Sage, sowie der Tradition der Shikotan-Aino, um nicht zu weit zu gehen, scheint mir der Zusammenhang der prä-historischen Reste mit den gegenwärtigen Aino noch nicht ganz erloschen zu sein. Die Sachalin-Aino zum Teil und die Shikotan-Aino, deren Gleichheit mit den Yezo-Aino oben auseinandergesetzt wurde, wohnen ja noch in Jurten, welche nach dem Einfallen solche Erdgruben wie die fraglichen hinterlassen können. So liegt der Gedanke nahe, dass die Yezo-Aino früher auch Jurten gebraucht haben, die sie aber im relativ milderen Klima allmählich aufgegeben und mit Hütten vertauscht haben, welche mit viel geringerer Arbeit herzustellen waren. Wenn man dazu noch den Kulturzustand der Aino in Betracht zieht, so wird es mir noch wahrscheinlicher, dass die sogenannten Koropokguru, resp. Tonchi die Aino selbst waren. Die Aino sind ein Jäger- und Fischervolk, welchem die Kunst Metalle zu verarbeiten allem Anscheine nach nie bekannt gewesen ist, und sie sind nur dadurch, dass sie Werkzeuge und Geräte von anderen Völkern erwarben, in die Eisenzeit versetzt worden, sodass sie seit dem Zeitalter, wo sie durch Pfeile und Spiesse mit Steinspitzen das Wild erlegten und die Fische harpunierten, nicht sehr weit fortgeschritten sind."

Freilich hat *Mamiya* * bei seiner Reise nach Sachalin im Jahre 1808 unter den Aino daselbst das Schmieden des Eisens gesehen und die Art und Weise, wie die Aino diese Kunst ausüben, genau beschrieben. Als Material dazu wurden allerlei alte Eisenstücke japanischen Ursprungs, wie alte Nägel etc. verwendet. *Mamiya* hält es für wahrscheinlich, dass die Aino diese Kunst nicht von anderen Völkern gelernt, sondern selbst erfunden hätten. Auch unter den Smerenkuru (Giljaken) sah er diese

* 北蝦夷圖說 Kita-Yezo Zusetsu (Auch unter dem Titel: 銅柱餘話 Dōchū Yowa). Die das Schmieden des Eisens betreffende Stelle dieser Schrift wurde von *v. Siebold* (Nippon. 2. Aufl. 1897. II. Bd. p. 226) nicht ganz richtig übersetzt, denn im Original steht, dass diese Kunst nur auf Sachalin, aber nicht mehr auf Yezo üblich war.

Kunst ausüben. Also um diese Zeit war die Schmiedekunst auf Sachalin schon bekannt. Aber *Mamiya* bemerkt ausdrücklich, dass auf Yezo das Eisenschmieden nicht mehr üblich war, und er vermutet, dass die Yezo-Aino früher, wo japanische Eisenwaren auf dieser Insel noch nicht allgemein verbreitet waren, diese selbst verfertigt hätten, dass aber jetzt in Folge der genügenden Einfuhr derselben aus Japan diese Kunst allmählich verfallen sei. Unter den alten Aino in der Gegend von Sōya* waren solche vorhanden, welche diese Kunst noch kannten. v. *Schrenck*† stellt nach einer genauen Schilderung der Verbreitung des Eisens und der Kunst seiner Bearbeitung bei den Amurvölkern die Vermutung auf, dass die Schmiedekunst den Giljaken, welche hierin einen hohen Grad von Kunstfertigkeit erreicht haben, nicht von den Chinesen durch Vermittelung der Mandschu und Golde den Sungari und Amur abwärts zugekommen, sondern sich aus Japan zu den Aino von Yezo und Sachalin und durch diese zu den Giljaken verbreitet hätte, und zwar in einer sehr alten Zeit, die zu weit zurücklag, als dass sich unter den Aino zu *Mamiya's* Zeit noch irgend welche auf jenes Ereignis bezüglichen Erzählungen und Traditionen hätten erhalten können. Ich glaube aber behaupten zu dürfen, dass die Schmiedekunst den Yezo-Aino vor alters her nicht bekannt war. Es ist doch viel natürlicher, den Yezo-Aino von Anfang an diese Kunst abzusprechen, als anzunehmen, dass sie die einmal gewonnene Fertigkeit wegen Erwerbung von Eisenwaren von den Japanern wieder verlernt hätten. Die alten Aino von Sōya, welche zu *Mamiya's* Zeit die Schmiedekunst kannten, werden wohl nicht die letzten, sondern die ersten Handwerker auf Yezo gewesen sein. Ferner spricht auch der tiefe Kulturstand der Aino, der so tief war, dass bei einem Teile derselben, den Nordkurilen-Aino, der Gebrauch von Steingeräten, wie wir sehen werden, bis in die neueste Vergangenheit nachgewiesen werden kann, gegen eine ehemalige Verbreitung der Schmiedekunst unter den Yezo-Aino. Auf Sachalin dürfte die Verbreitung der Schmiedekunst somit nicht von Japan aus über Yezo, sondern vom Festlande her durch die Mandschu-Chinesen stattgefunden haben, und zwar zuerst zu den Giljaken, und dann von diesen zu den Sachalin-Aino.

* An der Nordspitze von Yezo, früher ein Handelsplatz mit Sachalin.

† l. c. p. 566 ff.

Ein sehr wichtiger Fund wurde von *Gunji*, dem Führer des Kolonisationsvereins für die Kurilen, auf der nördlichsten Insel Shumshu gemacht. In einer Ortschaft Bettofu (vielleicht besser Pettopo) sind nämlich etwa 60 Jurten vorhanden, bei den meisten derselben ist das Dach eingefallen, darunter sind aber auch solche, welche ihre ursprüngliche Form noch behalten haben. In solchen Jurten, welche bis zur Uebersiedelung nach Shikotan im Jahre 1884 von Nordkurilen-Aino bewohnt waren, wurde neben verschiedenen Ainogeräten ein Bündel von 20–30 Pfeilen an dem Dachboden gefunden. Diese Pfeile waren teils mit Messingspitzen, teils, was sehr beachtenswert ist, mit Steinspitzen versehen, welche denen, die unter den Resten der Steinzeit gefunden wurden, vollkommen gleichen. In der Nähe ist auch eine als Fabrikstätte von Steinspitzen zu betrachtende Stelle vorhanden mit einer grossen Menge von Steinspänen und fertigen Pfeilspitzen. Dieser Fund wurde von *Gunji* an *Tsuboi* * mündlich mitgeteilt und *Tsuboi* erklärt denselben in sehr gezwungener Weise so, dass die Bewohner der Jurten zufällig die steinernen Pfeilspitzen gefunden und dieselben ihren Pfeilen angemacht hätten, was, da auf Shumshu Steinspitzen massenhaft vorhanden sind, leicht möglich sei, und dass somit noch lange nicht die Nordkurilen-Aino als die Nachkommen der Steinzeitmenschen, welche die Steinzeitreste auf Yezo hinterlassen haben, zu betrachten seien. Ich halte es dagegen, wenn man sich nur den Kulturgrad der Aino etwas überlegt, für weit natürlicher, die steinernen Pfeilspitzen als Fabrikate nicht anderer Menschen, sondern der Nordkurilen-Aino selbst zu betrachten.

Nun müssen wir noch die Ansichten von fremden Forschern über die vorliegende Frage erwähnen. Ich fange mit der Ansicht von *Milne* † an. Dieser Forscher nimmt zwar an, dass ein Koropokguru-Volk, welches Steingeräte gebrauchte, die Töpferkunst kannte und in Gruben wohnte, existiert hat; seine Auffassung weicht aber von der *Tsuboi's* insofern ab, als er den Aino gleichfalls Steingeräte, Töpferwaren, sowie Grubenwohnungen zuschreibt. Da die beiden Völker dicht zusammenlebten,

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 154 (1899).

† Notes on the Koro-pok-guru or Pit-Dwellers of Yezo and the Kurile Islands. Transact. Asiat. Soc. Japan. Vol. X. 1882. Notes on Stone Implements from Otaru and Hakodate, with a few General Remarks on the Prehistoric Remains of Japan. Ibid. Vol. VIII. 1880. The Stone Age in Japan etc. Journ. Anthrop. Inst. Gr. Br. and Irel. Vol. X. 1881.

so sei es ihm nicht unwahrscheinlich, dass sie gleiche Künste ausübten, und dennoch zwei verschiedene Rassen sein könnten. Die Koropokguru seien mehr als die Ureinwohner des Nordens zu betrachten, während die Urheber der Muschelhaufen auf Nipon (Hauptinsel) die Aino wären. Die Aino hätten von den Japanern vertrieben ihren Weg in das Gebiet der Koropokguru genommen und diese wiederum nach Norden zurückgedrängt. Die Reste der Koropokguru seien jetzt die Bewohner von Sachalin, der Kurilen und vielleicht auch von Süd-Kamtschatka. *Milne* hatte im Jahre 1878 die nördlichen Kurilen besucht und auf der Insel Shumshu eine kleine Gruppe von Einwohnern, nämlich einen Teil der jetzigen Shikotan-Aino noch in ihrem früheren Wohnsitze gesehen. Die Männer waren von kleiner Statur, hatten einen rundlichen Kopf und kurzen dichten Bart; keiner hatte einen so langen Bart wie die Aino auf Yezo, und keiner so regelmässige Gesichtszüge. Dass die Auffassung *Milne's* vor der Kritik nicht Stand halten kann, ist leicht einzusehen, da einerseits die Sachalin- und Kurilen-Aino, wie schon oben erörtert wurde, mit den Yezo-Aino zu einem und demselben Stamme gehören und andererseits wir nach den bisherigen Untersuchungen wegen der Gleichartigkeit der Steinzeitreste im eigentlichen Japan und auf Yezo die Annahme zweier verschiedener Völker, welche dieselben hinterlassen haben sollten, nicht zulassen können. Ferner entspricht seine Vermutung, dass die Aino jetzt noch irdene Gefässe machen, nicht den tatsächlichen Verhältnissen.

Etwas verschieden ist die Ansicht von *Dumontier**, welche dahin lautet: Die verschiedenen Varietäten der Aino (Aino von Yezo, von Sachalin, von den Kurilen, von Smerenkuru† etc) seien sehr zurückgeblieben, seien unfähig irgend welche feinere Arbeit auszuführen, verständen nicht irdene Geschirre zu machen, so dass es schwerlich angehe, die irdenen Geschirre und die schönen Steingeräte, wie diejenigen von Hakodate und Otaru, den Vorfahren der Aino zuzuschreiben. Vielmehr seien die fein gearbeiteten Steingeräte, die öfters an die schönsten dänischen Exemplare erinnerten, den in der Erinnerung der Aino erhaltenen Höhlenbewohnern, Koropokguru, zuzuschreiben,

* Notes de paléoethnologie, d'archéologie et de mineralogie archéologique japonaises. L'Anthropologie. T. XII. 1901.

† Smerenkuru sind nicht Aino, sondern die ainoische Bezeichnung für Giljaken.

während andere Kjökkenmöddings, wie die von Ōmori (bei Tokyo) und Okadaira (Prov. Hitachi), viel rohere Erzeugnisse der Vorfahren der Aino enthielten. Solche Kjökkenmöddings seien jetzt noch in Bildung begriffen durch die Abfälle aus dem Leben der Aino. Hierzu ist aber zu bemerken, dass die Kjökkenmöddings und die anderen Steinzeitreste, wie oben erörtert, nicht auseinanderzuhalten sind, ferner dass die Abfallhaufen, welche heute von den Aino gebildet werden, nicht mit den Kjökkenmöddings zusammengeworfen werden dürfen.

Auch *H. v. Siebold** betrachtet als Urheber der Muschelhaufen die Aino; als Gründe werden angeführt, dass er in den von ihm untersuchten Niederlassungen aus der Steinzeit an der Westküste von Yezo nicht nur dieselben Tonscherben sondern auch dieselben Steingeräte wie in den Muschelbergen bei Tokyo und wie sie noch heute bei den Aino in Gebrauch sind, vorfand, dass die noch jetzt von den Aino hin und wieder angefertigten Tongefässe denselben Charakter haben, ebenso die Stickereien, dass die Aino heute noch mit grosser Gewissenhaftigkeit in der Nähe ihrer Hütten, am Meere oder am Flusse Muschelhaufen und in den Bergen einen Abfallhaufen errichten. Dass solche Gründe keine Geltung mehr haben, geht aus dem oben Auseinandergesetzten leicht hervor.

Batchelor† meint, dass die Koropokguru-Sage wahr sei und dass diese Grubenbewohner wirklich existiert hätten. Sie wären nahe verwandt mit den Aino und der Rest von ihnen sei jetzt noch auf Shikotan zu sehen. Die Bewohner von Shikotan seien von kleinerem Wuchse als die Yezo-Aino und von nicht so gutem Aussehen. Nach vor kurzem an *Denzō Satō* mündlich gemachter Mitteilung‡ hält *Batchelor* die Koropokguru für eine und dieselbe Rasse mit den Aino. Die angegebenen Gründe, welche für seine Meinung sprechen sollen, können freilich nicht als sehr triftig bezeichnet werden.

Grimm§ weist durch Vergleichung der Koropokguru-Gruben, welche er durch Ausgrabungen genau untersucht hat, mit den

* Etwas über die Steinzeit in Japan. Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. X. 1878. Japanische Kjökkenmöddinger. Ibid. XI. 1879.

† The Ainu of Japan. 1892. Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 72 (1892).

‡ Von *D. Satō* mit Erlaubniss von *Batchelor* veröffentlicht in Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 197 (1902).

§ Beitrag zur Kenntniss der Koropokguru auf Yezo u. Bemerkungen über die Shikotan-Aino. Mitth. d. deutsch. Ges. f. Natur- u. Völkerk. Ostasiens. 4S. II. 1892.

Erdjurten auf Shikotan auf eine Aehnlichkeit zwischen beiden hin; aber er lässt sich nicht näher auf unsere Streitfrage ein und schliesst sich einfach den Ausführungen *Milne's* an.

*Hitchcock** spricht nach einer Beschreibung der gegenwärtigen Erdjurten auf Shikotan die Meinung aus, dass, da dieselben nach dem Einfallen ähnliche Erdgruben wie die auf Yezo zurücklassen würden, ein Zusammenhang zwischen den Erbauern der alten Erdgruben auf Yezo und den jetzigen Bewohnern der Erdjurten auf Shikotan vorhanden sein müsse. Die alten Grubenbewohner hätten aus Yezo vielleicht von den Aino vertrieben ihren Weg über Eturupp nach den Kurilen genommen. So scheint *Hitchcock* die Bewohner von Shikotan und die Yezo-Aino, wie *Milne*, als zwei verschiedene Rassen aufzufassen. Ueber die ethnologische Beziehung zwischen beiden ist jedoch nichts weiter angegeben.

Dagegen sagt *Landor*,† dass die Kurilsky Aino auf Shikotan keine Beziehung zu den Koropokguru hätten, an deren einstige Existenz auf Yezo und den Kurilen auch er glaubt, da die ersteren *nicht* in Erdjurten wohnten. Es ist aber erstaunlich, wie er nach seiner angeblich persönlichen Forschung auf Shikotan im Jahre 1890 die so bekannte Tatsache, dass auf Shikotan neben Strohhütten auch Erdjurten gebräuchlich sind, übersehen konnte. Die Shikotan-Aino sollen nach ihm keine körperliche Differenz von den Yezo-Aino zeigen mit der einzigen Ausnahme, dass die Tibia bei den ersteren mehr rund sei als bei den letzteren. Wie er aber die Form der Tibia an den Lebenden mit solcher Sicherheit feststellen konnte, ist nicht zu ergründen. *Landor* betrachtet die Koropokguru als ein von Nordosten nach Südwesten hingezogenes Volk. Die Hauptniederlassungen dieses Volkes wären die beiden Inseln Eturupp und Kunashiri und bei Kushiro auf Yezo gewesen, und nur ein kleiner Teil wäre weiter nach Süden gegangen. Die Koropokguru hätten in Sitten und Gebräuchen mit den Eskimo mehrere Punkte gemein. Aehnlich ist die Ansicht von *Snow*.‡ Nach ihm waren die Koropokguru unzweifelhaft eine nördliche Rasse, die in Yezo via Kurilen eindrang; sie waren wahrscheinlich nie sehr zahlreich, und als

* The Ancient Pit-Dwellers of Yezo, Japan. Washington 1892.

† Alone with the Hairy Ainu. London 1893.

‡ Notes on the Kurile Islands. 1897. Cit. nach *Laufer*, Centralbl. f. Anthrop, etc. V. Jahrg. 1900.

die Aino von den Japanern nach Yezo getrieben wurden, konnten sie keine Schwierigkeiten haben diesen Stamm zu vernichten oder in seine ursprünglichen Wohnsitze zurückzutreiben; ihre Grubenwohnungen findet man auf den Kurilen, Sachalin, Kamtschatka und den Aleuten; die Bauart, die sie im fernen Norden pflegten, behielten sie selbst dann bei, als sie ihren Weg in ein weit milderes Klima nahmen. Gegen die Ansicht von *Landor* und *Snow* ist aber einzuwenden, dass die Reste aus der Steinzeit, die Spuren der Koropokguru der Autoren, nicht etwa auf Yezo und die Kurilen beschränkt, sondern weiter nach Süden bis zum Südende des eigentlichen Japan verbreitet sind.

Neuerdings behandelte *Laufer* * die Frage über die Urvölker von Yezo und Sachalin in einer kritischen Weise und zieht aus der Angabe eines Aino-Häuptlings im Dorfe Naiero an der Ostküste von Sachalin über die Tonchi-Sage wie aus der Gleichsetzung von *tonchi* mit *toichi* den Schluss, „dass die ehemaligen Bewohner der Erdgruben nur die Ainu selbst gewesen sein können." Ferner wird erwähnt, dass das Schauspiel der Entstehung der Erdgruben sich noch heutzutage vor unseren Augen vollzieht, indem der Gebrauch von Winterjurten, deren Bau viel Zeit, Kraft und Kosten verursacht, allmählich abnimmt und wohl bald ganz aufhören wird, so dass es nicht lange dauern wird, dass uns das südliche Sachalin in dieser Hinsicht dieselben Zustände darbietet wie Yezo in der Gegenwart. Die Ursache dafür sei in der zunehmenden wirtschaftlichen Verarmung der Aino zu suchen. *Zaborowski* † nimmt die Ansicht von *Laufer* völlig an.

Um aber die Frage über die Ureinwohner von Yezo, resp. von Japan weiter zu verfolgen, ist es unbedingt notwendig noch genauere Forschungen im Norden, auf Sachalin und ganz besonders auf den Nordkurilen vorzunehmen. Gerade für die letzteren haben wir einen neuen Bericht von *Torii*, welcher für unsere Frage von hoher Bedeutung ist. Bekanntlich sind die Ueberreste aus der Steinzeit auf den Südkurilen von derselben Art wie auf Yezo, so dass beide nur als von einer und derselben Rasse herstammend aufgefasst werden müssen. Wie sie sich aber auf den Nordkurilen verhalten, fehlen bis jetzt ausführliche Berichte. Von *Milne* und namentlich von *Snow*, der in seinem Berufe als Kapitän eine genaue Kenntnis der Kurilen besitzt,

* l. c.

† Bulletins et Mémoires Soc. d' Anthrop. Paris. V. série. T. II. 1901. p. 441.

wurden nur Erdjurten, resp. Erdgruben erwähnt, aber nicht weiter erforscht.

Torii,* ein Schüler von *Tsuboi*, hatte im Jahre 1899 auf den Inseln Shumshu und Poromoshiri eine genauere Untersuchung über diese Angelegenheit vorgenommen, deren Resultate nun im folgenden angeführt sein mögen. Hie und da sind Muschelhaufen zu sehen; überall sind Erdgruben vorhanden von verschiedenem Alter, von den neuesten, bis 1884 von Nordkurilen-Aino bewohnten bis zu den ältesten. In solchen alten Wohnstätten, namentlich aber in Muschelhaufen findet man in reichlicher Menge Stein- und Knochengeräte, irdene Geschirre, Knochen verschiedener Tiere, wie Zobel, Walfisch, Fuchs, Renntier, Adler. Höchst bemerkenswert ist, dass darin Glasperlen und Scherben von Glasflaschen russischer Herkunft aufgefunden wurden und, was von grösster Wichtigkeit ist, dass an diesen Glasscherben gearbeitet worden ist, um Pfeilspitzen herzustellen. Da wir nun wissen, dass die Russen zum ersten Male im Jahre 1711 zunächst nach Shumshu und dann nach Poromoshiri gekommen sind, so können wir ganz sicher sagen, dass das Zeitalter dieser russischen Glasperlen und Glasflaschen nicht älter zurückdatiert werden kann. So wissen wir ganz sicher, dass zur Zeit der ersten Landung der Russen diese Nordkurilen von Menschen bewohnt waren, die Stein- und Knochengeräte gebrauchten. Was die Koropokguru-Sage auf den Kurilen betrifft, so hat *Torii* auf Eturupp zwei alte Ainofrauen darüber ausgeforscht; sie erzählten diese Sage in ganz derselben Form, wie sie auf Yezo verbreitet ist, und sie nannten dieses Sagenvolk Toishekuru. Diese Sage ist also bis auf Eturupp zu verfolgen, sind doch die Aino auf beiden Südkurilen Kunashiri und Eturupp in keiner Beziehung verschieden von den Yezo-Aino. Weiter nordwärts hört aber diese Sage auf; von der Koropokguru-Sage weiss keiner etwas unter den Nordkurilen-Aino und gibt keiner an, dass diese Inseln vor Ankunft der Aino von jemand bewohnt waren; sie sagen nur, dass sie schon seit den ältesten Vorfahren auf diesen Inseln wohnen. Bei einer Befragung über die Reste der Steinzeit geben die Nordkurilen-Aino ohne den geringsten Zweifel an, dass dieselben von ihren Vorfahren herrühren. Ueber die Steingeräte erzählten sie, dass in der alten Zeit, wo Eisen noch

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 187–188 (1901). Auch im Journ. of Geography. Publ. by. the Tokyo Geograph. Soc. No. 151–152.

nicht vorhanden war, Geräte aus Stein gemacht wurden. Es gibt deren zwei Sorten: Steinbeile, *Poinamukaru* (*poi* „Stein", *mukaru* „Beil"), aus Eshuën genannten Steinen gemacht, und Pfeilspitzen, *Anjiai* (*anji* „Obsidian", *ai* „Pfeilspitze"). Die Herstellungsweise solcher Steingeräte ist leider schon vergessen; aber es hat sich noch unter den Nordkurilen-Aino eine bemerkenswerte Redensart von jener Zeit her erhalten, welche noch vielfach gebräuchlich ist, wenn sie irgend eine schwierige Arbeit verrichtet haben, und welche heisst: „Poinamukaru niushupe ashinka shiri tinka" d. h. mit dem Steinbeil Holz zu hauen kostete grosse Mühe. Von Knochengeräten sind verschiedene Sorten vorhanden: *Pōnikoi*, ein aus Walfischknochen gemachter Keil zum Spalten von Holz; *Aipi*, eine aus Knochen gemachte Pfeilspitze, deren Gebrauchsweise genau bekannt ist; *Kukkurukōshi*, ein aus Walfischknochen geschnitztes Gürtelschloss, das gleichfalls in Muschelhaufen gefunden wird und auf Shikotan gegenwärtig noch im Gebrauche ist; ferner ein Gerät aus Adlerknochen zum Aufbewahren von Nadeln.

Ueber die irdenen Geschirre, die ebenfalls in Muschelhaufen gefunden werden, erhält man weit genauere Angaben als über die Steingeräte. Bevor eiserne Töpfe von den Yezo-Aino (d. h. aus Japan durch Vermittelung der Yezo-Aino) oder von den Russen eingeführt wurden, haben die Nordkurilen-Aino selber Töpfe aus Erde verfertigt. Ueber die Fabrikation derselben hat ein Greis von über 70 Jahren folgendes erzählt: Zuerst werden *Toi* (Ton) und *Ottā* (Sand) gemischt, dazu Wasser zugesetzt und geknetet, als Bindemittel wird klein zerschnittenes *Nōkkanki* (ein aus feinen Fasern bestehendes Gras) zugetan; dann wird aus dieser Teigmasse ein Ring, *Toikaryū* genannt (*karyū* „Ring"), gemacht, aus welchem ein Geschirr von gewünschter Form hergestellt wird. Zuletzt wird das Geschirr mit Wasser gefüllt, ins Feuer gesetzt und erhitzt, das Wasser kocht sich bald auf und verdampft; wenn das Geschirr trocken geworden ist, wird es herausgenommen und die ganze Kunst ist fertig. Die zur Herstellung von Töpfen geeignete Tonerde gibt es nicht überall, sie wird oft von weit entfernten Orten geholt; solche Orte sind die Insel Alait und Mojirikeshi auf Rashowa. Gewerbsmässige Töpfer gab es nicht, jeder machte selbst seinen Bedarf, jedoch war die Töpferei hauptsächlich die Kunst der Frauen. Die Frauen von Poromoshiri waren sehr geschickt, die von Rashowa dagegen sehr ungeschickt. Die Kunstfertigkeit betrifft vor allem

die Anwendungsweise des Nokkanki. Die irdenen Geschirre waren hauptsächlich in zwei Formen gebräuchlich: *Toishu* (*shu* „Kochpfanne") und *Toisara* (*sara* „Teller"). An der Kochpfanne sind an der inneren Seite nahe am Rande Oehre angebracht. Mittels eines durch die Oehre durchgezogenen aus Muri Gras gedrehten Strickes wird die Pfanne über den Feuerherd gehängt und darin die Speise gekocht, wobei aber öfters Unfälle vorkamen, indem die Pfanne zerbrach, was grossen Verdruss erregte. In so frischer Erinnerung resp. Tradition bleibt die Lebensweise der damaligen Zeit noch im Gedächtnis der Nordkurilen-Aino. Was die Erdgruben betrifft, so ist es keine Frage, dass sie die Hinterlassenschaft der Aino sind; die Nordkurilen-Aino wohnen ja noch gegenwärtig auf Shikotan in solchen Erdgruben. Es sei somit nunmehr gar kein Zweifel vorhanden, dass die Urheber der Steinzeitreste auf den Nordkurilen Shumshu und Poromoshiri die Nordkurilen-Aino selbst sind und keine anderen Menschen, und dass die sog. Koropokguru, falls sie wirklich existiert hätten, nicht über die Kurilen nach Norden gegangen sind. *Torii* sagt weiter: Wenn man die wohlbekannten Reste der Steinzeit von Yezo und den Südkurilen bis Eturupp einer genauen Vergleichung mit denen der Nordkurilen, Shumshu und Poromoshiri unterziehe, so sei eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen beiden noch nicht vorhanden, insofern als diejenigen irdenen Geschirre mit vielen Verzierungen, welche auf Yezo und den Südkurilen gewöhnlich gefunden werden, auf Shumshu und Poromoshiri bis jetzt vergebens gesucht worden sind, während die oben erwähnten hierselbst gefundenen Toishu von sehr roher zerbrechlicher Art, ohne jede Ornamente und an der inneren Seite mit Oehren versehen sind. Da aber *Torii* * bald darauf aufmerksam wurde, dass ebensolche Toishu wie die der Nordkurilen mit den charakteristischen Oehren an der Innenseite auch auf Sachalin und auf Yezo gefunden worden sind, so kommt er schliesslich zu dem allgemeinen Schlusse, dass die Aino Steinzeitmenschen waren, irdene Geschirre machten und in Erdjurten wohnten und alle die Reste aus der Steinzeit hinterliessen.

Wie *Tsuboi* unter Berücksichtigung der Forschungen von *Torii* seine Koropokguru-Hypothese, welche ja in der bisherigen unveränderten Form wohl nicht Stand halten kann, auffasst, hat er noch nicht publiziert. Dass er aber noch bis zur neuesten

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 188 (1901).

Zeit an seiner Ansicht über die Koropokguru festhält, hat er gelegentlich im Journal of the Anthropological Society of Tokyo, No. 198 und 200 (Sept. u. Nov. 1902) sowie No. 203 (Febr. 1903) geäussert.

Ich kann nun sagen, dass *Torii* mit reichlichen beweisenden Tatsachen meine Auffassung im vollen Umfange bestätigt hat.

Die kleine Gruppe von Nordkurilen-Aino auf Shikotan von kaum mehr als 60 Seelen,* die vielleicht nur noch bis zu einer absehbaren Frist die weltliche Existenz behaupten kann, ist sozusagen ein *missing link* zwischen den Steinzeit-Aino und den Eisenzeit-Aino. Ich schliesse mit den Worten, welche ich schon früher ausgesprochen habe: Das japanische Reich war einst ein Aino-Reich.

Tōkyō, März 1903.

---

* Zur Zeit meines Besuches 1889 waren es 63 Aino; *Torii* zählte 1899 62 Aino.

URSPRUNG DES NAMENS NIPPON.

Von

PFARRER HANS HAAS

IN TŌKYŌ.

Dai Nippon, Gross-Nippon, ist der Name, mit welchem die Japaner selbst ihr Land bezeichnen. Dass das Wort *Nippon* (oder *Nihon*) wie unser *Japan* eine Korrumpierung von *Jih-pên*, der chinesischen Aussprache der auch von den Japanern gebrauchten Schriftbilder 日本 ist, ebenso wie wir Marco Polo's *Zipangu* nur als eine Transskription von *Jih-pên-kuo* (*kuo* = Land) anzusehen haben, ist eine ausgemachte Sache. Um so mehr gehen noch heute die Ansichten darüber auseinander, wie, wo und wann zuerst der Name 日本 „Sonnen-Aufgang" als Bezeichnung für das äusserste östliche Thule aufgekommen.

Was seitens japanischer Forscher bis jetzt zur Aufklärung des Problems geleistet worden, hat vor kurzem Dr. Murakawa mitgeteilt. Sein Resumé findet sich in Gestalt einer ergänzenden Herausgebernote in dem von ihm besorgten Nachdruck von Hildreth's *Japan as it was and is*.* Diese neueste Auflage des noch heute vor hundert anderen lesenswerten Werkes über Japan erschien leider nur in 300 Exemplaren, die an die Subskribenten verkauft waren, noch ehe der Druck beendigt war. Von Europäern sind nur einige wenige dazu gekommen, sich das Buch zu sichern. So wird mit einer Wiedergabe der erwähnten kurzen Zusammenfassung in deutscher Uebersetzung wohl dem einen oder andern Leser ein Dienst erwiesen.

Dr. Murakawa bemerkt: „Der Ursprung des Namens „Nippon" oder „Nihon" [日本] ist oft und von verschiedenen

---

* Richard Hildreth, *Japan as it was and is*. Edited with supplementary notes by K. Murakawa. Tōkyō. Printed at the Sanshūsha, Kanda 1902. S. 581 f.

Gelehrten unseres Landes zum Gegenstand der Untersuchung gemacht worden. Indes ist keiner von ihnen bis jetzt imstande gewesen, eine Erklärung zu finden, welche so sehr befriedigt hätte, dass sie die von den übrigen aufgestellten Hypothesen verdrängte.

Es war Norinaga Motoori [本居宣長], ein gebildeter, in Verbindung mit unserer nationalen Literatur und Geschichte wohlbekannter Gelehrter, der als erster die Frage nach der Herkunft des Namens *Nippon* systematisch untersuchte. Er war der Ansicht, dass der Name *Nippon:* (1) offiziell im 1. Jahre Taikwa [大化] d. i. 645 A. D. gebraucht wurde, als eine vollständige Reform im Verwaltungssystem durchgeführt wurde; (2) dass er ein Wort für die Zeichen 日本 war, die geflissentlich mit Rücksicht auf die fremden Länder [China und Korea] gewählt wurden, um von diesen erkannt zu werden, und dass sie daher auch von dem Augenblicke an, da man sie annahm, wie *Ni-hon* ausgesprochen worden sein müssen. Von einer japanischen Aussprache derselben wie *Hi-no-moto* oder *Yamato* habe man zu dieser Zeit nichts gewusst. [Siehe Motoori's Kokugō-kō, 國號考].

Nobutomo Ban [伴信友], ebenfalls ein wohlbekannter Gelehrter am Ende der Tokugawa-Dynastie, veröffentlichte als nächster seine Ansichten im Chūgwai-keiiden [中外經緯傳]. Nach ihm waren es die Koreaner, die unser Kaiserreich zuerst *Ni-hon* nannten, und da dieser Name mit seiner Bedeutung „Sonnen-Quelle" sehr glücklich ist, wurde er von der Regierung der Zeit ohne weiteres angenommen.

Ganz neuerdings hat Herr Masakoto Kimura [木村正辭] den Gegenstand von neuem behandelt und seine Ansichten in No. 9 der Tōyō Gakukwai Zasshi [東洋學會雜誌] veröffentlicht. Sie laufen auf das folgende hinaus: Der Name *Nippon* wurde wahrscheinlich zuerst von den Koreanern gebraucht, und obgleich es schwer ist, genau zu bestimmen, wann derselbe zuerst in unserem Lande gebraucht wurde, ist es doch wahrscheinlich, dass er zur Zeit des Kaisers Sujin Tennō [崇神天皇]* bereits im Gebrauche war, da seit seiner Regierung ein häufiger Verkehr zwischen Japan und Korea stattfand. Er stimmt mit Ban überein in der Ansicht, dass wir den Namen von den Koreanern übernahmen, und mit Motoori hinsichtlich

* Sujin-tennō, angeblich der 10. Kaiser, soll von 97–30 v. Chr. G. regiert haben. (Anm. des Uebersetzers).

der Art und Weise des Aussprechens der chinesischen Schriftzeichen 日本.

Sodann veröffentlichte Hoshino [星野], Professor an der Kaiserlichen Universität Tōkyō, seine Ansichten in den Nummern 30 und 31 der Shigaku Zasshi [史學雜誌]. Dies gab Anlass zu einer hitzigen Diskussion zwischen ihm und Herrn Kimura. Der Hauptkontroverspunkt war, ob der Name *Hi-no-moto*, die japanische Lesung der Zeichen 日本, vor der Einführung der Charaktere (d. h. 日本) in Japan existierte oder nicht: Prof. Hoshino vertrat die Meinung, dass er vorhanden gewesen, Herr Kimura dagegen stellte diese Tatsache rundweg in Abrede.

Während viele andere wichtige Fragen ebenso hitzig zwischen den zwei Forschern verhandelt wurden, publizierte Dr. Ginzō Uchida [內田銀藏] das Ergebnis seiner Untersuchungen über den Ursprung des Namens *Nippon* in der Shigaku Zasshi. Er machte geltend, dass: (1) *Yamato*, der ursprüngliche Name für Japan, durch 日本 dargestellt wurde, als die Literaten vergangener Tage das Bedürfnis fühlten, zur Ersetzung anderer im Gebrauche stehender Schriftzeichen glückbedeutende chinesische Charaktere zu wählen. Die zwei in Frage stehenden Zeichen sagten ihnen zu, da der Gedanke, dass dieses Land ein Land des „Sonnenquells" ist, bereits in ihnen schlummerte. (2) Die Zeichen 日本 wurden zur Zeit ihrer ersten Anwendung in unserem Lande von den Japanern *Yamato* gelesen. (3) Es ist möglich, dass diese Weise, *Yamato* durch die Zeichen 日本 darzustellen, bei den Koreanern vor deren wirklichem Gebrauche in Japan gang und gäbe war. (4) Obgleich wir den genauen Zeitpunkt, wann die Zeichen 日本 zuerst in unserem Lande gebraucht wurden, nicht genau zu bestimmen vermögen, ist es doch gewiss, dass sie bereits vor der Taikwa (大化)-Aera im Gebrauche waren. (Siehe *Shigaku Zasshi*, 史學雜誌, Bd. X., No. 7, 11 und Bd. XI., No. 1,2).

Dr. Murakawa schliesst mit den Worten: „Obgleich dieser Gegenstand, der viele unserer Historiker interessiert hat, noch viel Raum für weitere Untersuchung lässt, steht uns doch wenigstens das eine fest, dass der Ursprung des Namens nicht chinesisch ist."

Eben das nun, was dem japanischen Historiker bei allen sonstigen Ungewissheiten fest steht, wird von dem europäischen Japanologen, der sich an die Untersuchung des Problems gemacht hat, von Aston, ebenso entschieden als falsch zurückgewiesen.

Er meint, der Ausdruck Nippon trage unverkennbar das Gepräge chinesischen Einflusses. „Für einen Japaner ist sein eigenes Land ebensoviel das Land des Sonnenuntergangs, wie es ihm das Land des Sonnenaufgangs ist. Einzig einem Kopfe, der mit der Vorstellung erfüllt ist, dass China das grosse Reich, das Reich der Mitte ist, kann es einfallen, Japan das Land des Sonnenaufgangs oder das Ostland zu nennen." *

Ich selbst habe mich noch vor Jahresfrist gelegentlich † zu dieser Frage folgendermassen geäussert: „Wäre, was jedoch höchst unwahrscheinlich ist, der Name, der nicht vor 670 n. Chr. für das vorher gebräuchliche *Wa* eingeführt wurde, nicht von den Chinesen oder Koreanern aufgebracht sondern japanischen Ursprungs, so könnte man höchstens annehmen, dass er vor Alters von den Eingebornen der westlichen Provinzen für die östlich gelegenen gebraucht worden sei." Es ist mir schmeichelhaft, dass der japanische Historiker diese meine *en passant* hingeworfene Hypothese, die so nahe liegt, dass ich mich wundern würde, wenn nicht schon andere vor mir auf dieselbe gekommen wären, in seinem Resumé der Wiedergabe für wert fand. Aber gerade eine persönliche Diskussion der Streitfrage mit Herrn Murakawa wurde mir die Veranlassung zu eingehenderer Beschäftigung mit ihr, die mich zu einer anderen Hypothese geführt hat. Als solche, als einen erneuten Versuch zur Lösung, den ich kompetenten Beurteilern zur Prüfung vorlege, nicht als meiner Meinung nach unumstössliches Resultat möchte ich die nachfolgenden Ausführungen angesehen wissen.

Die Chinesen nannten das Inselreich, mit dem sie frühe schon in Verkehr standen, in der ältesten Zeit, wie die Koreaner das noch heute tun, *Wa*.‡ Das Zeichen 倭, mit welchem die Chinesen diesen Namen schreiben, im heutigen Mandarindialekt *Wo* ausgesprochen, ist ein Kompositum aus 人 „Mensch" und 委 „gebeugt", bedeutet daher soviel wie „gebückter Mensch".§

---

* *Early Japanese History*. Transactions of the Asiatic Society of Japan. Vol. XVI, p. 41 f.

† Siehe HAAS, Geschichte des Christentums in Japan (Supplement der „Mitteilungen" der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Tokyo 1902), Bd. I, S. 2 f. Anm. 1.

‡ *Wa* findet sich zum erstenmal im Shan-hai-king (山海經).

§ Hiezu darf vielleicht eine Hypothese von Dr. BAELZ angemerkt werden, der in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1901, S. 179 f.

Es ist begreiflich, dass sich die Japaner an einer solchen Benennung stiessen, sobald ihnen der Sinn des Schriftzeichens deutlich wurde, und dass sie selbst ihr Land nicht gern so nannten. Sie lasen das Zeichen gewöhnlich *Yamato*, was im eigentlichen Sinne nur eine der zentralen Provinzen des Reiches ist. *Wann* dafür Nippon (日本) substituiert wurde, darüber gehen, wie das oben in Uebersetzung mitgeteilte Resumé von Murakawa zeigt, bei den japanischen Historikern die Ansichten auseinander. Aston * und Florenz † vertreten auf Grund einer Angabe des koreanischen Geschichtswerkes Tongkam, die ihnen

schreibt: „Allen Sprachforschern Ostasiens hat die Bezeichnung der Chinesen für die Japaner „Wodjin" viel Kopfzerbrechen bereitet. Dieses Wort bedeutet einen kleinen gebückten Menschen. Man hat das so erklärt, dass man sagt: das Wort kennzeichnet einen sklavischen Charakter, indem die Leute sich gebückt halten, weil sie nicht wagen, aufrecht zu gehen. Es ist nun kein Wunder, dass die Japaner sich schon von ihrem ersten offiziellen Verkehr mit China an, vor mehr als tausend Jahren, geweigert haben, diesen Namen anzuerkennen. Wer die Japaner und ihre Geschichte kennt, wird auch nimmer glauben, dass sie jemals ein sklavisches Volk waren; sie sind im Gegenteil immer kriegerisch und stolz gewesen. Infolgedessen war man bisher gänzlich im Unklaren, wie diese Bezeichnung entstanden ist. Ich glaube nun, ich kann den Schlüssel dazu geben. Das Wort Wodjin stammt offenbar aus der Zeit, in der die Chinesen zuerst mit Japan in Berührung kamen; damals war Japan noch ganz oder fast ganz in den Händen der Aino. Nun ist aber das Eigentümliche, dass kein Volk der Welt so gebückt geht wie die Aino. Ohne Ausnahme geht der Aino in der Weise, dass er die Arme, im Ellenbogen gebeugt, an den Leib hält, den Oberkörper vorn überneigt und ihn dabei ganz starr hält. Diese charakteristische Eigenschaft des Aino ist auf allen Aino-Bildern der Japaner vorzüglich dargestellt. Ich habe den berühmten alten Häuptling Penri, den einzigen Aino, aus dem man überhaupt etwas Vernünftiges herausbringen kann, gefragt: „Warum gehen selbst die kräftigsten Leute so?" „So sind die Aino gegangen, seit es Aino gegeben hat", war die Antwort. Auf solche Weise, glaube ich, lässt sich diese Crux der Sprachforscher ohne Schwierigkeit erklären, um so mehr als ja die Aino sehr klein sind."

Ein Japaner findet eine andere Lösung. Er nimmt an, dass die ersten Japaner, die China besuchten, auf die Frage, wie sie ihr Land nennten, antworteten „*Waga kuni*" d. h. „unser Land". „Waga" wurde, indem man es für einen Eigennamen nahm, zuerst *Wanu* (倭奴), und dann zufolge der chinesischen Gewohnheit, fremde Wörter auf das Prokrustesbett ihrer eigenen einsilbigen Sprache zu spannen, „*Wa*". Aston, der diese seltsame Erklärung mitteilt (a. a. O. p. 41), neigt zu der Hypothese, dass Wa oder vielleicht Wani der Name des herrschenden Stammes oder der Familie sei, von welcher zu einer Zeit die Herrscher Japans genommen wurden. Wani erscheint in der Tat nicht selten im Kojiki und Nihongi als ein Eigenname.

* *Early Japanese History* p. 42.

† Japanische Annalen, S. XVI und 29 f.

durch eine chinesische Autorität noch bekräftigt wird, die Meinung, dass der Name *Nippon* statt *Wa* im Jahre 670 n. Chr. G. eingeführt wurde. Beide messen den mit diesen chinesischen und koreanischen Autoritäten in Bezug auf die Zeit in Widerspruch stehenden Angaben japanischer Quellen, nach welchen der Name Nippon schon früher an die Stelle von Wa gesetzt wurde, wenig Glaubwürdigkeit oder Zuverlässigkeit bei. Ich vermag nach sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände dem Urteil der beiden ausgezeichneten Japanforscher nicht mehr beizutreten. Ich meine, die Aussagen der japanischen Quellen einerseits und die Aussagen der koreanischen und chinesischen andererseits lassen sich aufs beste in Einklang bringen.

Dass im Nihongi, den japanischen Annalen, lange vor dem Jahre 670 der Name Nippon gebraucht ist, fällt mir natürlich nicht ein, als Beweis dafür anzuziehen, dass er in dieser Zeit bereits in Japan in Gebrauch gewesen sei. Wo er da vorkommt, haben wir es in den meisten Fällen mit Anachronismen zu tun. Die Kompilatoren dieses 720 vollendeten zweitältesten Geschichtswerks haben den zu ihrer Zeit bereits geläufigen Namen in ältere Zeiten zurückverlegt und, wo in ihren Quellen *Wa* stand, dafür *Nippon* substituiert. Zu *einer* Stelle aber, die, ohne Zweifel in Anspielung auf die Bedeutung des Namens, von dem Lande Nippon spricht, bemerkt Aston selbst,* dass sie ein genuiner Fall des Gebrauchs des Namens sein möchte. Es ist die folgende zum Jahr 621: „Zu dieser Zeit hörte Weji, der buddhistische Priester in Koma, von dem Tode des Prinzen Kamu-tsu-miya und war aufs höchste betrübt darüber. Er forderte die buddhistischen Priester zu sich und bereitete ein geweihtes Mahl [für den Geist des Toten], und an dem Tage, an welchem er persönlich über die heiligen Schriften predigte, tat er das Gelübde: »Es ist im Lande des Aufgangs der Sonne ein Heiliger mit Namen Prinz Kamu-tsu-miya Toyotomimi, der in der Tat ein vom Himmel begnadeter Mann war. Mit den Tugenden eines unergründlichen Heiligen wurde er im Lande des Aufgangs der Sonne geboren. Die drei Grundprinzipien hatte er in sich. Er folgte den erhabenen Regeln der vorangegangenen Weisen, verehrte die Drei Kostbaren Dinge und erlöste das Volk von seinen Mühsalen. Er war in der Tat ein grosser Heiliger. Nun ist der Prinz gestorben. Ich gehöre zwar einem fremden

* Nihongi, Bd. II, S. 149.

Lande an, doch ist mein Herz mit dem seinen unzertrennlich verbunden...« " *

Der Heilige, von welchem hier die Rede ist, ist der berühmte Fürst, der in der Geschichte unter seinem posthumen Namen Shōtoku-taishi bekannt ist. Der Mann in Koma, einem der Königreiche von Korea, aber, der den Tod des japanischen Prinzen mit so tiefem Gefühl beklagt, war einst sein Lehrer. Es ist der Priester Hyé-chã, der, nach Japan gekommen, dem Nihongi zufolge im Jahre 595 n. Chr. G., am 10. Tag des 5. Monats naturalisiert und darauf vom Thronfolger, der buddhistische Studien bei ihm trieb, zum Lehrer angenommen wurde und erst im Jahre 615 wieder nach Korea zurückkehrte.

Shōtoku-taishi wurde alsbald nach dem Regierungsantritt der Kaiserin Suiko zum präsumptiven Thronfolger ernannt und in Stellvertretung der Kaiserin zur Leitung der staatlichen Angelegenheiten berufen und mit allen Staatsaffairen betraut. Es ist nun für unsere Frage nicht ohne Bedeutung, dass wir eine Nachricht haben, welche besagt, dass eben die Kaiserin Suiko im Jahre 607 einen Brief an den chinesischen Hof sandte mit der Einleitung: „Der Himmelssohn, welcher im Lande der aufgehenden Sonne regiert, sendet diesen Brief dem Himmelssohn, welcher im Lande der untergehenden Sonne regiert." So berichtet das Peh-sze, Abt. Wo-Ch'uen, das uns weiter erzählt: „Der Kaiser (帝 *tei*) las den Brief und war keineswegs darüber erfreut. Er sagte zum Kōrokyō (鴻臚卿): »Der Brief des Barbaren enthält Unhöflichkeiten, gib dich nicht weiter damit ab.«" Dr. Florenz, dem wir diese Mitteilung verdanken, gibt weiter an, dass auch ein anderes chinesisches Werk, das 唐類函 T'ang-lui-han, berichte: „Im 20. Jahre Kai-hoang (600), unter Kaiser Wen-ti von der Sui-Dynastie, schickte der König von Japan (*Wa*), dessen Familienname (姓) *Ame* und dessen Rufname (名) *Tarishihikō* ist und der in seinem Lande *Amekimi* heisst, was auf Chinesisch „Kaiser" bedeutet, einen Gesandten an den Hof [von China]. Der von ihm überbrachte Brief lautete..... (genau wie oben!)." Der genannte Autor bemerkt hiezu, der in diesen beiden Stellen erwähnte Brief des japanischen Kaisers sei aller Wahrscheinlichkeit nach derselbe, welchen im Jahre 607 ein japanischer Gesandte namens Imoko überbracht hatte, und der im Nihongi erwähnte Brief des chinesischen Kaisers,

* Florenz, Japanische Annalen S. 43 f.

den er nach demselben auf dem Rückwege verlor, werde die Antwort des Kaisers enthalten haben. Die Sendung werde auch im Peh-sze erwähnt: „Im nächsten Jahre schickte der Kaiser den Wenlinlang P'ei Shi-ts'ing nach Japan als Gesandten", sowie im King-tsih-hou-ch'uen-ki (經籍後傳記): „Unter der Regierung von Oharuda wurde Ono no omi Inkō (因高 *Yin-kao* statt *Imoko*) nach Sui geschickt, um Bücher zu beschaffen, und bei der Gelegenheit wurde auch ein Brief mitgeschickt, welcher sich nach der Gesundheit des Himmelssohnes erkundigte. Dieser Brief lautete wie folgt.....(selbiger Inhalt wie oben!). Der Kaiser *Yang* (605–617) las ihn und war nicht erbaut davon und war über den hochmütigen Sinn erstaunt. Er schickte den P'ei Shih-ts'ing und andere, im ganzen 13 Mann, in Begleitung Inkō's (nach Japan), um die Verhältnisse des Landes kennen zu lernen." Florenz führt aus, der Name *Tarishihikō*, welchen die chinesischen Historiker dem japanischen Kaiser beilegen, sei jedenfalls korrumpiert aus *Okinaga-tarishihi*, dem Namen des nächstfolgenden Kaisers *Jomei-tennō*. Es liege also eine Verwechslung der beiden Kaiser *Suiko-tennō* und *Jomei-tennō* seitens der chinesischen Historiker vor. Das im T'ang-lui-han angegebene 20. Jahr der Periode *Kai-hoang* entspreche dem 8. Jahre der Kaiserin *Suiko* und sei zweifellos ein Irrtum, während das Peh-sze mit dem Nihongi übereinstimme.

Was liegt nun näher als die Annahme, dass die Abfassung des hier erwähnten Schreibens das Werk des Prinzen war, der unter Suiko-tennō mit der Leitung aller Staatsgeschäfte betraut war? Für eine solche Vermutung fehlt es auch nicht an einer Bestätigung. Nach dem Nihongi überbrachte der Gesandte P'ei Shi-ts'ing einen Brief des chinesischen Kaisers, der begann: „Der erhabene Kaiser erkundigt sich nach dem Erhabenen von Wa". Dieses Schreiben beantwortete die Kaiserin mit einem anderen, das folgenden Wortlaut hatte: „Der Himmelserhabene des Ostens gibt dem erhabenen Kaiser des Westens ehrfurchtsvoll zu wissen etc. etc." Florenz teilt hiezu aus dem *Taishidenreki*, einer im Jahre 992 von Taira no Motochika verfassten Biographie des Prinzen Shōtoku, mit: „Die Kaiserin rief den Thronfolger und andere zu sich und beriet mit ihnen über den Wortlaut der Antwort. Da nahm der Thronfolger einen Pinsel und schrieb folgendes: »Der Himmelserhabene des Ostens erkundigt sich nach dem erhabenen Kaiser des Westens etc. etc.«"

Dass der Prinz der chinesischen Schrift kundig war, geht

auch aus einer anderen Angabe derselben Quelle hervor. Mit Bezug auf die in dem erwähnten Briefe des chinesischen Kaisers angewendeten Titulaturen bemerkt dieselbe: Die Kaiserin fragte den Thronfolger um Auskunft, welcher erwiderte: „Dies ist der Briefstil, mit dem sich der Kaiser (Himmelssohn) an die Vasallenfürsten (諸侯王) wendet. Aber die Zeichen 皇帝 werden nur für Einen im Reiche angewendet, und indem der Kaiser [mit Bezug auf uns] die Zeichen 倭皇 (Erhabener von Wa) gebraucht, bezeigt er sich höflich. Wir müssen daher ehrerbietig sein in unserem Verkehr mit ihm."

So ist denn wohl die Vermutung, dass auch der erste Brief der Kaiserin Suiko an den chinesischen Hof von Shōtoku verfasst wurde, zum mindesten sehr wahrscheinlich. Erinnern wir uns nun, dass sein Lehrer in Koma bei der Kunde von des Prinzen Tod von ihm als einem Heiligen im Lande des Sonnenaufgangs sprach, so legt sich der Gedanke nahe, dass er den Namen *Nippon* von diesem seinem einstigen koreanischen Lehrer lernte. Dieser mag den Thronfolger darauf aufmerksam gemacht haben, welche Bedeutung das Schriftbild für *Wa* im Chinesischen habe, und ihm die neue Bezeichnung an dessen statt suggeriert haben. Unentschieden wird freilich bleiben müssen, ob Weji hiebei dem Prinzen einen Namen an die Hand gab, den er selbst erst *ad hoc* erfand, oder ob derselbe in seiner Heimat, in Korea, als Bezeichnung für das östlich davon gelegene Inselreich bereits im Gebrauche war. Ein chinesischer Autor erwähnt die Tatsache, dass, wenigstens um 540 A. D., die Koreaner Japan das „Grosse Land" (大國) nannten.*

Wie dem immer sei, ich nehme an, dass Shōtoku-taishi, nachdem ihm durch den Koreaner der neue Name an die Hand gegeben war, bei erster Gelegenheit in dem Schreiben nach China, den Namen *Wa* umgehend, von Japan als dem Lande redete, wo die Sonne aufgeht. Mit diesem Neuerungsversuche aber kam er schief an. Der Kaiser von Japan wird nicht so wohl, wie Florenz annimmt, darüber so gewaltig verschnupft gewesen sein, dass der Herrscher von Japan in dem von Imoko überbrachten Schreiben ihn wie einen Gleichstehenden behandelte, als vielmehr darüber, dass er im Gegensatze zu China als dem Lande, da die Sonne untergehe, Japan als das Land bezeichnete, wo die Sonne aufgehe. Aus der Verstimmung des chinesischen

* Aston, Nihongi, Bd. II, S. 42, Anm. 4.

Kaisers geht dann unzweifelhaft hervor, dass der Name *Nippon* zu dieser Zeit als Bezeichnung für Japan noch unbekannt und also bis dahin nicht in offiziellem Gebrauch gewesen war.

Hiemit steht nun gut im Einklang, was das *Shaku-Nihongi*, ein japanischer Nihongi-Kommentar des 13. Jahrhunderts, vermerkt: dass Ono no Imoko, der Gesandte für China, das Zeichen 倭 *Wa* zu ändern wünschte und dafür 日本 *Nippon* setzte, dass aber der Kaiser der Sui-Dynastie blind gegen Vorstellungen gewesen sei und seine Zustimmung nicht gegeben habe.* Wenn aber diese Quelle dann fortfährt, erst in der Periode *Wu-teh* (618–627) sei der Name 日本 *Nippon* zum erstenmale angewendet worden, so steht dies mit dem koreanischen Tongkam m. E. keineswegs, wie Florenz meint, in Widerspruch. Der Name kann langezeit in mehr nichtamtlicher Form angewendet worden sein, bis er offiziell durchdrang. Und 670 ist ja nach dem Tongkam nur das Jahr, in welchem die Japaner der koreanischen Regierung in aller Form *Nippon* als die eigentliche Bezeichnung für ihr Land notifizierten. Aston erwähnt,† dass auch nach einer chinesischen Autorität 670 das Jahr war, wo *Nippon* in China offiziell gebraucht zu werden anfing.

Sonach hätten also nicht die Chinesen dem Inselreich den Namen beigelegt sondern die Japaner selbst, ist gleich die Anregung dazu auf einen Koreaner, den Priester Weji von Koma, zurückzuführen. Bestätigt wird mir dies Ergebnis auch noch durch das *Th'ang-shu*, welches berichtet: Im ersten Jahre der Periode Hien-heng (670) missfiel [den Japanern] der Name 倭 *Wa*, und sie veränderten ihn in 日本 *Nippon*. Der [japanische] Gesandte sagte mit eigenen Worten: „Da unser Land dem Aufgang der Sonne näher liegt [als die anderen Länder], so benennen wir uns nach diesem Umstande".‡

Auch China acceptierte, sein anfängliches Widerstreben aufgebend, allmählich den Namen *Nippon* zur Bezeichnung für Japan. Ein Brief des chinesischen Kaisers an den japanischen vom Jahre 672 war noch adressiert: „Der Kaiser (*Kōtei*) von Gross Thang erkundigt sich respektvoll nach dem Gesundheitszustand des Königs von Wa (倭王)." In einem anderen

* Florenz, Japanische Annalen S. 29, Anm.

† Nihongi, Bd. II, S. 137, Anm. 1.

‡ Florenz, Japanische Annalen S. 30, Anm.

Dokumente eben dieser Zeit aber ist die Bezeichnung 日本王 d. i. König von Japan gebraucht.*

Unhaltbar ist die von japanischen Historikern aufgestellte Behauptung, *Nippon* sei nur die chinesische Uebersetzung des Namens *Hi-no-moto*, der älteren Bezeichnung. Selbstverständlich ist das Gegenteil richtig. *Hi-no-moto* gibt sich deutlich zu erkennen als das später gesuchte japanische Aequivalent für das chinesische *Nippon*. Es verhält sich hier analog wie mit den Namen für die altnationale Religion, wo auch *Shintō* das Ursprüngliche, das japanische *Kami no michi* aber nur die nachträgliche Uebersetzung der chinesischen Bezeichnung ist.

Es könnte zum Schlusse noch die Frage aufgeworfen werden, welchen Namen denn die Japaner selbst vorher für ihr Land gehabt haben. Auf diese Frage trage ich kein Bedenken zu antworten: Keinen. „Unser Land" — das reichte aus. Gilt gleich auch für den Japaner, was die Paradiessage von dem Protisten Adam sagt: Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen — er liess doch auch manches unbenannt. So hatte er, ohne dass er dies als Mangel empfand, nie eine besondere Bezeichnung für die Hauptinsel, auf welche die älteren europäischen Schriftsteller durchweg fälschlich den Namen *Nippon* anwandten. Auch daran darf schicklich hier erinnert werden, dass die alte Landesreligion ursprünglich namenlos gewesen und dass das Bedürfnis sie zu benennen erst erwachte, als von aussen eine fremde, die buddhistische Religion, eingeführt worden war.

* Siehe Aston, Nihongi, Bd. II, S. 303, Anm. 1.

Japanische Geschenksitten.

VON

PFARRER E. SCHILLER.

(SCHLUSS).

---

§ 8. — ART DES VERPACKENS.

Nachdem wir das Wann und Was der Geschenkmachung erörtert haben, erübrigt uns noch, auch über das Wie zu reden. Hier ist zunächst die Art des Verpackens zu besprechen, denn es ist nicht gleichgültig, in welcher Weise das Geschenk überreicht wird. Vor allen Dingen muss alles schön, ordentlich und eventuell auch möglichst grossartig aussehen, weshalb z. B. in Eierkästen, Kuchenschachteln und Apfelsinenkörben sich gar oft erhöhte Böden befinden, so dass das Quantum doppelt so gross erscheint als es wirklich ist. Man verpackt die Geschenke:

a) In Fässchen, wie z. B. manches Eingemachte: Kasuzuke, etwas, das mit Kasu (den Ueberresten bei der Reisweinbereitung) eingelegt ist, oder Misozuke, das mit Miso (einer Sauce aus Weizenmehl, Bohnenmehl und Salz) eingemacht ist, ferner Ayu (Forellen), auch pulverisierter Zucker, wie er gern zu Neujahr geschenkt wird. Würfelzucker, oft mit Kaffeefüllung, wird dagegen in Papierschachteln, pulverisierter Zucker auch in Papierdüten geschenkt.

b) In Holzkästchen, wie z. B. gedörrte Forellen, gedörrte Meerbrasse (Tai), getrocknete Bonite (Katsuobushi oder Katsubushi). Letzteres sind schmale, fossilartig gedörrte Stücke des Fleisches von Bonite, einer Thunfischart, von welchen dünne Spähne in die Suppe, über den Gurkensalat etc gehobelt werden; sie bilden ein notwendiges Stück eines japanischen Haushalts, werden viel zu Neujahr geschenkt, und zwar immer in ungerader

Zahl, mit 3 anfangend,* in kleinerer Zahl auch in Papier gewickelt, und da sie zur Lieblingsspeise der Katzen gehören, jedesmal hinzugefügt, wenn man eine Katze verschenkt.

c) In Porzellangefässen, wie z. B. alles, was mit Zucker eingemacht ist, ferner Konowata, das eingesalzene Innere der essbaren Holothurie (Seegurke), Shimokara, eingesalzener, scharf schmeckender Fisch, manchmal auch frische Fische.

d) In Magemono, runden Dosen aus dünnem, gebogenem Holz, wie z. B. Zucker, Higwashi, trockene Kuchen aus Reis, Weizenmehl und Zucker.

e) In Jūbako, einem Satz aufeinander gesetzter Kästchen aus Porzellan, lackiertem Holz etc, wie z. B. Mochigwashi, Klebreiskuchen.

f) In Körbchen, wie z. B. frische Fische, wobei aber ein Untergestell nötig ist (siehe unten).

g) In Papierumschlag oder Papierschachteln z. B. Kuchen, Eier, getrockneter Tintenfisch, essbare Muscheln, aber auch Hōchō, Küchenmesser, Namasubashi, Spiesse, um Fische beim Ausnehmen und Schneiden in lebendigem Zustande festzuhalten, oder Bratspiesse für Fische, ebenso Sumi, Schreibtusche, ferner Schreibpinsel, Kakekō, d. i. Parfumbüchschen, die im Zimmer aufgehängt werden etc.

h) Ohne Umhüllung, dann aber auf einem Untergestell, werden überbracht z. B. die unter *g* erwähnten Dinge ausser Kuchen und Eiern.

i) Ohne Umhüllung und Untergestell werden z. B. Leuchter und Schachbretter überreicht.

Erwähnt mag werden, dass Fächer gewöhnlich in einem Kasten geschenkt werden. Eine Ausnahme findet bei der Hochzeit statt, wo *zwei* Fächer (nicht mehr und nicht weniger), mit Mizuhiki (vgl. §. 10) zusammengebunden, überreicht werden. Das soll wohl eine Anspielung auf das Band der Ehe sein, welches die *beiden* Ehegatten verbindet. Ein Fächergeschenk ist auch sehr beliebt bei Gelegenheit des ersten Besuches, den man jemanden

* 3 Stück kosten etwa 2 Mark.

macht; im alten Japan machte man ja überhaupt nie mit leeren Händen einen Besuch.

Geldgeschenke müssen auf jeden Fall in Papier gewickelt werden, selbst beim Teegelde im Gasthause ist das Brauch. Nicht nötig ist es beim Kokorozuke und Sakate bei Dienstboten und Arbeitern (vgl. Bd. VIII, Teil 3, S. 259), obwohl es auch hier nichts schadet. So z. B. wird dem Wagenzieher eines Arztes, der infolgedessen von seinem Herrn keinen Lohn erhält, am Hause des Patienten, während der Arzt den Krankenbesuch macht, ein angemessener Geldbetrag in Papier gewickelt überreicht. Die Einwickelmethode ist nicht gerade einfach und hat viele Arten. Es möge genügen zu erwähnen, dass die Aussenseite des Papiers obenauf kommen muss, dass das flach zusammengefaltete Papier die Form eines Rechtecks haben und dass das Ohr des Papiers zum Oeffnen sich rechts befinden soll. Links befindet es sich dagegen bei Geldgeschenken zur Totenfeier (vgl. a. a. O. S. 293), wie man überhaupt bei Trauerfeiern vieles umgekehrt als sonst zu machen pflegt, so z. B. auch den Rock über der Brust umgekehrt zusammenlegt, so dass die rechte statt der linken Seite obenauf kommt.

Uebersendet man Geschenke auf einem Untergestell, so wird dasselbe mit der Breitseite vor dem Empfänger aufgestellt. Die Art des Arrangements der einzelnen Gegenstände auf dem Untersatz ist fest geregelt, z. B. in der folgenden Weise:

a) Bei Kleidern und Kleiderstoffen. Legt man z. B. Kosode, wattierte Seidenkleider (wie etwa bei der Hochzeit, vgl. a.a. O. S. 278) auf ein Untergestell, so stellt man das letztere der Länge nach vor sich und beginnt an der linken Seite die Sachen daraufzulegen und zwar in der Richtung der Hand. Man fasst zu diesem Zwecke ein einzelnes Kosode mit der rechten Hand beim Kragen, fasst die oberen Enden der beiden Aermel mit der linken Hand, legt das Kleid in dieser Weise vor sich auf den Boden, faltet nun den unteren Teil des Kleides von der Lendengegend abwärts so zusammen, dass der untere Saum oben nach hinten kommt, faltet darüber den oberen Teil des Kleides zusammen und deckt das Ganze mit den Aermeln zu. Auf dem Gestelle wird immer das links liegende Kleid mit einem Aermel des rechts liegenden zugedeckt. Doch gibt es auch andere Arten des

Zusammenfaltens je nach dem Grade der Ehre, den man dem Empfänger erweisen will oder muss. Vergleiche die Abbildungen

No 1. Shūgen (Hochzeit) no Kosode auf einem Untergestell.

No 2, 3 und 4. Kosode auf Hirobuta (grossem Tablett).

No 5. Dōbuku (Oberkleid, wie es Gelehrte und Priester viel tragen, siehe Abbildung auf Seite 175 in Brinkley, Unabridged Japanese-English Dictionary, 1896) und Hakama (weite Faltenhosen, wie sie zum zeremoniellen Anzug gehören).

No 6. Chirimen (Seidenkrepp).

No 7. Kinu no Sukimono (dünne, durchsichtige Seide für den Sommer).

No 8. Kamishimo (Staatskleid, vgl. Bd. VIII, Teil 3, S. 279).

No 9. Mawata (Floretseide).

b) Bei Fischen. Hat man das Gestell der Länge nach vor sich gestellt, so legt man den Fisch mit dem Kopfe nach links der Länge nach darauf, und zwar muss der Unterleib des Fisches, wenn es ein Flussfisch ist, dem Arrangierenden zugekehrt, wenn es ein Seefisch ist, dagegen abgekehrt sein. Zwei Fische legt man nicht quer sondern in der Richtung der Hand, und zwar mit dem Bauche einander zugekehrt. Sind es viele Fische, so legt man sie auch gern paarweise, mit dem Bauche einander zugekehrt; der erste Fisch links hat also den Rücken nach links und die Augen nach rechts gewendet. Liegen die Fische in mehreren Reihen, so legt man die hinterste Reihe zuunterst, so dass die vorderen Reihen immer halb auf den vorhergehenden liegen. Vergleiche die Abbildungen

No 10. Seefisch (oben) und Flussfisch (unten).

No 11. Ein Paar Fische.

No 12. Ein Paar Tai (Meerbrasse), hübsch arrangiert.

No 13. Viele Fische auf einem Untergestell.

No 14. Tintenfische.

No 15. Katsuobushi (vgl. oben unter *b*).

c) Bei Geflügel. Man legt Geflügel mit dem Kopfe nach links und dem Bauche nach oben. Den Kopf eines grossen Vogels biegt man zurück und drückt ihn unter den rechten Flügel, welchen man etwas auszieht. Dies geschieht aber nicht bei kleinen Vögeln, wie Wachteln, Feldlerchen und Sperlingen (Kansuzume, siehe a. a. O. S. 266), die in jeder Jahreszeit verschieden aufgestellt werden. Im Frühling und Sommer fängt man nämlich links mit einem männlichen Vogel an, im Herbst und Winter mit einem weiblichen. Die Vögel werden in der Regel paarweise zusammengelegt, so dass ein männlicher und ein weiblicher abwechselt. Vergleiche die Abbildungen

No 16. Gan (Wildgans) und Kamo Wildente).

No 17. Mehrere Vögel.

No 18. Kiji (Fasan).

d) Bei Ori no Mono, d. h. Sachen, die in Kästchen sind, wie z. B. essbare Seemuscheln, Tintenfische, Katsuobushi (vgl. oben unter *b*), Gemüse, Kuchen, Eiern—die letzteren schenkt man besonders gern zu Neujahr und in der Kälteperiode (siehe a. a. O. S. 266)—Vergleiche die Abbildungen

No 19. Kwashi (Kuchen).

No 20. Nobegami (Papier, welches die Taschentücher vertritt).

Werden die Geschenke in Papier gewickelt, was namentlich bei Sachen geschieht, die weder auf einem Untergestell noch in Kästchen oder andere Behälter verpackt überreicht werden, so gelten natürlich auch hier wieder viele Regeln, die wohl zu beachten sind. So ist z. B. die Wahl des Papieres nicht gleichgültig, ebensowenig wie die preussische Bureaukratie es durchgehen lassen würde, wenn man eine Eingabe auf anderem als dem amtlich vorgeschriebenen Papier machen wollte. Als Papiersorten erster Klasse zum Einwickeln der Geschenke gelten in Japan diejenigen, welche Danshi und Hōsho genannt werden. Danshi ist dickes, weisses Papier aus den Fasern des Papiermaulbeerbaumes hergestellt, mit rauher Oberfläche; das grosse Format heisst Ōtakadanshi, das kleinere Kotakadanshi. Hōsho hat seinen Namen daher, dass einst die Instruktionen (Hōsho)

des Kamakura-Shōgunates auf solchem Papiere geschrieben wurden (vgl. auch a. a. O. S. 279). Als Papier zweiter Klasse gilt Hikiai oder Hikiawase, das ebenfalls in zwei Formaten, einem grösseren (Ōhikiawase) und einem kleineren (Kohikiawase), verwandt wird. An dritter Stelle gebraucht man Sugihara(gami), das zu Sugihara im Bezirke Ittō im Lande Harima fabriziert wird.

Die Art des Einwickelns für die verschiedenen Gegenstände, je nachdem es Kleiderstoffe, Handschuhe, Pfeile, Bogen etc sind, ist sehr verschieden und so kompliziert, dass von einer näheren Auseinandersetzung besser abgesehen und auf die bildlichen Beispiele in No 21 verwiesen wird.

Europäische Waren lässt man gern im europäischen Papier wegen der Seltsamkeit desselben, ausser wenn dasselbe zu sehr beschädigt ist.

Noch ist zu bemerken, dass es ein Gebot der Höflichkeit ist, ein Geschenk so einzuwickeln, dass es oben und unten aus dem Papier herausragt, so dass der Empfänger es sofort erkennen kann. Denn bei der Entgegennahme eines Geschenkes darf man seine Freude keineswegs so stürmisch äussern, dass man etwa die Verpackung öffnete, um den Inhalt sich anzusehen. Das darf man erst nachher, wenn man allein ist. Einige Gegenstände werden allerdings ganz eingewickelt, wie z. B. Medizin und Weihrauch; dann muss aber der Inhalt aussen auf die Verpackung aufgeschrieben werden, ebenso wie es bei Kasten und Schachteln geschieht (vgl. § 10).

§ 9. — Die eigentlichen Geschenkabzeichen: Mizuhiki und Noshi.

Alle Geschenke, welche in Papier eingewickelt werden, und vielfach auch andere werden zeremoniell mit Mizuhiki (das irrige Mizoshiki a. a. O. S. 264 ist hiernach zu verbessern) umwunden, unter welches ein Noshi gesteckt wird. Bei Geschenken, die auf einem Untergestell überreicht werden, wird gern ein gebundenes Mizuhiki und ein oder mehrere Noshi oben darauf gelegt.

Das Mizuhiki besteht aus fünf in der Mitte durch Gold- oder Silberpapier zusammengehaltenen dünnen, gerollten Papierfäden (vgl. Abbildung No 22, *a*). Gewöhnlich ist die linke Hälfte weiss, die rechte rot gefärbt. Ist aber als rechter Farbstoff Beni verwandt, d. i. ein roter Farbstoff von der

Safranpflanze, mit welchem die Japanerinnen die Mitte der Unterlippe zu schminken pflegen, so wird diese Hälfte des Mizuhiki statt rot ganz dunkelgrünschwarz. Andere Mizuhiki sind links silber- und rechts goldfarbig, bei Trauergeschenken links weiss und rechts schwarz oder auch ganz weiss. Neuerdings sieht man auch eine andere Variation, indem jeder der fünf Fäden, ohne dass eine Zweiteilung in rechts und links stattfände, eine der fünf japanischen Hauptfarben: rot, gelb, grün, schwarz und weiss (vgl. a. a. O. S. 260, Anmerkung) darstellt.

Genau vorgeschrieben ist auch die Form des Knotens, der in der Regel auf der Mitte der Oberseite des eingewickelten oder eingepackten Geschenkes sich befinden soll. Bei runden Gegenständen macht man nur eine Schlinge (Katawana) links vom Knoten und lässt die Enden der Fäden rechts nach oben stehen (vgl. Abbildung No 23), desgleichen bei kleineren Gegenständen. Bei flachen Gegenständen aber bringt man zwei Schleifen nach beiden Seiten hin oben an (Morowana) und lässt die Enden kreuzweis rechts und links schräg herunterhängen (vgl. Abbildung No 24 und No 22, *b*). Eine Schleife heisst auch In, zwei Schleifen auch Yō; das erstere ist das weibliche, das andere das männliche Prinzip der chinesischen Philosophie, nach welchen beiden Prinzipien alle Dinge eingeteilt sind. Gehört also ein Geschenk zu Yō, z. B. ein Bäumchen, so bindet man zwei Schlingen, gehört es zu In, z. B. eine Blume, so bindet man nur eine Schlinge.

Andere Arten des Bindens siehe Abbildung No 22 unter *c* und *d*, während *a* das ungebundene Mizuhiki zeigt.

Neuerdings hat man, z. B. für Geldgeschenke an die Diener, für Teegeld etc auch fertige Couverts auf welchen Mizuhiki, in der üblichen Weise gebunden, und Noshi gleich aufgedruckt sind.

Das Noshi ist ein in mannigfaltiger Weise, jedoch nach einer Hauptform, zusammengefaltetes buntes Papier, gewöhnlich mit einem schmalen goldenen Papierstreifen quer umwunden, aus welchem oben und manchmal auch unten ein schmaler Streifen Awabi, essbares Meerohr (Haliotis), hervorragt. Vergleiche die vier Beispiele in Abbildung No 25. Der volle Name des Noshi ist darum Noshiawabi. Der erste Bestandteil dieses Wortes, Noshi, ist vielleicht eine Verkürzung aus Nobashi, d. h. Ausdehnung. Das ist ein glückbedeutendes Wort; man drückt durch die Ueberreichung des Noshi den Wunsch aus, dass sich vor dem Empfänger ein glückliches Leben ausdehnen möge,

so wie das zum Noshi zusammengefaltete Papier sich ausbreiten lässt. Wem diese Erklärung zu künstlich erscheint, der möge nicht vergessen, dass in Japan bei Geschenken überhaupt die Bedeutung des Wortes bei der Auswahl des Geschenkes eine wichtige Rolle spielt (vgl. weiter unten § 12), wie ja auch keine andere Sprache so reich an Worten mit mehrfacher Bedeutung ist wie die japanische.

Der eigentümliche Usus, einen schmalen Streifen Awabi in das zum Noshi gefaltete bunte Papier zu stecken, hat seinen Ursprung darin, dass im Anfange das Noshi überhaupt nichts anderes als ein eingewickeltes Awabi-Geschenk gewesen ist. Awabi war ein Reisegeschenk, Miyage (vgl. a. a. O. S. 259 und 260), welches die Scharen von Pilgern ihren Freunden und Verwandten von dem Tempel der Sonnengöttin in Ise, der Stammmutter des Kaiserhauses, Daijingū, dem Hauptshintōtempel des Landes, mitzubringen pflegten, wohin früher eigentlich jeder einmal im Leben, zumal in der Jugend, pilgerte, wenn er hoffen wollte im Leben zu prosperieren. Lehrlinge entliefen darum ihren Meistern, und selbst fromme Hunde sollen laut Volkserzählungen die Wallfahrt gemacht haben. Allmählich wurde nun Awabi ein beliebtes Geschenk, das man anderen Geschenken hinzufügte, und schliesslich schrumpfte es immer mehr zusammen, so dass heute die bunte Umhüllung die Hauptsache ist und das Ganze, das Noshiawabi, nur noch die Bedeutung eines dekorativen Geschenksymbols hat.

Statt des Awabi gebraucht man zuweilen auch Kobu oder Konbu, essbaren Seetang (Laminaria Japonica), der vielleicht ebenfalls ursprünglich als Miyage von Ise mitgebracht wurde. Kobu hat eine schwärzlich-weissgraue Farbe, wird von Kindern gern roh gekaut, aber auch sonst in der Küche verwendet; er wird als Geschenkzeichen ähnlich umwickelt wie Awabi und das Ganze ebenso mit einem goldenen Papierstreifen umwunden. Doch ist sein Gebrauch seltener geworden. Kobu kann nur bei glücklichen Anlässen verwandt werden, denn Kobu ist der letzte Teil des Wortes yorokobu d. h. sich freuen. In Teijō Sakki (vgl. a. a. O. S. 257) freilich schreibt Teijō Ise, dass es in früheren Zeiten Hirome genannt worden sei, d. h. ein breites (hiroi) Seegras (me). Hirome enthält aber ein Wortspiel und bedeutet Ausbreitung, glückliches Leben, ähnlich wie oben Nobashi. Uebrigens wird wegen der Wortbedeutung Nobashi auch das Noshi bei Trauergeschenken weggelassen.

§ 10. — Die Geschenkaufschrift.

Hat man das Geschenk richtig mit Mizuhiki umwunden und an der rechten Seite desselben oder rechts oberhalb desselben das Noshi mit der Spitze nach unten angebracht, so fügt man die Aufschrift hinzu. Diese kommt also entweder auf den Deckel des Kastens oder der Schachtel oder auf das Einwickelpapier zu stehen. Man schreibt die Aufschrift von oben nach unten, wie die japanische Schrift läuft, und zwar in der Länge der Adern des Holzes oder der Schachtel. Quer zu den Adern zu schreiben ist verpönt, denn so schrieb man einst die Aufschrift auf den Holztafeln, die neben dem ausgestellten Kopfe eines Enthaupteten angebracht waren und die Ursache der Hinrichtung angaben.

Ueberreicht man das Geschenk, so wird es natürlich so vor den Empfänger gestellt, dass er die Schrift bequem von oben nach unten lesen kann. Nur lange Kasten stellt man quer, so dass der Empfänger sie von links nach rechts liest. Abbildung No 26 zeigt Aufschrift und Aufstellungsweise eines langen Kastens, No 27 einer runden Schachtel, No 28 eines kleinen Kastens. Bei einer runden Schachtel (Magemono) ist darauf zu achten, dass das Band zum Oeffnen, gewöhnlich ein Streifen Kirschbaumrinde, zur linken Hand des Empfängers sich befindet, so dass er die Dose mit der rechten Hand bequem von links nach rechts öffnen kann. Die dem Empfänger zugekehrte Seite heisst On Mae (geehrtes Vordere) oder Yō no Kata (Seite von Yō, dem männlichen Prinzip der chinesischen Philosophie), die abgekehrte Seite heisst In no Kata (Seite des weiblichen Prinzips). Unter den Kästchen und Schachteln ist ein Fussgestell angebracht, entweder rund herum oder gewöhnlich an den beiden Seiten rechts und links vom Empfänger.

Die Aufschrift besteht aus folgenden Stücken:

1) In die Mitte oberhalb der Schleife des Mizuhiki schreibt man Jō (上), das Zeichen für „oben“ = „hinauf“, d. h. Hinaufgeben zu dem Empfänger. Höflicher ist es, Teijō oder gewöhnlicher Shinjō (vgl. Abbildungen No 26 und 27 oben rechts) zu schreiben; beides bedeutet „ehrfurchtsvoll hinaufgeben“. Bei Geschenken an die Kami (Shintōgötter), Hotoke (buddhistische Gottheiten) und den Kaiser gebraucht man die feierlicheren Worte Kenjō

oder Hōken (dargebrachtes Opfer), bei Hochzeiten schreibt man Go Shūgi (geehrten Glückwunsch), bei Geschenken an Diener z. B. Kokorozuke (eine Aufmerksamkeit, vgl. a. a. O. S. 258 u. ff., Shimmots, Shūgi, Kokorozuke, Kenjōmono, Hōnō u. Kennō).

2) An die Stelle der obigen Worte tritt auch die Bezeichnung des geschenkten Gegenstandes, besonders bei geschlossenen Kästchen und Schachteln, ausser wenn eine besondere Geschenkliste (vgl. § 11) überreicht wird. Auch bei Geschenken, die so eingewickelt sind, dass der geschenkte Gegenstand erkennbar oben und unten herausragt, wäre es widersinnig, seinen Namen noch oben darauf zu schreiben. Wird der Name des Geschenkes aufgeschrieben, so rücken die obigen Worte unter 1) nach rechts oben, wie auf Abbildung No 26 und 27, oder fallen ganz weg, wie auf Abbildung No 28. Auf Abbildung No 26 steht in der Mitte oben „getrockneter Tai" (Meerbrasse), auf No 27 „Zucker" und auf No 28 „Reisschüsselchen". Gewöhnlich klebt schon der Laden, wo das Geschenk gekauft ist, eine Etikette mit dem Namen des Gegenstandes oben in die Mitte, der Laden bringt dann auch wohl statt des Mizuhiki einen anderen farbigen, gewöhnlich grünen Papierstreifen an.

3) Gibt man Zahl oder Gewicht des geschenkten Gegenstandes an, so schreibt man dies genau in die Mitte unter die Schleife des Mizuhiki. So steht z. B. auf Abbildung No 26 (getrocknete Meerbrasse) „10 Stück", auf No 27 (Zucker) „10 Pfund", auf No 28 (Reisschälchen) „zwanzig".

4) Die Adresse des Empfängers schreibt man links oberhalb des Mizuhiki, und zwar gilt als alte Regel, oberhalb des Zeichens 上 „ich gebe hinauf" zu beginnen, wenn der Empfänger höher im Range ist als der Absender, in gleicher Höhe zu beginnen, wenn er von gleichem Range ist, und sonst etwas tiefer unten anzufangen.

5) Den Namen des Absenders kann man an die Stelle der Stückzahl (vgl. 3) setzen. Je nach dem Range schreibt man dann den Namen entweder mehr links oder in die Mitte oder mehr rechts. Gibt man aber Stückzahl oder Gewicht an, so setzt man den Namen des Absenders nicht hin, sondern gibt lieber eine Visitenkarte mit.

§ 11. — Geschenkverzeichnis und Utsuri.

Es gehört zum guten Ton, dass man selbst bei einem einzigen Geschenke noch ein besonderes Schriftstück überreicht, welches Mokuroku (Namenliste) heisst und ein Geschenkverzeichnis darstellt. Es ist dessen schon einmal Bd. VIII, Teil 3, S. 278 u. 279 bei Gelegenheit der Hochzeitsgeschenke Erwähnung getan worden. Das Papier, welches zum Mokuroku gebraucht wird, ist Hōsho oder Hikiawase (vgl. § 8). Die langen Bogen werden in der Mitte einmal gefaltet und nach hinten umgeschlagen. Dann beginnt man rechts mit der Aufschrift Mokuroku und setzt dann ein Item nach dem anderen von rechts nach links neben einander, in dem man jedes Item in der Weise der japanischen Schrift von oben nach unten schreibt, über jedes einzelne Item einen Querstrich setzt (wie es überhaupt bei Schriftstücken, die eine Aufzählung einzelner Posten enthalten, üblich ist) und unter das Item die Stückzahl oder das Gewicht schreibt. Links am Ende des Verzeichnisses steht Ijō = das Obere oder Vorhergehende, zum Zeichen, dass die Reihe abgeschlossen ist, oder auch Shime = Abschluss. Beide Worte werden aber auch am Ende von anderen Schriftstücken, z. B. Briefen, gebraucht, Shime schreibt man bei Briefen noch aussen aufs Couvert auf die zugeklebte Stelle. Weiter links von diesen Worten bringt man schliesslich Jahr und Datum an (vgl. Abbildung No 29).

Es ist seit alters üblich, bei der Aufzählung der einzelnen Posten in der Geschenkliste Shōjinmono voranzustellen. Das sind vegetabilische Speisen, wie sie der Buddhismus, der jedes Töten, auch von Tieren, verbietet, seinen Gläubigen eigentlich allein erlaubt. In Wirklichkeit beschränken sich freilich nur die Priester einiger strengerer Sekten sowie Laien im Falle einer besonderen religiösen Uebung, z. B. während einer Wallfahrt (gewöhnlich nur auf dem Hinwege) und während der strengen Trauer, auf solche Pflanzenkost. Fisch und Geflügel kommt nach den Shōjinmono — Fleisch wurde im alten Japan nicht gegessen —, aber Reisbranntwein soll sogar dem Fische vorangesetzt werden, eine Reihenfolge, welche die altjapanische Wertschätzung der einzelnen Speisen erkennen lässt.

Vom eigentlichen Mokuroku ist zu unterscheiden Origami, d. h. ‚gefaltetes Papier'. Es wird gebraucht, wenn man statt des Geschenkes Geld zum Ankauf eines solchen übersendet. Auch

in diesem Falle wird gewöhnlich das Hikiawase-Papier verwandt, was ebenso wie beim Mokuroku gefaltet wird. Auf einer solchen Liste rechnete man früher nach hiki, z. B. Sembiki, tausend Stück, Sengohyappiki, 1500 Stück. Hiki war das Zählwort für das alte Geld, welches selbst nach seiner Gestalt Chōmoku, Vogelauge, hiess. Ein Chōmoku war etwa $^1/_2$ Pfennig im Werte gleich. Seit der Tokugawazeit wurde es aber Mode, immer Kinsu = Geld voranzusetzen, und man schrieb dann Kinsu Sembiki, Kinsu Sengohyappiki etc. Noch besser war es, wenn man schrieb: Sakanadai Gohyappiki, Geld für Fisch 500 Stück, Tarudai Sembiki, Geld fürs Fass (nämlich Reisbranntwein) 1000 Stück. Natürlich ist bei solchen Geldgeschenken das Geld zerémoniell einzuwickeln (vgl. § 8) und auf einem Gestell zu überreichen.

Von Mokuroku ist ferner zu unterscheiden Chūmon, d. h. Bestellung. Man händigt statt eines Geschenkes oder des dafür bestimmten Geldes dem zu Beschenkenden einen Bon auf einen Laden ein, wo er das Geschenk zu einer ihm gelegenen Zeit erheben kann, was z. B. bei Fischen und Eiern für den Empfänger oft angenehmer ist. Das Chūmon wird nicht gefaltet, sondern ist ein langer Zettel. Man schreibt z. B. Hitotsu Kamo go Wa, 5 Stück Wildente, oder Hitotsu Takigi jū Da, 10 Pferdeladungen Brennholz.

Alle diese Schriftstücke werden nicht in Sōsho, Grasschrift, d. h. Kursivschrift, geschrieben sondern in Kaisho, der quadratischen Schrift, wie sie besonders bei Druckwerken benutzt wird. Ferner benutzt man in denselben stets die einfacheren, nicht die komplizierteren Zahlzeichen.

Erwähnenswert sind auch die Namen für Sake, Reisbranntwein, in diesen Schriftstücken. Man schreibt z. B. Morohaku = reiner Sake, oder Jōshu = Sake von I^a Qualität, oder Seishu = reiner Sake, oder Masamune, ein in der Gegenwart sehr beliebter Name für Sake, welcher aufrichtiges oder gerades Herz bedeutet und eigentlich ein männlicher Vorname ist — es ist das ein Wort, welches den Temperenzpredigern in Japan nicht geringe Verlegenheit bereitet, da sie genötigt sind, Masamune, d. h. das aufrichtige Herz, zu verdammen. In sehr höflichen Fällen schreibt man auch Yanagidaru; das ist aber der Name eines lackierten Holzgefässes, in welchem der Sake zuweilen überreicht wird.

Ist nun das Geschenkverzeichnis fertig gestellt, so faltet man es noch zweimal und wickelt es dann in vorgeschriebener Weise in gutes Papier, z. B. Sugihara, umwindet es mit Mizuhiki

und schreibt in die Mitte der oberen Hälfte Mokuroku, siehe Abbildung No 30. Ist Geld mit eingewickelt, so schreibt man auf die obere Hälfte gern den Zweck des Geldes, z. B. On Kwashi-ryō, Kuchengeld, oder On Sakana-ryō, Fischgeld, siehe Abbildung No 31; auf die untere Hälfte kann man auch die Angabe der Geldsumme setzen.

Der Empfänger hat einen Empfangsschein zu schreiben, in welchem das ganze Mokuroku wiederholt ist. An Stelle von Ijō oder Shime steht dann die Empfangsbescheinigung: „Die rechts stehenden Sachen habe ich für lange Zeit (hisashiku) respektvoll erhalten". Es folgt Datum, Name des Geschenkempfängers und Adresse dessen, an welchen der Schein gerichtet ist, aber kein Stempel, was sonst in Japan bei Unterschriften unerlässlich ist; es soll wohl der Charakter des geschäftsmässig Formellen vermieden werden. Bei der Adresse gebraucht man für „Herr" das Wort Dono und nicht Sama, wie sehr oft auf Briefadressen.

Hat man ein Geschenk in einem Gefäss, z. B. in einer Schüssel oder auf einem Tablett empfangen — es ist dann gewöhnlich auch mit einem Deckchen aus buntem Seidenkrepp (Fukusa) zugedeckt, — so legt man beim Rücksenden des Gerätes ein Utsuri hinein und darauf das zusammengefaltete Fukusa. Das Utsuri, d. h. Entfernung, nämlich Entfernung des Gerätes, besteht aus 5, 7, 10 oder 13 zusammengefalteten Bogen weissen Taschentuchpapiers, auf welchem ein zeremoniell eingewickelter Geldbetrag liegt im Werte von 10 % (ichi Wari) oder bei kleineren Geschenken von 20 % (ni Wari) des geschenkten Gegenstandes. Dies Geld gehört dem Diener, welcher es überbracht hat. Er erhält es aber erst von seiner eigenen Herrschaft, die das Utsuri in Empfang nimmt, so wie überhaupt in Japan die Diener alle Geschenke, die sie von Hausfreunden und Gästen erhalten, auch Geldgeschenke, erst der Herrschaft zeigen und so gleichsam erst von dieser nachträglich die Erlaubnis zur Annahme erhalten.

§ 12. — Verschiedene beim Schenken zu beachtende Regeln.

1) In allen Büchern über den guten Ton wird empfohlen, dass man beim Schenken das Uebermass vermeiden soll. Der Grund ist wohl der, dass man durch ein grosses Geschenk den Empfänger gleichsam moralisch zwingt,

wieder ein grosses Geschenk zu machen. Darum sagt das Sprichwort ‚Kabi naru Reimotsu wa Hireimotsu', d. h. ‚Ein übertriebenes Geschenk wird zum Unhöflichkeitsgeschenk'.

2) Es ist selbstverständlich, dass man bei der Auswahl eines Geschenkes Rücksicht auf die Jahreszeiten nimmt. Es wäre lächerlich, im Sommer ein Hibachi, Feuerbecken, oder im Winter ein Sommerkleid zu schenken.

3) Macht man ein Geschenk zu einem Umzuge in ein neues Haus, so muss man alle Sachen vermeiden, in deren Namen das Wort Hi, Feuer, vorkommt, sowie auch alle diejenigen, welche rot, d. i. die Farbe des Feuers, oder hellgrün gefärbt sind. Das letztere deshalb, weil ‚hellgrün' moegi heisst, dieses aber auch verstanden werden kann als ‚Verbrennen (Moe) des Holzes (Ki)'. Anspielungen aber auf Feuersbrünste, eine der Geisseln Japans, die z. B. in Tokyo so häufig sind, dass man sie Yedo no Hana, Blumen Tokyos nennt, sind zu vermeiden.

4) Macht man einem Kranken ein Geschenk, so ist rotschuppiger Tai (Meerbrasse) sehr passend. Der blaue Tai ist zu vermeiden, da die blaue Farbe traurig stimmt. Ebenso ist in einem solchen Falle die Vierzahl der Geschenke zu vermeiden, denn das Wort shi = 4 kann auch Tod bedeuten, was natürlich einen Kranken erschrecken würde.

5) Bei Hochzeiten und überhaupt bei Geschenken an Ehepaare vermeide man Sachen, welche die Farbe von Affenhaaren haben; denn das Wort Saru = Affe bedeutet auch ‚scheiden' und könnte also an Ehescheidung erinnern, die ja in Japan so häufig ist, dass der Gedanke an sie näher liegt als bei uns.

6) Bei der Mannbarkeitsfeier eines Knaben (vgl. Bd. VIII, Teil 3, S. 285–286) darf man keine Kirimochi, geschnittene Klebreiskuchen, schenken; denn kiri = schneiden erinnert an Wunden und Tod. Aus demselben Grunde vermeidet man in diesem Falle auch Azuki, eine Art kleiner roter Bohnen, obwohl sonst bei Festen, besonders an Geburtstagen, Azukimeshi, Reis, mit solchen roten

Bohnen gemischt, unbedenklich gegessen wird. Die Azuki haben die Eigentümlichkeit, dass sie sich beim Kochen an der Bauchseite spalten, was an Harakiri, Selbstmord durch Bauchaufschlitzen, erinnert; daher ihre Verpönung bei Gembuku no Iwai.

7) Unter Fische, welche man schenkt, legt man kein Bambuslaub; denn das war Brauch bei der letzten Mahlzeit von Samurai, Kriegern, welche zum Harakiri verurteilt waren, die vor der Ausführung der Selbstentleibung noch Reisbranntwein und Fisch genossen.

8) Alle Geschenke sind daraufhin zu prüfen, ob nicht ihr Name durch eine zweite Bedeutung des Wortes als eine böse Anspielung aufgefasst werden oder traurige Gedanken erwecken kann (vgl. vorher 3–6). Solche Zweideutigkeiten kommen ja in der japanischen Sprache so unendlich oft vor, dass zwei Japaner bei der Unterhaltung gar manchmal genötigt sind, das Schriftzeichen des Wortes, welches sie meinen, mit dem Finger in die Luft oder in die Hand zu schreiben, um sich verständlich zu machen. Auf solchen billigen Wortspielen beruht dann auch ein guter Teil des japanischen Witzes sowie der Gesellschaftsspiele, so z. B. eine Art amüsanter Glückslotterie, wobei der gezogene Gegenstand eine scherzhafte Antwort auf eine gestellte Frage darstellt. Sind beim Schenken Gegenstände mit ominösen Namen zu vermeiden, so sind solche mit glückbedeutenden Namen um so willkommener. Daher der enorme Gebrauch von Katsuobushi, Hobelfisch (vgl. § 8, *b*), denn dieses Wort kann auch geschrieben und verstanden werden als ‚Sieg des Ritters'.

9) Bei Weihrauch und sonstigem Räucherwerk kann man nicht Hitotaki (1 Taki) und auch nicht Mitaki (3 Taki) schenken. Taki-Brennen ist das Zählwort bei solchen Sachen. Hitotaki kann man aber auch übersetzen mit ‚Das Brennen des Menschen' und Mitaki mit ‚Das Brennen des Körpers', was eine Anspielung auf Umkommen bei einem Brande oder auf die in Japan übliche Leichenverbrennung sein könnte.

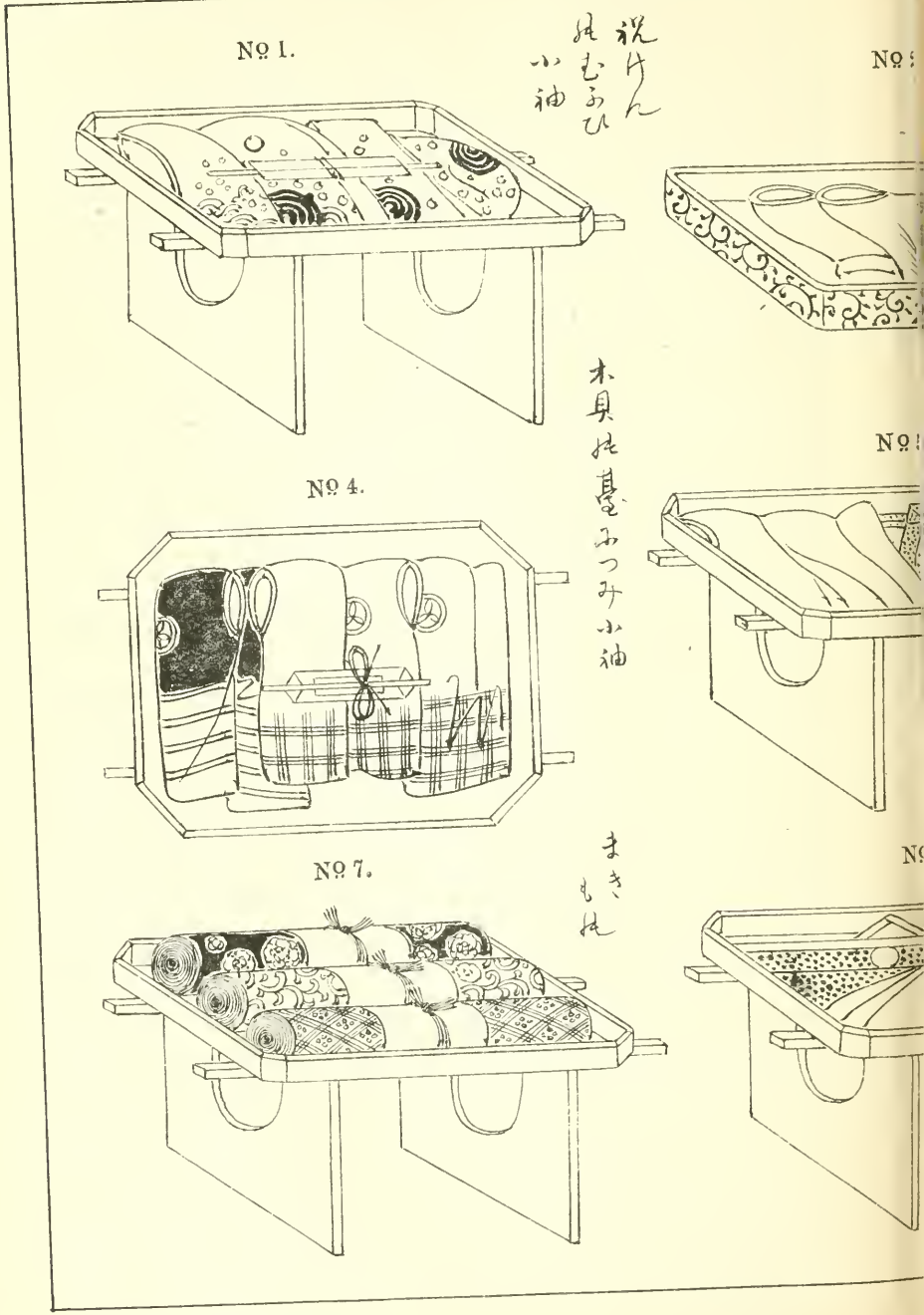
10) In ähnlicher Weise darf man Sachen, bei welchen das Zählwort Kire (Abschnitt = Stück) gebraucht wird, z. B.

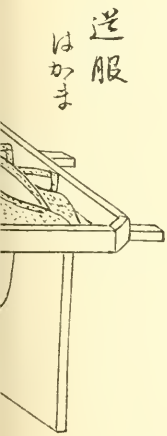
Schnittwaren, nicht in der Dreizahl schenken, denn Mikire, 3 Stück Schnittwaren, kann auch mit ‚Schneiden des Körpers' übersetzt werden.

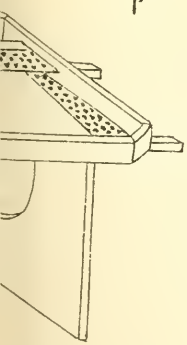
11) Die Zahlen 4 und 6 sind bei Geschenken zu vermeiden. Denn shi=4 bedeutet auch Tod (vgl. oben 4), weshalb man auch im gewöhnlichen Leben ‚4 Jahre' nicht gern mit shi Nen (auch gleich ‚Todesjahr') sondern mit yo Nen, ‚4 Uhr' nicht gern mit shi Ji (auch gleich ‚Todesstunde') sondern mit yo Ji, ‚4 Taler' nicht mit shi Yen (auch gleich ‚Todestaler') sondern mit yo Yen übersetzt. Die Zahl 6 ist zu vermeiden, weil ‚mutsu', wenn es in Zusammensetzungen zu ‚mu' wird, auch die Bedeutung von ‚nichts' hat.

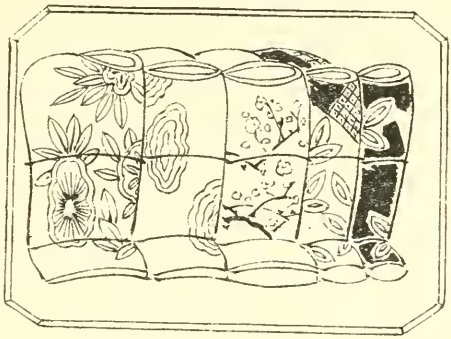
12) Ueberhaupt sind die geraden Zahlen beim Schenken zu vermeiden, bei kleineren Sachen z. B. Bonite, natürlich auch die Zahl 1, weil 1 Bonite zu ärmlich aussieht. Bei Sachen, die man paarweise schenkt z. B. Geflügel, kann man unbedenklich 1 Paar, 2 Paar oder 3 Paar etc schenken, obwohl es dann 2, 4, 6 etc Stück werden; hier wird eben nach Paaren gezählt. Auch die Zahl 10 ist erlaubt, weil es eine vollkommene Zahl ist, desgleichen 12, 20, 30, 40, 50 und 100. Von den ungeraden Zahlen sind ausser 1 bei kleinen Geschenken 9 und 11 zu vermeiden, wohl wegen der Nähe von 10. Kurz und gut, auch hier ergeben sich wieder allerlei komplizierte Regeln.

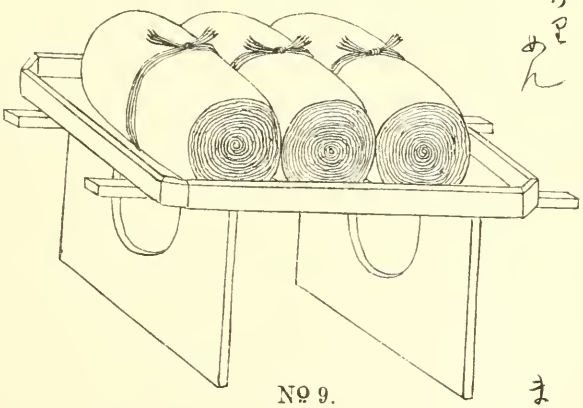
13) Bei Hochzeits- und Trauergeschenken darf man das Mizuhiki nicht in zwei Schleifen binden, sondern man macht nur eine einzige (vgl. § 9). Zwei Schleifen könnten darauf hinweisen, dass man eine Wiederholung des Ereignisses wünscht, als eine neue Hochzeit infolge von Ehescheidung oder einen neuen Todesfall. Andere freilich sagen, dass eine Doppelschlinge (vgl. Abbildung No 22, *b*) an das Zahlzeichen für vier (四) erinnert, shi= vier aber auch Tod bedeutet (vgl. unter 11).

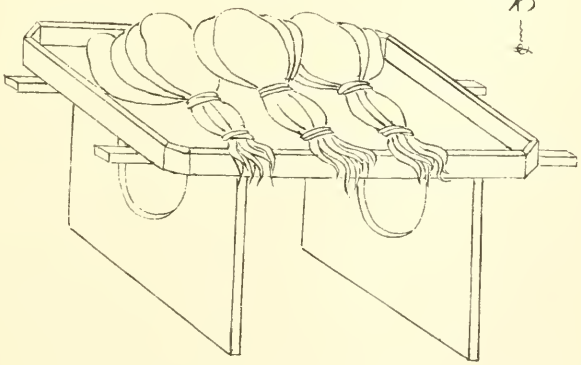

Nº 1.
祝けん
はむふひ
小袖
Nº 4.
木具は臺ふつみ小袖
Nº 7.
まき
もは

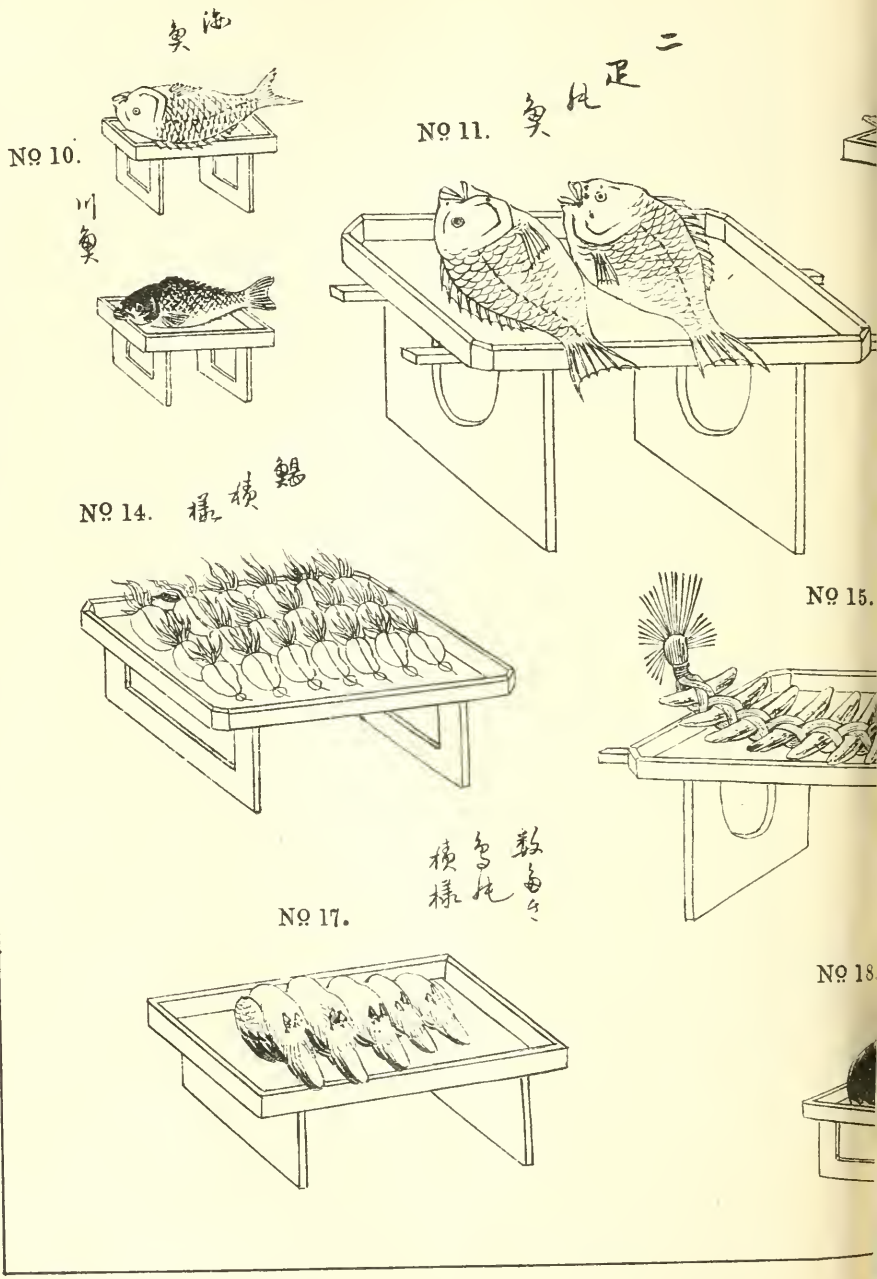


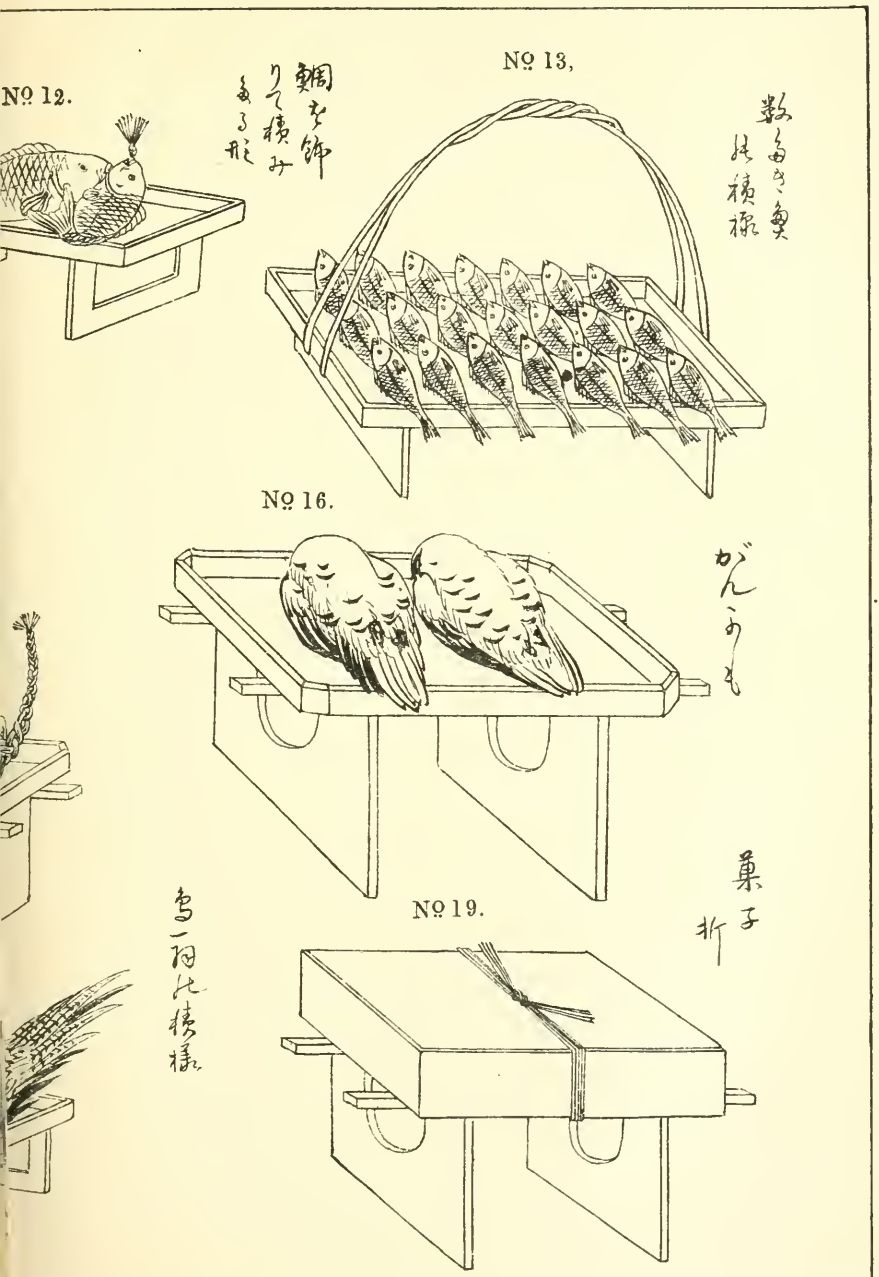




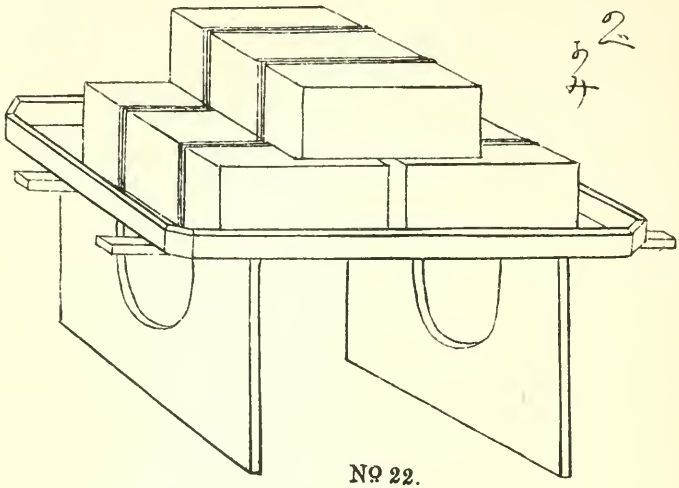




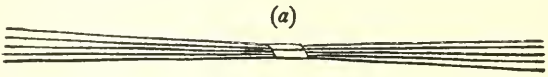

№ 10.
№ 11.
№ 14.
№ 15.
№ 17.
№ 18.

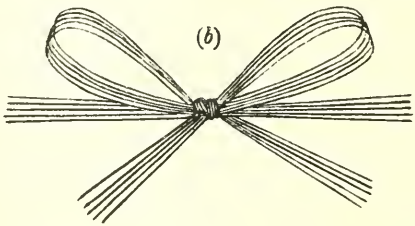

No 12.
No 13,
No 16.
No 19.

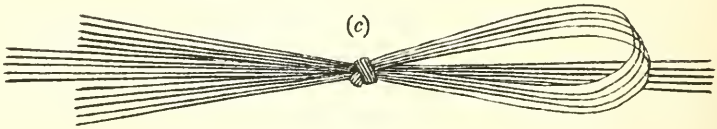
No 20.

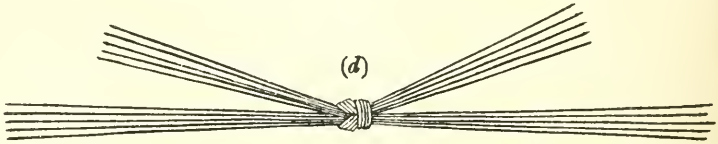


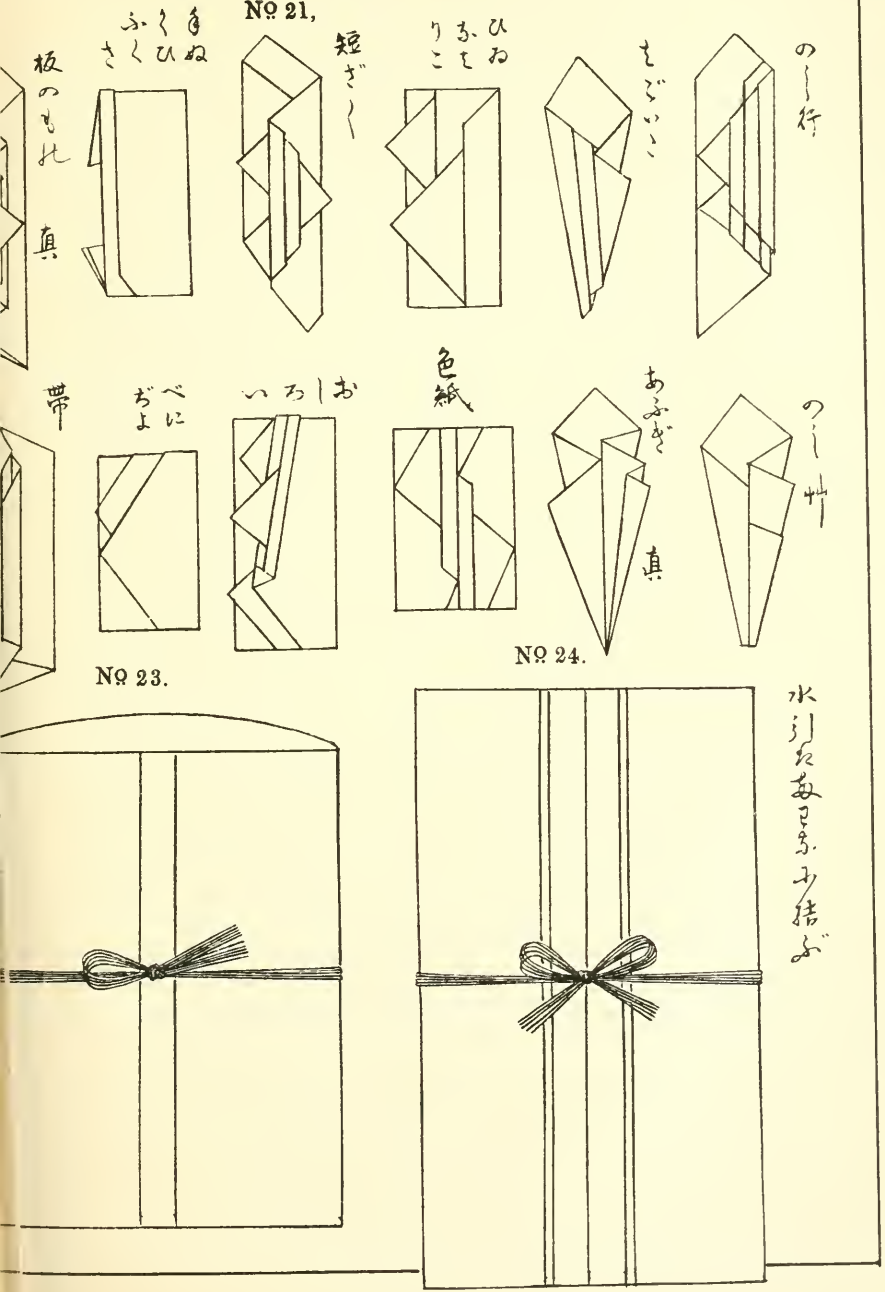
No 22.











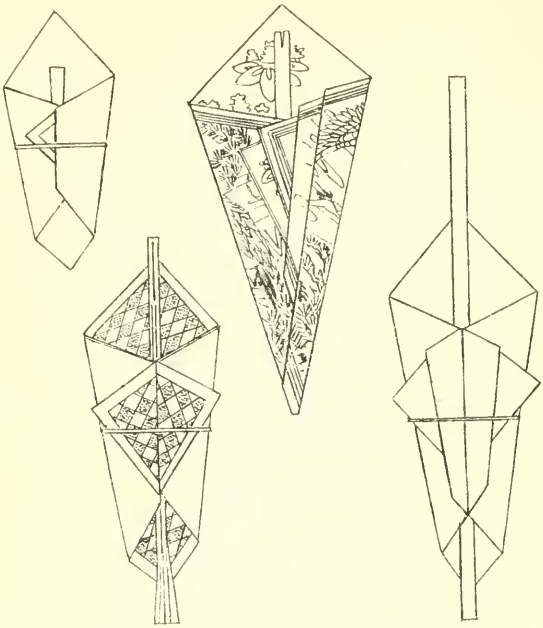
No. 21,

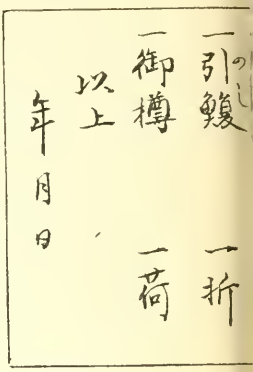
No. 23.

No. 24.

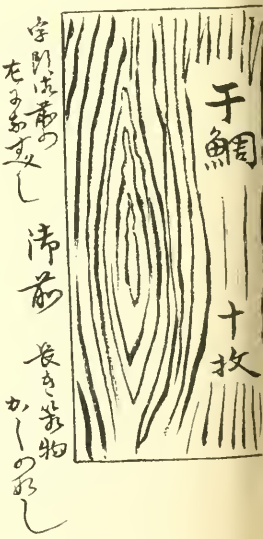
水引を毎日ふ可結ぶ

No. 25.

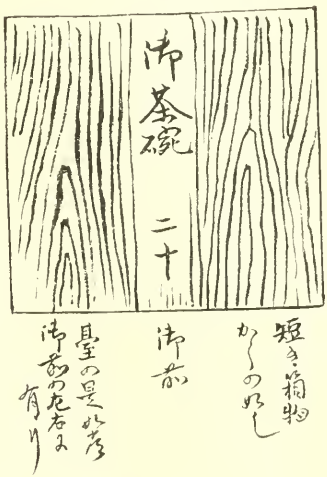




No. 26.



No. 28.

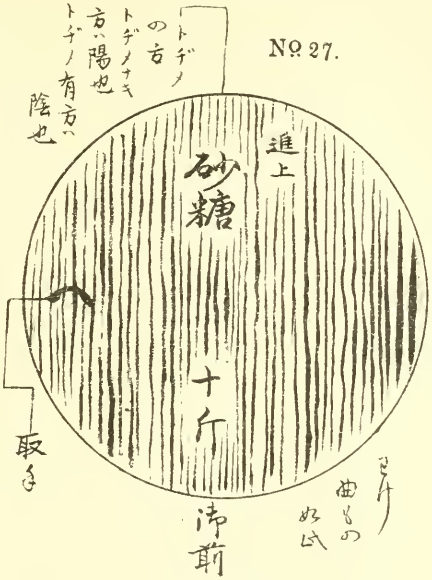


目録

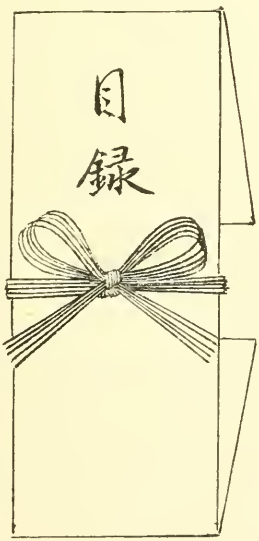
一鯛
一帯
一白綾

一折
一筋
一表

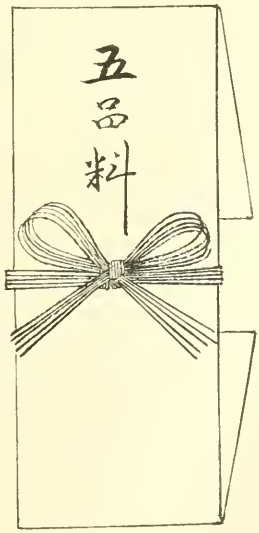
No. 27.



No. 30.



No. 31.



DIE BESIEDLUNG

VON

KRONLAND auf Hokkaido.

[Referat über einen Vortrag, gehalten in der Sitzung in Yokohama am 4. Februar 1903 von Herrn Kgl. Preuss. Regierungs- und Forstrat **H. Schilling**, z. Zt. forstl. Beirat im Kaiserl. Japanischen Hausministerium.]

Die zur landwirtschaftlichen Nutzung bestimmten Kronländereien gehören zur Verwaltung des Kaiserlichen Hofforstamtes zu Tokyo. Sie liegen, abgesehen von kleineren, überall in den Waldtälern zerstreuten Teilen, in 3 grossen Stücken zusammen: eine Fläche von 3.500 ha bei Kamigawa (=Asahigawa), eine von 9.000 ha bei Teshkaga und eine dritte von 10.000 ha bei Teshio. Die Kamigawaländereien gehören zum Kronfideikommissvermögen, die übrigen zwar augenblicklich noch zu den gewöhnlichen Krongütern, sie sollen jedoch demnächst gleichfalls dem Kronfideikommiss einverleibt werden. Hieraus folgt, dass die Flächen unveräusserlich sind und nur in eigener Verwaltung oder durch Verpachtung genutzt werden können. Die Kamigawaländereien sind bereits voll besiedelt, in Teshkaga hat die Besiedlung erst begonnen, in Teshio sind bis jetzt nur die Vermessungsarbeiten ausgeführt. Soweit die Besiedlung noch nicht erfolgt ist, sind die Flächen mit Urwald bestanden. Die Nutzbarmachung dieses wertvollen Landbesitzes beginnt mit der Vermessung, Kartierung und Teilung in regelmässig sich aneinander schliessende Rechtecke von 5 ha Grösse. Nur längs des Umrings bleiben unregelmässige Restflächen übrig. Die Grenzpunkte der einzelnen Grundstücke werden örtlich durch Pfähle bezeichnet. An die Vorarbeiten schliesst sich das öffentliche Ausgebot der Pachtflächen. Die sich meldenden Pachtlustigen haben unter denselben freie Wahl. Haben sie sich entschieden, so wird mit jedem ein besonderer Pachtvertrag von

bestimmt vorgeschriebener Form abgeschlossen, dessen Bedingungen weiter unten noch näher angegeben werden.

Die ersten Arbeiten der jungen Ansiedler bestehen in dem Abbrennen des Urwaldes und in der Errichtung einer Wohnstätte auf der Pachtfläche. Wegen der Armut der Pächter und des Mangels an bautechnischen Kenntnissen lassen die letzteren anfangs viel zu wünschen übrig und werden erst ganz allmählich so hergerichtet, dass sie ausreichenden Schutz gegen die langen und harten Winter gewähren.

Dem Hausbau folgt unmittelbar die Reinigung des Bodens vom Bodenüberzuge, die Einsaat von Hirse oder Buchweizen und die Entfernung des abgestorbenen, meist halb verkohlten Holzbestandes. Diese Fällungsarbeiten werden in der Regel im Winter ausgeführt, wenn der hartgefrorene Schnee den Transport erleichtert.

Die gefällten Stämme werden einfach bis zum nächsten Wasserlauf gebracht, hineingeworfen und sich selbst überlassen. Das auf der Fläche verbleibende Stockholz aber wird bei Gelegenheit der jährlichen Feldarbeiten immer von neuem wieder angebrannt, bis es von Feuer und Fäulnis zerstört nach 7–8 Jahren verschwindet.

Der praktische landwirtschaftliche Betrieb ist noch wenig entwickelt, er arbeitet noch mit den einfachsten Geräten und unter grossem Zeitaufwand. Vorherrschend ist das Trockenland, doch sind neuerdings grosse Flächen auch in Reisland umgewandelt worden. An Früchten werden vorzugsweise angebaut: Buchweizen, Mais, Hirse, Bohnen, Kartoffeln, Weisskraut, Mohrrüben etc und namentlich Hafer. In den ersten Jahren nach der Urbarmachung kann bei dem humusreichen Boden der Dünger gespart werden; auf den älteren Flächen haben sich indessen bei der Beschaffung der nötig werdenden Düngemittel Schwierigkeiten insofern ergeben, als es nicht möglich ist, die 5 ha grossen Ländereien nach japanischer Sitte mit menschlichen Fäkalien abzudüngen.

Die Verwaltung hat sich daher genötigt gesehen, das benachbarte hügelige Waldland zur Umwandlung in Hara preiszugeben trotz der grossen Nachteile, die sich aus dieser Einrichtung in Altjapan ergeben haben. Daneben verwendet man noch künstlichen und Fischdünger. In Teshkaga aber hat die Forstverwaltung ausserdem ein Gestüt errichtet, bestehend aus zwei

Hengsten und 25 Stuten, die lediglich der Düngerbereitung sich befleissigen sollen.

Die beiden Hengste werden in der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt daselbst gehalten, während die Stuten bei den einzelnen Ansiedlern untergebracht sind. Sämtliche Pferde sind Kroneigentum.

Die Pachtbedingungen sind für die drei Ansiedlungsgebiete verschieden und haben sich schon wiederholt geändert. Es sind zu unterscheiden:

1. — DIE KAMIGAWAFLÄCHEN.

Die ersten Ansiedler — das sind die Leute aus den Jahren 1894–1899 — hatten für die Pachtfläche von 5 ha 5 Jahre lang eine Abgabe von im ganzen 15 *Sen* zu entrichten. Danach war und zwar auf die Dauer von 25 Jahren ein Pachtgeld pro Jahr und ha von 2 *Yen*, für das einzelne Pachtgut also ein jährlicher Betrag von 10 *Yen* zu zahlen. Sonstige Erleichterungen bei Uebernahme des Pachtlandes wurden nicht gewährt.

Diese Bedingungen wurden bereits nach 5 jährigem Bestehen d. h. für die im Jahre 1899 neu eintreffenden Ansiedler verschärft. Von diesem Zeitpunkte ab gewährt man zunächst 5 Freijahre; nach Ablauf derselben wird das Pachtgeld alle 5 Jahre nach der Bodengüte, nach den Pachtpreisen in der Umgegend und nach den eigenen Einnahmen der Pächter aus ihren Grundstücken neu festgesetzt. Für die ersten 5, jetzt laufenden Jahre schwankt dasselbe zwischen 2,50 und 5 *Yen* pro Jahr und ha.

Unter diesen Bedingungen sind die Kamigawaländereien bereits mit 700 Familien besetzt und demgemäss voll besiedelt.

2. — DIE TESHKAGALÄNDEREIEN.

Die Besiedlung hat hier erst im Jahre 1899 begonnen. Abgelegenheit und weniger günstige Bodenverhältnisse nötigten hier zu einem grösseren Entgegenkommen. Die pachtlustigen Familien, die bis jetzt sämtlich aus der Provinz Etchu stammen, erhalten zunächst vom Hafenorte Fushigi aus ca 35 *Yen* Reisegeld und, am Orte ihrer neuen Heimat angekommen, auf den noch ertragslosen Grundstücken ein Zehrgeld. Dieses betrug

für die beiden ersten Jahre 1899 und 1900 monatlich 10 *Yen* und wurde 11 Monate hindurch gewährt. Seit 1901 ist dieser Zeitraum auf 8 Monate gekürzt worden. Ausser diesen Unterstützungen erhalten die Leute noch ein Rodungsgeld, aber erst nach ausgeführter Rodung. Dieses betrug in den Jahren 1899 und 1900 pro ha 35 *Yen*, jetzt ist es auf 28 *Yen* pro ha herabgesetzt. Die Rodung muss in 5 Jahren beendet sein. Sämtliche Pächter erhalten ausserdem 5 Freijahre. Mit dem Ablauf der letzteren beginnt die eigentliche Pachtzahlung und zwar hier nicht nach der Bodengüte sondern nach der Flächengrösse. Die Verträge werden auf 30 Jahre geschlossen. An Pachtgeld haben die Ansiedler aus dem Jahre 1899 pro ha 4 *Yen*, die späteren aber 4,50 *Yen* zu entrichten. Innerhalb 6 Jahren nach Abschluss des Pachtvertrages sind das Reisegeld sowie das Zehrgeld der Verwaltung wieder zurückzuzahlen. Bis jetzt ist dieses Ansiedlungsgebiet erst mit 78 Familien besetzt.

3. — DIE TESHIOWÄLDER.

Auf den 10.000 ha grossen Flächen bei Teshio sind wie schon erwähnt erst die Einteilungsarbeiten ausgeführt. —

Der Vortragende beleuchtete hierauf das vorstehend geschilderte Ansiedlungsverfahren nach Massgabe der in Preussen für ähnliche Arbeiten geltenden Grundsätze und kam dabei zu folgendem Urteil:

1) Eine schablonenmässige, auf die Geländeverhältnisse nicht Rücksicht nehmende Einteilung landwirtschaftlichen Nutzlandes ist stets fehlerhaft und führt zu allerlei Erschwernissen des landwirtschaftlichen Betriebes. Die Einteilung hat sich immer dem Gelände in der Weise anzupassen, dass zunächst die natürlichen Trennungslinien wie Wasserläufe, Höhenzüge etc vermessen und kartiert, dass hierauf sämtliche Hauptwege mindestens entworfen und abgesteckt, möglichst aber auch sofort gebaut werden, und dass erst dann, d. h. im Anschluss an die natürlichen Trennungslinien und Wege die Einteilung in Pachtflächen erfolgt.

2) Das Abbrennen des Urwaldes ist zweifellos das einfachste, billigste und daher beste Mittel, die ausseror-

dentlich zählebige Pflanzenwelt zu zerstören. Das Verfahren wird aber zum Verbrechen, wenn, wie es meistens geschieht, diese Feuer sich selbst überlassen werden, tage- und wochenlang fortbrennen und sich auf Gebiete ausdehnen, die niemals zur landwirtschaftlichen Nutzbarmachung sich eignen. Millionen von Werten sind in Hokkaido auf diese Weise dem Feuer zum Opfer gefallen und ausgedehnte Landstrecken in Wüsteneien verwandelt.

3) Das ganze Ansiedlungsverfahren nimmt zu wenig Rücksicht darauf, dem meist vollständig besitzlosen Ansiedler die Uebergangszeit d. h. die ersten Jahre in seiner neuen Heimat zu erleichtern. Selbst die in Teshkaga gewährten Rodungsgelder verlieren in dieser Beziehung an Bedeutung, da die Forstverwaltung für den geringen Preis von 28 *Yen* 1 ha Urwald gerodet erhält, der sich nicht nur bei einem Pachtgelde von 4,50 *Yen* mit 16 % verzinst sondern der Verwaltung auch ermöglicht, bei dem herrschenden Verpachtungsverfahren nach Belieben Pächter anzusetzen und die Pachtpreise zu erhöhen. Von hervorragender, die Entwickelung von ganz Hokkaido vorteilhaft beeinflussender Bedeutung wäre die Errichtung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude durch die Hofforstverwaltung selbst und zwar vor dem Eintreffen der Ansiedler. Das Klima der Insel weicht mit seinen ausserordentlich kalten (bis -42° C) und schneereichen Wintern so auffallend von dem der übrigen japanischen Inseln ab, dass die dagegen zu treffenden Vorkehrungen dem stets aus wärmeren Gegenden zuziehenden Pächter völlig unbekannt sind. Die gegenwärtigen Unterkunftshütten der Ansiedler sehen schlechten Ställen ähnlicher als einer menschlichen Wohnung.

4) Die Errichtung der Wohnhäuser nach dem Belieben der Pächter auf den einzelnen Pachtflächen führt zu einem Verzetteln derselben über das ganze Ansiedlungsgebiet und infolgedessen zu allerlei sozialen Nachteilen: schwieriger Verkehr der Ansiedler untereinander, schwieriger Schulbesuch, schwierige Versorgung mit den täglichen Lebensmitteln u. s. w. Es ist daher der Versuch empfehlenswert, die Pächter in Ortschaften anzusiedeln.

5) Die von der Hofforstverwaltung im Interesse der Pächter

gemachten baren Aufwendungen, also auch die Kosten für die Errichtung von Gebäuden, haben diese von einem gewissen Zeitpunkte ab mässig zu verzinsen und zu amortisieren.

6) Dass auf den ungeheueren Gebieten die einzelnen Pachtflächen nur an Landwirte abgegeben werden können, und alle Nichtlandwirte, also auch Handwerker und Kaufleute, als Ansiedler ausgeschlossen sind, dass man auch nicht daran gedacht hat, die neuen Gemeinden von vornherein mit Gemeindeland auszustatten, sind grundsätzliche Fehler.

7) Zur Hebung der noch wenig entwickelten praktischen landwirtschaftlichen Tätigkeit — die 5 ha grossen Grundstücke werden z. B. in der Regel nur gehackt statt mit dem Pfluge bearbeitet — empfiehlt es sich, auf jedem der 3 grossen Ansiedlungsgebiete mindestens ein Mustergut in der Weise zu schaffen, dass auswärtigen praktischen Landwirten Gelegenheit geboten wird, für eigene Rechnung die Landwirtschaft zu betreiben, ausserdem aber noch mindestens je einen praktischen fremden Landwirt anzustellen, der von Haus zu Haus geht, und die Ansiedler von amtswegen in den landwirtschaftlichen Verrichtungen zu unterweisen hat. Ein wesentlicher Punkt der Tätigkeit beider Personen wäre der Versuch, die Rindvieh- und Schweinezucht einzuführen sowie auf dem für Reisbau infolge der niedrigen Jahreswärme meist nicht mehr geeigneten Boden den Anbau unserer hauptsächlichsten Getreidearten wie Roggen, Weizen, Hafer, ferner die Einführung der Milchwirtschaft und Geflügelzucht zu betreiben. Da es sich überall um Pächter handelt, ist die Hofforstverwaltung in der glücklichen Lage, die Fortschritte der Landwirtschaft in anderen Ländern für die Pächter in gewissem Sinne zwangsweise nutzbar zu machen.

8) Aus den Pachtverhältnissen entwickeln sich voraussichtlich sehr schnell Erbpachtsgerechtigkeiten. Das von der Verwaltung bisher geübte, zwar ausserordentlich entgegenkommende aber bedenkliche Verfahren, die Ansiedler auf ihren Flächen nach Belieben schalten und walten zu lassen, auch die Entwickelung und Bildung

der Gemeinden möglichst nicht zu beeinflussen, haben auf den Kamigawaländereien bereits zu manchen Eigenmächtigkeiten der Pächter geführt — sie haben hier z. B. ohne Zutun der Verwaltung grosse Strecken in Reisland umgewandelt, ausgedehnte Be- und Entwässerungsgräben gebaut und eine Art Reisbaugenossenschaft gebildet—, dass zu befürchten ist, es erwächst der Verwaltung allmählich in der Masse der Pächter eine gegnerische Macht, der sie im Ernstfalle, namentlich bei den vorbehaltenen periodischen Erhöhungen der Pachtpreise, vermutlich unterliegen wird.

9) Die Nutzung so ausgedehnter Flächen durch Verpachtung von immer nur 5 ha grossen Abschnitten führt stets zu Schwierigkeiten, die nur gemildert werden können, wenn die Pflichten und Rechte der beiden Teile von vornherein scharf gekennzeichnet und fortlaufend streng geschieden werden. Leider ist diese Forderung hier aus verschiedenen Gründen nicht durchführbar. Es empfiehlt sich daher mehr, im Laufe der Zeit mehrere der kleinen Pachtflächen zu vereinigen und zur Bildung von Domänen überzugehen oder aber — und das wäre nach Ansicht des Vortragenden unter den eigenartigen japanischen Verhältnissen der beste Weg — die betr. Flächen aus dem Kronfideikommissvermögen auszuscheiden und allmählich zu verkaufen.

Zum Schluss verbreitete sich der Vortragende noch über die Bedeutung, die Hokkaido als Ansiedlungs- und demgemäss als Auswanderungsgebiet für Altjapan im allgemeinen hat. Soweit Hokkaido zum landwirtschaftlichen Betriebe sich eignet, ist der Boden mindestens ein mittelmässiger, an vielen Stellen sogar ein guter und sehr guter; auch alle sonstigen Verhältnisse sind der Besiedlung ausserordentlich günstig. Es ist deshalb auffallend, dass die japanische Regierung anscheinend mehr darauf Bedacht nimmt, den Bevölkerungsüberschuss im Auslande unterzubringen als in Hokkaido, also im eigenen Lande, sesshaft zu machen. Dieses Verfahren ist um so befremdsamer, als die Schaffung eines steuerkräftigen Bauernstandes augenblicklich mit zu den hauptsächlichsten Aufgaben der Verwaltung gezählt werden muss. Der Weg, den die Verwaltung zur erfolgreichen Besiedlung Hokkaidos einzuschlagen hätte, wäre im allgemeinen

derselbe, wie er für die Besiedlung der Kronländereien angedeutet worden ist. Im Vordergrunde steht auch hier die Forderung, dass die Staatsverwaltung die Ansiedlungsflächen ganz oder teilweise auf eigene Kosten urbar machen und vor dem Eintreffen der Ansiedler die Wohn- und Wirtschaftsräume errichten müsste. Zur Durchführung dieser Massregel stehen dem Staate nicht nur grössere Geldmittel als jeder Privatverwaltung sondern in den Strafgefangenen auch billige Arbeitskräfte zur Verfügung. (Die Tagelöhne der Sträflinge betragen augenblicklich 5,4 *Sen*) Eine planmässige Holzverwertung wäre auf diese Weise gleichfalls gesichert. Die vom Staate auf die Urbarmachung des Landes verwendeten Kosten würden die Ansiedler mässig zu verzinsen und zu amortisieren haben. Zur Erleichterung des Ueberganges des freien Eigentums an den Grundstücken auf die Ansiedler dürfte sich auch in Japan eine der Preussischen Rentengutsgesetzgebung entsprechende Einrichtung empfehlen.

DIE JAPANISCHEN RELIGIONEN IN DER NEUESTEN ALLGEMEINEN RELIGIONSGESCHICHTE.

Von

Pfarrer HANS HAAS

in Tōkyō.

Die Religionswissenschaft ist eine Disziplin, die in Deutschland noch immer um akademische Existenzberechtigung zu ringen hat. Angesichts dieser bedauerlichen Rückständigkeit ist es erfreulich, dass wir heute doch bereits in deutscher Sprache wenigstens zwei grössere Werke über allgemeine Religionsgeschichte besitzen. Die Abfassung des ersten, für deutsche Hochschulen bestimmten, musste — ein charakteristisches Zeichen des embryonalen Zustandes, in welchem sich diese in Frankreich, Holland und England schon viel früher in ihrer Bedeutung erkannte Wissenschaft noch vor anderthalb Jahrzehnten bei uns befand — einem Lehrer an der Amsterdamer Universität, P. D. Chantepie de la Saussaye, übertragen werden. Der Bearbeiter des zweiten, 1899 erschienenen, ist Dr. phil. et theol. Conrad von Orelli, Professor der Theologie in Basel. Was an dieser neuesten, gegen 900 Seiten umfassenden Darstellung als ihr besonderer Vorzug gerühmt wird, ist, dass sie ein Werk aus *einem* Gusse ist. Das war auch Chantepie de la Saussaye's Handbuch in seiner ersten Auflage. Der Verfasser, seinerzeit einer der ersten auf dem Plane, als es sich um die Inaugurierung der jungen Wissenschaft handelte, ist jedoch inzwischen zu der Einsicht gelangt, dass die allgemeine Religionsgeschichte ein Gebiet von zu immensem Umfang ist, als dass ein Einzelner im stande wäre, das im letzten Jahrzehnt so mächtig angewachsene Material allein zu bewältigen. So hat er sich, als 1896 eine 2. Auflage nötig wurde, die eben jetzt auch ins Französische übersetzt wird, verständigerweise dazu entschlossen, sich die Mit-

wirkung von Gelehrten zu sichern, die auf den einzelnen Gebieten den Quellen näher standen als er selbst. Dass es ihm auch mit dieser Beihilfe, die das Werk notwendig um seinen einheitlichen Charakter und den festen Gesichtspunkt für die Würdigung der religiösen Phänomene brachte, nicht gelang zu erreichen, worum es ihm zu tun war: jeden einzelnen Teil auf die Höhe der heutigen Forschung zu bringen, das zeigen in dem Werke auch die den Japanern gewidmeten Paragraphen (§ 13. Geschichte und Lehre; § 14. Cultus). Mit ihnen füllte der Amerikaner Dr. Edm. Buckley eine Lücke aus, welche das erste Mal offen geblieben war. Von den Kritiken, die mir zu Gesichte kamen, bezeichnet eine von Prof. Bousset (Theol. Literaturzeitung 1898, No. 21) die bezüglichen Kapitel als den schwächsten Teil des Werkes, und ein anderer Kritiker, der sich selbst gründlich mit den Religionen des Ostens befasst hat, J. Happel, bemerkt (Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, Jahrg. XII, 1897, S. 238 ff): „Die Religionsgeschichte Japans, Leistung des Herrn Buckley aus Chicago, möge hier mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt bleiben." Ich finde beide Urteile nicht ganz billig. Aber vermag ich ihnen darum gleich nicht beizutreten, so räume ich doch ein, dass man von einem Gelehrten, der jahrelang in Japan selbst gewirkt hat und sich in Amerika als 'Lecturer on Shinto' bezeichnet, Befriedigenderes hätte erwarten mögen. Wenn aber schon in einem Lehrbuch, das einen Spezialisten als Bearbeiter heranzuziehen für gut hielt, der Abschnitt über die japanische Religionsgeschichte Ansprüchen, die man füglich sollte machen dürfen, nicht vollauf gerecht wird, so wäre es mehr als unbillig, einem Autor, der es unternommen allein das ganze gewaltige Gebiet zu behandeln, Mängel und Schwächen der einzelnen Teile aufzurücken. Wem es wahrhaft um den Ausbau der allgemeinen Religionsgeschichte zu tun ist, der wird es vielmehr für seine Pflicht erachten, wo und wie er kann, Versuche wie den v. Orelli's an seinem Teil zu unterstützen. So, als Kärrner- und Handlangerdienste für einen bauenden König, sind die nachfolgenden Ausstellungen vermeint, die ich an dem von ihm der japanischen Religion gewidmeten Kapitel mache und die, wenngleich spät als Buchkritik, doch wohl noch lange zeitig genug für Berücksichtigung in einer 2. Auflage erscheinen werden.

Professor Orelli's grosses Werk ist ein Zeugnis umfassender Studien über die Religionsgeschichte. Es ist auch unverkennbar,

dass der Verfasser, ein tüchtiger Kenner der israelitischen Religion, für das weitere Gebiet der semitischen Religionen überhaupt Autorität beanspruchen kann. Ebenso unverkennbar aber ist, dass in anderen Ausschnitten des ausgedehnten Forschungsfeldes seine Darstellung nur referierend ist, und das ist vor allem bezüglich der japanischen Religionsgeschichte der Fall. Hier ist er offenbar mit dem neuesten Stande der Forschung und der zu einer auf der Höhe stehenden Darstellung zu benützenden Fachliteratur weniger als anderwärts vertraut. Dem Kenner zeigt das alsbald ein Blick auf die Literaturnachweise. Der Verfasser gibt an: KAEMPFER, Geschichte und Beschreibung von Japan, herausg. von Dohm, Lemgo 1777–79 (2 Bde.). — P. F. v. SIEBOLD, Nippon, Archiv zur Beschr. von Japan. Leiden 1832–51 (20 Sektionen). — REED, *Japan, Its History, Traditions and Religions.* 2 Bde., London 1880. — CHAMBERLAIN, *The Language, Mythology and Geographical Nomenclature of Japan, reviewed in the Light of Ainu Studies.* Tokyo 1887. — Die Akten des Kongresses von Chicago, S. 451 ff. — Er bemerkt ferner: „Manches Material enthalten die Transactions of the Asiatic Society of Japan (zu Tokyo herausgegeben) und die Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (ebenda)."

Es muss nun freilich beachtet werden, was der Herr Verfasser in der Vorrede betont, dass er dem Zwecke seines ganzen Werkes entsprechend „bei der Auswahl der aufzuführenden Literatur aus der bald überreichen Zahl der Bearbeitungen einzelner Partien und Gegenstände *die dem Theologen zugänglicheren Schriften bevorzugte*". Allein dies trifft in unserem Falle doch schwerlich zu. An Stelle des kompilatorischen Werkes von REED, das auf besondere Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch machen kann und überdies im Buchhandel heute ebenso schwer mehr zu haben ist wie auf deutschen Bibliotheken, wären doch wohl viel zweckentsprechender das deutsch geschriebene Buch von MUNZINGER (Die Japaner), das zur Zeit des Erscheinens der Religionsgeschichte bereits seit einem Jahre vorlag, und REIN's „Japan", das Hauptwerk, das wir über Japan besitzen, anzugeben gewesen. KAEMPFER's Beschreibung und SIEBOLD's grosses Prachtwerk (anders verhält es sich mit der 1897 von Siebolds Söhnen in 2 Bänden herausgegebenen, um die Anmerkungen gekürzten 2. Aufl.) können wohl kaum als Werke hingestellt werden, welche heute Theologen leicht zugänglich sind, und ebensowenig CHAM-

BERLAIN's Abhandlung, die in den Memoirs of the Literature College der Kais. Universität von Japan veröffentlicht wurde und doch nur nebenbei auf die Religion eingeht. Heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt von der angeführten Literatur, abgesehen von diesem Essay, nichts. Die Akten des Kongresses von Chicago kommen von vornherein nicht in Betracht. Die älteren Arbeiten über den Shintoismus, nicht nur die von KAEMPFER und SIEBOLD, sondern auch die von PFIZMAIER, HOFFMANN u. A. sind gegenwärtig völlig antiquiert. Ein sorgfältiges Studium dieser Literatur hat mich davon überzeugt, dass der heutige *Religionsforscher* sie sämtlich ruhig ungelesen lassen kann.

Was steht nun dem, der das Verlangen hat, sich über die japanische Religionsgeschichte zu belehren, dermalen an zuverlässigen Hilfsmitteln zu Gebote?

Gewöhnlichen Ansprüchen dürfte vollauf das Buch von W. E. GRIFFIS, *The Religions of Japan* (2. Aufl. New York 1895) genügen, welches nicht nur den Shintoismus sondern auch den japanischen Confucianismus und Buddhismus wie die Geschichte des Christentums in Japan behandelt. Einen trefflichen Ueberblick gibt das von E. M. SATOW geschriebene Kapitel „*Religions*" in der 2. Aufl. (nur in dieser!) von Murray's Handbook for Travellors in Japan, die freilich kaum mehr zu erlangen ist. Der Religionsforscher kann sich natürlich an diesen Darstellungen nicht genügen lassen. Ihm stehen andere Quellen zur Verfügung.

1. — SHINTOISMUS.

Der Shintoismus, um mit dieser alten nationalen Götterverehrung anzufangen, ist heute eine Buchreligion. Ihre Grundlage bilden das Kojiki, das Nihongi und das Kūjiki, drei japanische Geschichtswerke, die gewöhnlich unter dem gemeinsamen Titel *Sambukonsho* „die drei Hauptbücher" zusammengefasst werden. Eine weitere Hauptquelle sind die im Engishiki zusammengefassten Norito. Alle diese Schriftwerke sind heute, soweit sie hier in Betracht kommen, auch dem europäischen Forscher, welcher der japanischen Sprache nicht kundig ist, erschlossen.

Das *Kojiki* („Berichte über die Begebnisse im Altertum"), das, im Jahre 712 unserer Zeitrechnung vollendet, das älteste heute noch vorhandene Literaturdenkmal nicht nur Japans

sondern der gesamten altaischen Sprachfamilie darstellt und treuer als irgend ein anderes Buch wie die Sitten, die Sprache und traditionelle Geschichte so auch die Mythologie des alten Japan bewahrt hat, hat B. H. CHAMBERLAIN durch seine als Supplement zu Band X der Transactions of the Asiatic Society of Japan erschienene kommentierte englische Uebersetzung zugänglich gemacht. (Yokohama 1883) Vorausgeschickt hat er ihr eine ausgezeichnete Einleitung, deren 5. Kapitel auch die religiösen Ideen der ältesten Japaner behandelt.

Das zweitälteste, im J. 720 n. Chr. G. vollendete Geschichtswerk ist das *Nihongi* („Annalen von Japan"), das in Japan sogar immer mehr geschätzt war als das ältere Werk, dies darum, weil es im Gegensatze zum Kojiki, das weniger Wert darauf legt, mit den klassischen chinesischen Geschichtswerken im Stil zu rivalisieren, durchaus chinesischen Anstrich hat. „Während das Nihongi einerseits manche im Kojiki enthaltene Legenden mit Stillschweigen übergeht, mag sein *mala fide*, gibt es doch andererseits auch einige echt japanische Mythen, von denen das Kojiki nichts weiss. Die Quellen der Tradition für die allerälteste Zeit, das Götterzeitalter, sind bei beiden Werken im grossen und ganzen dieselben und weichen nur in einer Reihe von einzelnen Fällen von einander ab. Dass die Abweichungen des Nihongi vom Kojiki (abgesehen von ganz groben und für den Kundigen meist auf den ersten Blick erkenntlichen chinesischen Pfropfreisern) im allgemeinen auf schon länger bestehende Verschiedenheiten in der Ueberlieferung und nicht auf blosse Willkür und Fälschungssucht der Verfasser des Nihongi zurückgehen, halte ich für ausgemacht ..... Kojiki und Nihongi bilden somit, für ihre frühesten Darstellungen wenigstens, eine ziemlich glückliche Ergänzung zu einander" (Florenz).

Das Nihongi behandelt die Geschichte Japans bis zum Jahre 697 n. Chr. G. Für die Religion Altjapans kommen von den 30 Büchern nur die beiden ersten, betitelt *Jindaiki* („Bericht über das Zeitalter der Götter"), als Quellen in Betracht.

Die erste systematische Bearbeitung des Nihongi hat LÉON DE ROSNY in Angriff genommen. Sie ist jedoch Fragment geblieben. Nur zwei Hefte sind davon 1884 und 1887 erschienen, die auf CXIII + 391 Seiten ausser einer Einleitung eine kommentierte Uebersetzung nur des 1. Buches bieten (*Kami yo-no maki.* Histoire des dynasties divines. Publiée en japonais, traduite pour la première fois sur le texte original, accompagnée

d'une glosse inédite composée en chinois et d'un commentaire perpétuel rédigé en français).

Die erste vollständige, von einem knappen aber trefflichen Kommentar begleitete Uebersetzung des gesamten Nihongi hat der gelehrte Japanologe W. G. Aston 1896 in 2 Bänden erscheinen lassen. (Transactions and Proceedings of the Japan Society, London. Supplement I.).

Dem deutschen Leser hat schon vor Aston Dr. K. Florenz eine Uebersetzung und Erläuterung der zweiten Hälfte des Nihongi (Buch XXII–XXX), versehen mit einer gediegenen Einleitung, dargeboten. Für die 2., durchweg revidierte Auflage, die kürzlich (1903) unter dem Titel *Japanische Annalen, A. D. 592–697. Nihongi* erschien, ist Astons Werk mit benutzt. Während der II. Teil des Florenzschen Nihongikommentars noch aussteht, ist der I., welcher die beiden ersten Bücher darbietet, 1901 als Supplement der „Mitteilungen" der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo erschienen. Der Spezialtitel dieses Bandes ist: *Japanische Mythologie.* Da ein Appendix auch eine Anzahl von wichtigeren im Nihongi fehlenden Mythen, welche dem Kojiki und den echten alten Fūdoki entnommen sind, enthält, wird in diesem Buche ein ziemlich umfassender Ueberblick über das älteste authentische Material gegeben. Was diese echte deutsche Gelehrtenleistung von dem englischen Werke Aston's unterscheidet, ist die grössere Ausführlichkeit des unter Rücksichtnahme auf die neuesten Forschungen der eingeborenen Gelehrten, welche einen Fortschritt über die älteren von Aston benützten Spezialkommentare hinaus bedeuten, beigegebenen Kommentars und die Einstreuung einer Reihe von kleineren Exkursen. Zu bedauern ist nur, dass der Verfasser gemeint hat, von einer Zusammenfassung der Resultate, welche sich aus der Lektüre des Nihongi ergeben und wie sie Chamberlain in seiner Einleitung zum Kojiki in feinsinniger Weise geliefert hat, absehen zu müssen. Aus den vorliegenden Rohstoffen eine wirkliche geordnete japanische Mythologie zu gestalten, ist nach Dr. Florenz' Meinung eine Aufgabe der Zukunft, die jetzt schon zu unternehmen noch verfrüht wäre.

Noch viel älter als das Kojiki und das Nihongi, in der Tat das bei weitem älteste Denkmal der japanischen Historik wäre, wenn es echt wäre, das *Kūjiki* („Annalen der alten Begebnisse"), dessen mit dem Jahre 621 n. Chr. G. endende 10 Bücher von

Shōtoku-taishi und Soga no Umako verfasst sein sollen. In der Gestalt, in der uns das Werk jetzt vorliegt, wird es jedoch seit Motoori's Kritik (Kojikiden 1,20)* selbst von den japanischen Historikern als ein späteres, unzuverlässiges Machwerk betrachtet. Auch Dr. Florenz sieht es als ein Falsifikat an. Nur eine Abteilung desselben (*Kuni no Miyatsuko Hongi*) will man einigermassen gelten lassen. Es ist darum auch kaum zu beklagen, dass eine Uebertragung des Kūjiki in eine europäische Sprache bis jetzt nicht vorliegt.† Gelegentlich, d. h. wo es Materialien enthält, die für die Kenntnis des Shintoismus wichtig sind, ist es von Florenz in seiner „Japanischen Mythologie" benützt.

Eine viel wichtigere Quelle für die Erforschung des reinen Shintoismus sind die in Prosa abgefassten, an die Präfationen der katholischen Liturgie gemahnenden *Norito*, indem sie am besten erkennen lassen, wie vor dem Eindringen chinesisch-confucianischer und buddhistischer Einflüsse die religiösen Gefühle der Japaner geartet waren. Eine englische Uebersetzung der im Engi-shiki („Zeremonialgesetze") aus viel älteren Quellen im Jahre 927 n. Chr. G. zusammengestellten Norito hat E. Satow (*'Ancient Japanese Rituals'*) in den Transactions of the Asiatic Society of Japan begonnen (Vol. VII, pp. 97–132, 409–455;

* Nach Motoori ist das Kūjiki eine mit Benützung des Kojiki und Nihongi bearbeitete Kompilation, wie man aus einer Vergleichung der in den drei Werken gebotenen Berichte aus dem Zeitalter der Götter ohne weiteres erkenne. Im Kūjiki finde man ein Gemisch ganz ungleicher Stile, und ein und dasselbe Begebnis sei in zwei verschiedenen Formen berichtet. Besonders auffällig findet er die Verschiedenheit in den chinesischen Zeichen, welche zum Schreiben derselben Eigennamen gebraucht sind. —

Die Tatsache, dass das Kūjiki einen Bericht über den Tod Shōtoku-taishi's enthält, ähnlich wie das letzte der sog. 5 Bücher Mosis den Tod des Moses erzählt, kann für sich allein nicht als Beweis dafür angezogen werden, dass dem Prinzen Shōtoku die Verfasserschaft zu Unrecht zugeschrieben wird. Dieser Schluss möchte einem wirklich von ihm verfassten Werke später hinzugefügt worden sein.

† Anderer Meinung ist freilich Aston. Er hält dafür, dass die mythologischen Kapitel des Kūjiki zu viel originalen Sonderguts enthalten, als dass man es für eine Kompilation aus dem Kojiki und Nihongi ansehen könne. Die in den drei Werken wahrnehmbaren Uebereinstimmungen ist er geneigt auf eine gemeinsam benützte Quelle zurückzuführen. Er erkennt an, dass das Kūjiki oft die gleiche Legende in zwei abweichenden Versionen gebe, meint aber, dass gerade das Ungeschick, mit dem dieselben mit einander verbunden sind, bekunde, dass der Schreiber die mehr folgerechte Erzählung des Nihongi eben nicht vor sich gehabt haben kann. Ihm ist umgekehrt wahrscheinlich, dass das Nihongi in einzelnen Abschnitten das Kūjiki als Quelle benützt hat. (Siehe Aston, Nihongi Bd. II, S. 431 f.).

Vol. IX, 183–211) und K. Florenz fortgesetzt (ebenda Vol. XXVII, Part I, 1–112).

Neben diesen Uebersetzungen der japanischen Hauptquellenwerke kommen noch einzelne Abhandlungen in Betracht. Die in Zeitschriften verstreuten Aufsätze, die man bei Wenckstern zusammengestellt findet, haben zum grössten Teil keinen wissenschaftlichen Wert. Hervorzuheben sind aber Arbeiten wie die folgenden: E. Satow, *The Mythology and Religious Worship of the Ancient Japanese*, Westminster Review, Juli 1878. — Ders. *The Revival of Pure Shiñ-tau*. T. A. S. J. Vol. III, App. pp. 1–87. — Ders. *The Shiñ-tau Temples of Ise*, ebenda Vol. II, pp. 101–124. — Ferner desselben Verfassers Monographie *The Use of the Fire drill in Japan*, ibid. Vol. VI, Part II, pp. 223–226. — Von Massa Akira Tomii erschien 1887 in Annales du Musée Guimet Vol. X, pp. 309–328 ein Aufsatz *Le Shintoïsm, sa mythologie et sa morale*. — Lesenswert ist trotz vieles Unhaltbaren, das er enthält, noch immer der Aufsatz von P. Kempermann „Mitteilungen über die Kamilehre", der 1874 im 4. Heft des I. Bd. dieser Zeitschrift erschien. — Von Chamberlain verdienen ausser *The Classical Poetry of the Japanese* ein kürzerer Beitrag im Journal Anthrop. Institute Vol. XVIII [No. I] p. 27–29: *Note on the Japanese Go-hei or paperofferings to the Shinto Gods* und sein Vortrag *Notes on some minor religious practices* (London 1892) Beachtung. — Ueber die Bedeutung des *Torii* gibt ausser dem bezüglichen Artikel in Chamberlain's *Things Japanese* ein Beitrag von Aston im XXVII. Bd. der T. A. S. J. Auskunft: *Toriwi, its Derivation*. — Die Verzückung der Besessenen behandelt P. Lowell in seinem Buche *Occult Japan* (1895). — Vgl. auch desselben Verf. Abhandlungen *Esoteric Shintō* in Bd. XXI u. XXII des T. A. S. J. — Eine Monographie von E. Buckley, *Phallicism in Japan* (1895) bietet ebenfalls manches Material zum Verständnis der alten Naturreligion. Das gleiche Thema erörtert J. Schedel, Phallus-Cultus in Japan (1896). — Eine wertvolle Ergänzung zu Florenz, *Ancient Jap. Rituals* bildet Dr. Weipert's im 58. Heft dieser Mitteilungen veröffentlichte Untersuchung „Das Shinto-Gebet der grossen Reinigung". Eine gedrängte Skizze des Shintoismus nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung habe ich im 1. Bd. meiner Geschichte des Christentums in Japan S. 108–114 zu geben versucht.

Nach dieser Aufführung der Literatur, deren Studium für eine dem heutigen Stande der Forschung entsprechende Darstellung

des Shintoismus unentbehrlich ist, sei es mir verstattet, den Finger auf diejenigen Angaben und Urteile Orellis zu legen, die im Falle einer Neuauflage einer Revision bedürftig wären.

Der Name, mit dem die Japaner selbst ihr Land benennen, ist nicht *Nipon* sondern *Nihon* oder *Nippon*. Die von Orelli gegebene Uebersetzung „Ostreich" ist etwas sehr frei. *Nippon* 日本 ist zusammengesetzt aus *nichi* „Sonne" und *hon* „Ursprung" und heisst also „Sonnenaufgang".*

Die ursprünglichen Einwohner Japans nennen sich *Ainu*, nicht *Aino*, wie J. Batchelor schon 1887 geltend machte. (In seinem Vortrag *On the Ainu Term "Kamui"*, veröffentlicht in den T. A. S. J. Vol. XVI, S. 18 f.). Trotz des Widerspruchs von B. H. Chamberlain (*Reply to Mr. Batchelor on the Words "Kamui" and "Aino"*, ebenda S. 33–38), der sich gegen diesen „Purismus" kehrte, hat sich die Form *Ainu* in wissenschaftlichen Werken durchgesetzt, während freilich auch die von den Japanern korrumpierte Form *Aino* in der populären europäischen Literatur weiterlebt. Diese alten Ureinwohner findet man heute nicht nur mehr auf Yezo (so, anstatt *Jeso*) sondern auch auf der russischen Insel Sachalin; Dr. Baelz hat sie ferner in reicher Beimischung auf den Liukiu-Inseln gefunden.† Nach Prof. Orelli wurden diese ursprünglichen Einwohner durch mongolische Einwanderer, welche über die Halbinsel Korea vordrangen, zurückgeschoben. Auch diese Konstatierung ist nach den Forschungsergebnissen von Dr. Baelz, der Hauptautorität auf diesem Gebiete, nicht unanfechtbar. Nach ihm war es eine Rasse, welcher er den Namen *Mandschu-Koreaner* gibt, die von Korea aus durch die kalte Polarströmung an die Südwestspitze der japanischen Hauptinsel getrieben wurde, wo sich historisch und anthropologisch dieser koreanerähnliche Stamm nachweisen lässt. Die *mongolische* Rasse und speziell ihr südlicher Zweig, der *malayische*, gelangte wie nach Süd-Korea so auch nach Süd-Japan durch den Kuroschiwo, die nordwärts gehende Aequatorialströmung, die in der Nähe der Philippinen entstehend an der Ostküste von Formosa und an den Liukiu-Inseln vorbeigeht und die südliche Hauptinsel von Japan Kyūshū trifft, wo ihr stärkerer Arm an der Westküste entlang fliessend die Provinz Hyūga berührt, den Ort, wo nach

* Näheres über Ursprung und Bedeutung der Bezeichnung siehe in meinem diesbezüglichen Beitrag in diesem Heft, S. 331–341.

† Siehe mein Referat *Die Menschenrassen Japans nach Dr. Baelz*. Die Wahrheit, Jahrg. III, No. 7 (Tokyo 1902).

der japanischen Mythologie der erste mythische Kaiser vom Himmel gekommen sein und sein Reich begründet haben soll. Während Dr. Baelz allerdings auch diese letzte und ausschlaggebende Invasion früher von Korea aus stattfinden liess (siehe Baelz, Die Körperlichen Eigenschaften der Japaner, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. III, S. 334–346), ist es ihm später (siehe ebenda Bd. VIII, S. 233) zweifelhaft geworden, ob auch sie die Strasse von Korea benützte oder mehr von Süden kam. In einer Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 16. Februar 1901 aber, wo er sich zuletzt zu diesem Probleme äusserte („Die Menschenrassen Ostasiens"), lässt der unablässig um Vertiefung seiner anthropologischen Studien bemühte Forscher keinen Zweifel mehr übrig, dass diese Haupteinwanderung der jetzt herrschenden Rasse ihren Weg von Süden nahm. Und diese von dem Südwesten von Kyūshū mählich nach Norden vorrückenden Mongolo-Malayen sind es hauptsächlich gewesen, welche nicht nur die Ainu verdrängten sondern auch Jahrhunderte lang mit der Niederkämpfung der vor ihnen von Korea gekommenen Mandschu-Koreaner zu tun hatten.

Der von China her über Korea ausgeübte starke zivilisatorische Einfluss, dessen Orelli gedenkt, erfolgte nicht erst im 6. Jhd. n. Chr. G. Nicht damals erst sondern schon viel früher fand chinesische Schrift in Japan Eingang. Die ersten Anfänge zur Verbreitung ihrer Kenntnis wie überhaupt chinesischer Kultur werden gewöhnlich auf den Gelehrten Wani aus Korea zurückgeführt, der, als Lehrer des kaiserlichen Prinzen berufen, im Jahre 405 nach Japan kam. (Siehe Aston, *Early Japanese History*, T. A. S. J. Vol. XVI, S. 39–75). Dr. Florenz aber macht nachdrücklich geltend, dass die Uebersiedelung Wanis nach Japan nicht mit der ersten Einführung der chinesischen Sprache und Schrift identifiziert werden könne sondern nur eine intensivere und allgemeinere Aufnahme des bisher sporadisch betriebenen Studiums bedeute, und macht darauf aufmerksam, dass der erste Fall einer Aufzeichnung von öffentlichen Angelegenheiten seitens eines Japaners (natürlich in chinesischer Sprache) vom Nihongi schon für das 41. Jahr des Kaisers Nintoku, d. i. 353, erwähnt wird. Und bereits im Jahre 403 sollen in den verschiedenen Ländern Schreiber eingesetzt worden sein, von deren Aufzeichnungen uns sehr wahrscheinlich noch in den späteren historischen Werken, in welche sie übergegangen sind,

Reste erhalten sind. Die chinesische Zeitrechnung dagegen wurde erst im Jahre 602 von Korea aus eingeführt, und auch die chinesische Staatsordnung der Thang-Dynastie mit ihrem Beamtentum trat nicht schon im 6. Jhd. n. Chr. G. sondern erst in der Mitte des 7., seit Kōtoku-tennō (645–654) durch die Umwälzung von Taikwa an die Stelle des patriarchalischen Systems.

Dass die umfängliche Literatur, welche Japan, nachdem es durch Uebernahme der chinesischen Kultur von seiner niedrigen Entwicklungsstufe auf eine höhere gehoben worden war, hervorgebracht hat, soweit sie bekannt geworden sei, wenig Religiöses enthalte, kann man — besonders für das 11. und 12. Jahrhundert — nicht gelten lassen. Auch nur ein flüchtiges Durchblättern von Aston's 1899 erschienener trefflichen *History of Japanese Literature* würde den Herrn Verfasser eines besseren belehren, und zu dem Satze „Selbständige Produktion einer philosophischen oder religiösen Gedankenwelt scheint das Land nicht aufzuweisen" hat schon die Hand dessen, der das Buch Orellis vor mir las, an den Rand den Vermerk gemacht: „Ebensoviel wie Deutschland". Nun ist ja auch diese Randbemerkung nicht richtig. Aber noch weniger stimmt allerdings das Urteil des Autors. Originalität kann man den Japanern nicht nachrühmen. Professor Inouye Tetsujiro, der als der Hauptphilosoph der Gegenwart gilt, hat das in einem auf dem internationalen Orientalistenkongress in Paris, dem er als Delegierter der japanischen Regierung beiwohnte, gehaltenen Vortrag über die Entwicklung der Philosophie in Japan nachdrücklichst bestritten. Aber selbst er muss doch in seinem, in der *Hansei Zasshi* abgedruckten, Vortrage zugeben, dass in Japan der erste Impuls zum Philosophieren von auswärts kam, durch den Confucianismus und Buddhismus. Andererseits kann freilich auch nicht geleugnet werden, dass Japan Denker hervorgebracht hat, die in selbständiger Weise die von auswärts gegebenen Anregungen zu verarbeiten sich bemühten. Es war vor allem der bedeutendste der späteren chinesischen Philosophen, Shushi 朱子 (Chu-tsz' 1130-1200 n. Chr. G.), mit dessen pantheistischem System in Japan zuerst Fujiwara Seigwa (1565-1619) bekannt wurde, der hier Jahrhunderte nach seinem Tode Schule machte. Eine wichtige Rolle spielte ferner durch ihre Beeinflussung des Denkens der gebildeten Klassen der von Nakae Tōju, dem Weisen von Ōmi, (1608-1678) in Japan eingeführte idealistische Intuitionalismus des chinesischen Philosophen

Oyōmei (王陽明 Wang Yang Ming, 1472–1528). Eine dritte philosophische Schule wurde in Japan begründet von Yamazaki Anzai (1618–1682), der, zuerst buddhistischer Priester, dann Confucianist, sich zuletzt die Aufgabe setzte den Shintoismus zu spiritualisieren, indem er versuchte die alte Naturreligion des Landes philosophisch von Shushi's Prinzipien aus zu erklären. Auch Denkern wie Sokō, Jinsai, Yekken, Sorai, die sämtlich dem 17. und 18. Jahrhundert angehören, und Chūsai, der von 1794–1837 lebte, lässt sich Selbständigkeit nicht ganz absprechen, Ist ihr Streben auch durchweg mehr auf praktische Philosophie als auf metaphysische Spekulation gerichtet und gilt ihnen gleich Confucius immer als höchste Autorität, so versuchten sie doch dessen Lehren in eigentümlicher Weise zu interpretieren und trugen kein Bedenken am System Shushi's Kritik zu üben und es in mannigfacher Weise zu modifizieren. Es sei nur auf das eine hingewiesen, wie im japanischen Confucianismus im Kreise der Tugenden an Stelle der Pietät den ersten Platz die Loyalität erhielt, hinter welcher die Pflichten gegen die eigenen Angehörigen und Freunde weit zurückstehen mussten.*

Dass auch in der einheimischen Priesterschaft selbst, wenn gleich nur einmal in der Geschichte des japanischen Buddhismus, sich originale Gedanken geltend machten, zeigt die Lehrentwicklung des 13. Jahrhunderts, das man wohl das Reformationszeitalter des japanischen Buddhismus nennen kann, mit ihrer Hervorbringung von zwei auf japanischem Boden selbst erwachsenen Sekten, der Shin-shū und der Nichiren-shū.

Allzu kurz tut m. E. Orelli die Religion der Ainu ab. Das Wenige aber, was er von ihr sagt, ist korrekt. So bleibt mir nur übrig, das Desiderium auszusprechen, dass hier in einer 2. Auflage etwas eingehender auf die religiösen Vorstellungen dieser ältesten, mit uns Europäern verwandten Bewohner Japans eingegangen werde, die immerhin heute noch 20.000 Seelen zählen. Der beste Kenner dieses Volksstammes ist Rev. JOHN BATCHELOR, der seit 25 Jahren als Missionar unter ihnen wirkt und der auch viel über sie geschrieben hat. Am besten zusammengestellt findet man, was er aus seiner langen Erfahrung heraus zu sagen

* Wer sich für die Entwicklung der chinesischen confucianischen Philosophie in Japan interessiert, findet im 20. Band der Transactions of the Asiatic Society of Japan mit seinen instruktiven Abhandlungen von KNOX, HAGA und INOUYE genügende Belehrung.

hat, in seinem 1901 erschienenen Werke "*The Ainu and their Folk-Lore*" (London, The Religious Tract Society). Die sonstige, bereits sehr umfassende Buch- und Zeitschriftenliteratur über die Ainu, soweit sie bis 1895 erschien, ist S. 301–307 zusammengestellt in WENCKSTERN's *Bibliography of the Japanese Empire* (1895).

Von der alten japanischen Nationalreligion sagt der Verfasser, sie sei in mancher Hinsicht noch nicht aufgehellt. Ein Durchstudium der von mir oben angeführten Literatur wird zeigen, dass wir heute über alle Phasen ihrer Entwicklung in aller nur wünschenswerten Weise unterrichtet sind, und es ist kaum abzusehen, von welcher Seite her wir noch weitere wesentliche Aufhellung sollten zu erhoffen haben. Zu wünschen bleibt nur, dass ein Forscher es unternehmen möchte, das reiche vorhandene Material zu einer systematischen Darstellung der Mythologie und Religion zu verarbeiten, eine Aufgabe, deren Lösung wir wohl auch in nicht allzuferner Zeit von einem der Berufensten, von ASTON, zu erwarten haben.

Missdeutung lässt zu Orelli's Satz: „Schinto [die alte Transskription Schintao bleibt besser weg] ist der chinesische Ausdruck für „Geisterweg" oder „Götterweg"; die japanische Benennung lautet kami-no-mitsi." Der Name *Shintō*, der allerdings chinesisch ist, den es aber in China gar nicht als Name für diese Religion gibt, wurde von den Japanern selbst ihrer bis dahin namenlosen Glaubensweise gegeben, als es nötig wurde, sie von der nachmals aus der Fremde eingeführten zu unterscheiden. Er ist deutlich erkennbar nach dem Namen für die buddhistische Religion, *Butsudō* = Weg der Buddhas, gebildet (*shin* = Götter, dō = Weg). *Kami no michi* (*diese* Transskription ist heute allgemein gebräuchlich) aber ist das japanische Aequivalent hiefür und stellt nur eine spätere Uebersetzung von *Shintō* in die rein japanische Sprache dar: *kami* = Götter, *no* ist die Genitivpartikel, *michi* = Weg, Lehre. (Hienach ist Orelli zu korrigieren, dem das eigentümliche Versehen unterlief, zu erklären: „kami bedeutet „Weg", mitsi „Geist" oder „Gottheit"). Ganz ungebräuchlich ist es in Japan, wie Orelli zu sagen: Isanagi-no-kami (und Isanami-no-kami). Man gebraucht stets Izanagi no Mikoto (Izanami no Mikoto), wie denn dieses ehrende Prädikat (*mi* „hehr, erlaucht", *koto* „Ding", also „hehres Ding"), das sich etwa durch „Seine Hoheit, Ihre Hoheit" wiedergeben lässt, auch sonst an die Namen von Gottheiten und

erlauchter menschlicher Persönlichkeiten angehängt wird. Izanagi und Izanami stiegen zunächst *nicht* vom Himmel hernieder, um Japan zu schaffen, sondern auf der Himmelsbrücke stehend tauchten sie nach dem Kojiki eine Lanze in das Meer, worauf aus den von dem wieder herausgezogenen Speere abfallenden Tropfen ein Eiland entstand, auf das sie sich alsdann begeben. Das Zitat Orellis: sie „machten und befestigten das (japanische) Land" findet sich so weder im Kojiki noch im Nihongi, denen es offenbar entstammen soll. Ebenso ein auf S. 104 angeführtes. Der Name der von beiden Gottheiten erzeugten Sonnengöttin Ama-terasu Ō-mi-kami bedeutet nicht „die am Himmel scheinende grosse Heilige, welche den hohen Himmelsplan regiert", worin offenbar zwei verschiedene Erklärungen versehentlich in eins verbunden sind, sondern „am Himmel scheinende grosse erlauchte Gottheit".

Die Bezeichnung Mikado für die Herrscher des Landes ist veraltet; und nicht von Anfang an sondern erst nach der Annahme chinesischer Titulaturen wurde die Bezeichnung Tennō = „der Himmelserhabene" oder Tenshi „Sohn des Himmels" auf den Kaiser angewendet. Dass die Erbfolge nie unterbrochen oder gestört worden sei, ist zwar ein Dogma der japanischen Historik, das aber nicht auch in wissenschaftlichen Werken bei uns Aufnahme finden sollte. Die Dynastie ist die älteste und besteht mindestens bereits seit dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Erhalten aber ist sie so lange nur dadurch worden, dass fortwährend in Ermangelung erbberechtigter Nachkommenschaft zu Adoptionen die Zuflucht genommen wurde und dass der Kaiser neben seiner rechtmässigen Gemahlin eine Anzahl von Nebenfrauen hatte. Nicht richtig ist auch, dass, wie Orelli S. 105 in Anmerkung angibt, die vornehmste seiner Frauen Mutter des Thronfolgers war. Das trifft bekanntlich nicht einmal von der regierenden Kaiserin zu, deren Ehe ohne Kindersegen blieb. Der jetzige Kronprinz ist der Sohn einer kaiserlichen Nebenfrau.

Die altbekannte Tatsache, dass eine ganze Reihe von Kaisern die eifrigsten Anhänger und Förderer des Buddhismus waren, ja selbst vielfach nach freiwilliger oder gezwungener Abdankung die Tonsur nahmen, um ihr Leben in einem Kloster als Mönche zu beschliessen, erledigt ohne weiteres die Konstatierung, dass die Herrscher sich *stets* angelegen sein liessen, den angestammten Kamidienst zu pflegen. Von Kōtoku-tennō (645–654), um nur

einen Kaiser namentlich anzuführen, sagt schon das Nihongi: „Er verehrte das Gesetz des Buddha und verachtete den Shintoismus". Dass zu diesem in lange vergangener Zeit auch Menschenopfer gehört hätten, ist durch nichts erwiesen. Was in älteren Zeiten vorgekommen sein soll — man kann hier kaum sagen: wirklich vorkam —, ist, dass hochgestellten Verstorbenen ihre Diener ins Grab mitgegeben wurden oder dass diese sich freiwillig mitbegraben liessen. Diese Sitte aber hatte, wenn sie wirklich je bestand, nichts mit dem Götterdienst zu tun. Doch ist es zweifelhaft, ob sie in Japan je geherrscht hat, wie dies in China und Korea, in welch letzterem Lande sie erst im J. 503 n. Chr. G. durch ein Edikt des Königs von Silla aufgehoben wurde, der Fall war. Es ist sehr wohl möglich, dass die ganze Vorstellung eine blosse Fiktion der Japaner ist, beruhend auf den archäologischen Funden von Tonfiguren (*tsuchi ningyo*), die in alter, — *nicht* noch in neuerer Zeit — ins Grab gelegt wurden.

Darüber, ob die Wallfahrten zu heiligen Stätten den buddhistischen nachgeahmt sind, wie Orelli meint, oder ob diese Pilgerfahrten in Japan ein Stück des ursprünglichen Gottesdienstes sind, wie ich geneigt bin anzunehmen, wird sich disputieren lassen.* Der Fromme, der am Eingang eines Shintoschreins seine wortlose Andacht verrichten will, schellt nicht mit einer Glocke sondern schlägt vermittest eines angebrachten Stranges einen frei hängenden Gong, was allerdings buddhistischer Brauch ist.

Dass zu den Dingen, die den Menschen unrein machen, der Genuss des Fleisches von Haustieren gehöre, kann man nicht sagen. Es sind nur bestimmte Tiere, Hund, Katze, Affe u. a., die den Göttern nie geopfert werden durften und deren Fleisch man auch nicht genoss. Auch die Reinigungszeremonie ist nicht richtig beschrieben. Dass sich der Japaner zur Reinigung im Traueranzug in eine einsame Wohnung zurückziehen soll, ist widersinnig. Eben durch Anlegung des Traueranzugs wird er ja unrein.

Nicht zutreffend ist die Beschreibung der heiligen Stätten,

* Siehe hiezu CHAMBERLAIN, *Things Japanese*, sub voce *Pilgrimages*. — *Notes on Some Minor Japanese Religious Practices*. Journal of the Anthropological Institute, Mai 1893. — LOWELL, *Esoteric Shintō*, T. A. S. J. Vol. XXI. — SATOW, *The Shintō Temples o Ise*, T. A. S. J. Vol. II, p. 113.

wenn von ihnen gesagt wird, sie seien mit Gärten geschmückt. Die Gartenbaukunst wurde erst vom Buddhismus in Japan eingeführt und nicht für die Shintoschreine in Anwendung gebracht, die sich noch heute überall ohne künstliche Gartenanlagen präsentieren. Auch sind die heiligen Stätten des Shintoismus niemals mit Mauern umschlossene Höfe mit Hallen für Aufnahme der Pilger und Priesterwohnungen. Sieht man von den Mauern ab, die es überhaupt nicht gibt, so passt diese Beschreibung nur für Buddhistentempel, aber nicht für Shintoschreine (*miya*). Von diesen kann man auch nicht sagen, dass sie mit Schindeln gedeckt seien, obwohl solche Bedachung bei *einer Art* von Schreinen üblich war. Die gewöhnliche wár *kaya*, eine Schilfart. Der Metallspiegel, den man heute oft in Shintotempeln wahrnimmt, ist ohne Zweifel nicht genuin shintoistisch sondern buddhistischen Ursprungs. Dagegen befindet sich allerdings abgeschlossen und selbst den Priestern nicht sichtbar in Shintoschreinen ein Spiegel, der, eines der drei heiligen Religionsembleme und Throninsignien, Symbol der Sonne (nicht des Sonnen-*lichts*) ist. Von den *Gohei* bemerkt Orelli, dass ihre Bedeutung noch nicht klar sei. Ich denke, die Deutung dieser Stäbchen mit darangehängten zickzackförmigen Papierstreifen als symbolische Ersatzstücke für die ursprünglichen Opfergeschenke aus wertvolleren Stoffen, Hanf- und Maulbeerrindenzeug, ist lange erwiesen. Die statistischen Angaben über die Zahl der Shintotempel (193.242) und Priester (14.717) sind für das Jahr 1890 gegeben. Der *neuesten* offiziellen Statistik (Résumé Statistique de l'Empire du Japon, Tokio 1903) zufolge zählten die Shintoisten am 31. Dezember 1900: 196.358 Tempel (nämlich 169 Staatstempel, 57.902 grosse Distriktstempel und 138.287 kleinere Schreine) und 16.408 Priester. Gewagt scheint mir die Feststellung, dass sich die Priester auf 10 verschiedene Sekten verteilen. In Japan kann die unbedeutendste Differenz zum Spaltungsgrunde werden, und wer will sagen, was als Haupt- und was als Nebensekte anzusehen ist?

Auch die kürzeste Uebersicht über den Shintoismus sollte m. E. nicht unterlassen zu erwähnen, dass sich ungefähr seit dem Jahre 1700, von Gelehrten wie Mabuchi, Motoori, Hirata ins Leben gerufen und geleitet, eine Bewegung geltend machte, die es darauf absah, die alte nationale Religion wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit herzustellen, und dass nach der Restauration der kaiserlichen Macht ein erfolgloser Versuch gemacht

wurde, den Shintoismus neu zu beleben und zur Staatsreligion zu machen. Ueber diese Galvanisierungsexperimente hat Dr. SPINNER in mehreren Aufsätzen in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft gehandelt. SATOW's *The Revival of Pure Shiū-tau* unterrichtet vorzüglich über die Bestrebungen der genannten japanischen Gelehrtenschule, die altnationale Religion von aller Verquickung mit buddhistischen und confucianischen Elementen zu befreien.

2. — BUDDHISMUS.

Soviel über den Shintoismus. Sehr mager ist, was die „Allgemeine Religionsgeschichte" über den japanischen Buddhismus sagt. Trotzdem stösst man auch hier auf manches Unhaltbare. Schon der Name desselben ist nicht richtig gegeben. Er heisst *Butsu-dō*, wie schon bemerkt, nicht *Butto*, was vermutlich ein Verschreiben für das andere Wort *Buppō* (aus Butsu hō) „das Gesetz Buddhas" ist. Anfechtbar ist der Satz (S. 484), dass seine Einführung in Japan namentlich im Jahre 552 von Erfolg begleitet gewesen sei. 552 ist nur das Jahr, in welchem zuerst von Korea aus buddhistische Sūtra und Bildnisse an den damaligen Kaiser, Kimmei-tennō, geschickt wurden. Nicht den Tatsachen entspricht die Feststellung, dass der Buddhismus mit offenen Armen aufgenommen worden sei. Nur unter sehr starkem Widerstande und nach verschiedenen völligen Niederlagen konnte sich die eingeführte fremde Religion trotz kaiserlicher Protektion neben dem nationalen Götterdienste behaupten, hat aber dann sich nicht ziemlich friedlich mit dem Schintoismus in die Herrschaft geteilt oder sich der Kamireligion nur vielfach angepasst, sondern dieselbe völlig verschlungen, allerdings nicht ohne auch ihrerseits gewaltig shintoisiert zu werden. Es war jedoch erst in der sog. Nara-Periode (708–784), nicht schon im 7. Jahrhundert, dass dem Buddhismus der grössere Teil des Volkes zufiel. Zu bemängeln ist die Anwendung der Bezeichnungen „Kirchen" und „Kapellen" auf die buddhistischen Tempel. Ihre Zahl belief sich nach der neuesten offiziellen Statistik am 31. Dezember 1900 auf 71.951 + 38.032, denen 52.128 Oberpriester und 745 Oberpriesterinnen vorstanden. „Prêtres-prêcheurs" gab es nach derselben Quelle am gleichen Zeitpunkt 63.177, „simple prêtres" 48.038. Unterrichtet wurden in buddhistischen Schulen 9.276 Schüler (8.937 männl. und 339 Mädchen). Nicht richtig ist die Angabe, dass es 1893 in Japan 12 buddhistische Sekten

gab. 12 ist die Zahl der Hauptsekten, die überhaupt seit dem 6. Jahrhundert in Japan vertreten waren und deren Geschichte einige sogleich anzuführende Bücher geben. Allein mehrere (sechs) von diesen Sekten bestehen schon seit langem nicht mehr, die anderen haben sich in Untersekten geteilt, so dass es auch hier schwer ist, die gegenwärtige Zahl genau zu bestimmen. Das 1903 erschienene Résumé Statistique zählt die folgenden Sekten auf:

1. — Tendai	mit	4.602	Tempeln	
2. — Shingon	„	12.965	„	(die Tempel der Hossō-Sekte inbegriffen)
3. — Jōdo	„	8.343	„	(incl. Kegon-Sekte)
4. — Rinzai	„	6.120	„	
5. — Sōdō	„	13.706	„	
6. — Obaku	„	556	„	
7. — Shin	„	19.608	„	
8. — Nichiren	„	5.194	„	
9. — Ji	„	857	„	(incl. Yūzū-Nembutsu-shū).

Wie verschieden aber die Bestimmung der Anzahl der heute noch in Japan bestehenden Buddhistensekten ausfallen kann, möge die hier folgende Tabelle klar machen:

Hauptsekten, Untersekten und Schulen.			Begründer:
Hossō			Dōshō (ca 653)
Kegon			Dōsen (ca 739)
Ritsu			Ganjin (ca 754)
Tendai		Sammon	Saichō (767–822)
		Jimon	Enchin (814–891)
		Shinjō	Shinjō (1450–1495)
Shingon		Kogi	Kūkai (774–835)
		Shingi	Kakuhan (1095–1144)
Yūzū-Nembutsu			Ryōnin (1067–1134)
Jōdo			Genkū (1134–1214)
			Shōkū
Zen	Rinzai	Kenninji	Eisai (1140–1215)
		Kenchōji	Dōryū (1253)
		Tōfukuji	Ennin (1243)
		Nanzenji	Busshin (1293)
		Enkakuji	Sōgen (1282)
		Tenryūji	Sōseki (1340)
		Myōshinji	Egen (1350)
		Eigenji	Genkō (1320)
		Shōkokuji	Myōha (1383)
		Daitokuji	Myōchō (1267)
	Sōdō		Dōgen (1201–1254)
	Obaku		Ingen (1592–1673)

Ji		Ippen (ca 1275)
Shin oder Monto oder Ikkō	Hongwanji	Shinran (1174–1263)
	Ōtani	Kōjū
	Takada	Shimbutsu
	Kibe	Kūgen
	Kōshōji	Renkyō
	Izumoji	Zenran
	Yamamoto	Zenran
	Jōshōji	Dōshō
	Sammonto	Nyōdō
	Bukkōji	Shimbutsu
Hokke oder Nichiren	Nichiren	Nichiren (1222–1282)
	Myōmanji	Nichijū
	Kōmon	Nikkō
	Hachihon	Nichiryū
	Honjōji	Nichiin
	Honryūji	Nisshin
	Fuju-fuze	Nichiwo
	Fuju-fuze-Kōmon	Nikkō

(Nach Papinot).

Es sei mir verstattet, auch hier die, leider noch recht spärliche, Literatur zu vermerken, die für den japanischen Buddhismus in Betracht kommt. Seine Einführung von Korea behandelt ein Aufsatz von SUMMERS in den T. A. S. J. Vol. XIV, pp. 73 ff. (*Buddhism and Traditions concerning its Introduction into Japan*). Doch ist vor dieser kurzen Abhandlung, der Uebersetzung eines japanischen Schriftchens *Buppō den rai*, das sich im *Hokke rei jō ki* findet, direkt zu warnen, da sie von Unrichtigkeiten voll ist und die historischen Data völlig verrückt. Das einzige zuverlässige Material zur Geschichte der Einführung des Buddhismus bietet das Nihongi, und nach diesem ältesten authenischen Quellenwerke habe ich eine Beschreibung gegeben, die noch der Veröffentlichung in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft harrt. Ein ganz hübscher Ueberblick über die ganze Geschichte des japanischen Buddhismus wird dargeboten in dem englisch erschienenen Aufsatze eines Japaners, KAIFU NUKARIYA, (*Buddhism in Japan*) in der eingegangenen Zeitschrift The Far East, Vol. III, No. 28. 29. 30 (1898). Kürzer gehalten ist ein anderer von J. TCHICADZUMI, der in der Revue de l'Histoire des Religions Tome XLIII (1901) p. 147 – 160 unter dem Titel *Coup d'oeil sur l'histoire du Bouddhisme au Japon au point de vue de la philosophie*

de l'histoire veröffentlicht wurde. Eine Ergänzung hiezu für die jüngste Periode bildet der kurze im gleichen Bande der Zeitschrift S. 161–165 zu findende Beitrag von RYÔON FUJISHIMA „*L'état actuel du Bouddhisme Japonais*". Treffliche Skizzen des japanischen Buddhismus finden sich in REIN's „Japan" und in MUNZINGER's „Die Japaner". Auch Prof. Dr. LANGE hat eine solche gegeben in einem Aufsatz „Der Buddhismus in Japan", abgedruckt in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft", Jahrg. XII, S. 143–157, und weiter hervorzuheben ist die von SATOW für die 2. Auflage von Murray's Handbook gelieferte.

Eine im J. 1289 verfasste Schrift des Priesters Gyō-nen über acht Sekten hat A. MILLIOUD mit Hilfe eines Japaners Yoshitura Hōgen ins Französische übertragen und in RHR. XXV, 219–243. 337. 360. XXVI, 201–219. 279–315 veröffentlicht (GYAU-NEN de la Secte Kegon, *esquisse des huit sectes bouddhistes du Japon*). Ein anderes japanisches Buch *Bukkyō Jū ni shū kōyō* von OGURISU KŌCHŌ liegt ebenfalls in zwei Uebersetzungen vor. Die eine, englische (*A short history of the twelve buddhistic sects in Japan*, Tokyo 1887) ist von BUNYU NANJŌ, dem verdienten Herausgeber des "Catalogue of the Tripitaka" und (mit seinem Lehrer MAX MÜLLER zusammen) des in Japan aufgefundenen Sanskrittextes des grösseren und kleineren Sukhâvatı vyûha (Dai muryō ju kyō und Amida kyō). Die andere, französische Uebersetzung „*Le Bouddhisme Japonais, doctrines et histoire des douze grandes sectes Bouddhiques du Japon*", Paris 1889 (zuerst erschienen in Nouvelle Revue 15. Okt. 1888) ist von RYÔON FUJISHIMA und ist wegen der Einleitung und der Glossen des philosophisch gebildeten Autors neben der englischen von Wert. In mehr genetischer Darstellung schildert die Entwicklung der einzelnen Sekten A. LLOYD, *Developments of Japanese Buddhism* (T. A. S. J. Vol. XXII, Part III). Von demselben Verfasser kommen noch in Betracht „Buddhistische Gnadenmittel" in Mitteil. der D. G. f. N. u. V. O. Heft 60, und „Dogmatische Anthropologie im Buddhismus", ebenda Bd. VIII, Teil II. Eine Skizze der Geschichte der Shinsekte findet sich in Anecdota Oxoniensia, Aryan Series, *Buddhist Texts from Japan* Vol. I, Part II von der Feder BUNYU NANJŌ's. Zur Lehre dieser Sekte sehe man JAMES TROUP, *On the Tenets of the Shinshiu or "True Sect" of Buddhists.* T. A. S. J. Vol. XIV, Part I, und ebenda Vol. XVIII, Part I von demselben

Verfasser *The Gobunsho or Ofumi, of Rennyo Shōnin*, sowie J. M. JAMES, *A Discourse on Infinite Vision*. T. A. S. J. Vol. VIII, Part IV. In den Transactions of the As. Soc. of Japan findet sich ferner in Bd. IX, Part II ein Beitrag von JAMES: *Descriptive Notes on the Rosaries (Ju-zu) as used by the different sects of Buddhists in Japan*. Einiges über die Lehre von Himmel und Hölle bietet SPINNER, Zur buddhistischen Eschatologie (Zeitschr. für Missionsk. u. Religionsw. Jahrg. XIV, S. 193–204) nach einer populären Schrift, die sich in ihrer japanischen Redaktion *Ojoyoshiu* nennt. Sehr instruktiv für den heutigen Stand des Buddhismus ist BUSSE's Abhandlung „Streifzüge durch die japanische ethische Literatur der Gegenwart", welche das ganze Heft 50 der Mitteil. der D. G. f. N. u. V. O. einnimmt. Eine Biographie Buddhas nach einer in Japan meistgelesenen Darstellung gibt J. L. ATKINSON's *Prince Siddartha, the Japanese Buddhist, based on Japanese Manuscripts*. Für die in Zeitschriften verstreuten Aufsätze und sonstige Literatur kann wieder auf WENCKSTERN verwiesen werden.

3. — CONFUCIANISMUS.

Noch kürzer als den Buddhismus tut Orelli den Confucianismus ab. Alles was er über ihn sagt, beschränkt sich auf den einen Satz: „Den Gebildeteren, welche nach einer moralischen Weltanschauung verlangten, bot eine solche die Lehre des Chinesen Kongtse, welche schon seit dem 3. Jahrh. in Japan Eingang gefunden haben soll, wahrscheinlich aber erst später ihren Einzug hielt." Dass die confucianische Ethik nicht schon seit dem 3. Jahrh. sondern erst später nach Japan gelangte, ist nicht bloss wahrscheinlich, sondern durch ASTON (*Early Japanese History*. T. A. S. J. Vol. XVI, S. 39–75) ausser Zweifel gesetzt. Beziehungen zu Korea und Japan bestanden schon früh. Hier ist als besonders bedeutungsvolle Begebenheit die Ankunft des Gelehrten Wani aus Korea zu erwähnen, der, als Lehrer eines kaiserlichen Prinzen nach Japan berufen, den Anfang mit Verbreitung der Kenntnis chinesischer Weltanschauung machte. Diese Ankunft aber erfolgte nicht schon im 3. Jahrh., wie dies das Nihongi will, sondern wie Aston überzeugend nachgewiesen hat, 120 Jahre (zwei Sechzigerzyklen) später, im Jahre 405 n. Ch. G. Der weite Einfluss chinesischer Denkweise datiert erst von der Einführung des Buddhismus. Es sollte aber nicht unerwähnt bleiben, dass während des ganzen

Mittelalters, solange der Buddhismus blühte, die confucianische Philosophie in Japan sozusagen im Schlafe lag, aus dem sie erst zu Anfang des 17. Jahrh. mit einemmale erweckt wurde, um für die ganze Tokugawa-Periode, eine Zeit von 250 Jahren, fast ausschliesslich das Denken der Gebildeten zu bestimmen und erst mit dem Zusammenbruch des Feudalwesens in neuester Zeit ihre Grundlage und damit mehr und mehr ihren Halt und Einfluss zu verlieren, wenn sie auch als Weltanschauung noch fortwirkt. Der Religion stand diese confucianische Ethik gänzlich ferne, wie andererseits Shintoismus und Buddhismus eine ethische Bedeutung eigentlich nur insoweit gewannen, als sie sich zu Verbreitern der confucianischen Tugendlehre hergaben. Ueber das Verhältnis des Confucianismus zum Shintoismus und Buddhismus in Japan lässt sich trefflich MUNZINGER aus. Munzinger's Urteil muss ich auch dem Orellischen über die religiöse Veranlagung der Japaner entgegensetzen. Während dieser sagt, das Volk sei nicht allzu eifrig im Gottesdienst, und von der „wenig religiös begabten Natur" desselben spricht, urteilt ersterer m. E. durchaus zutreffend: „Der Japaner ist gewiss religiös, so gewiss als die Religion in dem Geistesleben eines jeden Volkes einen Bestandteil und zwar einen Hauptbestandteil bildet; aber für die Geisteshöhen und-tiefen der Religion ist er weit weniger empfänglich als der Arier".

Ungeheuerlich übertrieben ist, was Orelli vom Kaiser schreibt: „Den Mikado kam seine göttlich hohe Würde teuer zu stehen. Er wurde als so heilig und göttlich erklärt, dass man ihn dem Blicke aller Sterblichen entzog und durch die lästigsten Satzungen einschränkte; durfte er doch nicht einmal die freie Luft oder einen Sonnenstrahl an sich kommen lassen, oder die Erde berühren, sondern musste sich tragen lassen, was an die als Tabu geltenden Könige bei den Polynesiern erinnert." Und was er von ihm in Anmerkung beifügt, dass Haare, Bart und Nägel ihm nur im Schlaf geschnitten werden durften, oder dass er täglich einige Stunden unbeweglich auf dem Throne sitzen musste, mit der Krone bedeckt, da die Ruhe des Landes davon abhange, das sind Märchen, die vermutlich dem alten Werke unseres Landsmannes KAEMPFER entnommen sind. Nicht haltbar ist auch die Schlussfolgerung, dass die politische Gewalt des Mikado daher *meistens* gleich Null gewesen sei. Es war erst

gegen Ende des 9. Jahrh., dass der Hofadel dem zum Herrschen Berufenen mehr und mehr die Zügel der Regierung entwand, und dies war nicht so sehr eine Folge der hohen göttlichen Würde des Mikado als vielmehr der Verweichlichung, in welche die Inhaber der Würde mehr und mehr versanken. Erst seit 1186 war der tatsächliche Regent der Shōgun (nicht *Shugun*, wie Orelli schreibt). Die Aera, mit deren Beginn dieser Zustand zin Ende nahm, heisst *Meiji*, nicht *Meji*, und diese Beleichnung bedeutet nicht „Aufklärung" sondern ist ein Kompositum, das mit „erleuchtete Regierung" zu übersetzen ist. Der alte Name der gegenwärtigen Residenz Tōkyō wird heute nicht mehr Jedo sondern allgemein Yedo geschrieben.

Das ist es, was ich zu dem Kapitel über die japanische Religion in der neuesten Allgemeinen Religionsgeschichte zu bemerken hätte. Für 4 ½ Seiten ist es der Kritik etwas viel. Doch würde ich die an solche eindringende Prüfung gewendete Zeit und Mühe nicht als verloren betrachten, wenn meine Auslassungen den Herrn Verfasser bestimmen würden, das Kapitel beim Nötigwerden einer zweiten Auflage der Neubearbeitung zu unterziehen, deren es vor anderen Kapiteln seines Werkes bedürftig ist. Aus vorstehender Besprechung wird wohl auch dies für jeden Leser hervorgehen, dass in einer neuen Auflage der Satz „Manches Material enthalten die Transactions of the Asiatic Society of Japan und die Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" in den Literaturangaben bei Prof. Orelli einer Modifizierung bedarf. Die „Transactions" und die „Mitteilungen" sind recht eigentlich die Hauptfundgruben für jeden, der es unternimmt über die Religionen Japans zu schreiben. Dem wird der Herr Verfasser mit obigem Hinweise auf sie nicht gerecht.

SITZUNGSBERICHTE.

GENERALVERSAMMLUNG IN YOKOHAMA

am 22. Januar 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Neue Mitglieder:

Herr H. Kramer,	Yokohama.
„ Dr. Marstrand-Mechlenburg,	Tokyo.
„ W. Trautschold,	„

Lebenslängliche Mitgliedschaft erwarb

Herr C. Illies jun.	Yokohama.

Herr Pfarrer Haas verliest den Jahresbericht für 1901. Nachdem auch der Kassenbericht vorgelegt wurde, wird der Vorstand entlastet und dann durch Akklamation für ein weiteres Jahr wiedergewählt.

Herr Pfarrer Haas hielt einen Vortrag: „Mendez Pinto und Japan". An der sich anschliessenden Diskussion beteiligten sich Herr Prof. Dr. Riess und der Vortragende.

SITZUNG IN TOKYO

am 26. Februar 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Neue Mitglieder:

Herr C. Schramm,	Yokohama.
„ Schulamtspraktikant G. Riegelsberger,	Tokyo.
„ Prof. M. Koakimoto,	„

Lebenslängliche Mitgliedschaft erwarb

Herr M. Pors, Yokohama.

Herr E. Klocke hielt einen Vortrag „Faunistisches aus den Gewässern der Insel Hokkaido".

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 26. März 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Neue Mitglieder:

Herr	P. Griebel,	Yokohama.
„	H. Bosch,	„
„	E. Eichelberg,	„
„	C. Schmalbeck,	„
„	E. Hasche,	„
„	R. Wendt,	„
„	G. W. Werckmeister,	„
„	Bielfeld,	„ (wieder eingetreten).

Ausgetreten ist Herr H. de la Camp.

Der Bibliothek wurde geschenkt: Courant, Catalogue des Livres Chinois etc. 2497–3469 (vom Herrn Verfasser).

An Stelle des Herrn Janson, der wegen geschwächter Gesundheit sein Amt niederlegt, wird Herr Dr. M. Lehmann in den Vorstand gewählt.

Herr Prof. Dr. Florenz hielt einen Vortrag: „Aus der Blütezeit der japanischen Lyrik".

SITZUNG IN TOKYO

am 3. Mai 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Vor Eintritt in die Tagesordnung erinnert der Vorsitzende an zwei der Gesellschaft durch den Tod entrissene Mitglieder:

die Herren Fürst von Schwarzenberg und Th. Meyerdirks. Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung der Verstorbenen von den Sitzen.

Neueingetreten sind die Herren:

E. Flaig,	Tokyo.
K. Steiner,	Yokohama.
E. Kraemer,	,,
E. Nimmerfall,	,,
E. Horstmann,	,,
Hauptmann a/D Madlung,	,,

Schriftenaustausch ist angeknüpft mit

1) The State Library and Home Education, University of the State of New-York;
2) Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlands Indie, im Haag.

Der Bibliothek wurde von Herrn L. Leybold 1 Ex. eines von ihm ins Japanische übersetzten Kochbuchs *Scyo ryori ho* geschenkt.

Herr G. H. Prof. Dr. Baelz hielt einen durch viele Projektionsbilder erläuterten Vortrag über die Menschenrassen Ostasiens.

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 28. Mai 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Neu eingetreten ist:

Herr Legationssekretär F. von Erckert, Tokyo.

Der Kaiserl. Gesandte z. D. Herr J. von Waldhausen hat der Gesellschaft einen prächtigen elektrischen Kronleuchter für den Sitzungssaal zum Geschenk gemacht. Geschenkt wurden ferner von Herrn Dr. H. ten Kate eine Reihe von anthropologischen Büchern und Zeitschriften; von Herrn Prof. Virchow ein Sonderabdruck „Zur Erinnerung. Blätter des

Dankes für meine Freunde von Rudolf Virchow", und von Herrn Graf von Arco-Valley ein Prachtalbum „Souvenir of the Allies in North China".

Der Vorsitzende teilt mit, dass der 3. Teil des VIII. Bandes der „Mitteilungen", welcher damit vollständig wird, zur Ausgabe fertig ist, und dass der von Frau Pfarrer Haas bearbeitete Generalindex für die 6 ersten Bände der „Mitteilungen" zusammen mit einer kurzen Geschichte der Gesellschaft nunmehr in Druck gegeben werden kann.

Ferner macht er die Mitteilung, dass der Vorstand es für geboten hielt, die Versicherungssumme um 2.200 *Yen* erhöhen zu lassen:

nämlich für Gebäude von *Yen* 4.000 auf *Yen* 4.500,
„ Einrichtung „ „ 600 „ „ 1.000,
„ Bibliothek „ „ 4.000 „ „ 5.000,
„ Kegelbahn „ „ 1.200 „ „ 1.500.

Hierauf hielt Herr Prof. Dr. Hefele einen Vortrag über „Wald und Wasserwirtschaft". Zum Schluss machte Herr E. Klocke noch eine kleinere Mitteilung über den Hakonesee.

SITZUNG IN TOKYO

am 5. Juli 1903.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Neueingetreten sind die Herren:

P. Nyffenegger,	Tokyo.
W. St. Moss,	Yokohama.
P. Gampert,	„
Alex. von Gülpen,	Emmerich.
Schroeder-Schroedershof,	Saipan, Mariannen.
E. Ohlmer,	Tsingtau.
Vizekonsul Freiherr von Stengel,	Yokohama.
Konsul Nössler,	Bremen.

Ausgetreten sind dagegen die Herren Konsul KRENCKY, Graf WYDENBRUCK, W. SCHWARTZ.

Als Geschenke wurden überreicht: P. D. FISCHER, Italien und die Italiener, vom Herrn Verfasser, und Lindor Sernier Herdacht, door Dr. H. TEN KATE, vom Herrn Verfasser; ferner zwei kleine Abhandlungen von Herrn E. KLOCKE.

Der Vorsitzende teilt mit, dass der Vorstand beschlossen hat, dem Ostasiatischen Verein zu Hamburg auf sein Ansuchen ein vollständiges Exemplar der „Mitteilungen" zu überlassen.

Herr Prof. Dr. LAMPRECHT in Leipzig, der sich als Mitglied der Gesellschaft eintragen liess, hat sich bereit erklärt, gegen die bisher erschienenen Bände der „Mitteilungen" die bisher erschienenen Bände seiner Deutschen Geschichte auszutauschen.

Sodann überreicht der Vorsitzende Herrn Dr. L. RIESS im Namen des Vorstandes die Urkunde seiner Ehrenmitgliedschaft und verliest den Wortlaut der Urkunde wie folgt:

Herr Professor Dr. RIESS!

Mit Bedauern sehen wir die Zeit gekommen, wo Sie nach 15 jährigem Aufenthalt Japan verlassen. Denn durch Ihre Rückkehr nach der Heimat verliert die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens eines ihrer eifrigsten und verdienstvollsten Mitglieder.

Sie haben die Interessen der Gesellschaft stets in hervorragender Weise gefördert: ebensowohl durch eine Reihe wertvoller Vorträge und Veröffentlichungen in den „Mitteilungen" wie auch durch Ihre unermüdliche Tätigkeit im Vorstande als Bibliothekar und als Mitglied des Redaktionskomitees. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, wie viel Sie zur Hebung des geselligen Verkehrs unter den Mitgliedern der Gesellschaft beigetragen haben.

Zum Zeichen des Dankes für Ihre Verdienste überreichen wir Ihnen das Diplom der Ehrenmitgliedschaft.

Tokyo im Juli 1902.

Der Vorstand:
Emerich Graf von ARCO-VALLEY,
Kais. Deutscher Gesandter.

Dr. K. FLORENZ. R. LEHMANN.
A. GERDTS. Dr. M. LEHMANN.
Pfarrer H. HAAS.

Herr Dr. Riess bemerkt hierauf, er sei in Verlegenheit, wie gebührend zu danken. Je mehr die Ostasiatische Gesellschaft bisher mit Verleihung der Ehrenmitgliedschaft gekargt habe, desto höher wisse er die ihm zu Teil gewordene Auszeichnung zu bewerten. Bei Abschätzung seiner Verdienste scheine ihm das Gesetz der Amplifikation gewaltet zu haben. Was er der Gesellschaft habe leisten können, habe er ihr stets gerne geleistet, und schwer falle es ihm aufs Herz, dass er es künftighin nicht mehr solle tun können. Dagegen freue er sich, dass die Gesellschaft jetzt, wo er von ihr scheiden müsse, in einer aufstrebenden Epoche sei. Das Ansehen, das sie geniesse, werde auch ihm als ihrem nunmehrigen Ehrenmitgliede zugute kommen. Er aber werde sich bestreben, sich auch in der Heimat der erfahrenen Ehre jederzeit würdig zu erweisen. —

Als neues Mitglied wird Herr A. Brandt in Tokyo angemeldet.

Hierauf nimmt Rev. A. Lloyd das Wort zu einem Vortrag über Neuere japanische Erzählungsliteratur.

Nach ihm machte Herr G. H. Prof. Dr. Baelz zwei kürzere Mitteilungen:

a) Ueber den Einfluss des japanischen Sitzens auf die Körperformen.

b) Noch einmal die Mongolenflecken.

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 24. September 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Der Vorsitzende gedenkt zunächst zweier aus dem Leben gerufener Mitglieder, der Herren Mühle und Hartig, deren Gedächtnis die Anwesenden durch Erheben von den Sitzen ehren.

Ausgetreten ist Herr C. Kayser.

Zum Eintritt in die Gesellschaft haben sich dagegen gemeldet die Herren:

W. Kroneck,	Yokohama.
K. Westphahl,	„
M. Blümer,	„
A. F. Jahn,	Kobe.
Krebs, 1. Dolmetscher der Kaiserl.	
D. Gesandtschaft in	Peking.
Kapitän z. S. Truppel, Gouverneur im Kiautschou Gebiet.	
Major von Etzel,	Tokyo.
G. A. Heise,	Shanghai.
Lic. Theol. H. Hackmann.	

Lebenslängliche Mitgliedschaft erwarben die Herren Legationssekretär von Erckert, Forstrat Schilling und E. Ellon.

Geschenkt wurden vom Verf., Herrn Wenckstern: Aus Dazai Shindai's Staats- und Volkswirtschaftslehre; desgl. vom Verf., Herrn. Dr. Haberer: Schädel und Skeletteile aus Peking. Ferner vom Unterrichtsministerium in Berlin „Neue Folge der Meeresuntersuchungen". Herr Dr. Haberer überreichte weiter für die Bibliothek: Ostasiatische Dekapoden, von Dr. F. Doflein.

Der Vorsitzende teilt den Vorstandsbeschluss mit, dass auf die Einladung des Gouvernement Général de l'Indo-Chine zur Entsendung eines Delegierten zum Kongress in Hanoi Herr Prof. Dr. Florenz entsendet werden solle; ferner dass ein Supplementband der „Mitteilungen": „Pfarrer Hans Haas, Geschichte des Christentums in Japan. I. Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier" erschienen und bereits zum Versandt gekommen ist.

Die Versammlung gibt hierauf ihre Zustimmung zu der durch Kooptation des Vorstands vollzogenen Wahl des Herrn Dr. Ohrt, der an Stelle des Herrn Dr. Riess in den Vorstand eintritt.

Herr E. Klocke erhielt sodann das Wort zu einem Vortrag: „Kreuz und quer durch Hokkaido."

SITZUNG IN TOKYO

am 29. Oktober 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Neueingetreten sind die Herren:

Korvettenkapitän Funke,	Kiautschou.
C. Junghenn, z. Zt. in	Tokyo.

An Geschenken für die Bibliothek gingen ein: Adolf Fischer, Wandlungen im Kunstleben Japans; Ders., Streifzüge durch Formosa, beide Werke überreicht vom Herrn Verfasser; Catalogue des Livres Chinois etc. 3 fasc. vom Verfasser, Herrn Maurice Courant; Festschrift, dem XIII. Intern. Orient. Kongress Hamburg 1902 gewidmet vom Wa-Doku-Kwai Berlin; Dr. H. ten Kate, Zur Psychologie der Japaner, vom Herrn Verfasser.

Der Vorsitzende bringt zur Kenntnis der Versammlung, dass von den „Mitteilungen" ein neues Heft, Bd. IX, Teil 1, zur Ausgabe fertig ist, ferner dass binnen kurzem auch die 2. Aufl. der Bücher XXII–XXX des Nihongi von Dr. Florenz erscheinen kann.

Sodann nahm Herr Betriebs- und Bauinspektor F. Baltzer das Wort zu einem Vortrag: „Entwicklung der Shintobauweise".

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 28. November 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Der Vorsitzende gibt bekannt, dass Herr Dr. Mansfeld seinen Austritt angemeldet hat. Dagegen sind eingetreten:

S. Durchlaucht Prinz Koudacheff,	Tokyo.
Herr Dr. Reidhaar,	Yokohama.

Herr Dr. A. Menge sprach sodann über „Japanische Kunst".

SITZUNG IN TOKYO

am 20. Dezember 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Neue Mitglieder:

Herr R. Heise,	Tokyo.
„ K. Takata,	„
„ Dr. ph. A. Nagamatsu,	„
„ H. Steinmann,	Yokohama.
„ Droegkamp,	„
„ R. Bertoch,	„

Ausgetreten ist Herr O. Scherer.

Als Geschenck für die Bibliothek überreicht Herr Pfarrer Haas Jahrgang III der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Wahrheit", und Herr Regierungs- und Baurat F. Baltzer die Nummern 83, 89, 91 des Zentralblatts der Bauverwaltung mit einer Arbeit seiner Feder über „Die Tempelanlage von Horiuji bei Nara in Japan".

Herr Prof. Dr. Hefele hielt sodann einen Vortrag: „Reiseerinnerungen aus Ostchina und der Mandschurei".

GENERALVERSAMMLUNG IN YOKOHAMA

am 4. Februar 1903.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Herr Pfarrer Haas erstattet im Namen des Vorstands den Jahresbericht für 1902. Der Kassenbericht wird zur Einsicht aufgelegt. Hierauf wird dem Vorstand Decharge erteilt.

Aus der sodann vorgenommenen Neuwahl für den Vorstand gingen hervor die Herren:

Graf von Arco-Valley, R. Lehmann,
Dr. Florenz, Pfarrer Haas,
Dr. M. Lehmann, A. Gerdts,
F. Thiel.

Herr Regierungs- und Forstrat Schilling hielt einen Vortrag: „Die Besiedlung des Kronlandes in Hokkaido".

SITZUNG IN TOKYO

am 25. Februar 1903.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Bekannt gegeben wird, dass der Gesellschaft als Mitglieder beigetreten sind:

Herr	G. Boden,	Kobe.
„	Baron Mario von Manteuffel,	„
„	George Killian,	„
„	Kais. Russ. Staatsrat Grebnitzki, z. Zt. in	Tokyo.
„	Baron Corvisart,	„
„	Prof. H. Hubert,	Paris,

ferner dass Herr Regierungs- und Baurat F. Baltzer und Herr B. Runge die lebenslängliche Mitgliedschaft erworben haben.

Für die Bibliothek lief als Geschenk ein:

Ein Separatabdruck aus den Preussischen Jahrbüchern, enthaltend: Die Reform des japanischen Schriftwesens, ein Kulturproblem, von Dr. L. Riess.

Der neue Vorstand setzt sich wie folgt zusammen:

Herr Graf von Arco-Valley Vorsitzender,
„ R. Lehmann, stellv. Vorsitzender,
„ Pfarrer H. Haas, } Schriftführer.
„ Prof. Dr. K. Florenz, }

Herr Dr. M. Lehmann, } Bibliothekare,
„ F. Thiel, }
„ A. Gerdts, Schatzmeister.

Herr Forstrat Dr. Hefele hält einen Vortrag über Nordchina und die Mandschurei.

SITZUNG IN TOKYO

am 25. März 1903.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Der Vorsitzende bringt zunächst in Erinnerung, dass die Gesellschaft am 22. d. M. die Wiederkehr des 30. Jahrestags ihrer Gründung hätte feiern können, und nimmt daher Anlass einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der drei Dezennien zu geben. Hierauf begrüsst er die Gäste des Abends, unter denen der Admiral Graf von Baudissin, und eine Anzahl der Offiziere S. M. S. Hansa sind.

Neue Mitglieder:

Herr Legationssekretär Loewenthal von Linau,
Kais. u. Kgl. Oesterr. Ung. Geschäftsträger.
„ Graf Alexander von Hatzfeldt, Tokyo.
„ Ludwig Löffler, Giehren in Schlesien.
„ Fregattenkapitän Trummler, Yokohama.

Der Bibliothek wurden folgende Bücher geschenkt:

Ph. v. Siebold's letzte Reise nach Japan, von dem Herrn Verf. A. Freiherrn v. Siebold.

Geomorphologische Studien aus Ostasien III.

Freiherr von Richthofen, Die morphologische Stellung von Formosa, vom Herrn Verfasser.

F. Baltzer, Das japanische Haus, vom Herrn Verfasser.

Herr G. H. Prof. Dr. Baelz hielt hierauf einen durch Projektionsbilder erläuterten Vortrag „Aus Tonkin".

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 29. April 1903.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Der Vorsitzende begrüsste zunächst Seine Königliche Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern, welcher die Sitzung mit seiner Anwesenheit beehrte, und gab sodann bekannt, dass Herr Kammerherr Graf Anton von Arco-Valley sich in die Liste der lebenslänglichen Mitglieder hat eintragen lassen und dass folgende Herren ordentliche Mitglieder wurden:

Herr	Vizeadmiral Graf von Baudissin,	
„	Generalleutnant von Janson, Excellenz,	Yokohama.
„	Marineoberstabsarzt Dr. Matthiolius,	„
„	O. Mahrt,	„
„	Prof. Maitre,	Kyoto.

Ferner bringt er zur Kenntnis, dass die Bibliothek eine wertvolle Bereicherung durch eine Reihe von Schenkungen erfahren hat. Von der École Francaise d'Extrême Orient gingen ein: Compte rendu analytique des Séances (Premier Congrès International des Études d'extrême Orient, Hanoi 1902); Atlas Archéologique de l'Indo-Chine; Phonétique Annamite; Les Chams; Éléments de Sanscrit Classique; Bulletin de l'École etc. 1. u. 2. Jahrg.

Herr M. G. Dumoutier liess der Gesellschaft durch Prof. Florenz eine Anzahl seiner eigenen Publikationen überreichen: L'Enseignement Franco-Annamite; Études sur les Tonkinois; Étude Historique et Archéologique sur Cô-Loa; Chua-Hai-Ba, le temple des Deux Dames; Les Hak-ka; Étude sur un Portulan Annamite du XV. siècle; Légendes Historiques de l'Annam et du Tonkin; Étude Historique et Archéologique sur Hoa-Lu'; Étude sur les dépots archéologiques d'Omori et d'Okadaira; Les Pagodes de Hanoi; La Laque et les Huiles à Lacquer; De la Condition Morale des Annamites du Tonkin.

Herr Professor Dr. Florenz erstattete Bericht über den Kongress in Hanoi, zu welchem er als Delegierter der Gesell-

schaft entsendet war. Sodann gab er ein Résumé über eine von Herrn Prof. Dr. KOGANEI für die „Mitteilungen" gelieferte Abhandlung über die Ureinwohner von Japan.

SITZUNG IN TOKYO

am 27. Mai 1903.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Der Vorsitzende bittet zunächst die Anwesenden, das Andenken zweier verstorbener Mitglieder, der Herren Schröder-Schrödershoff und Simon Strauss in üblicher Weise durch Erheben von den Sitzen zu ehren.

Neueingetreten sind:

die Herren Kais. Russ. Konsul

Fürst GAGARIN,	Nagasaki.
C. KLEPSCH,	„
Pfarrer M. OSTWALD,	Tokyo.

Ausgetreten: Herr Pfarrer A. WENDT.

Für die Bibliothek wurden verschiedene neue Werke angeschafft.

Der 2. Teil des IX. Bandes der „Mitteilungen" ist zum Versandt gelangt.

Der Vorsitzende bringt zur Kenntnis der Versammlung, dass der Vorstand beschlossen hat, Herrn Konsul Dr. KRIEN, einem der Mitbegründer der Gesellschaft, anlässlich seiner Heimkehr eine Ehrung durch Uebersendung einer Adresse zu erweisen.

Der Schriftführer Herr Pfarrer HAAS verliest hierauf den Wortlaut des Schriftstückes wie folgt:

Hochverehrter Herr Konsul KRIEN!

Sie waren einer von den Männern, die vor nunmehr drei Jahrzehnten den Gedanken fassten, die Deutschen in Japan, soweit sie wissenschaftlich interessiert, in eine Vereinigung zusammenzufassen, die den Mitgliedern zum

Austausch ihrer Ansichten und Erfahrungen inbetreff der Länder Ostasiens Gelegenheit geben und darüber hinaus die Erforschung der Länder des fernen Ostens fördern und durch herauszugebende „Mitteilungen" die wissenschaftliche Kenntnis Ostasiens mehren und verbreiten sollte.

Von jenem Kaisergeburtstage, dem Stiftungstage unserer Deutsch-Ostasiatischen Gesellschaft, bis heute haben Sie ihr ununterbrochen durch all die Jahre hindurch angehört, zeitweise als Mitglied des Vorstands an den Lasten ihrer geschäftlichen Leitung mitgetragen und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen auch durch Mitarbeit an den „Mitteilungen" gefördert.

Es ist deshalb begreiflich, dass wir Ihrer in diesem Augenblicke, wo Sie nach dreissigjährigem Aufenthalte im fernen Osten nach Deutschland reisen, um dort Erfrischung und Erholung zu suchen, dankbar und freundschaftlich gedenken. Unsere besten Wünsche begleiten Sie, und vor allem hoffen wir, dass Sie gekräftigt wieder nach Japan zurückkehren und auch weiter Ihr Interesse für unsere Gesellschaft bekunden werden.

Tokyo, den 21. Mai 1903.

Im Namen
der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde
Ostasiens
der Vorstand

(Gez.)
Graf von Arco-Valley,
Kaiserl. Deutscher Gesandter.
R. Lehmann.
Pfarrer H. Haas.
Dr. M. Lehmann.
Dr. K. Florenz.
Thiel.
A. Gerdts.

Herr Prof. Dr. Florenz hielt einen Vortrag „Aus der japanischen Erzählungsliteratur."

Dem letzten Teil der Sitzung wohnte wiederum Seine Königliche Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern bei.

SITZUNG IN TOKYO

am 24. Juni 1903.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Der Vorsitzende stellt im Namen des Vorstandes den Antrag, Seine Königl. Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern um die Annahme der Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft zu bitten. Nachdem der Antrag einstimmig angenommen ist, gelangt die Ehrenmitgliedschaftsurkunde zur Verlesung, die Seiner Königlichen Hoheit überreicht werden soll. Ihr Wortlaut ist wie folgt:

Durchlauchtigster Prinz!

Gnädigster Prinz und Herr!

Euerer Königlichen Hoheit gegenwärtiger Aufenthalt in Japan weckt unwillkürlich die Erinnerung an den Verkehr, der schon durch das 16., 17. und 18. Jahrhundert wie überhaupt zwischen Ostasien und den Ländern Europas so auch zwischen Ostasien und Bayern, dem Stammlande des Wittelsbacher Fürstenhauses, auf wissenschaftlicher und religiöser Grundlage, in kommerzieller und künstlerischer Hinsicht bestanden hat.

An Euerer Königlichen Hoheit erlauchten Vorfahren und Verwandten hat dieser vielseitige Verkehr durch alle die Zeit im Bayernlande seine verständnisvollsten Förderer gehabt, von jenem Kurfürsten Wilhelm V. an, dem schon im Jahre 1570 mit den *Epistolae Japonicae* ein Buch über Japan und mit Trigautius' *Historia* im Jahre 1617 ein anderes über China gewidmet wurde, bis auf den Wittelsbacher, während dessen Regierung Japan dem Westen seine Tore schloss, und bis auf alle die feinsinnigen Fürsten der bayerischen Dynastie nach ihm, die als eifrige Sammler ostasiatischer Kunstwerke Einfluss auf die Gestaltung des deutschen Kunstgewerbes übten.

Den Traditionen dieser erlauchten Fürsten des bayerischen Herrscherhauses folgen jetzt, da der Osten abermals dem Abendlande offen steht, Euere Königliche Hoheit, an

der Welt asiatischen Denkens und Dichtens, Bildens und Schaffens lebhaftes Interesse nehmend, ihre Entwicklung mit Aufmerksamkeit verfolgend, eifrig darauf bedacht, durch Studium wie selbsteigene Anschauung Euerer Königlichen Hoheit Kenntnis ostasiatischer Dinge zu erweitern und zu vertiefen, und Männern der Wissenschaft Anregung zu Forschungen auf diesem Gebiete gebend und ihre Arbeit in mannigfacher Weise unterstützend.

So darf eine Gesellschaft wie die unserige, die sich Förderung der Erforschung der Länder des fernen Ostens als ihren besonderen Zweck gesetzt, Euere Königliche Hoheit begrüssen als einen hohen Gönner, mit welchem sie sich völlig eins in ihrem Streben weiss.

Sie ist sich aber wohl bewusst, dass sie sich selbst am meisten ehrt, indem sie in Bekundung dieses Gefühls geistiger Gemeinschaft sich die Freiheit nimmt, Euerer Königlichen Hoheit in aller Ehrerbietung die höchste Auszeichnung anzutragen, die sie darzubieten hat:

Die Ehrenmitgliedschaft

DER

Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

Euere Königliche Hoheit hatten wiederholt die Huld, höchst Ihr Interesse an unseren Bestrebungen durch Teilnahme an den Sitzungen der Gesellschaft zu bekunden. Geruhen Euere Königliche Hoheit dafür unseren ehrfurchtsvollen Dank entgegen zunehmen, und genehmigen Euere Königliche Hoheit weiter die Versicherung, dass das Ehrenrecht, einen so erlauchten Namen dauernd in den Listen ihrer Mitglieder führen zu dürfen, der Gesellschaft ein neuer Antrieb sein wird, alles zu tun, um das Ansehen, in dem deutsche Wissenschaft in Japan steht, auch fürderhin mit deutschem Ernst zu wahren.

Tokyo, den 24. Juni 1903.

Im Namen und Auftrag der
Deutschen Gesellschaft für Natur-
und Völkerkunde Ostasiens
der Vorstand.

(Dieses von den zur Zeit in Tokyo anwesenden Vorstandsmitgliedern, den Herren Graf ARCO-VALLEY, R. LEHMANN, Pfarrer Haas, F. THIEL und A. GERDTS, unterzeichnete Schriftstück wurde Seiner Königlichen Hoheit am 2. Juli in besonderer Audienz vom Vorstand auf der Gesandtschaft überreicht). —

Neu eingetreten sind in die Gesellschaft
die Herren L. NIEMANN, Yokohama und
Dr. MISCHKE, „

Geschenk für die Bibliothek: SPÖRRY, Die Verwendung des Bambus in Japan, vom Verfasser.

Hierauf nimmt Herr Pfarrer H. HAAS das Wort zu einem Vortrag: „Die Einführung des Buddhismus in Japan".

JAHRESBERICHT FÜR 1902.

Die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens hat während des Berichtjahres 4 Mitglieder durch den Tod verloren: die Herren MEYERDIERKS in Yokohama, MÜHLE in Temesvár, HARTIG in Dresden und Prinz von SCHWARZENBERG, der in Shanghai einem Fieber erlag. Ihren Austritt haben 5 Herren erklärt. Hingegen liessen sich 47 neue in die Listen der Gesellschaft eintragen. So erscheinen diese um 38 Namen gemehrt, und die Mitgliederzahl hat am Schlusse des Jahres das vierte Hundert überstiegen. Von den ordentlichen Mitgliedern erwarben 5 die *lebenslängliche Mitgliedschaft*, und *einem*, Herrn Dr. L. RIESS, der nach 16 jähriger Dozentenwirksamkeit an der Universität Tokyo in die Heimat zurückkehrte, wurde in Anerkennung seiner Verdienste um das wissenschaftliche und gesellige Leben der Gesellschaft die *Ehrenmitgliedschaft* zuerkannt.

Der Vorstand, der zu 12 Sitzungen zusammentrat, setzte sich zusammen aus den Herren:

Graf ARCO-VALLEY als 1. Vorsitzendem,

R. LEHMANN als 2. Vorsitzendem,

Prof. Dr. K. FLORENZ und Pfarrer H. HAAS als Schriftführern,

Prof. Dr. L. RIESS und nach seinem Ausscheiden Dr. E. OHRT, sowie

Dr. M. Lehmann als Bibliothekaren, und
A. Gerdts als Schatzmeister.

Das Redaktionskomitee bestand aus den Herren R. Lehmann, Dr. Florenz und Pfarrer Haas.

Mit einer Reihe von wissenschaftlichen Instituten wurden neue Austauschverbindungen angeknüpft. Auch die Bibliothek hat wieder durch Schenkungen eine nicht unbeträchtliche Bereicherung erfahren. Neuanschaffungen für sie wurden im Verwaltungsjahre nur wenige gemacht. Der Gesellschaft erwuchsen mancherlei Kosten durch nötig gewordene Reparaturen an Gebäude und Garten. Freiwillige Beiträge einer Anzahl von Mitgliedern ermöglichten es, die Kegelbahn zu erweitern. Der Sitzungssaal erhielt durch einen von Herrn J. von Waldhausen der Gesellschaft zum Geschenke gemachten elektrischen Kronleuchter einen prächtigen Schmuck. In Anbetracht des solcherweise gesteigerten Wertes der Gesellschaftsbücherei, des Gebäudes und des Inventars hielt es der Vorstand für geboten, auch den Betrag der Feuerversicherungspolice um 2.200 *Yen* erhöhen zu lassen.

Die Hauptausgaben aber verursachten Druck und Versandt einer Anzahl von teilweise ziemlich umfangreichen Publikationen. Von den „Mitteilungen" erschien im Oktober *Band IX, Teil 1*, enthaltend:

Erinnerungen an Philipp Franz von Siebold (mit 5 Tafeln). Von Dr. H. ten Kate.

Aus der japanischen Physiognomik (mit 1 Tafel). Von Prof. Dr. K. Miura.

Das heutige japanische Gefängniswesen (mit 3 Tafeln). Von Amtsrichter Dr. Crusen.

Der Tabak, sein Bau und seine weitere Behandlung in Japan. Von Dr. Max Leihmann.

Ueber den Riesensalamander Japans. Von Prof. Dr. C. Ishikawa.

Bücherbesprechungen (Seidel, Jap. Grammatik; Itchikawa, Hōjōki). Von Prof. Dr. K. Florenz.

Gleichzeitig wurde ausgegeben die *Festschrift zur Erinnerung an das 25 jährige Stiftungsfest* enthaltend: 1) eine Skizze der Geschichte der Gesellschaft in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens 1873–1838, von Dr. L. Riess, 2) einen Generalindex (Autoren- und Sachregister) zu Band I–VI der „Mitteilungen"

von Frau Pfarrer PAULA HAAS, 3) Liste der Mitglieder von 1873–1898.

Als Supplement der „Mitteilungen" erschien ferner

H. HAAS, *Geschichte des Christentums in Japan.*

I. Band: Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier.

Von Dr. FLORENZ' *Nihongi, Teil III* wurde ein Neudruck nötig, der so ziemlich zur Vollendung gediehen ist. Das Werk, das in dieser neuen Auflage im jetzigen Format der „Mitteilungen" erscheint, wurde vom Verfasser einer gründlichen Revision unterzogen und ist mit einem von Pfarrer HAAS bearbeiteten Index versehen.

Legen schon diese verschiedenen Veröffentlichungen Zeugnis ab von dem regen wissenschaftlichen Streben der Gesellschaft, so bekundeten dies nicht minder die 10 abwechselnd in Tokyo und in Yokohama abgehaltenen Sitzungen mit den in ihnen dargebotenen Vorträgen:

1) Mendez Pinto und Japan, von Pfarrer H. HAAS.
2) Faunistisches aus den Gewässern der Insel Hokkaido, von Herrn E. KLOCKE.
3) Aus der Blütezeit der japanischen Lyrik, von Prof. Dr. K. FLORENZ.
4) Projektionsbilder der Menschenrassen Ostasiens mit Erklärungen, von G. H. Prof. Dr. BAELZ.
5) Wald- und Wasserwirtschaft, von Forstmeister Prof. Dr. HEFELE.

   Ferner eine kleinere Mitteilung: „Einige neuere Untersuchungen über den Hakonesee nebst Bekanntgabe einer neuen dort gefundenen Crustacee Bosminopsis Ishikawai", von Herrn E. KLOCKE.
6) Neuere japanische Erzählungsliteratur, von Rev. A. LLOYD.

   Ferner zwei Mitteilungen von Prof. Dr. E. BAELZ:
   a) Ueber den Einfluss des japanischen Sitzens auf die Körperformen.
   b) Noch einmal die Mongolenflecken.
7) Kreuz und quer durch Hokkaido, von Herrn E. KLOCKE.
8) Entwicklung der Shintobauweise, von Regierungs- und Baurat F. BALTZER.

9) Ueber japanische Kunst, von Dr. A. Menge.
10) Reiseerinnerungen von Ostchina und der Mandschurei, von Prof. Dr. Hefele.

Für die in Yokohama abgehaltenen Sitzungen stellte auch in diesem Jahre wieder der Vorstand des Klubs Germania dessen grossen Saal zur Verfügung, ein Entgegenkommen, für welches sich ihm die Gesellschaft zu Danke verpflichtet bekennt.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass auf eine vom Gouvernement général de l'Indo Chine ergangene Einladung hin Prof. Dr. Florenz als Delegierter zu dem in den Tagen vom 3.–8. Dezember in Hanoi abgehaltenen Kongresse entsandt wurde, bei welchem die Gesellschaft ausserdem noch durch die Herren G. H. Prof. Dr. Baelz und Freiherr von Ritter zu Grünsteyn vertreten war.

Kassenbericht fuer 1902.

	Saldo	Mark	1142,13	Yen	226	33	Druckkosten			Yen	360	15
	Verkauf von Heften der Mitteilungen	„	180,15	„	272	44	Band VIII Teil 3.			„	644	64
	Eintrittsgelder			„	165		Supplement Haas, Einführung des Christentums			„	205	56
	Beiträge	„	708	„	2061	41	Festschrift			„	367	40
	Zinsen			„	36	68	Band IX Teil 1.			„	86	55
	Deposit bei der Mitsu Bishi Goshi Kwaisha			„	500	00	Kleine Drucksachen.			„	60	61
	Diverse			„	3	50	Versandt von Mitteilungen			„	110	78
	Wirtschaftskasse			„	509	73	Band VIII Teil 3.			„	47	15
	Transfer von Hamburg	Mark 1000–		„	468	38	Supplement & Festschrift.			„	12	32
							Band IX Teil I.			„	572	23
							Diverse			„	232	38
							Haus & Garten			„	246	
							Feuer-Assekuranz.			„	217	59
							Löhne			„	60	05
							Bibliothek.					
							Porto & Unkosten	Mark	1,–	„		
							Transfer von Hamburg.	„	1000,–			
							Saldo	„	1029,28	„	1014	06
		Mark	2030,28	Yen	4237	47		Mark	2030,28	Yen	4237	47
an. 1 1903	Fixed Deposit Mitsu Bishi Goshi Kwaisha			Yen	2321	19						
	Saldo	Mark	1029,28	„	1014	06						

S. E. & O.

Yokohama, 31 Dezember 1902.

Ad. Gerdts.

p. t. Schatzmeister.

MITGLIEDERVERZEICHNIS.

(September 1903.)

VORSTAND.

Erster Vorsitzender.....Graf von Arco-Valley.
Zweiter „ .....R. Lehmann.
Schriftführer.....Prof. Dr. K. Florenz.
Pfarrer H. Haas.
Bibliothekare.....Dr. M. Lehmann.
F. Thiel.
Schatzmeister.....A. Gerdts.

EHRENMITGLIEDER.

1. S. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen.
2. M. von Brandt, Wirkl. Geh. Rat und Kaiserl. D. Gesandter a. D., Exc., Weimar.
3. Th. von Holleben, Dr. jur., Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. D. Botschafter a. D. Exc. — Berlin.
4. R. Lehmann, Tōkyō.
5. Sir Ernest Satow, Kgl. Grossbritannischer Gesandter, Exc. — Peking.
6. Dr. A. Bastian, Professor und Geh. Oberregierungsrat in Berlin.
7. Geheimer Hofrat Prof. Dr. med. E. Baelz, Tōkyō.
8. Dr. Ludwig Riess, Berlin.
9. S. Königl. Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern.

ORDENTLICHE MITGLIEDER.

(Die mit * bezeichneten sind Mitglieder auf Lebenszeit.)

TŌKYŌ.

1. Amthor, Ingenieur R. — Kōjimachi, Iidamachi rokuchōme 21
2. Aoki, Vicomte S., Exc. — Kōjimachi, Kami-Nibanchō 15
3. Arco-Valley, Graf E. von, Kaiserl. Deutscher Gesandter. — Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
4. Bridel, Prof. L. — Hongō, Kagayashiki 11.
5. Corvisart, Baron de, Oberstleutnant. — Azabu, Imaichō 41.
6. Dohi, Prof. Dr. Keizō — Fujimichō yochōme 10.
7. *Erckert, F. von, K. D. Legationsrat. — Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
8. Etzel, Major von — Kōjimachi, Nagatachō nichōme 7.
9. Flaig, Emil. — Imperial Hotel.
10. *Florenz, Prof. Dr. K., Bungaku-Hakushi. — Koishikawa, Haramachi 102.
11. Griffin, Prof. Charles Sumner — Koishikawa, Kobinata, Suidōbatamachi nichōme 83.
12. *Haas, Pfarrer H. — Koishikawa, Kamitomizakachō 39.
13. Hallier, E. — Koishikawa, Sekiguchi-Daimachi No. 6.
14. Hatzfeldt, Graf Alex. von — Attaché der K. D. Gesandtschaft, Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
15. Heidenreich, P. — Tsukiji 1, Hotel Metropole.
16. Heise, R. — Tsukiji 5 B.
17. Herrmann, IngenieurV. — Tsukiji 28.
18. Hidaka, Dr. T. — Nihonbashi, Kakigarachō nichōme 3.
19. Junker, Prof. A. — Tsukiji 44.
20. Katsura, Graf Tarō, General und Premierminister, Exc.– Shiba, Mita itchōme 46.
21. Kellner, E. — Tsukiji 48.
22. Kessler, Oberingenieur H. — Tsukiji 48.
23. Kimura, Ingenieur M. — Shibaku, Sakurada-Hongōchō 14.
24. Klocke, E. — Ushigome, Ichigaya, Kagachō nichōme 1.

25. Koeber, Prof. Dr. R. von — Surugadai, Suzukichō.
26. Konoye, Fürst Atsumaro, Durchlaucht. — Kōjimachi shichichōme.
27. Koudacheff, Prinz, 1ter Sekretär der K. R. Gesandtschaft.— Kōjimachi, Toranomon.
28. Krebs, F. — Tsukiji 44.
29. Kubo, Prof. M. — Yotsuya, Sugaichō 27.
30. Kuwada, Braumeister Ryōhei — Meguro, Mita.
31. Lehmann, Dr. M. — Ōji, Nishigahara.
32. Leybold, Ingenieur L. — Tsukiji 51.
33. Lloyd, Rev. Arthur — Azabu, Iiguramachi rokuchōme 13.
34. Lönholm, Prof. Dr. L. H., Kgl. Sächs. Landgerichtsdirektor. — Akasaka, Aoyama Minamichō shichichōme Gakuin 2.
35. Löw, Prof. Dr. — Aoyama, Kitamachi rokuchōme 47.
36. Loewenthal von Linau, H. Ritter, K. u. K. Oesterr.-Ungar. Geschäftsträger — Kōjimachi, Kioichō.
37. Maitre, Prof. Cl. E. — Koishikawa, Haramachi 102.
38. Mechlenburg, Dr. jur. K., Dolmetscher-Eleve der K. D. Gesandtschaft. — Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
39. Menge, Dr. A. — Tsukiji 28.
40. Miura, Prof. Dr. K. — Surugadai, Kita-Kōgamachi 3.
41. Müller, O. — Tsukiji, Sanchōme 15.
42. Nagai, Prof. Dr. W. N. — Akasaka, Aoyama, Minamichō.
43. Nagamatsu, Dr. phil. Atsusuke, Direktor der Tōkyō-Feuerversicherungsgesellschaft—Kōjimachi, Nakarokubanchō 12.
44. Nyffenegger, P. — Hotel Metropole, Tsukiji 1.
45. Ōmura Jintarō. — Ushigome Yokoteramachi 61.
46. Ostwald, Pfarrer M. — Koishikawa, Kamitomizakachō 23.
47. Poten, Oberleutnant A. — K. D. Gesandtschaft.
48. Riegelsberger, G., Lehramtspraktikant. — Hotel Central, Tsukiji.
49. Rosen, Baron von, Kaiserl. Russ. Gesandter, Exc. — Kōjimachi, Toranomon.
50. Sachse, Hofrat R. — K. D. Gesandtschaft, Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
51. *Schaeffer, E. — Akasaka, Omotechō nichōme 3.

52. *Schinzinger, Hauptmann F. — Tsukiji 29.
53. Schmidt, P. — Tsukiji 34.
54. Scriba, Prof. Dr. J. — Kōjimachi, Hirakawachō gochōme 19.
55. Starke, F. — Tsukiji 5 B.
56. Takata Kunisaburō — Hongō, Yushima, Mikumichō 58.
57. Thiel, Fr., Secrétaire Interprète der K. D. Gesandtschaft. — Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
58. Trautschold, W., Dolmetscher-Eleve der K. R. Gesandtschaft. — Kōjimachi, Toranomon.
59. Vautier, P. — Tsukiji sanchōme 15.
60. Vogt, Dr. K., Dolmetscher-Eleve der K. D. Gesandtschaft. — Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
61. Wada, Dr. T., Exc. — Ushigome, Sanaizaka 26.
62. Wilm, A., Secrétaire Interprète der K. R. Gesandtschaft. — Kōjimachi, Toranomon.
63. Wood, Rev. F. E. — Tsukiji 15.

YOKOHAMA.

64. Abegg, H. — Yamashitachō 90 A.
65. Becker, E. H. — ,, 195.
66. Behr, H. — ,, 199.
67. Behr, W. — ,, 25.
68. Bengen, M. F. — ,, 154.
69. Bertog, R. — ,, 196.
70. Bielfeld, F. — ,, 54.
71. Blümer M. — ,, 198.
72. Bosch, H. — ,, 54.
73. Boyes, R. — ,, 153.
74. Büller, P. — ,, 25.
75. Büschel, A. — ,, 54.
76. Deck, H. C. — ,, 95.
77. Dreyer, A. — ,, 75.
78. Droegkamp, A. — ,, 196.
79. Eichelberg, E. — Yamate 123.
80. Fokkes, H. — Yamashitachō 198.
81. Fox, E. — ,, 27.
82. Gampert, P. — ,, 90 B.

83. Gerdts, Ad. — Yamashitachō 24 A.
84. Groener, A. — „ 180.
85. *Haberer, Dr. phil. et. med. — Negishi, Sagiyama 3708.
86. Hagen, W., Kaiserl. D. Vicekonsul. — Yamashitachō 24.
87. Hagmann, G. — Yamashitachō 214.
88. Hasche, E. — „ 202.
89. Haynemann, O. — „ 70.
90. Heitmann, C. — „ 198.
91. Helm, J. — Yamate 12.
92. Heyden, Dr. med. W. van der — Yamate 270.
93. *Holm, H. J. — Yamashitachō 54.
94. *Illies, C., jun. — „ 54.
95. Janson, Generalleutnant von, Exc. — Yamate 60.
96. Karcher, E. — Yamashitachō 198.
97. Kaufmann, M. — „ 25.
98. Kern. J. — „ 90 A.
99. Kramer, H. — „ 54.
100. Kraemer E. — „ 46.
101. Kroneck, W. — „ 77.
102. Kümmel, P. — „ 196.
103. Levedag, E. — „ 153.
104. Lürmann, Stephan — „ 153.
105. Mahrt, O. — „ 73.
106. Mason, A. — „ 153.
107. Matthiolius, Marine-Oberstabsarzt, Dr. — Yamate 42.
108. *Meyer, O. — Yamashitachō 46.
109. Mischke, Dr. phil. — „ 78.
110. Moss, W., Stanley, — „ 89 C.
111. Münster, B. — „ 34.
112. Nabholz, F. — „ 95.
113. Niemann, L. — „ 24 A.
114. Oberlein, C. F. — „ 199.
115. Ohrt, Dr. E., Dolmetscher des K. D. Generalkonsulats. — Yamashitachō 24.
116. Orth, E. — „ 177.
117. Pfister, R. — „ 90 B.
118. Popert, F. — „ 29.

119. Refardt, C. — Yamashitachō 199.
120. Reidhaar Dr., med. — Yamate. 179.
121. Retz, F. — Yamashitachō 214.
122. Rhine, C. F. — „ 242.
123. *Runge, B. — „ 90 C.
124. Scherer, Otto — Hommoku, Kitagata Myokogi, Yama 167.
125. Schmaedecke, W. — Yamashitachō 29.
126. Schmalbeck, C. — „ 154.
127. Schmidt-Scharff, R. — „ 208.
128. Schramm, C. — „ 202.
129. Schwanke, R. — „ 40.
130. Seekamp, A. — „ 70.
131. Seel, R., Architekt. — Yamate 33 B.
132. Steiner, K. — „ 87.
133. Steinmann, H. — Yamashitachō 208.
134. Stengel, H. Feiherr von, K. D. Vicekonsul. — Yamashitachō [24.
135. Sulzer, R. — Yamashitachō 174.
136. Sürth, M. — „ 29.
137. Suthof. A. — „ 95.
138. Temme, H. — „ 70.
139. Temme, L. — „ 29.
140. Trummler, Korvettenkapitän. — Yamate 112 B.
141. Unger, Alfr. — „ 28.
142. Urhan, F. — Yamashitachō 180.
143. Vehling, W. — „ „
144. Weinberger, C. — „ 46.
145. Wendt, R., Braumeister, — Yamate 123.
146. Westphalen, J. — Yamashitachō 256.
147. Witte, A. — „ 76.
148. Werckmeister, G. — „ 256.
149. Ziegfeld, F. H. — „ 89 C.

JAPAN, AUSSER TŌKYŌ UND YOKOHAMA.

150. Ailion, J. A. — Kōbe 50.
151. Albrecht, Rev. Dr. G. E. — Kyōto.
152. Behnke, K. — Kōbe 91.

153. Behr, E. — Kōbe 91.
154. Blümer, H. — Kōbe 8.
155. Bobsien, L. — Kōbe 47.
156. Boden, G. — Kōbe 68.
157. Boetel, H. — Kōbe 76 B.
158. Braess, Ch. — Kōbe 91.
159. Braune, W. — Kōbe 83.
160. Brenner, C. — Kōbe 12.
161. Brüll, O. — Kōbe 101.
162. Bunge, Th. — Kōbe 30.
163. Cohen, O. — Kōbe 25.
164. Danckwerts, F. — Kōbe 100.
165. De la Camp, Ch. Lange. — Kōbe 121.
166. Erich, G. — Kōbe 10.
167. Evers, A. — Kōbe 101.
168. *Favre, J. — Ōsaka, Kawaguchi 10.
169. Fischer, O. — Kōbe 121.
170. Friedrichsen, C. — Kōbe 12.
171. Fuehr, Dr. Alex. — K. Deutsches Konsulat Kōbe.
172. Gagarin, Fürst A., Kaiserl. Russ. Konsul. — Nagasaki.
173. Göriz, Prof. A. — Universität Kyōto.
174. Gramatzky, Dr. A. — Kagoshima, Kōtō Gakkō.
175. Grauthoff, W. — Kōbe, Ikuta mae 1.
176. Griebel, P. — Kōbe.
177. Hasche, A. — Kōbe 31 A.
178. Heitmann, W. — Kōbe 68.
179. Hoffmann, Fr. — Kōbe 91.
180. Hofmann, A. — Kōbe 10.
181. Horstmann, E. — Kōbe. 32.
182. Jahn, Alex. F. — Kōbe 31 A.
183. Janson, Prof. J. L. — Aomori.
184. Junker, E. — Kanazawa, Kōtō Gakkō.
185. Kasai, Dr. phil. Shinzō — Onoda, Yamaguchiken.
186. Kate, Dr. med. et phil. H. ten — Kōbe, Ikutachō itchōme 59.
187. Killian, Georges — Kōbe. Russo-China Bank.
188. Kipp, C. — Kōbe, Naniwamachi 66.

189. Klepsch, C. — Nagasaki, Oura 4.
190. Krien, F., Kaiserl. D. Konsul. — Kōbe.
191. Kroneck, E. — Kōbe 10.
192. Kunze, R. — Sendai, Kōtō-Gakkō.
193. Lüdecke, F. — Kōbe 101.
194. Manteuffel, Baron Mario — Kōbe, Russo-China Bank.
195. Milberg, R. — Kōbe 121.
196. Müller, Dr. W. — Kōbe, Kaiserl. Deutsch. Konsulat.
197. Müller-Beeck, G. — Nagasaki, Kaiserl. D. Konsul.
198. Neubert. G. — Kōbe.
199. Nierop, Ed. L. van — Kōbe 78 B.
200. Nirrnheim, A. — Kōbe 8 A.
201. Oestmann, A. — Kōbe 47.
202. Ohly, R. N. — Adr. Taits & Co., Taipeh, Formosa.
203. Papellier, Dr. med. E. M. — Kōbe, Uramachi 34.
204. Pohl, R. — Kōbe 12.
205. Popp. E. — Kōbe, Yama 66.
206. Ramseger, H. — Kōbe 40.
207. Raspe, H. R. — Kōbe 91.
208. Reiff, R. — Kōbe 8 A.
209. Reinsdorf, F., Kaiserl. D. Konsul. — Tamsui-Twatutia, Formosa.
210. Röper, G. — Kōbe 91.
211. Schiller, Pfarrer E. — Kyōto.
212. Simon, A. — Kōbe 101.
213. *Specka. Dr. G. — Nagasaki, Kaiserl. Deutsch. Konsulat.
214. Stürcke, J. — Kōbe 26.
215. Thomas, G. — Kōbe 32.
216. Wilckens, A. — Kōbe.
217. Wilckens, C. — Kōbe.
218. Wohlfahrt. — Kanazawa, Kōtō-Gakkō.
219. Wulff, A. — Kōbe 25.
220. Yamakawa, Dr. jur. Y. — Kyōto, Daigaku (Universität.)

OSTASIEN, AUSSER JAPAN.

221. Baudissin, Graf von, Admiral à la suite S. M. des Kaisers.— Tsingtau.

222. Becker, R. — Hongkong, Adr. Sander & Co.
223. Behrendt, E. — Shanghai, Russ.-Chin. Bank.
224. Benedickter, K. M. — Shanghai.
225. Betz, Dr., Dolmetscher-Eleve. — Shanghai, Kaiserl. D. Generalkonsulat.
226. Bolljahn, J. — Adr. Kaiserl. D. Ministerresidentur Söul, Korea.
227. Boyé, Dr., Kaiserl. Deutscher Vizekonsul — Shanghai, Kaiserl. Deutsches Generalkonsulat.
228. *Coates, G., Kaiserl. D. Ministerresident. — Bangkok.
229. *Crusen, Kaiserl. Oberrichter Dr. — Tsingtau.
230. Daniels, W., Ingenieur. — Shanghai.
231. Drösemeier, W. — Shanghai, Russ.-Chin. Bank.
232. Eckert, F., Kgl. Pr. Musikdirektor. — Adr. Kaiserl. D. Ministerresidentur Söul, Korea.
233. Fink, C., Redakteur des Ostas. Lloyd. — Shanghai.
234. Funke, Korvettenkapitän, Chef des Stabes beim Gouverneur des Kiautschou-Gebiets.
235. Goltz, Freiherr von der, Legationsrat, erster Sekretär der Kaiserl. D. Gesandtschaft in Peking.
236. Grebnitzki, Kaiserl. Russ. Staatsrat u. Gouverneur der Komandorski-Inseln, Kamtschatka.—Adr. Kaiserl. Russ. Gesandtschaft, Tokyo.
237. Hart, Sir Robert, G. C. M. G., Inspector General, Imperial Maritime Customs. — Peking.
238. Hartmann, A. — Shanghai, Adr. Arnhold, Karberg & Co.
239. Heise, G. A. — Shanghai, Bund 6.
240. Kallen, R. — K. Deutsch. Konsul, Canton.
241. Knappe, Dr. W., Kaiserl. D. Generalkonsul. — Shanghai.
242. Krebs, Secrétaire Interprète der Kais. Deutschen Gesandtschaft in Peking.
243. Lührs, Karl — Adr. E., Meyer & Co., Chemulpo, Korea.
244. Marcuse, S. — Adr. Schlieper & Co., Soerabaja.
245. Marx, E. — Hongkong, Adr. F. Blackhead & Co.
246. Maurer F. X. — Tsingtau.
247. Mc Cullagh — Port Arthur, Russ.-Chin. Bank.
248. May, P., 1ter Sekretär der Kgl. Belg. Gesandtschaft, — London.

249. Ohlmer, Ernst — Tsingtau.
250. Plessmann, Ingenieur E. — Peking.
251. Riege, A. — Singapore. Adr. Puttfarcken & Co.
252. Spalwingk, E. — Wladiwostock.
253. Speelman, Michel — Shanghai, Russo-China Bank.
254. Truppel, Kapitän z. S., Gouverneur des Kiautschou-Gebiets.
255. Weipert, Dr. H., Kaiserl. D. Konsul. — Berlin.
256. Wolter, Karl — Adr. E. Meyer & Co., Chemulpo, Korea.
257. *Wunsch, Dr. med. R. — Seoul.
258. Zur Nedden, W. — Tientsin. Adr. Buchheister & Co.

EUROPA, AMERIKA ETC.

259. Achilles, E. — Berlin W. Kochstr. 67. Adr. Heim & Co.
260. *Arco-Valley, Graf A. von, Kgl. Bayer. Kämmerer — München, Theatinerstr. 7.
261. Bähr, H. — Adr. C. Rhode & Co., Hamburg.
262. Bair, M. M., Kais. D. Konsul a. D. — Paris, Avenue de Villiers 104.
263. *Baltzer, F., Reg.- und Baurat. — Stettin, Moltkestr. 20.
264. Beenken, H., Ingenieur — Köln a. Rh., Gereonsdriesch 16 II.
265. Bergmann, J., Geh. Justizrat. — Celle.
266. Bibra, Freiherr von, Kapitänleutnant — Kiel.
267. Bieler, Dr. K. — Halle a. d. Saale.
268. Blüthgen, W., Direktor des Elektrizitätswerks Chemnitz.
269. Bose, Ch. von — Hamburg, Adr. Carlowitz & Co.
270. Brandt, A. A. — Berlin, Adr. Allgem. Elektrizitäts-Ges.
271. Busse. Prof. Dr. L.—Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 47.
272. Coblitz, W. — Speyer a/Rh, Adr. Ludwig Moos, Königsplatz.
273. Coudenhove, Dr. Graf H. — Ronsberg (Böhmen).
274. Courant, M. — Lyon, Rhône 3 Chemin du Chancelier, Ecully.
275. Dönhoff, Graf, Freiherr zu Krafft, W. Geh. Rat, Kgl. Preussischer Gesandter z. D., Exc. — Berlin, Ausw. Amt.
276. Dümelin, A. — Frauenfeld, Schweiz.

277. Dürbig, F. L. — Leipzig, Centralstr. 18 II.
278. Ehrenreich, Dr. med. Paul — Berlin, W. Nettelbeckstr. 9. III.
279. Eisendecher, K. von, Wirkl. Geh. Rat und Viceadmiral à la suite der Marine, Kgl. Preussischer Gesandter, Exc.— Karlsruhe.
280. *Ellon, Fr. — Berlin W., Mohrenstr 54.
281. Erckens, M. — Aachen.
282. Eschenburg, G. — Lübeck, Katharinenstr. 37.
283. *Feicke, J. — Grünberg i. Schlesien, Bismarckstr. 4 a.
284. Ferber, A. — Aachen.
285. *Fesca, Prof. Dr. M. — Witzenhausen a W.
286. Finckenstein, Graf — Reitwein, Reg. Bez. Frankfurt a/O.
287. Fischer, Prof. A. — Berlin, Nollendorfplatz 1.
288. Fischer, A., Ingenieur — Hannover Linden, Beethoven Str. 12.
289. Flesch, A. de, K. u. K. Oester.-Ungar. Generalkonsul a. D. — Budapest, Bastya utca 12.
290. Freyvogel, E. — Aarau, Schweiz.
291. Fritze, Dr. A., Privatdozent — Genf, Rue Argaud 3. I.
292. Fritzsche, Karl — Leipzig, Adr. Schimmel & Co.
293. *Gebhardt, F. — Nürnberg.
294. Genthe, Dr. phil. S., Redakteur der Köln. Zeitung. — Köln a. Rh.
295. Gottsche, Prof. Dr. C. — Hamburg, Adr. Naturhist. Museum.
296. Grasmann, Dr. E., Reg.-und Forstrat—Würzburg.
297. *Groth, Oberlehrer Dr. A. — Nikolassee bei Wannsee, Berlin.
298. Gülpen, Alex. van — Emmerich a/Rh.
299. Gysin, A. — Paris, Adr. Gysin und Schoeninger.
300. Hackmann, Lic. theol. H. — Adr. Frl. M. Hoyermann, Hoheneggelsen. Prov. Hannover.
301. Hansen, Hans — Adr. C. Illies & Co. — Hamburg.
302. Haeslop, H. — Hamburg, Adr. Sander & Co.
303. Hake, Th. — Wiesbaden, Parkstr. 24.

304. Hefele, Forstmeister Dr. K. — Kirchberg, Wachterlmühle bei Bad Reichenhall, Bayern.
305. Helm, P. — Adr. Carl Kojemann. Hamburg, Bergfelder Str. 69.
306. Hermanns, J. M. P. — Adr. Felten und Guilleaume, Mülheim a/Rhein.
307. Hernsheim, Konsul Ed. — Hamburg I. Mittelweg 16.
308. Hertz, Dr. J. — Helmstedt, Braunschweig.
309. Heyking, Freiherr von, Kaiserl. D. Gesandter in Mexiko.
310. Hubert, Henri, Prof., École des Hautes Études. — Paris.
311. Hussmann, W. — Hamburg, Deichstr. 34 I.
312. Hütterott, Ritter G. von, Kais. jap. Konsul. — Triest.
313. Illies, C. — Hamburg, Glockengiesserwall.
314. Iswolski. — Kaiserl. Russ. Gesandter, Exc. — Kopenhagen.
315. Jankowich, B. von — Budapest, Kerepesi Bazar.
316. Jauss, K. — Bruck bei München.
317. *Jüngermann. — Berlin W, Nettelbeck Str. 9 III.
318. Junghenn, Caesar. — Burma, Toungoa.
319. Kassel, E., Rechtsanwalt u. Notar. — Schweidnitz.
320. Kellner, Dr. O., Kgl. Sächs. Geh. Hofrat, Direktor der Landwirtschaftl. Versuchsstation in Möckern b. Leipzig.
321. Kempte, Dr. H. — Bombay, Adr. Leopold Casella & Co.
322. Kirchhoff, F. Oberlehrer. — Norden, Ostfriesland.
323. Klüss, F. — Hamburg, Eimsbüttel, Schäferkamps-Allee 47.
324. Koch, Dr., Marine Generaloberarzt — Berlin.
325. Kochen, M. W. — Hamburg.
326. Kozakow, G. — Masampo.
327. Kropp. Ph. — Berlin W, Gentiner Str. 33.
328. Kügler, Oberstabsarzt I. Klasse Dr. H. — Berlin, Lützowstr. 6.
329. Lamprecht, Prof. Dr. — Leipzig.
330. Laufer, Dr. Berthold — Köln a/Rh. Hohe Str. 125.
331. Lentze, Dr. Albr., Geh. Legationsrat — Berlin, Schaperstr. 29 II.
332. Levy, Alexis — Paris, Rue de Trévise 6.
333. Leyden, Graf von, K. Deutsch. Gesandter. — Stockholm.

334. Loeffler, Ludw. — Giehren, Kreis Löwenberg, Schlesien.
335. Löhr von, Kais. D. Konsul. — Sarajewo, Bosnien.
336. Lord, O. — Hamburg, Eimsbüttel, Am Markt 12.
337. Lyman, Prof. B. S. — Philadelphia, Locust Street 708.
338. Lyssakowsky, A., K. Russ. Gesandtschaftssekretär in Bangkok.
339. Marx, Bergassessor, W. — Siegen a/R.
340. Maschke, E., Kapitän zur See z. D. — Essen, Adr. Fr. Krupp.
341. Mayet. Prof. Dr. P., Geh. Regierungsrat.—Berlin, Kaiserin Augusta Str. 80.
342. *Meincke, M., Hauptmann und Batteriechef. — Wesel.
343. Meister, Dr. H. von — Frankfurt a/M., Savigny Str. 3.
344. Mendelssohn-Bartholdy, P. von — Berlin W. Jägerstr. 54.
345. Meyer, O. — Bombay, Adr. Messrs. Gaddum & Co.
346. Merian-Zaislin, J. R. — Basel, Missionsstr. 24.
347. *Mirre, A., Kapitänleutnannt. — „Vulkan", Bredow bei Stettin.
348. *Mosle, G. P. — Berlin, N. W. Schumannstr. 5. I.
349. Mosle A. G. — Hamburg.
350. Mosse, A., Oberlandesgerichtsrat. — Königsberg i. Pr.
351. Müller, W. — Leipzig Gohlis, Louisenstr. 31.
352. Nachod, Dr. O. — Zschachwitz b. Dresden, Laubegasterstr. 44.
353. Naudin, J. — Hamburg, Adr. Bollenhagen & Co.
354. Noltenius, F. H. — Borgfeld bei Bremen.
355. Nössler, Max — Bremen.
356. Orlik, E. —
357. Piorkowski, Hauptmann von — Shanghai, Adr. Mandl & Co.
358. Piper, K. — Rostock, St. Georgsstrasse 42.
359. *Poklewski-Koziell, Stanislas — 1ter Sekretär bei der K. Russ. Botschaft, London.
360. Pollitz, G. — St. Petersburg, Wm. Pollitz & Co.
361. *Pors, M. — Hamburg, Adr. Otto Reimers & Co.
362. Posse, E., Redakteur. — Adr. Kölnische Zeitung, Köln a/Rh.

363. Pschorr, Dr. phil. — München, Bayerstr. 32.
364. Raspe, M. — Adr. Georg Kleinwort, Hamburg Bergstr. 4.
365. Rathgen, Prof. Dr. K. — Heidelberg, Ziegelhäuser Landstr. 52.
366. Reddelin, G. — Hamburg, Goethe Str., Uhlenhorst.
367. Reimers, O. — Hamburg, Alsterdamm 6, I.
368. *Rembielinsky, Graf — Paris.
369. Richter, W. E. — Dresden, Hohe Str. 13.
370. Richthofen, Oberleutnant, Freiherr von — Potsdam.
371. Ritter zu Gruensteyn, Frhr. G. von, Oberleutnant — Karlsruhe.
372. Robert, R. — Le Locle, Rue du Temple 29.
373. Rohde, C. — Hamburg, Rolandsbrücke 4.
374. *Rumschöttel, Direktor R. — Berlin, Adr. Schwartzkopff, Chausseestr. 17/18.
375. Runkwitz, Marine-Generaloberarzt Dr. — Berlin W, Friedr. Wilhelm Str. 10.
376. Schabert, P. — Hamburg, Adr. G. Schabert, Paulstr. 29.
377. *Schanz, Moritz — Chemnitz, Weststr. 28.
378. Schauenburg, Aug. — Lahr (Baden).
379. Schedel, J. — München, Amalienstr. 16 IV.
380. Scheube, Sanitätsrat Dr. B. — Greiz i. V.
381. *Schilling, Reg. und Forstrat H. — Berlin W. Leipziger Platz 7.
382. Schmidt-Leda, Dr., Kaiserl. D. Ministerresident a. D. — Homburg v. d. Höhe, Ferdinandsanlage 8.
383. Schmiedel, Prof. O. — Eisenach, Neudietendorf.
384. Schumacher, Dr. jur. H. — Direktor der Handelshochschule Köln a/Rh.
385. Schwartz, jun., Werner — Bocholt (Westfalen).
386. Seckendorff, Freiherr von, Kaiserl. D. Konsul. — Prag.
387. Seydlitz und Ludwigsdorf, von, Kammergerichtsreferendar. — Berlin.
388. *Soltmann, A. — Berlin, S. W. Hollmann Str. 25.
389. Sonnenburg, Major Falkner von — München, Herzog Max Str. 3., Adr. Justizrat Dr. von Kraussold.
390. Spooner, D. B. — Sanscrit College, Benares.
391. *Spörry, H. — Zürich. I. Gerechtigkeitsgasse 31.

392. Spring-Rice, C. A., Kgl. Grossbrit. Botschaftssekretär — St. Petersburg.
293. *Stöpel, K. Th. — Halle a/S., Adr. Bankhaus Steckel.
394. Techow, H., Kgl. Preussischer Oberverwaltungsgerichtsrat. — Berlin, Martin Luther Str. 86.
395. Thiel, Max — Hamburg, Adr. Jaluit Gesellschaft.
396. *Toppe, Hüttendirector G. — Hostenbach, Saar.
397. *Treutler, C. G. von, K. D. Gesandter. — Rio de Janeiro.
398. Troeltsch, Edm. — Weissenburg am Sand. Bayern.
399. Voges, P. — Hamburg. Adr. Rittmeister & Co.
400. Wach, H., Ingenieur. — Adr. Prof. Wach, Universität Leipzig.
401. Waldthausen, B. von, Kgl. Preussischer Regierungsrat — Berlin, Margarethenstr. 2 u. 3.
402. *Waldthausen, J. von, Kaiserl. D. Gesandter. — z. Z. Essen a. d. Ruhr, Kettwiger Chaussee 70.
403. *Wedel, Dr. jur., Graf B. von, K. D. Botschaftsrat — Wien.
404. Wenckstern, Prof. Dr. A., Privatdozent. — Berlin, Marienhöhe Dorf.
405. Westphal, C. — Berlin W. 10. Königin-Augustastr. 52.
406. Winckler, J. — Hamburg, Rathausmarkt.
407. Wirth, Dr. Albrecht — Frankfurt a/M, Hermannstr. 42.
408. Wismer, E. — Lilienthal bei Bremen.
409. Wollant, G. de, Kaiserl. Russischer Geschäftsträger. — Mexico, Mexico City.

LISTE DER GESELLSCHAFTEN, INSTITUTE, REDAKTIONEN ETC., AN WELCHE DIE „MITTEILUNGEN“ VERSANDT WERDEN.

ALTENBURG i. S.

1. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.

AMSTERDAM.

2. Koninklijke Akademie van Wetenschappen.
3. Koninklijk Zoologisch Genootschap „Natura Artis Magistra“.

BASEL.

4. Universität.

BATAVIA.

5. Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
6. Koninklijke Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch-Indie.
7. Nederlandsch-Indische Maatschappij van Nijverheid en Landbouw.

BELFAST.

8. Natural History and Philosophical Society.

BERLIN.

9. Königl. Akademie der Wissenschaften.
10. „ Kultus-Ministerium.
11. „ Bibliothek.
12. „ Meteorologisches Institut.

13. Königl. Orientalisches Seminar.
14. Ethnologische Abteilung der Königl. Museen.
15. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
16. Gesellschaft für Erdkunke.
17. Redaktion der „Deutschen Literaturzeitung."
18. Professor Dr. Freiherr F. von Richthofen, Geh. Ober-Regierungsrat, Exc.
19. Kaiserl. Japanische Gesandtschaft.
20. Deutsche Kolonialgesellschaft.
21. Zeitschrift „Ostasien."
22. Allgem. Evangel. Missionsverein.
23. Botanischer Verein der Prov. Brandenburg.

BONN.

24. Naturhistor. Verein der preussischen Rheinlande, Westfalens und des Reg-Bezirks Osnabrück.
25. Professor Dr. J. J. Rein.

BOSTON.

26. Society of Natural History.

BRAUNSCHWEIG.

27. Verein für Naturwissenschaft.

BREMEN.

28. Geographische Gesellschaft.
29. Naturwissenschaftlicher Verein.

BRÜSSEL.

30. Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.
31. Société Royale Belge de Géographie.
32. „ „ Malacologique de Belgique.

BUENOS AYRES.

33. Instituto Geografico Argentino.

34. Deutsche Akademische Vereinigung.
35. Direccion General de Estadistica de la Provincia de Buenos Aires.

BUDAPEST.

36. Ungarisches National-Museum. Ethnographische Abteilung.

CALCUTTA.

37. Asiatic Society of Bengal.
38. Geological Survey of India.

CAMBRIDGE, MASS., U. S. A.

39. Museum of Comparative Zoology at Harvard College.

CAMPINAS.

40. Instituto Agronomico.

CASSEL.

41. Verein für Naturkunde.

CHAPEL HILL, RALEIGH, N. C., U. S. A.

42. Elisha Mitchell Scientific Society.

CHEMNITZ.

43. Königl. Sächs. Meteorolog. Institut.

CHICAGO.

44. Field Columbia Museum.

CHRISTIANIA.

45. Königl. Universität.
46. Videnscabs Selskabet.

CINCINNATI.

47. Society of Natural History.

DANZIG.

48. Naturforschende Gesellschaft.

DAVENPORT, IOWA.

49. Davenport Academy of Natural Sciences.

DRESDEN.

50. Isis, Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
51. Verein für Erdkunde.

EDINBURGH.

52. Royal Society of Edinburgh.

FRANKFURT a/M

53. Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft.
54. Neue Zoologische Gesellschaft.
55. Physikalischer Verein.

FRANKFURT a/O.

56. Naturwissenschaftl. Verein des Regierungsbezirks Frankfurt.

GIESSEN.

57. Oberhessische Gesellschaft für Natur-und Heilkunde.

GÖTTINGEN.

58. Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

GREIFSWALD.

59. Geographische Gesellschaft.

HAAG.

60. Allgemeines Reichsarchiv.
61. Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië en Indisch Genootschap.

HAARLEM.

62. Musée Teijler.

HALLE a/S.

63. Leopoldino-Carolina, Kaiserl. Akademie.
64. Verein für Erdkunde.

HAMBURG.

65. Deutsche Seewarte.
66. Geographische Gesellschaft.
67. Verein für Naturwissenschaftl. Unterhaltung.
68. Naturwissenschaftl. Verein.

HANOI.

69. École Française d'Extrême-Orient.

HAVRE.

70. Société de Géographie Commerciale de Havre.

HELSINGFORS.

71. Société de Géographie de Finlande.

HERMANNSTADT.

72. Siebenbürg. Karpathen-Verein.

INDIANOPOLIS, IND. U. S. A.

73. Indiana Academy of Science.

ITHAKA, N. Y. U. S. A.

74. Wm Elliot Griffis.

IRKUTSK.

75. Ostsibirische Sektion der Kais. Geogr. Gesellschaft.

JENA.

76. Geographische Gesellschaft für Thüringen.

KIEL.

77. Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.

KOBE.

78. Klub Concordia.

KÖLN.

79. Redaktion der „Kölnischen Zeitung".

KÖNIGSBERG.

80. Physikalisch-Ökonomische Gesellschaft.

KYOTO.

81. Kaiserl. Universität.

LANDSHUT.

82. Botanischer Verein.

LEIDEN.

83. Redaktion des „Internationalen Archivs für Ethnographie".
84. Prof. Dr. G. Schlegel.
85. T'oung Pao. Archives pour servir à l'étude de l'histoire etc. de l'Asie Orientale.

LEIPZIG.

86. Naturforschende Gesellschaft.
87. Verein für Erdkunde.
88. Redaktion des „Litterarischen Centralblattes".
89. Museum für Völkerkunde.

LISSABON.

90. Sociedade de Geographia.

LONDON.

91. Redaktion der „Nature".

92. Royal Geographical Society.
93. Japan Society.

MADISON, WISCONSIN.

94. Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters.

MARSEILLE.

95. Bibliothèque de la Faculté des Sciences.

METZ.

96. Verein für Erdkunde.

MEXICO.

97. Instituto Geologico.

MODENA.

98. Real Academia di Scienze, Lettere ed Arti.

MOSKAU.

99. Société Impériale des Naturalistes.

MÜNCHEN.

100. Königl. Akademie der Wissenschaften.
101. Redaktion der „Allgemeinen Zeitung".
102. Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte.
103. Geographische Gesellschaft.
104. Ornithologische Gesellschaft.

NEUCHATEL.

105. Société Neuchateloise de Géographie.

NEWHAVEN, CONN., U. S. A.

106. Redaktion des „American Journal of Science":

NEW YORK.

107. American Museum of Natural History, Central Park.

108. University of the State of New York, State Library, Albany N. Y.
109. Prof. F. Hirth, Columbia University.

NÜRNBERG.

110. Naturhistorische Gesellschaft.

ODESSA.

111. Société des Naturalistes de la Nouvelle Russie.

PARA, BRAZIL.

112. Museu Paraense.

PARIS.

113. Société Asiatique.
114. Musée Guimet.
115. École d'Anthropologie de Paris.

PETERSBURG.

116. Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
117. „ Geographische Gesellschaft.
118. „ Botanischer Garten.
119. „ Ministerium der Reichsdomänen (Geologisches Institut).
120. Kaiserl. Mineralog. Gesellschaft.

PHILADELPHIA.

121. Academy of Natural Science.

ROM.

122. Real Academia dei Lincei.
123. Società Geografica Italiana.
124. Bibliotheca Nazionale Centrale.
125. Redaktion des „Cosmos".

SAN FRANCISCO.

126. California Academy of Sciences.

SANTIAGO, CHILE.

127. Deutscher Wissenschaftlicher Verein.
128. Société Scientifique.

SAO PAULO, BRASILIEN.

129. Museu Paulista.
130. Instituto Agronomico.

SHANGHAI.

131. North-China Branch of the Royal Asiatic Society.
132. Imperial Maritime Customs.
133. Der Ferne Osten.

SINGAPORE.

134. Straits Branch of the Royal Asiatic Society.

ST. LOUIS, MISSOURI.

135. Academy of Science.
136. Botanical Garden of Missouri.

STETTIN.

137. Entomologische Zeitung.

STOCKHOLM.

138. Kgl. Akademie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und Altertumskunde.

STUTTGART.

139. Verein für Handelsgeographie etc.

TOKYO.

140. Kaiserl. Deutsche Gesandtschaft.
141. Kaiserl. Jap. Unterrichtsministerium.
142. Teikoku Daigaku (Kaiserl. Universität).
143. Teikoku Toshokwan (Kaiserl. Bibliothek).

144. Chishitsu Kyoku (Kaiserl. Geolog. Reichsanstalt).
145. Asiatic Society of Japan.
146. Japan Times.
147. Societas Zoologicae Japonenses.
148. Medizinische Fakultät a. d. Kaiserl. Universität.

TORONTO.

149. Canadian Institute.

TSCHITA, OST-SIBIRIEN.

150. Transbaikalische Filialabteilung der Kaiserl. Russ. Geograph. Gesellschaft im Amur-Gebiet.

UPSALA.

151. Königl. Universitäts-Bibliothek.

WASHINGTON.

152. Smithsonian Institute.
153. Bureau of Ethnology.
154. Chief Signal Office.
155. United States Geological Survey.
156. National Medical Library of the United States.
157. U. S. Department of Agriculture.

WIEN.

158. Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
159. Kaiserl. Geograph. Gesellschaft.
160. Kaiserl. Oesterreich. Gesellschaft für Meteorologie.
161. K. u. K. Geolog. Reichsanstalt.
162. K. u. K. Naturhistor. Hofmuseum.
163. K. u. K. Oesterreichisches Handelsmuseum.
164. Orientalisches Museum.
165. Ornitholog. Verein.
166. Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.
167. Anthropologische Gesellschaft.

WÜRZBURG.

168. Physikalisch-Medizinische Gesellschaft.

YOKOHAMA.

169. Klub Germania.
170. Redaktion der „Japan Weekly Mail".

ZÜRICH.

171. Naturforschende Gesellschaft.

ZWICKAU.

172. Verein für Naturkunde.

B. Franciscus Xauerius: qui primus ex Societate Jesus fidem in Indiam inuexit. obijt An. 1552. Decemb. 2. Ioh. Hogenberg. sculp. et exc.

CHRISTE *sat est, clamas: exundant vbere cœli*
Pectora: nec tantum mens capit arcta Deum.
Pande sinus, FRANCISCE *Pater, totum accipe numen*
In quos effundas, quod superabit, erunt.

SUPPLEMENT

DER

„Mittheilungen" der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

GESCHICHTE DES CHRISTENTUMS IN JAPAN

VON

PFARRER HANS HAAS.

I.

Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier.

TOKYO.

1902.

I.

Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier.

VORWORT.

Mit der Absicht, die Geschichte des Christentums in Japan zu schreiben, hat sich schon vor mehr als drei Jahrzehnten Léon Pagès, der verdienstvolle, auch durch seine französische Uebersetzung der Briefe Franz Xaviers bekannte Herausgeber der *Bibliographie japonaise*, getragen. Er hat sie jedoch—und das ist zu bedauern—nur teilweise zur Ausführung gebracht. Ausser einer Gelegenheitsschrift „*Histoire des 26 martyrs Japonais* [en 1597] *dont la canonisation doit avoir lieu à Rome en 1862*“ (Paris, 1862) und einer kleinen Monographie „*La persécution des chrétiens au Japon et l'ambassade japonaise en Europe*“ (Paris, 1873) veröffentlichte er einen umfangreichen Band „*Histoire de la religion chrétienne au Japon depuis 1598 jusqu'à 1651, comprenant les faits relatifs aux deux cent cinq martyrs béatifiés le 7 juillet 1867*“, dessen erster Teil die Verfolgungen der katholischen Kirche in Japan während des im Titel bezeichneten Zeitraums berichtet, während der zweite Teil die dazu gehörigen Dokumente in lateinischer, spanischer oder französischer Sprache gibt. Der 1869 und 1870 zu Paris erschienene starke Band war als dritter eines auf vier Bände angelegten Werkes gedacht. Wäre es zu stande gekommen, so wäre damit nicht zwar das Bedürfnis nach einer japanischen Kirchengeschichte, wie ich sie zu liefern versuche, und von welcher ich hiermit den Anfang der

Oeffentlichkeit übergebe, befriedigt. Nach der Anlage des veröffentlichten Bruchstücks, das in Annalenform gehalten ist, wäre es weniger eine kritische Geschichtsdarstellung als vielmehr eine umfassende Quellen—und Materialiensammlung geworden. Aber als solche wäre es eine nicht genug zu schätzende Vorarbeit für den späteren Bearbeiter gewesen, wie dies denn der vorhandene Band für die Periode, welche er umfasst, thatsächlich ist. Nur die Schwierigkeit, ohne eine solche unerlässige Vorarbeit, die eben für das erste halbe Jahrhundert der katholischen Mission in Japan noch fehlt, die Darstellung zu unternehmen, erklärt es wohl, dass seit PAGÉS kein Versuch gewagt wurde. Denn wie seit der Wiedererschliessung des Inselreichs das Christentum in Japan abermals seine friedlichen Eroberungen macht und zum zweitenmale sichtlich bereits als Kulturfaktor im Volksleben wirksam ist, ist auch das Interesse wieder lebendig für die Schicksale, welche die christliche Religion das erstemal von ihrer ersten Einführung um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an bis zu ihrer völligen Vernichtung gegen Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf demselben Boden hatte.

Wer über die Fortschritte der neuen christlichen Mission in Japan sich unterrichten will, dem bieten zwei gleich treffliche, in ihrer Beschränkung auf die Darstellung der evangelischen bzw. katholischen Bemühungen einander ergänzende Bücher, was er sucht: H. RITTER's *Dreissig Jahre protestantischer Mission in Japan* (Berlin, 1890) das eine, zuerst erschienen in fünf Heften der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, Jahrgang IV und V;[1] das andere: FRANCISQUE MARNAS, *La „Re-*

1 Auch in englischer Uebersetzung erschienen: *A History of Protestant Missions in Japan by Pastor H. Ritter, Ph. D. Translated by the Rev. George E.*

ligion de Jésus" ressuscitée au Japon dans la seconde moitié du XIXe siècle. 2 voll. (Paris et Lyon, 1896). Wem es jedoch darum zu thun ist, sich mehr als nur oberflächlich über den früheren „Kampf des Christentums mit dem Heidentum" in Japan, der mit der völligen Niederlage des ersteren endete, zu informieren, der ist um ähnliche Werke verlegen. Wohl ist mehr als eine Gesamtdarstellung gedruckt worden. Der Jesuitenpater François Solier gab bereits 1627 eine *Histoire ecclésiastique des isles et royaumes du Japon, depuis l'an 1542 jusqu'à l'an 1642* in zwei Bänden heraus. 1689 erschien sodann in Paris unter dem Titel *Histoire de l'Église du Japon, par M. l'abbé de T.* eine neue zweibändige, auf Solier fussende Darstellung, deren Verfasser, der Jesuitenpater Crasset, die Geschichte bis zum Jahre 1658 fortführte, zugleich die Annalenform des Solierschen Werks mit einer zweckmässigeren Anordnung des Stoffs vertauschend. [2] Einen breiten Raum nimmt in P. Daniello

---

Albrecht, A. M. Revised and brought up to date by the Rev. D. C. Greene, D. D., under the editorial care of Pastor Max Christlieb, Ph. D. Tōkyō, The Methodist Publishing House, 1898. Die auf den doppelten Umfang der deutschen Ausgabe gebrachte Uebersetzung darf, wie schon ihr Titel zeigt, eine neue, stark vermehrte Auflage des Ritterschen Werkes genannt werden. Die wichtigeren Abschnitte von D. Greene's Fortsetzung hat Dr. Christlieb auch ins Deutsche übertragen und unter dem Titel „*Geschichte der evangelischen Mission in Japan von 1890-1898*" in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, Jahrgang XV, veröffentlicht.

2 Von diesem wiederholt aufgelegten und in die englische, portugiesische, italienische und sogar in die japanische Sprache übersetzten Werke erschien 1738 zu Augsburg auch eine deutsche Ausgabe mit dem langen Titel „*Ausführliche Geschicht der in dem äussersten Welt-Theil gelegenen Japonesischen Kirch, worinn die glückliche Vertilgung der Abgötterey, Einführung, Fortpflantzung, Verfolgung, und letztens gäntzliche Verbannung des Heiligen Römisch Catholischen Glaubens in disem grossen Reich nach denen besten Urkunden erzehlet wird, von* R. P. Joanne Crasset, *der Gesellschafft Jesu Priestern anjetzo aber auf viler Verlangen in die teutsche Sprach übersetzt worden.*"

Bartoli's *Dell' istoria della Compagnia di Giesu l'Asia* die „*istoria della Compagnia di Giesu nel Giappone*" ein. Mit Benützung Bartolis hat dann P. Fr. de Charlevoix zwei Werke geschrieben: 1715 eine *Histoire de l'établissement, des progrès et de la décadence du christianism dans l'empire du Japon, où l'on voit les différentes révolutions qui ont agité cette monarchie pendant plus d'un siècle*; 1736 eine vollständige Umarbeitung mit dem Titel *Histoire et Description générale du Japon, où l'on trouve tout ce qu'on a pu apprendre de la nature et des productions du pays, du caractère et des coutumes des habitants, du gouvernement et du commerce, des revolutions arrivées dans l'empire et dans la religion; l'examen de tous les auteurs qui ont écrit sur le même sujet, avec le Fastes chronologiques de la découverte du Nouveau-Monde.* Und der letztgenannte Autor sagt: „Jamais peut-être aucun sujet n'a eu si peu de temps exercé tant d'Écrivains." Allein diese gesamte Literatur, die ihr Entstehen dem lebhaften Interesse verdankt, welches die europäische katholische Christenheit vor 200—250 Jahren an dem Aufblühen und an der schrecklichen Ausrottung der Kirche Christi in dem fernen Inselreiche nahm, ist heute selten geworden und nur noch in den Bücherständen staatlicher oder kirchlicher Bibliotheken zu finden. Und auch wenn sie weniger schwer zugänglich wäre, als es der Fall ist, könnte sie doch in ihrer zum Teil erbaulichen und durchweg unkritischen Art modernen Ansprüchen nicht mehr genügen.

Zur eigenen Vorbereitung habe ich selbstverständlich nicht unterlassen, diese alten Werke sämtlich gründlich durchzuarbeiten. Für meine eigene Darstellung habe ich mich grundsätzlich nur an die Quellen selbst gehalten,

die Kompilationen der Alten aber nur da angezogen, wo es mir aus dem einen oder andern Grunde geboten schien, sie zu korrigieren. Meist geschah dies in solchen Fällen, wo unrichtige Einzelangaben oder irreführende Geschichtskonstruktionen, die sich bei ihnen finden, durch Aufnahme in neuere Bücher und durch immer neue Wiederholung sich so verfestigt haben, dass es ratsam war, sie nicht bloss stillschweigend durch das Richtige zu ersetzen, sondern ausdrücklich zu berichtigen.

Für diesen ersten Teil, welcher die Geschichte der ersten Einführung des Christentums in Japan erzählt, sind die vorhandenen Quellen vor allem *die Briefe Franz Xaviers*, ferner *Sendschreiben seiner Gehilfen aus Japan* und *Schreiben anderer Jesuiten aus Indien*, welche sich bei Maffei (*Selectarum epistolarum ex India libri quatuor*) finden, sowie des Fernão Mendes Pinto *Peregrinação*. Diese Dokumente sind tüchtig ausgenützt und kritisch verwertet worden. Zeitgenössische japanische Quellen zur Geschichte des Christentums stehen überhaupt spärlich und für den zunächst behandelten Zeitabschnitt gar nicht zur Verfügung. Die japanische Inquisition hat, als die Tokugawaregierung einmal den Beschluss gefasst hatte, die fremde, als staatsgefährlich erkannte Religion mit Stumpf und Stiel auszurotten, mit einer Gründlichkeit und Ausdauer gearbeitet, die dem japanischen Volke sonst nicht eigentümlich ist.

Als einen nicht genug zu schätzenden Vorteil habe ich es gleichwohl empfunden, dass ich die Arbeit, soweit sie bis jetzt gediehen ist, an Ort und Stelle selbst zu schreiben in der Lage war. In sehr vielen Zweifelfällen, in denen fern vom Schauplatz der berichteten Geschichte keinerlei Auskunft zu erlangen wäre, war es mir hier

möglich, mir die nötige Belehrung und Aufklärung durch Befragen japanischer Buddhistenpriester und eingeborener wie europäischer Gelehrten, die sich ernsthaft mit dem Studium der japanischen Vergangenheit befasst haben, zu verschaffen. Von den letzteren nenne ich besonders die Herren Dr. L. Riess, Professor der Geschichte an der Kaiserlichen Universität in Tōkyō, und Dr. K. Florenz, Professor der japanischen Philologie an derselben Universität, denen auch an dieser Stelle zu danken ich für meine Pflicht halte. Auch die eigene durch mehrjährigen Aufenthalt gewonnene Kenntnis von Japans Land und Volk kam mir zu besserem Verständnis der Quellen wohl zu statten. Leichter und in grösserer Reichhaltigkeit als irgendwo sonst war ferner hier die Literatur über Japan im allgemeinen und über *Things Japanese*—es steht mir kein entprechender gleich kurzer und vielsagender Ausdruck in der eigenen Sprache zu Gebote—erreichbar. Und nicht nur die neuere und neueste, soweit sie von wissenschaftlichem Werte ist, sondern auch die zum Teil sehr wertvolle ältere Literatur ist von mir, sofern sie irgend in Beziehung zu meiner Materie steht, in umfassender Weise benützt worden. Dem Leser Nachprüfung und, falls ihn danach verlangt, weitere Informierung zu ermöglichen, habe ich sie entweder im Text selbst oder in den Anmerkungen sorgfältig verzeichnet.

Richtig wird man es ohne weiteres finden, dass in einem besonderen Abschnitt des vorliegenden Buches das Wichtigste über die politischen und sozialen Verhältnisse, welche die ersten christlichen Glaubensboten bei ihrer Ankunft im Lande vorfanden, in gedrängter Kürze auseinandergesetzt ist. Und dass die religiösen Zustände in ausführlicher Skizze behandelt sind, wird um so eher

gerechtfertigt erscheinen, je schwerer es ist, anderwärts etwas Zuverlässiges und genügend Orientierendes hierüber zu finden. Einiger Entschuldigung aber bedarf es vielleicht, ausser der bereits im betreffenden Kapitel gegebenen, dass der Entdeckungsgeschichte Japans ein so verhältnismässig breiter Raum verstattet worden ist. Ich wollte das von der bisher geltenden Anschauung abweichende Resultat meiner eigenen bezüglichen Untersuchungen nicht geben, ohne es durch Unterbreitung des gesamten Materials, auf welches es sich stützt, auch vor dem Leser zu begründen.

Dem Buche ist das Bildnis Franz Xaviers vorangestellt, das nur fünfundfünfzig Jahre nach dessen Tod sein erster Biograph Tursellin mit Approbation der Gesellschaft Jesu seinem Leben des Heiligen beigegeben hat. Die Reproduktion ist nach dem Stiche in der Ausgabe Coloniae Agrippinae, apud Joannem Kinckium sub Monocerote. Anno M.DC.X. angefertigt und wurde von der Ogawa'schen Druckerei in Tōkyō ausgeführt. Das Bild, das die nachfolgenden Blätter von der *geistigen* Persönlichkeit Xaviers geben, ist merklich günstiger als das, welches protestantische Beurteiler, wie H. Venn und W. Hoffmann von ihm gezeichnet haben. Es ist so ausgefallen, nicht nur weil dem Verfasser die väterliche Mahnung unvergessen ist, die ihm vor seiner Ausreise nach Japan der am 5. Januar 1901 dahingeschiedene hochsinnige und fromme Grossherzog Carl Alexander von Sachsen, der warmherzige Gönner der deutschen protestantischen Missionsarbeit [3]

3 Wie sehr dem Enkel Karl Augusts das Werk der Mission am Herzen lag, bezeugt wohl am besten folgende Aeusserung des edlen Fürsten: „Ich danke meinem Gott, dass ich in meinem hohen Alter noch berufen bin, an einem so schönen Werke, wie es die Mission ist, mitzuarbeiten und Gottes Reich im fernen Ostasien ausbreiten zu helfen.“

und Protektor der deutschen evangelischen Diaspora-Gemeinden in Japan und in China, in der Abschiedsstunde in der Lutherzelle auf der Wartburg für seine Doppelwirksamkeit im Lande des Sonnenaufgangs mit auf den Weg gegeben hat: „Halten Sie christlich Frieden mit den Katholiken!"—es ist so aufgefallen, weil ihm die Persönlichkeit und das Wirken des ersten Christentumsverkündigers in Japan wirklich je länger desto mehr Achtung und Bewunderung abgezwungen hat, und weil er von Dr. Martin Luther auch dies gelernt hat, der Wahrheit allezeit die Ehre zu geben.

Ich schliesse diese Vorbemerkung, indem ich mir die Worte zu eigen mache, welche der Jesuitenpater Crasset in der Vorrede zu seiner japanischen Kirchengeschichte vor nun mehr als zweihundert Jahren schrieb: „Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, dass die Neugierige hierinn ein Vergnügen haben, die Fromme erbauet, die Catholische in dem Glauben gestärcket, die Unglaubige von der Wahrheit unserer Religion überwisen, die Kaltsinnige zur Tugend aufgemuntert, und die Vollkommene mit einer hefftigen Begierd werden angeflammet werden, das Liecht des Glaubens in die entferneste Land zu bringen."

HANS HAAS.

Tōkyō, Koishikawa, im Sommer 1902.

Uebersicht des Inhalts.

SEITE.

Vorwort v

Uebersicht des Inhalts xiii

Erstes Kapitel:—Erste Kunde von Japan in Europa . . 1

Zweites Kapitel:—Auf der Suche nach Zipangu. . . . 9

Drittes Kapitel:—Entdeckung Japans durch die Portugiesen 15

Viertes Kapitel:—Taufe dreier Japaner in Goa 50

Fünftes Kapitel:—Entschluss Xaviers, das Evangelium in Japan zu verkünden. 67

Sechstes Kapitel:—Xaviers Fahrt nach Japan und Landung in Kagoshima. 78

Siebentes Kapitel:—Politische und soziale Verhältnisse Japans 95

Achtes Kapitel:—Religiöse und sittliche Zustände . . . 106

Neuntes Kapitel:—Anfänge der Missionsarbeit in Kagoshima 139

Zehntes Kapitel:—Gemeindegründung in Hirado . . . 163

„ —Exkurs 167

Elftes Kapitel:—Aufenthalt in Yamaguchi und Reise nach der Hauptstadt 171

Zwölftes Kapitel:—Gründung einer Gemeinde in Yamaguchi 180

Dreizehntes Kapitel:—Franz Xavier geht nach Bungo . 192

SEITE.

Vierzehntes Kapitel:—Schicksale der Gemeinde in Yamaguchi nach Xaviers Weggang 205

Fünfzehntes Kapitel:—Rückblick auf Xaviers Kämpfe in Japan 214

Sechzehntes Kapitel:—Xaviers Abschied von Japan. . . 229

Siebzehntes Kapitel:—Zur Würdigung Xaviers 232

Literatur zum Leben Franz Xaviers 237

ANHANG.

I. **Katechetisches Sendschreiben an die Bewohner der Molukken** (Xaviers ausführliche Erklärung des Glaubensbekenntnisses) 243

II. **Auszuge aus dem Berichte des Schiffskapitäns Georg Alvarez über Japan** 269

III. **Beschreibung der Gebräuche und Sitten auf einer erst kürzlich gegen Norden entdeckten Insel, Japan mit Namen.** (Nach den Mitteilungen Pauls, früher genannt Angero, der, ein Eingeborener der genannten Insel, sich kürzlich zu unserem heiligen Glauben bekehrte) 280

IV. **Pauli Japonii ad Societatem Jesu in Indiam** . 301

ERSTES KAPITEL.

Erste Kunde von Japan in Europa.

Habent sua fata libelli. Auch Bücher haben ihr Erlebtes. Es mögen deren aber nicht allzu viele sein, von denen das mehr gälte als von einem, das im Jahre 1298 in Genua entstand. Sein Autor, ein vielgewanderter Odysseus und offenbar kein Mann der Feder, hat es nicht selbst geschrieben. Wie ein Ibn Batuta, der Mönch Odoric, Nicolo Conti und andere berühmte Reisende des Mittelalters, die nicht nach literarischen Ehren geizten, hat er sich nur bereden lassen, die Beschreibung seiner Reisen einem andern zu diktieren. Seine Zeitgenossen nahmen das fertige Werk als Fabelbuch auf, so etwa wie die „Cento Novelle" oder wie „Tausend und Eine Nacht", und Jacopo d'Acqui's Chronik „*Imago Mundi*" berichtet, dass der Verfasser sich noch auf seinem Sterbebette von besorgten Freunden ermahnen lassen musste, seinen Reiseerinnerungen durch Ausmerzung alles Fabulierten den Doppelcharakter von Wahrheit und Dichtung zu benehmen und so seine Seele zu einem frommen Abscheiden aus der Welt christlich zu salvieren. Der Sterbende versicherte, er habe nicht die Hälfte dessen erzählt, was er wirklich gesehen, und liess das Buch so, wie es war. Es wurde trotzdem, oder vielleicht gerade wegen der unglaublichen Dinge, die es enthielt, aufs eifrigste gelesen, durch Abschriften vervielfältigt in Italien verbreitet, auch in eine Reihe anderer europäischer Sprachen übertragen und wieder und wieder übersetzt. Für geraume Weile, für ein Jahrhundert, war es alsdann, so scheint es, ganz vergessen. Im Zeitalter der grossen Entdeckungen aber wurde es aus seiner

Vergessenheit wieder hervorgezogen und nicht lange nach Erfindung der schwarzen Kunst zum erstenmal 1477 zu Nürnberg und gleichzeitig in Wien deutsch und im selben Jahrhundert noch in vier anderen Ausgaben in deutscher und lateinischer Sprache und in venetianischer Mundart gedruckt. Lange verkannt, fing der „Orbis pictus" nun an, eine gerechtere Schätzung zu erfahren, und lieferte zur Begründung der modernen Geographie Asiens einen wichtigen Beitrag, ohne dass jedoch das Misstrauen gegen die Glaubwürdigkeit des in dem Buche Berichteten völlig geschwunden wäre. Die Anerkennung aber, die das Werk von Anfang an verdient hätte, ist ihm erst im dahingegangenen Jahrhundert ganz zu teil geworden, obwohl es auch 1829 noch ein K. D. Hillmann in seinem Werke über das *Städtewesen des Mittelalters* allen Ernstes als eine im Dienste klerikaler und kaufmännischer Interessen fabrizierte kirchliche Reisedichtung bezeichnen konnte, die Begeisterung für die Bekehrung der Mongolen entzünden und damit den Handel in ihren Gebieten erleichtern sollte. Erst im dahingegangenen Jahrhundert auch (1824) wurde das Buch, nachdem es in vielen, sehr von einander abweichenden, Bearbeitungen in Italien, Deutschland, Portugal, Spanien, Frankreich, Holland und der Schweiz erschienen war, von der *Société de Géographie* in Paris auf Grund der in der dortigen Bibliothek erhaltenen wertvollsten aller Handschriften in seiner Urgestalt veröffentlicht. Es ist das Werk, dem wir ausser vielem anderem, davon hier nicht zu reden ist, die erste Kunde von Japan verdanken.

Die Notizen über *Zipangu* [1]—so wird Japan genannt—, die es in einigen kurzen Kapiteln des dritten Buchs enthält, sind es wohl wert, in vollständiger Wiedergabe hier einen Platz zu finden.

1. *Zipangu*, in anderen Handschriften *Cipango*, *Chipangu*, *Sypangu*, *Cipingu*, *Cimpagu*, *Simpagu*, *Zipangri*, *Cyampagu*, *Sapangu*, ist, wie unser „Japan", nichts als eine Korrumpierung von 日本國 *Jih-pên-kuo*, „Sonnenaufgangsland", wie die Chinesen oder Koreaner das östlich von ihnen gelegene Reich benannten. Die Japaner bezeichnen ihr Land mit denselben Zeichen, unter Weglassung des Endworts *kuo* „Land" und in alter, mit den Schriftbildern eingeführter, chinesischer Aussprache: Nihon oder Nippon (*nichi* „Sonne", *hon* „Ursprung"), meist mit Vorsetzung von

„Zipangu ist eine Insel in der hohen See gen Osten, 1500 Meilen vom Festlande entfernt.[2] Ihr Umfang ist sehr gross. Die Einwohner sind von weisser Farbe, wohlgestaltet und von guten Sitten. Sie sind Götzendiener[3] und von niemandem abhängig. Und ich kann euch sagen, die Menge Goldes, die sie haben, ist unendlich; denn sie finden es auf ihren eigenen Inseln, und der König gestattet seine Ausfuhr nicht. Zudem besuchen nur wenige Kaufleute das Land,[4] da es so weit vom

大 *Dai* „Gross", beanspruchen jedoch die Urheberschaft für sich. Nach dem *Shakunihongi*, einem Nihongikommentar des 13. Jahrh., wäre der Name zuerst in der Periode Wuteh (618–627) angewendet worden (siehe Florenz, *Nihongi*, Buch XXII. S. 29). Eine schiefe Darstellung, die nicht nur mit den koreanischen und chinesischen, sondern selbst mit den japanischen Quellen in Widerspruch steht, gibt die *History of the Empire of Japan*. By Order of the Department of Education, Tokyo 1893, p. 49. Wäre, was jedoch höchst unwahrscheinlich ist, der Name, der nicht vor 670 n. Chr. für das vorher gebräuchliche *Wa* eingeführt wurde, nicht von den Chinesen oder Koreanern aufgebracht, sondern japanischen Ursprungs, so könnte man höchstens annehmen, dass er vor Alters von den Eingebornen der westlichen Provinzen für die östlich gelegenen gebraucht worden sei. (Vgl. W. G. Aston, *Early Japanese History*. Transactions of the Asiatic Society of Japan, Vol. XVI. Part I. p. 42).

2. Die wirkliche Entfernung Japans von der chinesischen Küste, an die hier gedacht ist (statt Festland lesen andere Handschriften *Mangi*), beträgt nicht mehr als 500 Meilen. Th. Wright (*The Travels of Marco Polo*, London 1854, p. 350) nimmt daher an, dass hier chinesische Meilen (*li*) gemeint sind. Éd. Fraissinet (*Le Japon*, Nouvelle Édition, Paris 1864. Tome I. p. 30) erklärt die Angabe dahin, dass die Höflinge des Grossen Chan, an dessen Hof Marco Polo lebte und seine Informationen erhielt, die Entfernung absichtlich übertrieben, um das Missglücken der gegen Zipangu ausgerüsteten Expedition dem Chan verständlicher und entschuldbarer erscheinen zu lassen.

3. F. Peregrin (*Marco Paolo's Reise in den Orient*, Ronneburg und Leipzig 1802) hat statt dessen: „Sie bekennen sich zur Lehre Mahomeds." So liest man wirklich in einigen Handschriften, eine Variante, die offenbar nichts ist als der Korrekturversuch eines Abschreibers oder Uebersetzers.

4. Auch Franz Xavier schreibt am 9. April 1552 von Goa aus an P. Simon Rodriguez: „Die Japaner verachten alle andern Nationen. Dies war auch der Grund, warum sie mit keinem Volke Handelsverbindungen hatten, bis die Portugiesen vor acht oder neun Jahren dort landeten." In Wirklichkeit haben Handelsbeziehungen zwischen China und Japan fast immer bestanden. Völlig unterbrochen waren sie nur auf einige Zeit nach den wiederholten Mongolenangriffen gegen Ende des 13. Jahrhunderts.

Festlande entfernt ist; und so kommt es, dass sie einen unermesslichen Ueberfluss an Gold haben.5)

Ich will euch etwas Wunderbares von dem Palaste des Beherrschers dieser Insel erzählen. Er hat, müsst ihr wissen, einen grossen Palast, der ganz mit feinem Golde gedeckt ist, gerade so wie bei uns die Kirchen mit Blei gedeckt sind, dass es schwerlich möglich wäre, seinen Wert zu schätzen. Zudem sind das ganze Gefliese des Palastes und die Böden seiner Gemächer durchaus von Gold, in Platten gleich Steintafeln, gut zwei Finger dick. Auch die Fenster sind von Gold, so dass überhaupt der Reichtum dieses Palastes über alle Massen ist und allen Glauben übersteigt.6)

5. In Wirklichkeit ist die Goldproduktion in Japan verhältnismässig gering. Im J. 1887 z. B. betrug sie nur 521 kg, wovon 1/3 auf Sado, 1/4 auf die Bergwerke in der Provinz Rikuchu kommt. Zeitweilig hatten sich allerdings während langer Absperrung Goldschätze aufgesammelt. (Siehe K. Rathgen, *Japan's Volkswirthschaft und Staatshaushalt*, *Leipzig* 1891, S. 158 f.) Entgegen der traditionellen, auf einer Reihe von Interpretationsfehlern und Missverständnissen beruhenden Annahme, dass Japan trotz seiner Abgeschlossenheit im 16. Jahrhundert für Europa eine Goldquelle ersten Ranges gewesen sei, hat Dr. L. Riess in einer auf die im Haager Reichsarchiv aufbewahrten Akten der ehemaligen holländischen Ostindischen Kompagnie gestützten, verlässlichen Untersuchung über den wirklichen Umfang der Goldausfuhr aus Japan festgestellt: Die portugiesische Goldausfuhr aus Japan von 1542–1640 ist gleich Null anzusetzen. Durch die Holländer hat bis zum Jahre 1663 eine Ausfuhr japanischen Goldes überhaupt nicht stattgefunden. Den an Ort und Stelle befindlichen Kaufleuten war Japan das Silberland, und Gold auch in Japan ein chinesisches Produkt. Der Gesamtexport von Gold seit der Ankunft der Portugiesen bis zum Ausfuhrverbot von 1752 hat nachweislich nicht über 50 Millionen Mark betragen. (*Die Goldausfuhr aus Japan im 16., 17. und 18. Jahrhundert* Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgeschichte, VI. S. S. 144–169).

6. Zu dieser Angabe macht O. Nachod die Bemerkung: „Der Goldreichtum Japans, wohin er selbst ja nicht gekommen, ist ihm jedenfalls übertrieben geschildert worden. Ob nun im Palaste des Mikado der Belag des Fussbodens wirklich zwei Finger dickes Gold gewesen, ist aber auch nicht von grossem Belang; unmöglich wäre eine derartige, allerdings sonderbare Form der Thesaurirung immerhin nicht; denn eine damalige Aufspeicherung grosser Goldschätze in Japan, wo dieses Metall noch keine Bedeutung für Münzzwecke erlangt hatte und auch kaum gegen Waaren ins Ausland abfloss, kann nicht befremden." (*Die Beziehungen der Niederländischen Ostindischen Kompagnie zu Japan im siebzehnten Jahrhundert*, Leipzig 1897, S. 26.)

Sie haben auch Perlen in grosser Menge, die von einer rosa Farbe, aber fein, gross und rund und eben so wertvoll wie die weissen sind.[7] Auf dieser Insel werden die Toten teils begraben, teils verbrannt.[8] Wenn ein Leichnam verbrannt wird, stecken sie ihm eine von diesen Perlen in den Mund; denn das ist Brauch bei ihnen. Sie haben auch eine Masse andere Edelsteine.

Nun müsst ihr wissen, die Götzen von Cathay[9], von

Nahe bei Kyoto in Yawata steht ein alter, dem Kriegsgotte Hachiman (Kaiser Ojin) geweihter Tempel, dessen 80 Fuss lange, 3 Fuss breite und 1 Fuss dicke Dachrinne (*Kin no toyu-dake*) aus Gold ist („*which remains undisturbed despite the great temptation to convert it into current coin*", bemerkt MURRAY'S *Handbook for Travellers in Japan*). Goldene Kronleuchter und Statuen aus alten Zeiten sind noch heute zu Kyoto im Nishi Hongwan-ji und anderen Tempeln zu sehen. Und eine der bekanntesten Sehenswürdigkeiten der einstigen Mikadostadt ist der 1397 von dem Exshogun Ashikaga Yoshimitsu errichtete goldene Pavillon des Kinkaku-ji, dessen oberstes Stockwerk noch heute erkennen lässt, dass seine Decken, Wände, Fussböden etc. dick mit Gold belegt waren.

Nicht am Platze ist die Anmerkung YULE'S, dass auch nach dem arabischen Geographen Edrisi (1153–1154) der Ueberfluss an Gold so gross gewesen sei, dass die Einwohner die Halsketten für ihre Hunde aus Gold fertigten. (*The Book of Ser Marco Polo*, 2d. ed. Vol. II. p. 238, und *Cathay and the Way thither*, Vol. I. pp. CVI und CX). Edrisi spricht von *Sila*, womit nicht Japan, sondern Korea gemeint ist.

7. KAEMPFER berichtet, dass die Perlen von Austern und anderen Muscheltieren, die besonders um Satsuma und im Seebusen von Omura nicht selten sind und von jedem frei gesammelt werden durften, von den Japanern nicht geachtet wurden, bis sie deren Wert von den Chinesen lernten, welche diese Schmuckjuwelen für ihre Frauen erhandelten. Zu seiner Zeit war das Einsammeln dieser Muscheln zur Speise, das früher erlaubt war, bereits verboten. (*Geschichte und Beschreibung von Japan.* Deutsche Ausgabe von DOHM. Bd. I. S. 126 f.)

8. Die älteste Weise der Leichenbestattung in Japan war die Beerdigung. Die erste Leichenverbrennung fand im J. 701 n. Chr. statt in dem Fall eines buddhistischen Priesters Dosho, der dieselbe letztwillig angeordnet hatte. Zwei Jahre später wurde die Leiche der Kaiserin Jito verbrannt, und seit dieser Zeit war diese vom Buddhismus eingeführte Neuerung bis zum J. 1644 am Hofe fester Brauch. Beim Volke fand die Leichenverbrennung erst seit Anfang des 9. Jahrhunderts, d.h. mit dem allmählichen Siege der fremden Religion, die bis dahin ihre Anhänger nur unter den höheren Klassen gehabt hatte, allgemeinen Eingang. (Siehe ARTHUR HYDE LAY, *Japanese Funeral Rites.* Transact. of the As. Soc. of Japan, Vol. XIX. Part III).

9. Dies ist der Name, unter dem das chinesische Reich im Mittelalter Europa

Manzi [10]), und die Götzen dieser Insel sind alle von derselben Art. Und auf dieser Insel, wie auch anderwärts, gibt es einige Götzenbilder, die den Kopf von einem Ochsen, andere, die den Kopf von einem Schweine, von einem Hunde oder Schaf haben, und noch andere von mancherlei Gestalt. Manche von ihnen haben vier Köpfe, während andere drei haben, von welchen je einer aus beiden Schultern wächst. Es gibt auch solche, die vier, andere, die zehn, und wieder andere, die tausend Hände haben. Und sie setzen mehr Vertrauen auf die tausendhändigen als auf irgend welche andere.[11]) Und befragt sie ein Christ, weshalb sie ihre Götzen in so vielerlei verschiedenen Gestalten und nicht alle gleich machen, so geben sie zur Antwort, dass just so ihre Väter gewohnt waren, sie machen zu lassen, und gerade so würden sie dieselben ihren Kindern und diese den nachfolgenden Geschlechtern hinterlassen. Und so werden sie für alle Zeiten vererbt

und für nahezu 1000 Jahre den Völkern Centralasiens bekannt war. Die Russen nennen es noch heute Khitai. Ueber die Entstehung des Namens siehe YULE, *Cathay and the Way thither*, Vol. I. p. CXVI f; und YULE, *The Book of Ser Marco Polo*, Introductory Notices p. 11. Der Name wird besonders für die nördlichen Provinzen gebraucht.

10. *Manzi* oder, wie andere Reisende schreiben, *Mangi* ist Südchina im Gegensatz zu Cathay.

11. Die Beschreibung der Götzenbilder entspricht vollkommen der Wirklichkeit. Mit drei Augen und sechs Armen wird z. B. *Aizen-myō-ō*, die Gottheit der Liebe, mit acht Armen und mehreren Köpfen *Marishiten* dargestellt. Die Göttin *Kwannon* hat oft drei Gesichter mit einem Pferdekopf über dem mittleren und vier Paar Arme. Sie heisst auch die „Tausendhändige." In Wirklichkeit freilich haben ihre Bildnisse nur vierzig Hände, welche die verschiedenen buddhistischen Embleme halten. Sie ist identisch mit dem in Indien verehrten *Avalokiteçvara*, der in China, zu einer weiblichen Gottheit geworden, *Kwanyin* heisst und im ganzen Gebiete des nördlichen Buddhismus alle anderen an Popularität übertrifft. Sie ist die Göttin, die tausend Arme und tausend Augen und ein erbarmungsvolles Herz hat, alle Gebete zu hören und aus aller Not zu helfen. Ihre Dartellung mit tausend Händen wird so erklärt. Ein König in China befahl die Anfertigung einer Kwanyin-statue, mit Armen und Augen vollständig ausgeführt. Da aber das Wort „vollständig" im Chinesischen denselben Klang (*ts'ien*) hat, wie das Wort für „tausend" (*ts'ien*), geschah es, dass der Künstler den Auftrag falsch verstand. (Nach EITEL, *Buddhism: its historical, theoretical and popular aspects*. 3d ed. 1884, pp. 124–131).

werden. Und merket wohl, die Handlungen, die diesen Götzen zugeschrieben werden, sind ein solcher Ausbund von Teufelskram, dass es am besten ist, nicht davon zu reden. So sei 's denn genug von den Götzen—und lasset uns von andern Dingen sprechen.

Aber ich muss euch noch etwas von dieser Insel erzählen (und genau so ist 's auf den andern indischen Eilanden): wenn die Eingebornen einen Feind, der kein Lösegeld zahlen kann, zum Gefangenen machen, so lädt derjenige, dess der Gefangene ist, alle seine Freunde und Verwandten ein, und sie bringen den Gefangenen um, und dann kochen sie ihn und verspeisen ihn; und sie sagen, kein Fleisch in der Welt sei so gut."[12]

Was *Marco Polo* (geb. 1254, gest. 1324)[13]—denn er ist es, von dem diese erste Erwähnung des Inselvolks im fernsten Osten, durch die Europa zuerst von der Existenz Japans erfuhr, stammt—

12. Neuere Ausgrabungen in Omori, wo man künstlich gebrochene menschliche Gebeine fand, hat man als Beweis dafür nehmen wollen, dass den Japanern in alter Zeit wirklich kannibalische Gewohnheiten eigen gewesen seien. (Siehe Ed. S. Morse, *The Shell Mounds of Omori.* Memoirs of the Science Dept. of the University of Tokyo 1879. Vol. I. Part I. Idem, *Evidences of Cannibalism in a nation before the Ainos in Japan.* Proceedings American Association Advancement of Science, 1878 und Tokio Times 1879, 18. Januar; und H. von Siebold, *Notes on Japanese Archaeology with especial reference to the stone-age*, Yokohama 1879. p. 14). Sie fielen jedoch wohl eher den Ainu zur Last, die einst die Gegend inne hatten. Die Angabe bei Marco Polo verrät sich als Erfindung der Tartaren, die über die Vernichtung ihrer Flotte durch die Japaner ergrimmt waren. Fraissinet (a. a. O. I, 32) spricht die Vermutung aus, dass das in China gehende falsche Gerücht über die Japaner sich vielleicht aus der Kunde von der altjapanischen Sitte, beim Tode der Grossen Vasallen und Sklaven lebendig mit zu begraben, herzuleiten sei.

13. Henry Yule, *The Book of Ser Marco Polo.* In 2 Vol. 1. ed. 1871; 2. ed. 1875, und M. G. Pauthier, *Le Livre de Marco Polo*, 1865, zwei mit biographischen und literargeschichtlichen Einleitungen und Kommentar versehene gelehrte Werke, durch die Marsdens 1818 erschienene berühmte englische Marco Polo-Ausgabe mit Anmerkungen, die merkwürdiger Weise noch Muensterberg in seinem 1896 erschienenen Buch „*Japans Auswärtiger Handel*" in der Bibliographie als die sorgfältigste empfiehlt, vollständig antiquiert ist. An einer den beiden genannten französischen und englischen ebenbürtigen deutschen Bearbeitung fehlt es noch. Die letzte deutsche Uebersetzung, erschienen 1845 in Leipzig, ist von Buerck.

so zwei oder drei Jahre nach seiner Heimkehr aus dem Osten in der Musse seiner nicht ganz ein Jahr dauernden Gefängnishaft in Genua, in die er als *sopracomito* einer Galeere der venetianischen Flotte Andrea Dandolos mit über 7000 anderen in der Seeschlacht der beiden immer aufeinander eifersüchtigen Handelsrepubliken bei Curzola (7. September 1298) geraten war, einem Mitgefangenen, dem federgewandten Pisaner Rusticiano oder Rustichello, über Japan diktierte, und was dieser in einem seltsamen, barbarischen Französisch zu Pergament brachte, das ist freilich im einzelnen weniger genau als die sonstigen Angaben in den noch heute fesselnden Reiseerinnerungen des venetianischen Patriziers, den seine ungläubigen Zeitgenossen wegen der Millionen, von denen er zu berichten hatte, „Messer Marco Millioni", sein jüngster Uebersetzer aber in gerechterer Schätzung den „Herodot des Mittelalters" und *Malte-Brun* übertreibend gar den Humboldt des 13. Jahrhunderts genannt hat. Das macht, er hat Zipangu nicht selbst gesehen, wie man ihm fälschlich nachgerühmt hat;[14]) er hatte von dem Inselreich im Osten Chinas nur gehört während seines siebzehnjährigen (1275—Anfang 1292), freilich oft durch wichtige Missionen in verschiedene Länder Asiens zeitweilig unterbrochenen Aufenthalts in Cambaluc (Peking) an dem neuerrichteten glänzenden Hof des grossen Mongolen-Chans Kublai, dem gerade in dieser Zeit (1281) seine Dschunken zu grunde gegangen waren bei dem Versuche, dasselbe seinem ungeheueren Reiche als Vasallenland zuzufügen. Nur drei entrannen nach japanischen Berichten von den 100,000 Angreifern nach China, um ihrem Herrn das Schicksal anzusagen, das seine Flotte getroffen. Es war das Schicksal der spanischen Armada.

14. Rampoldi in seinen *Annali Musulmani*, Milan 1825.

ZWEITES KAPITEL.

Auf der Suche nach Zipangu.

Auf der Suche nach Indien, dem Lande der Spezereien, nach Cathay, dem Reiche des grossen Chan, und nicht am wenigsten nach Zipangu, von dessen Goldreichtum Marco Polo so verlockende Schilderungen gemacht hatte, war zweihundert Jahre später Christoph Columbus, als ihm die Königin von Spanien die Mittel zur Verfügung stellte zur Ausrüstung jener kühnen Expedition, zu der der Plan in dem erfahrenen Seefahrer von lange her gereift war. Es ist nicht richtig, was PAUTHIER[1]) sagt, dass Columbus, was er nachher durch sie erreichte, seiner Lektüre des Buches des berühmten Reisenden von Venedig verdankt habe. Zutreffender ist es, wenn YULE bemerkt, dass der Sporn, den sein Buch schliesslich den geographischen Studien gab, und die Leuchtfeuer, die es an den äussersten Ostgrenzen der Erde aufsteckte, dazu halfen, die Absichten des grösseren Sohnes der republikanischen Rivalin zu leiten, wenn auch schwerlich die Begeisterung dazu erst in ihm zu entfachen.[2]) Der Gedanke Colons, auf westlicher Fahrt nach dem Osten zu gelangen, hatte seinen Grund in der irrigen Anschauung, die er mit Ptolemaeus und vielen Kosmographen des Mittelalters teilte, dass das asiatische Festland sich viel weiter, als es in Wirklichkeit der Fall ist, nach Osten dehne, und in seiner Unterschätzung der Breite des Atlantischen Ozeans, wodurch in seiner Vorstellung die Westgestade Europas und die äussersten Enden des asiatischen Kontinents bedeutend aneinander rückten.[3]) DELÉCLUSE ist, so zuversichtlich er sich

1. A. a. O. Introduction p. LXXIX.

2. *The Book of Ser Marco Polo.* 2d. ed. Introductory Notices p. 103.

3. Vgl. M. VON BRANDT, *Ostasiatische Fragen*, Berlin 1897, S. 3 ff. Abgedruckt aus den Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, 1874. Band V. S. 28.

äussert, im Irrtum mit seiner Ansicht: „*On ne peut douter, en lisant la relation originale du premier voyage que fit Christophe Colomb, de 1492 à 1504* [?], *que toutes les spéculations qu'il avait faites sur l'étendue de la terre et la position relative des différentes contrées, ne fussent calculées d'après les renseignements que lui avait fournis l'ouvrage de Marco Polo.*“[4] Schon Yule[5] hat, wie vor ihm Jancigny,[6] bemerkt, dass Columbus niemals mit Namen auf Marco Polo Bezug nimmt. Ich finde aber in seinem Tagebuche eine Eintragung, aus der mit Evidenz hervorgeht, dass er keine direkte Kenntnis seines Buches hatte. Cuba für einen Teil des asiatischen Festlands nehmend, vermutet er den Gross-Chan in nächster Nähe „oder in der Stadt Catai, welche diesem mächtigen Fürsten gehört, wie mir vor meiner Abreise von Spanien *gesagt* wurde.“[7] Columbus wusste von dem, was Marco Polo berichtet, nur aus zweiter Hand. Am Hofe Alphons V. von Portugal hatte man die Frage, die damals so zu sagen in der Luft lag, schon oft erörtert, wie die „Länder der Spezereien“ am leichtesten auf dem westlichen Wege aufgesucht werden könnten. Der Kanonikus Fernando Martinez hatte im Auftrage des Königs den Florentiner Astronomen Paolo dal Pozzo Toscanelli um ein fachmännisches Urteil angegangen. An ihn, der bei seinen Zeitgenossen den Ruf des grössten Mathematikers und Kosmographen genoss, wandte sich auch Columbus, der sich schon damals mit seinen Entdeckerplänen trug, durch Vermittlung eines Freundes in Lissabon, des italienischen Kaufmanns Lorenzo Giraldi, und erhielt von ihm eine Abschrift der vom 25. Juni 1474 datierten

4. *Notice biographique sur Marco Polo* in „Revue des Deux-Mondes“, Juliheft 1832.—Aehnlich Fraissinet (*Le Japon*, Tome I. pp. 35 ff.) und Griffis (*The Mikado's Empire* p. 247: “*Columbus was an ardent student of Polo's Book.*“) und noch 1892 Rein (*Geographische und Naturwissenschaftliche Abhhandlungen* S. 28). u. a. Auch Hildreth (*Japan as it was and is*. p. 14) sagt: „*Columbus was greatly stimulated to undertake his western voyages by the constant study of Marco Polo's travels.*“

5. A. a. O. Introductory Notices, p. 103.

6. *Japon, Indo-Chine, Ceylan* etc. Paris 1850, p. 1.

7. Navarrete, *Collecion de los Viages*. 1825, I, 44 (zum 30. Oktober).

Antwort, die er dem Kanonikus geschrieben, nebst einer zugehörigen Seekarte, die genau mit der diesem übersandten übereinstimmte und die Columbus später auf seine Entdeckungsreise mitnahm. In dem Schreiben an Martinez, das HENRY HARRISSE in der Biblioteca Colombina zu Sevilla in einer von Columbus selbst geschriebenen Kopie in der ursprünglichen lateinischen Fassung entdeckte (in mangelhaften italienischen und spanischen Uebersetzungen war es schon immer bekannt), zeigt Toscanelli gute Vertrautheit mit Marco Polos Reisebeschreibung. Columbus aber verrät keinerlei Kenntnis dieses Buches, die hinausginge über das von Toscanelli in diesem Briefe aus demselben Mitgeteilte. Mit Bezug auf Zipangu schreibt Toscanelli: „*ab insula antilia vobis nota ad insulam nobilissimam cippangu sunt decem spatia. est enim illa insula fertilissima auro margaritis et gemmis, et auro solido cooperiunt templa et domos regias, itaque per ygnota itinera non magna maris spacia transeundum.*“[8]

Es war Ehrgeiz und Eitelkeit und noch mehr als beides Gier nach den Goldschätzen des Ostens, von denen nicht durch Polo allein die Kunde nach Europa getragen worden war, was den Genuesen mit solcher Zähigkeit seinen einmal gefassten Plan verfolgen liess, den unbekannten Ozean, der sich westlich von Europa hinbreitet, durchfahrend auf vermeintlich kürzerem und bequemerem Wege als bisher die Länder des Ostens zu erreichen. Aber wie bei Königin Isabella, die sich für sein Projekt gewinnen liess, mit der Hoffnung auf Mehrung der spanischen Macht und des Reichtums der Krone der religiöse Beweggrund verknüpft war,

8. In einem soeben als erschienen angekündigten Buche zur Geschichte der Entdeckung von Amerika (*La lettre et la carte de Toscanelli sur la route des Indes par l'Ouest.* Paris, Ernest Leroux, 1902), das ich nicht selbst mehr einsehen kann, sucht HENRY VIGNAUD diese berühmten, Toscanelli zugeschriebenen, Dokumente, seinen Brief an den König vom Jahre 1474 und die denselben begleitende Karte, als literarische Fälschungen zu erweisen und zu zeigen, dass der Florentiner niemals irgendwelche Beziehungen zu Columbus hatte. Nach Recensionen des Buchs scheint es, dass Vignaud, mit gestützt auf diese vermeintliche Entdeckung, den Nachweis liefern will, dass Colons Plan nicht auf wissenschaftlicher Grundlage, vielmehr auf positiven Nachrichten über westlich gelegene Länder ruhte.

durch Christianisierung der zu entdeckenden und zu erobernden Inseln ein gottwohlgefälliges Werk zu thun, so hat auch Columbus bei seinem Unternehmen, wie aus seiner an die spanischen Hoheiten gerichteten Einleitung zu seinem Schiffstagebuche klar hervorgeht, den Gedanken gehabt, zu erkunden, „wie man dort unsern heiligen Glauben einführen könnte."

Schon im Jahre 1492 also war Japan das Christentum zugedacht. Denn dieses der Ostküste Asiens vorgelagerte Goldland Zipangu, auf das er nach Toscanelli ja zuerst zu stossen hoffen musste, war das nächste Ziel Colons, als er am 3. August dieses Jahres an einem Freitag, morgens um 8 Uhr, in Palos vom Deck der Santa Maria aus im Namen Jesu Christi Befehl zum Lichten der Anker und Hissen der Segel gab. Und als er am 15. März des folgenden Jahres, wieder an einem Freitag, von seiner ersten Fahrt heimgekehrt, vor Palos Anker warf, nannte er Zipangu als das Land, von dem er gekommen. Diese Angabe beruhte, wie Humboldt aus dem Tagebuche des Entdeckers erwiesen hat, auf einer wirklichen Ueberzeugung. Wir lesen, dass Martin Alonso Pinzon dem Admiral unterwegs riet, seinen westlichen Kurs in einen südwestlichen umzuändern, damit sie Zipangu erreichen möchten, und dass dieser am 7. Oktober diesem Rate folgte. Als sie nach dreiunddreissigtägiger Fahrt seit Verlassen der Kanarischen Inseln und nach neunundsechzig Tagen seit jenem Freitag der Ausfahrt vom heimischen Hafen, auch an einem Freitag Morgen, dem 12. Oktober, endlich auf ihren drei Caravellen im Anblick des ersehnten Landes, der Insel Guanahani, das *Te Deum* anstimmen konnten, da hatte der Entdecker keinen Zweifel, dass diese Insel der Bahamas, der er den Namen San Salvador gab, der Küste des asiatischen Festlandes vorgelagert sei. Einen Tag nach der Landung bemerkt er in seinem durch La Casas bewahrt gebliebenen Tagebuche: „Das Gold, das sie (die Eingeborenen) in den Nasenlöchern tragen, findet sich auch, aber ich lasse nicht darnach suchen, um keine Zeit zu verlieren, denn ich will sehen, ob ich nicht an der Insel Cipangu landen kann." Die Eingeborenen anderer Bahamaeilande, die er in den folgenden Tagen

auffand, sprachen ihm von der grossen Insel Cuba, in der er alsbald Zipangu vermutet: „Ich glaube nach den Angaben, welche mir alle Indianer dieser Inseln, und ebenso jene, die ich mit mir führe, machten, dass jenes die Insel Cipangu ist, von der man so wunderbare Dinge erzählt. Auf den Globen, die ich sah, und auf den Weltkarten ist sie in jener Gegend." Am 28. Oktober berührte er die Insel, in der er jedoch dann sehr bald, durch die Grösse des Landes in seinem Glauben wankend gemacht, eine Provinz von Cathay, also einen Teil des asiatischen Kontinents, vermutete. Von da ab war er wieder auf der Suche nach Zipangu. Auf seine Fragen wies man ihn nach dem ostwärts gelegenen Haïti (von ihm Española getauft). Und als er daselbst hörte, dass sich im Innern des Landes, im Gebiete von Civao, Gold in Menge finde, war er durch die Namensgleichheit verführt, der festen Ueberzeugung, nun endlich in Zipangu zu sein. Auf seiner zweiten Expedition nach dem Westen, im Februar 1494, zog er nach der Goldlandschaft Civao, dem vermeintlichen Zipangu, das er später, immer mehr einem schwärmerischen Mysticismus anheimfallend, auch mit dem Salomonischen Ophir gleichsetzte, was freilich schon einen Zeitgenossen veranlasste zu bemerken, Columbus sei „überspannt und rein besessen mit seiner Insel Cipangu."[9] Wie sehr er darauf erpicht war, den westlichen Seeweg nach dem Reiche des grossen Chan gefunden zu haben, zeigt nichts deutlicher als dies, dass er am 12. Juni 1494 seiner ganzen Mannschaft einen Eid abnahm und von jedem seiner achtzig Leute die noch heute im Archiv von Sevilla aufbewahrte sonderbare Urkunde unterzeichnen liess, dass er die Küste von Cuba, an der sie 335 Leguas weit entlang gesegelt waren, nicht für eine Insel halten wolle, und „dass er nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen wolle, dass es das Festland wäre." Die Zunge sollte jedem ausgeschnitten werden, der jemals das Gegenteil aussagen würde.

Von Saul, dem Sohn des Kis, erzählt die Sage (1. Sam. 9),

9. Barros, *da Asia.* Decada I. Buch III. Kap. 11.

dass er sich aufmachte, seines Vaters Eselinnen zu suchen. Und der Knecht, den er bei sich hatte, sagte zu ihm im Gebiet von Zuph: Hier in dieser Stadt lebt ein Gottesmann, der Mann ist berühmt; alles, was er sagt, trifft sicher ein. Lass uns doch gleich hingehen; vielleicht gibt er uns Bescheid über den Weg, den wir unternommen haben. So wandte Colon sich an Toscanelli. Und ein Saul, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und fand—ein Königreich, hat Columbus nicht zwar gefunden, was er suchte, er entdeckte statt dessen im Morgendämmern des 12. Oktober 1492 eine neue Welt, an die er noch viel weniger gedacht als jener Benjamit an das Königreich, zu dessen Fürsten ihn der Seher im Schein der Morgenröte salbte. Ihm aber kam das niemals zum Bewusstsein. „Der Glaube, dass er der Entdecker der ostasiatischen Küste auf dem Seewege war, hat ihn bis zu seinem letzten Atemzuge nicht verlassen; er leuchtet allenthalben aus seinen Briefen und anderen Schriften hervor, und Columbus hat unausgesetzt danach getrachtet, neue Beweismomente für diese Ansicht zu gewinnen. Denn seine Entdeckungen schienen ihm erst dann vollen Anspruch auf Bedeutung zu haben, wenn sich die von ihm aufgefundenen Länder als Teile des vielgepriesenen, goldreichen Ostens Asiens erwiesen.....Jedes Bedenken, welches gegen diese seine Voraussetzung laut wurde, empfand er als die bitterste Kränkung, als die böswilligste Blasphemie seiner Person."[10])

10. Konrad Kretschmer, *Die Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes.* Berlin 1892. S. 277 und 296.

DRITTES KAPITEL.

Entdeckung Japans durch die Portugiesen.

Passend weist M. von Brandt darauf hin, dass, während Columbus noch von den Reichtümern von Zipangu träumte, in Japan der 102. Mikado, Go-Tsuchi-tenno (Kaiser Tsuchi II.), in solcher Armut starb, dass sein Leichnam vierzig Tage vor den Thoren des Palastes stand, weil es dem Hofe an den nötigen Mitteln fehlte, die Kosten der vorschriftsmässigen Beerdigung zu bestreiten. Aber dass der grosse Entdecker nicht der einzige war, der sich in Hinsicht auf Japan Illusionen hingab, die mit der Wirklichkeit in grellem Kontraste standen, dass man sich allgemein von der Insel im fernen Westen goldene Berge versprach, das verrät beispielsweise die Anmerkung, die Behaim auf seinem berühmten Nürnberger Globus, der in demselben Jahre entstand, in welchem Columbus seine Entdeckungsfahrt vollführte, zu Zipangu machte: „*In der Insel wechst übertrefflich vil Goldts, auch wechst do allerley Edelgestains, Perlein Oriental.*“ Und dass dieser Glaube anhielt, beweist ein jüngerer, in der Bibliothek des Grossherzogs von Sachsen-Weimar aufbewahrter Globus, auf welchem man die Insel 5° westlich von Veragua und dabei die Legende findet: „*Zipangri, ubi piper et auri copia.*“

Gleichwohl hörte nach der Entdeckung von Amerika das Suchen nach dem Goldlande Zipangri, wie es scheint, mit einemmale völlig auf.[1] Als Grund hiefür gibt De Couto[2] die von Marco Polo verbreitete Kunde von der Menschenfresserei der

1. Für die entgegengesetzte Konstatierung D. Murray's (*Japan*, 3d. ed. 1896, erschienen als Band 37 der Serie „*The Story of the Nations*“, S. 2) dass auch viele Entdecker *nach* Columbus danach getrachtet hätten, den Weg nach Zipangu zu finden, konnte ich keine Belege finden.

2. *Decada* V. Buch VIII. Kap. 12.

japanischen Insulaner an. Mit Recht findet es NACHOD3) unwahrscheinlich, dass diese Nachricht die allen Gefahren trotzenden, kühnen Entdecker des 15. und 16. Jahrhunderts irgend abgeschreckt hätte. Der Grund ist einfach der, dass das Trachten der Seefahrer auf andere Gebiete ging, auf das neuentdeckte Amerika und den durch Bartholomaeus Dias' Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung (1486) erschlossenen indischen Ozean, auf dem fortab die Portugiesen den bislang durch die Venetianer- und Araber über Suez betriebenen Handel zwischen Asien und Europa an sich zogen.

Der eigentliche Begründer der portugiesischen Handelsherrschaft wurde, nachdem die Westküste von Indien, Malabar, besucht und im Jahre 1505 Ceylon entdeckt war, der grosse Admiral Albuquerque, der in siegreichen Expeditionen die Weltmachtstellung des kleinen europäischen Königreichs durchführte. Der erste Versuch zwar, Calicut, das Hauptemporium Ostindiens an der Küste von Malabar, wo im Mai 1498 bereits Vasco de Gama gelandet hatte, zu erobern, misslang ihm. Aber im Jahre 1510 zog er in dem etwa 300 Meilen nördlich davon gelegenen Goa ein, das bald zum ersten Handelsplatze Indiens wurde. 1511 eroberte er Malakka, wozu bald die Molukken kamen, deren Statthalter von 1536-1540 der treffliche Antonio Galvano war, und dann Ormuz an der Küste Persiens. Nach seinem 1515 während der Vorbereitungen für die Eroberung Arabiens erfolgten Tode landete 1517 eine portugiesische Flotte unter dem Befehl des Fernão Pirez d'Andrade in Tamu bei Kanton, eine andere 1522 auf der Insel Sanshan unweit dieser Stadt, ohne dass es gelungen wäre, Handelsbeziehungen mit dem exklusiven China anzuknüpfen. Doch war, wie MENDEZ PINTO meldet, in Liampo (Ningpo) eine grosse portugiesische Kolonie vorhanden, die 1542 zerstört wurde. Zwei Jahre danach wurde in der Stadt Chincheu (Tschangtschou) eine ebenfalls bereits nach achtzehn Monaten von den Chinesen verwüstete Ansiedelung errichtet. Endlich wurde den Portugiesen

3. A. a. O. S. 30.

gestattet, sich auf den Inseln Sanchan und Lampacau in der Nähe Kantons vorübergehend mit Schiffen aufzuhalten und Handel zu treiben, und im Jahre 1557 wurde ihnen zu freiem Handel die öde Insel Macao überlassen, die, in der Nähe der wichtigen Handelsstadt Kanton und an der Mündung des gleichnamigen Stromes gelegen, später ein wichtiger Stapelplatz der Portugiesen und zugleich ein natürlicher *point d'appui* für die Mission der Jesuiten wurde.4)

Den Handel mit den Portugiesen betrieben zum grossen Teile chinesische Korsaren, die mit ihren Dschunken die chinesische See unsicher machten. Mit ihnen aber wetteiferten an Unternehmungsmut und Gewaltthätigkeit seeräubernde Bewohner der Südwestküsten von Japan, die mit ihren Piratenschiffen, von den Chinesen nach der Aufschrift „*Hachiman-gu*"5) auf ihren Flaggen *Papan-sen* genannt, nicht nur die Küsten Koreas verwüsteten, sondern auch weiter südwärts vordrangen, an den Gestaden Chinas zu rauben und zu morden, zu sengen und zu brennen. „Gerade so, wie Jahrhunderte hindurch in Europa christliche Kirchen widerhallten vom Gebet der Litanei: „Vor der Wut der Normannen behüt' uns, lieber Herre Gott!" so flehten weithin die öden Küsten des chinesischen Asiens entlang die armen Bewohner zu ihren Götzen, sie zu rächen an den „*Wojen*". Bis auf den heutigen Tag schrecken da und dort in Honan in China die Mütter ihre Kinder mit den Worten: Die Japaner kommen."6)

So konnte es, nachdem die Portugiesen bis zu den chinesischen Küsten vorgedrungen waren, nicht ausbleiben, dass sie auch mit Eingeborenen des Inselreichs in Berührung kamen und den Weg zu ihren Küsten fanden.

---

4. Siehe Oscar Muensterberg, *Japans Auswärtiger Handel von 1542 bis 1854*, Stuttgart 1896, S. 1–7.

5. Hachiman ist der sino-japanische Name für den japanischen Kriegsgott.

6. W. E. Griffis, *The Religions of Japan.* 2d ed. 1895, S. 328. Vgl. hiezu K. Himly, *Ueber zwei chinesische Kartenwerke* (in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1879, S. 387 f.): „Längs der Küste von der Yang-tz'-Kiang-Mündung bis nach Kuang-Tung fällt der fünfmal wiederholte Name *Hai-Woe* (Meer-Japaner) auf, der sich auf die zur Zeit der Ming geschehenen Landungen der Japaner bezieht."

M. von Brandt sagt in dem bereits erwähnten Aufsatz '*The Discovery of Japan and the Introduction of Christianity*': „Ein bestimmtes Datum für die Entdeckung von Japan und die Namen der Entdecker anzugeben ist auch heute noch nicht möglich" und hat diesen Satz in seinem 1897, also dreiundzwanzig Jahre später veröffentlichten Buche „*Ostasiatische Fragen*", dem er den in den Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens zuerst englisch veröffentlichten Essay in deutscher Uebertragung einverleibte, unverändert abgedruckt. Rein[7]) dagegen setzt für die Entdeckung Japans das Jahr 1542 an und schreibt sie dem portugiesischen Abenteuerer Fernão Mendez Pinto zu. Der gleichen Ansicht sind Griffis,[8]) Satow,[9]) Gubbins,[10]) Meriwether,[11]) um nur einige wenige Namen zu nennen, auf deren Autorität hin gegenwärtig das von ihnen angenommene Entdeckungsjahr wie der Name Pintos als der des wirklichen ersten Entdeckers für eine ausgemachte Sache gelten. In Wirklichkeit ist bei diesem denkwürdigen Ereignisse, von dem es sehr verschiedene Berichte gibt, die nur in dem einen vollkommen zusammenstimmen, dass sie den Ruhm der Entdeckung den Portugiesen zusprechen, so ziemlich alles, Jahr und Ort der ersten Landung, Zahl und Namen der Entdecker, ihr Ausfahrtsort und die näheren Umstände ihrer Ankunft und Aufnahme in Japan, strittig. So lohnt es sich wohl der Mühe, einmal die sämtlichen vorhandenen Relationen zu sammeln, einzeln für sich zu prüfen und miteinander zu vergleichen, um womöglich zu einem sicheren Resultate zu kommen und danach die aus einem Buch ins andere übernom-

---

7. J. J. Rein, *Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der Königlich Preussischen Regierung dargestellt.* Leipzig 1881, I. Band, S. 301 f.

8. W. E. Griffis, *The Mikado's Empire.* New York and London. 9th ed. 1899, p. 247 f.

9. *Notes on the Intercourse between Japan and Siam in the 17th Century.* T. A. S. J. Vol. XIII. p. 139, und *Vicissitudes of the Church at Yamaguchi from 1550–1586.* Ibidem Vol. VII. p. 137.

10. *Review of the Introduction of Christianity into China and Japan.* T. A. S. J. Vol. VI. p. 9.

11. *Life* of *Date Masamune.* T. A. S. J. Vol. XXI. p. 39.

menen irrigen Angaben zu berichtigen, oder, falls sich dies als unmöglich erweisen sollte, festzustellen, dass es bei VON BRANDT's resignierter Konstatierung sein Bewenden haben muss, d. h. dass wir uns mit dem Gedanken zu bescheiden haben, dass wir nichts wissen können. Aus dem Rahmen unserer Darstellung der Geschichte des Christentums in Japan fällt diese Untersuchung darum nicht, weil Mendez Pinto, der die Hauptrolle bei der Entdeckung Japans gespielt haben soll und diese als sein Verdienst auch selbst in Anspruch nimmt, sowohl in eigener Person als, wenn auch nur episodischer, Aktor, wie durch sein Buch als Quelle für die Geschichte der Einführung der Jesuitenmission in Japan in Betracht kommt.

Da ist nun vor allem bis jetzt kaum beachtet worden, dass die ältesten Angaben über die Zeit der Auffindung des neuen Inselreichs im Osten von China sich in einem Briefe FRANZ XAVIERS an die Gesellschaft Jesu in Europa, d. d. Cochin, 29. Januar 1552, und in einem anderen, an Simon Rodriguez gerichteten, mit dem Datum Goa, 9. April 1552 finden. Im ersten heisst es: „Vor ungefähr acht bis neun Jahren (*annis ab hinc octo aut novem*) haben die Portugiesen dieses Land entdeckt." In dem zweiten schreibt er: „Die Japaner verachten alle andern Nationen. Dies war auch der Grund, warum sie mit keinem Volke Handelsverbindungen hatten, bis die Portugiesen vor acht oder neun Jahren dort landeten." [12]) Diese beiden Angaben würden auf das Jahr 1543 oder 1544 führen,[13]) zu welcher Zeit

12. Auf diese Briefstellen stützt sich offenbar TURSELLINUS, der im Jahre 1594 ein Leben Xaviers schrieb, wenn er, schon ungenau, sagt: „*Haec autem omnis regio antiquitati penitus ignota, casu Lusitanis eo tempestate abreptis, decennio antequam eo veniret Xaverius, inventa, conciliari commercio coepérat.*" (*De Vita B. Francisci Xaverii, qui primus e Soc. Jesu in India et Japonia Evangelium promulgavit*). In der Ausgabe in meinem Besitze, Coloniae Agrippinae Anno 1610, p. 299.

13. Falsch referiert der Jesuitenpater CRASSET, wenn er sagt, dass Franciscus Xaverius, während einige die Entdeckung Japans ins Jahr 1534 verlegten, dafür gehalten habe, dass sie 5 oder 6 Jahre später, das wäre also 1539 oder 1540, erfolgt sei. (In der Uebersetzung des französischen Originals, erschienen unter dem Titel „*Aussführliche Geschicht der in dem äussersten Welt-Theil gelegenen Japonesischen*

Xavier bereits in Indien thätig war, wo er, beständig in Kontakt mit den Europäern, um die er sich seelsorgerlich bemühte, von der erfolgten Auffindung neuer Inseln bald hören musste. Wir sind auch im Stande nachzuweisen, wann ihm zuerst Kunde davon ward. In einem Briefe vom 21. Januar 1548 gibt er nämlich selber an, dass im April 1547 ein portugiesischer Kaufmann ihm manches über kürzlich entdeckte grosse Inseln, welche Japan genannt werden, mitgeteilt habe,[14]) eine Stelle, die wohl als die früheste in europäischen Quellen nachweisbare Erwähnung des Ereignisses gelten darf.

In demselben Jahre 1552, welchem die beiden Briefe Xaviers angehören, die die ersten auf ein bestimmtes Jahr führenden Zeitangaben enthalten, begann der portugiesische Geschichtschreiber De Barros mit der Herausgabe seiner Dekaden „*Da Asia*". In der ersten derselben, im 1. Kapitel des IX. Buchs, wird Japan erwähnt,[15]) aber nicht mehr bemerkt als dies, dass eine der zahlreichen Inseln, welche die Portugiesen ausser dem Festland von Asien besuchten, auch Japan war.

Hiernach ist die Quelle zu nennen, die gewöhnlich für die älteste gehalten wird, und der Maffei[16]) in seiner zum erstenmal

Kirch. Augspurg 1738" S. 45).—Auch von Brandt a. a. O. drückt sich ähnlich ungenau aus: „Der Jesuit Cornelius Hazart legt die Entdeckung von Japan in das Jahr 1539, Franz Xavier 5-6 Jahre später." Das wäre 1544 bzw. 1545.

14. Schon durch diese Briefstellen erledigt sich die in älteren Jesuitenwerken sich findende Angabe, dass durch Xaviers eigene in das Jahr 1549 fallende Landung Japan erst entdeckt worden sei.

15. Das hat Rein übersehen, der (a. a. O. Bard II. S. 629) sagt, Barros nenne die Japaner nicht.

16. Nachod a. a. O. S. 31 gibt an, nach von Siebold hätte Maffeius seine Angaben ausser von Galvano auch von De Barros, Decada V. entlehnt, und weist dann nach, dass dies nicht stimmen könne. Hier ist dem sonst mit peinlicher Akribie arbeitenden Autor ein Versehen unterlaufen. Was Siebold (*Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern.* Leiden 1852) Band I. S. 3 sagt, ist dieses. Er berichtet die Verschlagung dreier Portugiesen nach Japan auf einer Reise von Dodra und fährt dann fort: „So erzählt uns der Geschichtsschreiber J. P. Maffeius, welcher dieses Ereignis aus A. Galvano's Geschichte der Entdecker der neuen Welt entlehnte, und Juan de Barrios (In der 1897 von Siebolds Söhnen besorgten 2. Auflage: *ebenfalls* Juan de Barrios)."

1571 in Dillingen [17]) erschienenen *Indischen Geschichte* folgt,[18]) dem hinwiederum viele andere, wie JARRIC,[19]) SOLIER,[20]) MONTANUS,[21]) KAEMPFER,[22]) VALENTYN,[23]) THUNBERG,[24]) nacherzählen. Es ist das kleine Buch des 1540 aus Indien, wo er seit 1536 Gouverneur auf den Gewürzinseln war, zurückgekehrten edlen ANTONIO GALVANO, das, nach der Gepflogenheit mittelalterlicher Chronisten von der Sintflut anhebend, die zu Lande wie zur See gemachten Entdeckungen, besonders der Spanier und Portugiesen, an denen er selbst einen Anteil hatte, bis zum Jahre 1555 kurz aufzählt und erst nach des Verfassers 1557 erfolgtem Tode von FRANCIS DE SOUSA TAVARES im Jahre 1563 herausgegeben wurde. Die Hakluyt Society hat als Supplement zum 30. Bande ihrer Publikationen 1811 die von RICHARD HAKLUYT 1601 veröffentlichte

17. NACHOD (a. a. O. S. 31) hält irrtümlich die 1572 in Paris erschienene Ausgabe für die älteste. HILDRETH (*Japan as it was and is*, p. 22) gar die von 1589.

18. MAFFEI schreibt: „*Iditae primum ejus terrae titulum, decusve, et alii quidem Lusitani ad se trahunt; sed ego Antonio Galuano crediderim, in eo libro quem de inventoribus orbis novi conscripsit, aperte narranti, Antonium Motam, Franciscum Zeimotum, et Antonium Pexotum, cum ex urbe Sionis Dodra peterent Sinas, pertinaci vento ad insulas Japonicorum abreptos anno seculi quadragesimo secundo, cum Sosa (uti diecbamus) Indiam provinciam regendam accepisset.*“ (JOANNIS PETRI MAFFEI Bergomatis e Societate Jesu *Historiarum Indicarum Libri* XVI. Lib. XII, In der mir zugänglichen Wiener Ausgabe von 1751 p. 273.)

19. PIERRE DE JARRIC, *Histoire des choses plus mèmorables advenues tant en Indes orientales que autres pais de la descouverte des Portugais.* 3 vol. 1608 sq. Auch R. P. PETRI JARRICI *Thesaurus Rerum Indicarum.* Coloniae Agrippinae 1615. Cap. XVIII–XX.

20. FRANÇOIS SOLLIER, *Histoire ecclésiastique des isles et royaumes du Japon, depuis l'an 1542 jusqu'à l'an 1624.* 2 vol. 1627 et 1629.

21. ARNOLDUS MONTANUS, *Gedenkwaerdige Gesantschappen der Oost-Indishe Maetschappy in 't vereenigte Nederland aen de Kaisaren van Japan.* Amsterdam 1669. 1 vol. 1669.

22. ENGELBERT KAEMPFERS *Geschichte und Beschreibung von Japan;* aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben von CHR. W. DOHM. 3 Bände, Lemgo 1777. (Die englische Uebersetzung dieses Werkes von Scheuchzer erschien bereits 1727–8.)

23. FRANÇOIS VALENTYN, *Oud en Nieuw Oost Indien* etc. 5 Bände, Dordrecht und Amsterdam 1724.

24. *Voyages de* C. P. THUNBERG *au Japon.* Traduits, rédigés etc. par L. LANGLÈS. Paris 1796.

englische Uebersetzung des Werks zusammen mit dem portugiesischen Urtext herausgegeben. Galvanos Bericht lautet folgendermassen:

„Im Jahre des Herrn 1542,[25]) da ein gewisser Diego de Freitas als Kapitän eines Schiffs im Reiche Siam und in der Stadt Dodra war, entflohen ihm drei Portugiesen in einer Dschunke[26]) nach China. Ihre Namen waren Antonio da Mota, Francisco Zeimoto und Antonio Pexoto.[27]) Sie richteten ihren Kurs nach der Stadt Liampo im 30. Breitengrad. Da aber befiel ihr Fahrzeug ein solcher Sturm, dass sie vom Lande abgetrieben wurden. Nach einigen Tagen sahen sie östlich eine Insel bei 32 Grad, welche sie Japan nennen, und die die Insel Zipangri zu sein scheint, von der und von deren Reichtümern Paulus Venetus[28]) Erwähnung thut. Und diese Insel Japan hat Gold, Silber und andere Reichtümer."[29])

Was Galvano gibt, hat er aus zweiter Hand. Denn seit 1540 war er nicht mehr selbst in Indien. Die Möglichkeit, dass er selbst falsch berichtet wurde, ist nicht ausgeschlossen. Aber der Charakter des Mannes bürgt dafür, dass er wahrheitsgemäss erzählt hat, was er selbst vernommen. Dass er *optima fide* berichtet hat, dafür spricht vielleicht auch der Umstand, dass er sein Manuskript auf dem Sterbebette einem Freunde zur Veröffentlichung übergab. Mit Xaviers knappen Briefangaben stehen seine ausführlicheren Mitteilungen nicht in Widerspruch. Denn

---

25. Crasset gibt falsch referierend das Jahr 1541, ein Fehler, der in viele andere Werke, wie Dickson's *Japan* u. a., überging.

26. Eine Zuthat Murray's ist es, wenn er in seinem Buch ‚*Japan*' p. 169 schreibt: in einer *chinesischen* Dschunke.

27. In Hakluyts Englisch erscheinen die Namen sämtlich etwas verändert: Antony de Moto, Francis Zimoro, Antonio Perota.

28. Mit Paulus Venetus ist natürlich Marco Polo gemeint.

29. Wahrscheinlich nach Crasset und Charlevoix, bei denen sich schon diese falsche Angabe findet, sagt von Brandt (a. a. O. S. 9), Galvano erzähle, dass die drei Kaufleute nach Kagoshima verschlagen wurden. Galvano gibt indessen, wie obige Uebersetzung seines Textes zeigt, keinen Ort der Landung an, sondern spricht nur unbestimmt von einem Eiland gegen Osten bei 32 Grad.

des Paters Zeitangabe 1543 oder 1544 gibt sich selbst nur als ungefähres Datum. Beide lassen sich aber vielleicht sogar völlig miteinander ausgleichen. Es bedürfte dazu nur der Annahme, dass die drei Portugiesen, die dem Freitas entflohen, dies zu Ende des Jahres 1542 thaten, und dass sie nach längerem Umhertreiben dann erst zu irgend einer Zeit im folgenden Jahre 1543 in Japan landeten.

Es bleibt noch eine europäische Quelle zu betrachten, die Gewicht hat, die Angabe, die DIOGO DE COUTO in der im Jahre 1612 veröffentlichten fünften Dekade (Teil II. Buch VIII. Kap. 12) macht.[30] FRAISSINET[31] ist der Meinung, dass dieser Gelehrte, der, gleich achtenswert als Mensch wie wegen seiner Bildung, das Amt eines Historiographen bei Philipp II., dem König von Spanien und Portugal, versah und ein gut Teil seines Lebens in Indien verbracht hatte, wo er das unter seiner Hut befindliche Archiv von Goa hat benützen können, vor allen anderen vollsten Vertrauens würdig ist. Was er berichtet, ist dies, dass drei Portugiesen Antonio da Mota, Francisco Zeimoto und Antonio Peixoto auf einer mit Fellen beladenen Dschunke im Jahre 1542 vom Wege nach Chincheu abgetrieben wurden und in Japan landeten. Er fügt hinzu, diese drei Portugiesen seien die Männer, denen die Entdeckung Japans zu verdanken sei.

Man sieht ohne weiteres, was er berichtet, stimmt vollkommen mit Galvano überein. Dass er ein und dasselbe Ereignis wie dieser beschreibt, zeigt die Selbigkeit der Entdeckernamen. Er

30. MUENSTERBERG, der sie die erste vorurteilsfreie Darstellung nennt, ist (a. a. O. S. 8.) in den Irrtum gefallen, sie DE BARROS zuzuschreiben, der in Wirklichkeit nur die drei ersten 1552–1563 erschienenen Dekaden vollendete, während die vierte auf Grund seiner hinterlassenen Papiere erst 1615 herausgegeben wurde, und die Fortsetzung der übrigen Dekaden durch DE COUTO geschah, worauf NACHOD in freilich unberechtigter Kritik gegen VON SIEBOLD aufmerksam gemacht hat. In der seinem Buche vorausgeschickten Bibliographie meistert MUENSTERBERG L. PAGÈS, der in seiner '*Bibliographie Japonaise ou Catalogue des ouvrages relatifs au Japon qui ont été publiés depuis le XV. siècle jusqu'à nos jours*' (1859) unter No. 3 nur 4 Bände von Barros' Asia angegeben habe, während der wichtigste gerade der fünfte sei. Er hätte ihn bei Pagès am gehörigen Orte (No. 90) finden können.

31. FRAISSINET, *Le Japon.* Nouvelle Édition par V. A. MALTE-BRUN. Paris 1864. Tome I. p. 168f.

lässt verschiedenes weg, was Galvano berichtet, gibt jedoch auch eines, was sich bei jenem nicht findet: dass die Dschunke der drei Portugiesen mit Fellen beladen war. Es ist wohl kaum zu zweifeln, dass er seine Kunde von derselben Quelle wie Galvano oder wenigstens von einer, die derjenigen Galvanos nicht ferne stand, hatte. So mag der eine Autor dem andern zur Bestätigung dienen. Die Frage aber, ob 1542 oder 1543 das richtige Datum der ersten Europäerlandung an den japanischen Gestaden ist, muss vorläufig noch unentschieden bleiben, bis wir etwa für das eine oder das andere dieser beiden Jahre eine Bestätigung von anderer Seite her gewinnen.

Was liegt zu diesem Ende näher, als in der japanischen Geschichtsliteratur Umschau zu halten, ob sich nicht hier Aufzeichnungen über das für die Nation so folgenreiche Ereignis finden. Das ist auch in der That der Fall. Schon VON SIEBOLD hat einige Auszüge aus japanischen Werken gegeben, und diese, aber auch nur diese, sind von Späteren immer wieder einfach übernommen und in gleichem Sinne wie von ihm verwendet worden. Aber was SIEBOLDS Forscherfleiss zugänglich gemacht, ist nicht alles, was sich in japanischen Geschichtswerken findet. Im Jahre 1897 erschien in Tokyo ein Buch mit dem Titel *Nichi-ō kōtsū kigenshi* (日欧交通起源史), eine Geschichte des frühesten Verkehrs zwischen Japanern und Europäern.[32] Die Arbeit eines vierundzwanzigjährigen Studenten der Agrikulturschule in Sapporo, lässt das fleissige Buch strenge historische Methode und rechte Quellenkritik vermissen, bietet aber auf über 300 Seiten japanischen Drucks reiches Material, aus dem ersichtlich wird, dass sich um die Untersuchung der Frage, wann und wie die ersten Europäer nach Japan kamen, auch japanische Historiker älterer und neuester Zeit nicht wenig bemühten.

32. Das japanisch geschriebene Buch hat ein englisches Titelblatt: *A History of the Early Intercourse between Japanese and Europeans by* KIKUTARO KAN. Supervised by Inazo Nitobe, A. M. Ph. D. With annotations by Shigetaka Shiga, Nogakushi. (Die *Annotations* des letzteren fehlen jedoch). Shokwabō, Tokyo, 2557 (1897).

Schon von Siebold 33) hat mitgeteilt, dass das *Wa-kan-nen-kei* (Chronologische Parallele von Japan und China) bereits vom 4. Jahre des Nengō 34) Kwannin (1020 n. Chr.) berichtet: „Nan-ban-sin kommen nach Japan und stiften viel Unheil", und später beim 19. Jahre Ō-ei (1412 n. Chr.) rühmt: „Nanban brachten Tribut". Es ist ja nicht ganz ausgeschlossen, dass diese „Südbarbaren" vielleicht kühne Länderentdecker aus den ersten Zeiten Heinrichs des Seefahrers waren, die sich so weit verirrten, die Heimat aber nicht wieder erreichten, so dass von ihrer Entdeckung keine Kunde nach Europa drang. Aber im höchsten Grade zweifelhaft ist es doch, dass unter diesen „Nanban", die an den japanischen Gestaden erschienen, Europäer zu denken sind.

Als ganz wertlos darf auch die Notiz bei Seite gelassen werden, die sich im *Yaso-tenchūki*, einer in der Tokugawazeit verfassten, gegen die „vom Himmel gestraften Christen" gerichteten Schrift findet, dass Europäer mit „schwarzen Schiffen" (*kurofune*—das war und ist vielfach noch heute in Japan die Bezeichnung für europäische Fahrzeuge) während neun Jahren nach 1156, in den Perioden Hōgen und Heiji, nach Japan gekommen seien. Und umsonst müht sich Yutaka Hagiwara in dem Buche *Kenshō jutsuryaku*, den Nachweis zu führen, dass nur an Europäer gedacht werden könne, wenn japanische Geschichtsbücher erzählen, dass im März des 4. Jahres Bunji (1188 n. Chr.) unter der Regierung des Kaisers Gotoba ein Schiff von Makatsu

33. A. a. O. S. 5.

34. *Nengō* sind Jahresperioden (*nen* „Jahr", *gō* „Name") wie die griechischen Olympiaden und in Japan seit der Regierung des Kaisers Kōtoku (645–654 n. Chr.) nach chinesischem Vorbild eingeführt. Eine Aenderung des Nengō trat, allerdings nicht immer, mit dem Regierungsantritt eines neuen Kaisers ein; später wurden auch aussergewöhnliche Ereignisse Veranlassung zu solcher Aenderung, so dass sich die Regierung eines und desselben Kaisers oft über mehrere solche Perioden erstreckt, und man in 1260 Jahren nicht weniger als 229 Nengo zu unterscheiden hat (Näheres bei Florenz, *Nihongi*, Buch XXV. S. 6, Anm. 45). Das gegenwärtige hat den Namen *Meiji* („Erleuchtete Regierung") und begann mit der Einsetzung des gegenwärtig regierenden Kaisers in die alte kaiserliche Herrlichkeit und Selbständigkeit oder der Aufhebung des Shōgunats, wobei zugleich die Bestimmung getroffen wurde, dass künftig jede Regierung nur ein Nengō haben solle.

nach Nambu in der Provinz Mutsu mit 150 Mann Schiffsvolk kam, unter dem sich drei grosse Männer, Purato, Tempurato und Kemurasets, befanden, die auffallende Kenntnisse in der Heilkunde, in Geographie, Astronomie, Mathematik und der Kriegsführung besassen, und von denen einer besonderes Aufsehen dadurch erregte, dass er einem kreissenden Weibe erfolgreich Beistand leistete.

In einer neueren Geschichte der Seeräuberei mit dem Titel *Kaikō-shimatsu* liest man: „In der Periode Kyōroku (1528-1531) kamen neun portugiesische Handelsschiffe zu Funai in Bungo an. Auf einem derselben war ein Mann von Ming mit Namen Sankan. Der Fürst Ōtomo Yoshitsumi sandte den Bonzen Hoshuza und wollte Verkehr mit ihnen anknüpfen. Der genannte Sankan schenkte dem Fürsten einige Gegenstände, darunter eine Feuerwaffe. Dies ist die heutige Vogelflinte. Das war der Anfang des europäischen Handelsverkehrs mit unserem Lande". Was hier berichtet ist, geht ohne Zweifel auf das ältere Geschichtswerk *Kyūshū-ki* zurück, in dem es heisst: „Im 3. Jahre der Periode Kyōroku (1530), im Sommer, kamen neun Handelsschiffe der Namban. Unter der Mannschaft war ein Mann von Gross Ming, Namens Sankan. Der Fürst des Landes, Ōtomo Saemon no Suke Nyūdō Sōrin, liess durch einen Bonzen Hoshuza Verkehr mit ihnen anknüpfen. Jene Kaufleute schenkten viele Kostbarkeiten. Darunter war eine Feuerwaffe von 2–3 Fuss Länge, die man Teppō 35) nannte. Darnach, im 20. Jahre Tembun (1551), kamen Männer von demselben Lande und schenkten Feuerwaffen (*ishibiya*, „Steinfeuerpfeile")." Hier ist offenbar von den Bringern der Feuerwaffen, d.h. den Portugiesen, die Rede, und eine historische, auch sonst erwähnte Landung europäischer Schiffe berichtet. Ebenso offenbar aber ist, dass sie in eine falsche, nämlich zu frühe Zeit verlegt ist, ein chronologischer Fehler, der in

35. *Teppō*, vom chinesischen *tie p'ao* „eiserne Röhre". Unverständlich ist die Erklärung, die NITOBE (*The Intercourse between the United States and Japan*, Baltimore 1891. S. 8.) für die Bezeichnung gibt. Nach ihm ist Teppō aus *Chōhō*, „kostbarer Schatz", entstanden.

japanischen Geschichtsbüchern von der Art des *Kyūshū-ki* sehr häufig vorkommt. von Siebold [36]) ist zu wenig kritisch, wenn er schreibt: „Geschichtlich erwiesen landete das erste schwarze Schiff (kurofune) im Jahre 1530 und zwar im Hafen Funai in der Provinz Bungo und brachte dem Fürsten Ōtomo Muneakira zwei Feuergewehre zum Geschenk".

Von der Landung europäischer Schiffe in einem Hafen von Bungo ist allerdings in japanischen Büchern viel zu lesen. Unter dem Titel *Gwaikōshikō* kam im 17. Jahre Meiji (1884) ein ausführliches, zwei Bände umfassendes Werk über den Verkehr Japans mit dem Auslande heraus. Da es vom Auswärtigen Ministerium herausgegeben wurde, darf man wohl annehmen, dass es über die erste Europäerankunft die unter den gegenwärtigen Historikern herrschende Ansicht gibt. Es konstatiert folgendes: „Im Jahre 2201, unter der Regierung des Kaisers Gonara, im Juli des 10. Jahres Tembun (1541) geriet ein portugiesisches Schiff mit 380 Mann in einen Sturm. Es strandete in Shingūji-ura in der Provinz Bungo. Dies ist die erste Ankunft der Europäer. Damals versah der Statthalter Ōtomo Sōrin die Fremden mit Reis und Holz und half ihnen zur Heimkehr". Kikutaro Kan führt eine ganze Reihe von Werken älteren wie neueren Datums auf, in denen diese Ansicht vertreten ist, wie, um einige Titel zu nennen, *Tsūkō-ichiran*, *Yōgakunempyō*, *Setsubannempyō*, *Sōmoku rokubu kōshūhō*, Suganuma's *Nihon Shōgyōshi*, und das im 23. Jahre Meiji von den drei hervorragenden Historikern Shigeno, Kume und Hoshino veröffentlichte *Kokushigan*.

Auch in dem im 26. Jahre Meiji erschienenen *Sekai ni okeru Nihonjin* („Japaner in der Welt") finde ich sie vorgetragen, nur mit der Abweichung, dass der Verfasser, Watanabe, statt der Zahl 380 die Zahl 280 für die Schiffsbemannung angibt.

Er scheint hiebei treuer als die anderen genannten dem *Sairan Igen* des berühmten Historikers Arai Hakuseki gefolgt zu

36. von Siebold, *Von den Waffen*, S. 24. In der 2. Auflage des „*Nippon*" Band I. S. 328.

sein, wo es heisst: „Das Kommen von Seiban („Westbarbaren") beginnt mit der Ankunft der Portugiesen. Im Herbste, im Juli des 10. Jahres Tembun, kam ein ungeheuer grosses Seeschiff in Shingū-ura in der Provinz Bungo an.[37] Sein Schiffsvolk bestand aus 280 Leuten. (Anm. Hakusekis: Bogengi von Ming sagt: Seiban ist das Reich Haratakaru [Portugal]). Ein Mann mit Namen Futsurai Shakuko schenkte eine Feuerwaffe an Bungo (Anm. Hakusekis: Futsurai Shakuko ist der Name Frankusu Saberius. Er ist ein Lehrer von grossem Ruf)". Die älteste Quelle aber, auf welche diese Nachricht, wie alle übereinstimmenden Angaben in den anderen genannten Werken zurückgehen, scheint das Geschichtswerk *Otomo-ki* zu sein, und was in diesem zu lesen steht, ist: „In der Zeit des Sōrin Nyūdō, am 27. Juli des 10. Jahres Tembun, kamen Männer von Daiminkoku [Gross Ming] nach Shingūji in der Provinz Bungo. Auf dem Schiffe waren ungefähr 280 Mann".

Neben dieser Quelle, die als Landungsort den Hafen Shingūji-ura (Funai) in Bungo, als Jahr der Ankunft das zehnte des Nengō Tembun angibt, welches unserem 1541 n. Chr. entspricht, gibt es in Japan noch eine andere, geschrieben in der Periode Keichō (1596-1614) für Hisatoki, den 14. Statthalter der Insel Tanega(shima), den Sohn Tokitaka's. Ihr Verfasser ist ein buddhistischer Priester der Landschaft Satsuma mit Namen Dairiuji Bunji (Fumiyuki). Die kleine Schrift ist, wie schon ihr Titel *Teppō-ki* anzeigt, eine Geschichte der Flinten und findet sich in einer Sammlung von Schriften desselben Verfassers, welche den Titel *Nampobunshū* trägt. Der Bericht, welchen sie von dem

37. Hirai Kishō berichtet in dem Buche *Onaukenshikō* das Gleiche vom 11. Jahre Tembun (1542) und fügt hinzu, dass das Schiffsvolk den Fürsten Otomo Sōrin mit Flinten und anderen Kostbarkeiten beschenkte, und von ihm die Erlaubnis, Handel zu treiben, erhalten habe. Nach zwei Jahren seien sechs Schiffe gekommen, die dem Fürsten wieder seltene Kostbarkeiten brachten, die dieser mit einem Gegengeschenke erwiderte. Zugleich habe er einem seiner Diener, Saito Gensuke, befohlen, nach ihrem Lande zu gehen, wo derselbe indessen gestorben sei. Sein Grab sei noch in der Hauptstadt dort zu sehen.

Ereignis gibt, ist ziemlich ausführlich. Er ist in Japan allgemeiner bekannt geworden, seit NISHIMURA TOKIHIKO, bekannter unter seinem literarischen Namen TENSHUKOSHI, 1881 sein kleines, vielgelesenes Buch *Teppōdenreiroku* erscheinen liess. Denn dieses, geschrieben mit der Absicht, die Verdienste des adeligen Hauses Tanegashima um die Einführung der Feuerwaffen in Japan ins Licht zu stellen, ist im ganzen nichts als eine Wiedergabe des in FUMIYUKI's *Nampobunshū* enthaltenen Berichtes. Ich gebe den letzteren vollständig wieder, und schalte dabei gleich an den gehörigen Stellen in Klammern dasjenige ein, wodurch ihn TENSHUKOSHI, gleichzeitig die *Chronik der Familie Yaita*, von deren Ahnen einer bei der Einführung der Arkebusen mit eine Rolle spielt, benützend ergänzt.

„Südlich der Provinz Ōsumi liegt eine Insel, 18 *ri* von der Provinz entfernt. Man nennt sie Tanegashima. Meine Ahnen [38] wohnten von Alters her auf dieser Insel. Im Herbste des 12. Jahres Tembun, am 25. August, kam ein grosses Schiff nach Nishimura Ko-ura. Man wusste nicht, woher es kam. Das Schiffsvolk bestand aus etwa 100 Mann. Ihr Aussehen war verschieden von dem unserigen. Ihre Sprache war uns unverständlich. Alle, die sie sahen, verwunderten sich. Unter dem Schiffsvolk befand sich ein chinesischer Schriftkenner mit Namen Gohō. Seinen Familiennamen kennen wir nicht. Damals war der Vorsteher des Dorfes Nishimura ein Mann Namens Oribenojō [39], der Schrift wohl kundig. Er traf Gohō und schrieb mit seinem Stocke in den Sand: „Ich weiss nicht, von welchem Lande die Männer auf dem Schiff gekommen sind. Wie sonderbar sehen sie aus!" Darauf schrieb Gohō: „Diese Männer sind Kaufleute von Seinamban (Südwestbarbarenland). [Sie kennen zwar einigermassen die Scheidung zwischen Herr und Knecht, doch weiss ich nicht, ob es bei ihnen ein strenges

38. Der Historiograph spricht hier nach japanischem Brauche im Namen des Herrn, dessen Hausgeschichte zu schreiben er den Auftrag hat.

39. Nishimura Oribenojō Tokitsura. Er war verwandt mit dem Statthalter der Insel Tanegashima, Sakonye Shōkan Tokitaka.

Höflichkeitszeremoniell gibt oder nicht. Sie trinken aus dem Glase, ohne es dem andern zu reichen; sie essen mit den Händen statt mit Essstäbchen. Sie lassen sich von ihren Leidenschaften treiben. Mit dem Sinn der Schriftzeichen sind sie nicht bekannt. Es sind fahrende Leute, die, bald hier, bald dort, keinen festen Wohnsitz haben und gegen das, was sie haben, anderes eintauschen wollen, was sie nicht haben. Sie sind also harmlose Menschen."] Darauf schrieb Oribe: „13 *ri* von hier entfernt ist eine Bucht, die Akaoki heisst. Dort haben von jeher meine Ahnen ihren Wohnsitz gehabt. Es sind einige tausend Häuser da, und die Einwohner sind sehr wohlhabend. Von Norden und Süden kommen Kaufleute dorthin. Euer Schiff hat hier Anker geworfen; Ihr thätet aber besser daran, in jenen Hafen einzufahren, da dort die See tief und sehr ruhig ist." Er machte meinem Grossvater Yoshitoki und meinem Vater Tokitaka Meldung. Tokitaka liess zwanzig bis dreissig Boote abfahren, um die Fremden zu holen. Erst am 27. August fuhr das Schiff in den Hafen Akaoki ein. Damals war ein Bonze Chyushuza, ein guter Kenner der chinesischen Klassiker und der Schrift. Er und Gohō hatten eine Unterredung mit Hilfe des Schreibpinsels. Unter den Kaufleuten waren zwei Vorsteher. Der eine hiess Mura Shukusha, der andere Kirishita ta Mota. Sie hatten einen Gegenstand in der Hand. Seine Länge betrug 2-3 *shaku*. Er war innen hohl, aussen gerade und sehr schwer. Im übrigen ausgehöhlt, hatte er am Boden einen sicheren Verschluss, an der Seite aber ein Loch—der Weg des Feuers. Das Aussehen des Gegenstandes lässt sich mit dem keines andern vergleichen. Was seine Handhabung anlangt, so legt man ein wunderbares Mittel (*kusuri*) hinein, dazu eine kleine bleierne Kugel. Man heftet zuerst eine kleine, weisse Scheibe an den Rand eines Felsens. Der Schütze, den Gegenstand in der Hand, stellt sich zurecht, drückt ein Auge zu, entzündet durch das Loch das Feuer und verfehlt dann niemals, augenblicklich sein Ziel zu treffen. Es zuckt wie ein Blitz und schallt wie erschreckender Donner, dass jedermann sich betäubt die Ohren zuhält. [Mit diesem Gegenstande kann man selbst eine eiserne Wand zermalmen, auch

Menschen und Haustiere lassen sich damit töten. Im übrigen lässt sich sein Gebrauch gar nicht aufzählen]. Tokitaka sah ihn und dachte: Das ist ein seltener Schatz, wie es seinesgleichen nicht oft in der Welt gibt. Anfangs wusste man seinen Namen nicht, noch auch kannte man seine Handhabung und seinen Zweck. Nachher nannte man ihn Teppō. Vielleicht ist das der Name, den die Leute von Ming dem Gegenstande gegeben haben, oder es mag ihn auch jemand auf meiner Insel so benannt haben. Eines Tages sagte Tokitaka mit doppelter Dolmetschung zu jenen zwei Barbaren: „Ich möchte dies gerne lernen." Die Barbaren antworteten vermittelst doppelter Dolmetschung: „Wenn Ihr es lernen wollt, wir wollen Euch gerne aufs genaueste darin unterrichten." [Darauf sagte der Fürst: „Kann ich das letzte Geheimnis von Euch lernen?" Die Barbaren sagten: „Das ganze Geheimnis besteht darin, dass man das Herz aufrichtig behält und ein Auge zudrückt." So weihten sie den Fürsten in das ganze Geheimnis ein. Tokitaka freute sich darüber nicht wenig. In diesem Jahre war das Fest Chōyō no setsu [am 9. Tag des 9. Monats]. An diesem Feste erlernte er die Kunst. Anfänglich wunderten sich die Zeitgenossen darüber. Manche hatten Angst vor dem Gegenstande. Nachher aber sagten sie mit *einer* Stimme: Wir wollen es doch lernen.] Tokitaka erbat sich von den Barbaren zwei Flinten, ohne nach dem Preise zu fragen, und verleibte sie seinem Familienbesitze ein. Seinen Diener Shinogawa Koshirō liess er lernen, wie man jenes treffliche *kusuri* (Pulver) bereitet. [Tokitaka lernte tagtäglich eifrig ohne Aufhören und brachte es so weit, dass er unter hundert Schüssen keinen Fehlschuss hatte. Zu der Zeit war ein Mann Namens Sugibō im Tempel Negoro in der Provinz Kishū. Trotz der weiten Entfernung von 100 *ri* schickte er einen Boten, um sich eine Flinte auszubitten. Tokitaka antwortete: „Der Fürst von Jo in alten Zeiten sprach, wie sehr ihn auch verlangte, das Schwert Kisatsu's zu besitzen, doch diesen seinen Wunsch nicht aus. Kisatsu, der gleichwohl seinen Wunsch erriet, gab ihm das Schwert. Meine Insel ist zwar klein und liegt am äussersten Ende des Landes. Indessen bin ich doch nicht so

geizig, irgend etwas vorzuenthalten. Er schickte Tsuda Kenmotsu-nojō als Boten und liess dem Sugibō eine Flinte bringen. Ausserdem liess er ihn in der Bereitung des trefflichen *kusuri* und in der Handhabung wie im Abfeuern der Waffe unterrichten. Tokitaka ging so weit, dass er einen Schwertschmied Yaita Kimbei Kiyosada den Flintenguss erlernen lassen wollte. Die Kaufleute, die dieses Geheimnis zu wahren wünschten, wollten ihn jedoch nicht darin unterrichten. Nun hatte dieser Kiyosada eine Tochter, die Wakasa hiess und wunderschön war. Dieses Mädchen brachte Kiyosada zu dem Schiffe der Kaufleute und bat den Kapitän: „Wenn Ihr mich den Flintenguss lehrt, so werde ich Euch als Gegengeschenk diese meine niedrige Tochter geben." Der Kapitän sah Wakasa's Schönheit, sein Herz wurde bewegt, und endlich lehrte er ihn, wie man Flinten macht. Er ging weg und nahm das Mädchen Wakasa mit sich. So lernte Kiyosada Flinten giessen. Er widmete sich dem Gusse Tage und Monate und brachte eine Flinte zu stande. Sie sah aus wie die andern, nur brachte er es nicht zuwege, den Boden abzuschliessen, und war nun traurig darüber, dass er seine Tochter weggegeben hatte. Wakasa aber war mit dem Kapitän nach dessen Lande gegangen. Allein sie sehnte sich nach ihrem Vaterlande und schrieb ein japanisches Gedicht: „Tage und Monate sehne ich mich nach Yamato, daran gedenkend, dass dort meine beiden Eltern wohnen." Das teilte sie in Uebersetzung dem Kapitäne mit, der Mitleid mit ihr empfand. Im nächsten Jahre kam er wieder, Wakasa mit sich bringend. Das Schiff fuhr in den Hafen Kuma no ura. Tokitaka dachte: Das ist des Himmels Wille. Er liess den Kiyosada nun belehren, wie man den Boden schliesst. Erst da lernte dieser, dass man die Flinten rollen muss. Binnen etwas über Jahresfrist hatte er einige zehn Arkebusen gemacht. Darauf verfertigte er Schaft und Zierrat. Tokitakas Absicht war, die Flinten für den Krieg zu gebrauchen. Darum legte er keinen Wert auf die Form. Er freute sich sehr und unterrichtete seine Vasallen in der Handhabung des Gewehrs. Dies war der Anfang der Einführung der Feuerwaffen]."

Sicher war es auch ein auf diesen Bericht des *Teppō-ki* gegründetes japanisches Geschichtsbuch, aus dem von Siebold seine kurze, seitdem immer wieder abgeschriebene Beschreibung der ersten Europäerankunft nahm. Er nennt es „*Wa-zi-si*“ und teilt aus demselben mit: „Im 12. Jahre des Nengo Ten-bun, am 22. Tage des 8. Monats,[40]) unter der Regierung des Kaisers (Mikado) Konara, und des Oberfeldherrn (Sjōgun) Josiharu (im Monate Oktober 1543) landet an der Insel Tanega-sima im Bezirke Nisimura beim Dorfe Ko-ura ein fremdes Schiff. Das Schiffsvolk, etwa hundert an der Zahl, hat ein sonderbares Aussehen. Seine Sprache war unverständlich, sein Vaterland unbekannt. An Bord ist ein Chinese Namens Go-hou, der Schrift kundig; durch den erfährt man, dass es ein Nan-ban-Schiff sei. Am 26. desselben Monats wird dieses Fahrzeug an die nordwestliche[41]) Seite dieser Insel nach dem Hafen von Aka-oki gebracht, und Toki-taka, der Befehlshaber von Tanega-sima, stellt eine genaue Untersuchung darüber an, wobei der japanische Bonze Tsju-sju-zu mittelst chinesischer Schriftzeichen als Dolmetscher dient. An Bord des Nan-ban-Schiffes befinden sich zwei Befehlshaber, Mura sjuksja und Krista-Moota (Christ da Moota?). Diese führen Feuerwaffen—teppô—mit sich und machen die Japaner zuerst mit dem Gebrauche des Schiessgewehres und der Bereitung des Schiesspulvers bekannt.“

Man sieht, dieser Auszug enthält alles Wesentliche des oben mitgeteilten, umständlicheren Berichts des Bonzen Bunji, von welchem er, ausser in der Transkription der Namen, nur darin abweicht, dass er als Datum der Landung den 22. anstatt den 25.

40. von Siebold identifiziert dieses Datum einmal „Monat Oktober 1543“, ein andermal „September 1543“. In Wirklichkeit entspricht der 22. Tag des 8. Monats des 12. Jahres Tembun dem 20. September 1543 unseres Kalenders. (Für Feststellung der Daten, welche in unserer Zeitrechnung den von den japanischen Werken gegebenen entsprechen, wurde von mir benützt William Bramsen, *Japanese Chronological Tables, showing the date, according to the Julian or Gregorian calendar, of the first day of each Japanese month.* Tokyo 1880).

41. Wo er den Bericht zum zweitenmale wiedergibt, übersetzt von Siebold „nördliche“.

des 8. Monats gibt. Letzterem Datum[42]) ist wohl der Vorzug zu geben. Es findet sich auch in einem japanischen Skizzenbuche, *Mangwa*. Im sechsten Bande dieses Werkes ist den Abbildungen der Feuergewehre und der dazu gehörigen Gerätschaften eine Zeichnung der ersten europäischen Fremdlinge von der Hand des berühmten Malers Hokusai beigefügt, welche die Aufschrift führt: „Am 25. Tage des 8. Monats im 12. Jahre Tembun, dem Jahre Mizunoto (dem 40. des sechzigjährigen Zyklus) verschlagen nach Tanegashima der Landschaft Ōsumi— Kirishita Mōta und Mura Shukusha."

Da die Schrift *Teppō-ki* bereits in der Periode Keichō (1596-1614) verfasst und im Auftrage Hisatokis geschrieben ist, wobei dem Historiographen doch wahrscheinlich schriftliche Aufzeichnungen zur Verfügung standen, er auch im stande war, sich auf mündliche Ueberlieferungen zu stützen, so ist man wohl berechtigt, den Bericht als vertrauenswürdigste Quelle zu nehmen. Auch trägt die Erzählung selbst das Gepräge der Wahrheit. Und zudem fehlt es den berichteten Thatsachen nicht ganz an Bezeugung von anderer Seite. Kikutaro Kan hat mitgeteilt, dass noch heute im Besitze eines Nachkommen der Statthalterfamilie von Tanegashima, Herrn Tanegashima Moritoki, wohnhaft im Distrikt Kumao in der Provinz Ōsumi, ein Brief des Kwambaku Konoye Ue Ie sich findet, der von diesem in Begleitung eines kaiserlichen Diploms, das ihn unter dem 17. des 2. Monats des 4. Jahres Kōji (1558) zur Belohnung für die Einführung des Pulvers und der Flinte in den Rang *Jū-go-i no ge* erhob und zum *Sakonye Shōkan* ernannte, an Tatatoki Danjō geschickt wurde.[43]) Bis

42. Entsprechend dem 23. September 1543.

43. Beides, der Wortlaut des Diploms und Konoye's begleitendes Glückwunsh schreiben, das letztere, vom 5. des 3. Monats datierte, in autographischer Reproduktion, sind in Kikutaro Kan's Buch mitgeteilt. Ein viertes Jahr Kōji gibt es freilich eigentlich nicht. Das Nengō dieses Namens umfasst nur die drei Jahre 1555–1557. Japanische Geschichtskundige, die ich konsultierte, versicherten mich jedoch, dass es nichts so Ungewöhnliches sei, im 1. Jahre einer neuen Periode noch nach der vorangegangenen das Datum zu bestimmen. Das 4. Jahr Kōji wäre danach das erste des von 1558–1569 reichenden Nengō Eiroku und unser 1558 n. Chr.

zum heutigen Tage ferner nennt das Volk im südlichen Japan die Gewehre *Tanegashima teppō*, „eiserne Röhren von Tanegashima", ein Zeugnis dafür, dass die Feuerwaffen zuerst auf dieser Insel eingeführt wurden.

Wenn nun aber *Teppō-ki* recht hat, indem es die Portugiesen zuerst im Jahre 1543 in Tanegashima landen lässt, so kann es natürlich nicht ebenfalls richtig sein, wenn andere japanische Geschichtsbücher konstatieren, dass diese erste Ankunft schon im Jahre 1541, und zwar im Hafen Shingūji-ura in der Provinz Bungo stattgefunden habe. Und diese Annahme, so sehr ihr die japanischen Historiker zuneigen, hat schon ohnedies nicht wenig gegen sich. So natürlich es ist, dass ein Schiff der Portugiesen, von den Meeresregionen kommend, in denen ihre Fahrzeuge in dieser Zeit sich zu bewegen pflegten, zuerst nach dem der südlichsten der Hauptinseln vorgelagerten Eilande Tanegashima gelangte, so unwahrscheinlich ist es, dass ein solches in den so viel nördlicher gelegenen, im Binnenmeer verborgenen Hafen Shingūji-ura einlief, den nur mit Land und See von Japan wohlvertraute Schiffer finden konnten. Noch unwahrscheinlicher wird diese Annahme, wenn überdies an eine Strandung gedacht werden soll.[44] Man könnte daher versucht sein, zu argwöhnen, dass der Historiograph des Hauses Ōtomo, um für dieses das Verdienst in Anspruch zu nehmen, um dessentwillen der Befehlshaber des kleinen Eilands im Süden vom Hofe in Miyako ausgezeichnet wurde, die Ankunft eines portugiesischen Schiffes in einem Hafen der Provinz Bungo zwei Jahre vor der wirklichen ersten Ankunft der Portugiesen in Tanegashima erfunden habe, so dass die

44. Viel eher wahrscheinlich wäre dies von Bonotsu, wo nach dem Buche *Ari-sutoshiki* die Portugiesen, von Siam kommend, zuerst gelandet sein sollen, da Bonotsu eine Landspitze im Süden von Satsuma ist. Die verschiedenen widersprechenden Angaben sucht das in Japan geschätzte neuere Werk *Kokushigan* künstlich in der Weise miteinander in Einklang zu bringen, dass es die von Malakka kommenden Schiffe zuerst im 10. Jahre Tembun in Tanegashima landen und dann nach Kagoshima in der Nähe von Bonotsu, und von da nach Bungo kommen lässt. Ōtomo Yoshitsumi habe sie in Shingūji-ura aufgenommen.

Landung bei Nishimura Ko-ura als zweitmaliges Kommen der Europäer erschien. Das letztere nimmt z. B. Arai Hakuseki in seinem *Sairan Igen* an. Nach seiner Darstellung wäre derselbe Mann, der zuerst in Shingūji-ura in Bungo landete, im August des 12. Jahres Tembun wieder gekommen, und zwar mit sechs Schiffen, von denen eines mit 100 Mann bei Tanegashima Anker warf, während die fünf übrigen wieder nach Bungo fuhren.[45] Indessen ist die Annahme, dass der Verfasser des *Ōtomo-ki—in majorem sui ipsius principis gloriam*—eine der Landung im Süden um zwei Jahre vorausgegangene in einem der Häfen seines Herrn nur erfunden habe, gar nicht nötig. Wir müssen nur beachten, dass das *Ōtomo-ki*, auf das alle japanischen Darstellungen, welche die Portugiesen zuerst in Shingūji-ura landen lassen, zurückgehen, gar nicht sagt, dass das Schiff, welches um diese Zeit in Bungo ankam, ein Portugiesenschiff war. Was *Otomo-ki* sagt, ist, dass das Schiff von *Daiminkoku* kam. Und unter Daiminkoku d. h. dem Lande Gross Ming ist zunächst doch nichts anderes als China zu verstehen. Es ist erst Arai Hakuseki, der im *Sairan Igen* Bogengi als Autorität dafür angibt, dass hier Portugal und unter den Seiban Portugiesen zu verstehen seien. Dass die Chinesen, deren Piratenschiffe sich damals nachweislich viel an den Küsten von Kyūshū herumtrieben, den Weg in das japanische Binnenmeer fanden, hat nichts Unwahrscheinliches. Unmöglich freilich wäre es auf der anderen Seite auch nicht, dass auf einem solchen im Jahre 1541 in Bungo landenden Seeräuberschiffe sich auch einige Portugiesen befanden.

Das Resultat aber, zu welchem die Vergleichung und Prüfung der japanischen Berichte über das in Frage stehende Ereignis führt, ist dieses: Die ersten Europäer, die den Fuss auf die japanischen Gestade setzten, waren Portugiesen. Ihre früheste wohlverbürgte Landung erfolgte am 23. September 1543. Sie geschah auf der Insel Tanegashima. Auf dem Schiffe, mit dem sie kamen, waren etwa 100 Mann. Ihre Vorsteher waren Mura

45. Nach Arai Hakuseki ist dies im *Satsuma Nampobunshu* berichtet.

Shukusha und Kirishita ta Mōta. Sie schenkten die ersten Feuerwaffen und lehrten die Japaner die Bereitung des Pulvers.

Vergleichen wir dieses Ergebnis mit unserem Befunde der europäischen Quellen, so zeigt sich, dass sich beide keineswegs so decken, wie man wohl wünschen möchte. Differenzpunkte bleiben. Der hauptsächlichste ist der, dass die Südspitze von Tanegashima unter 30° 24′ n. B. liegt, während Galvano als Ort der Landung eine Insel bei 32 Grad bezeichnet. Annehmen lässt sich allerdings, dass der letztere die Lage unrichtig bestimmt hat, dies um so mehr, als er auch für Lianpo, das in Wirklichkeit unter dem 29. Breitengrad lag, den 30. angibt. Ebenso wenig wie hinsichtlich des Landungsortes stimmen beide Angaben ganz zusammen hinsichtlich der Landungszeit. Denn wenn es auch gestattet ist, Galvano's und De Couto's Mitteilung so zu deuten, dass die Ankunft in das Jahr 1543 fiele, so fiele sie nach ihnen doch in den Anfang dieses Jahres, während die japanischen Berichte den 8. Monat nennen. Das Wahrscheinlichere ist auch hier, dass die portugiesischen Geschichtschreiber bzw. ihre gemeinsame Quelle sich um ein Jahr geirrt haben, dass also ihr 1542 in 1543 zu ändern ist. Eine andere Abweichung liegt darin, dass die europäischen Geschichtschreiber drei, die japanischen nur zwei Portugiesen als Entdecker nennen, eine Abweichung, die sich indessen leicht so erklären lässt, dass sich der eine von den dreien in Japan weniger hervorgethan hat. Verschieden sind auch die Namen angegeben. Indessen ist nichts natürlicher als dies, dass die Japaner den Klang der ihnen gänzlich fremden Namen nicht genau aufgenommen haben.[46] Und im übrigen fehlt die Aehnlichkeit nicht. Kirishita ta Mōta mag sehr wohl mit Zeimoto oder auch mit Antonio da Mota identisch sein.

In der ganzen bisherigen Untersuchung ist nun eine Quelle ausser Betracht gelassen worden, und zwar gerade diejenige, die seit von Siebold und Fraissinet, welche freilich, verschieden von

46. Ebenso, wie dies umgekehrt sehr häufig der Fall ist. So wird z. B. in pinto's Buch *Hiamongō* aus dem japanischen *Yamagawa*.

den Neueren, aber in Uebereinstimmung mit den japanischen Berichten, 1543 anstatt 1542 als Jahr der Entdeckung ansetzen, als hauptsächlichste Quelle angezogen wird: Fernão Mendes Pinto's *Peregrinação*, die berühmte Reisebeschreibung, die der abenteuernde portugiesische Matrose nach seiner Rückkehr aus dem Osten niedergeschrieben hat, um sie, wie er in der Vorrede sagt, seinen Kindern als Erinnerung und als Erbschaft zu hinterlassen, damit sie daraus die Lehre zögen, dass sie sich nicht durch die Mühseligkeiten des Lebens entmutigen lassen sollten, Gott gegenüber ihre Schuldigkeit zu thun, da es keine Widerwärtigkeiten gebe, welche die menschliche Natur nicht mit Hilfe der göttlichen Gnade ertragen könne, wie er selber das erfahren habe, der im Laufe von einundzwanzig Jahren dreizehnmal gefangen und siebzehnmal verkauft worden sei. In diesem zuerst 1614 in Lissabon erschienenen, nachmals in vielen Uebersetzungen und in zahlreichen Neuauflagen verbreiteten Berichte nimmt Pinto die Ehre der ersten Entdeckung der japanischen Inseln für sich in Anspruch. Auf einem chinesischen Seeräuberschiffe, dem er sich mit zwei Genossen, Diego Zeimoto und Christovaõ Borralho, anvertraute, um von Sanchan nach dem Hafen Lailo zu gelangen, das aber ein heftiger Sturm von der chinesischen Festlandsküste abtrieb, will er nach dreiundzwanzigtägiger Meerfahrt mit den andern beiden als erster Portugiese bei der Insel Tanixumá (=Tanegashima) angelandet sein.

Charlevoix [47]) nimmt nun an, dass ungefähr gleichzeitig im Jahre 1542 zwei gleichartige Zufälle die portugiesische Dschunke, von der man bei Maffei liest, und das chinesische Piratenschiff [48]), auf welchem Pinto und Genossen sich befanden, beide mit je drei Portugiesen, ohne dass dieselben von einander wussten, nötigte, an diesen Inseln, die erstere im Hafen von Kagoshima, das andere

47. *Histoire et Description générale du Japon*, Tome II. p. 122 ff.

48. Muensterberg (a. a. O. S. 9) lässt sich eine Flüchtigkeit zu schulden kommen, wenn er mitteilt, dass nach Charlevoix die beiden verschiedenen Entdecker auch bei gleicher Beförderung mit einem *chinesischen* Boote nach Japan gkeommen seien.

bei Tanegashima, zu landen, so dass beide meinten, ein Recht zu haben, sich für die ersten Auffinder dieses bald so berühmten grossen Archipels zu halten, und dass entweder die Nachlässigkeit beider, den Zeitpunkt der Ankunft genauer zu bestimmen, oder ihr Bestreben, ihn zu verschweigen, es für immer unmöglich gemacht habe, eine Entscheidung darüber zu fällen, wem nun eigentlich der Ruhm zukommt. Er meint, es scheine, dass man sich in der Zeit, wo es noch leicht gewesen wäre, sich Gewissheit zu verschaffen, keine Mühe darum gegeben habe, ohne Zweifel deshalb, weil für Jahre sich die Unterhaltung ausschliesslich um die Entdeckung Japans durch das portugiesische Schiff drehte, während das Erlebnis der chinesischen Dschunke erst durch die Memoiren Pinto's in die weite Oeffentlichkeit drang, dessen Bericht wohl im einzelnen wunderbar ausgeschmückt sein möge, aber doch durch spätere Besucher Japans zu gut bestätigt werde, als dass man ihn für eine blosse Dichtung halten dürfte, besonders wenn man bedenke, dass er zu einer Zeit schrieb, wo noch mehrere Personen ihn zu dementieren in der Lage waren. Er übersieht dabei, dass Pinto's Bericht zunächst nur für seine Nachkommen bestimmt war und erst einunddreissig Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurde, und empfindet nicht das Unwahrscheinliche der Annahme, dass zwei so ganz gleichartige Vorfälle in die gleiche Zeit gefallen sein sollten.[49])

Murray [50]) stellt die Sache so dar, dass zunächst die drei von Galvano genannten Flüchtlinge vom Schiffe des Diego Freitas nach Japan gekommen seien, einige Jahre nach ihnen Pinto, der nachmals eine ausführliche Beschreibung seines Besuchs geliefert habe. Allein das von Pinto, und das von den anderen

49. Unter den Neueren teilt diese Ansicht Charlevoix' noch Ljungstedt, *An Historical Sketch of the Portuguese Settlements and of the Roman Catholic Church and Mission in China.* Boston 1836. S. 116, und Charles Mac Farlane, *Japan; An Account, Geographical and Historical.* London 1852. Appendix, p. 397; auch Francisque Marnas trägt sie noch vor (*La „Religion de Jesus" ressuscitée au Japon.* Paris et Lyon 1896. Tome I. p. 3 u. 4).

50. *Japan*, p. 170.

europäischen und den japanischen Geschichtschreibern Erzählte bezieht sich ohne Zweifel auf einen und denselben Vorfall.

Da Pinto eine sehr umständliche Schilderung gibt, die im wesentlichen den Angaben Galvano's und der japanischen Darstellung entsprechend lautet, der Name seines einen Begleiters, Zeimoto, auch den verschiedenen Lesarten gemeinsam ist, Pinto also sichtlich dasselbe Ereignis meint, so ist es nicht zu verwundern, dass andere, wie ausser den schon Genannten z. B. auch Lauts 51), ihm die Ehre zuerkannt und dann, wie schon von Siebold, die von Galvano genannten Entdecker für identisch mit ihm und Diego Zeimoto und Christovaõ Borralho gehalten haben, dies entweder so, dass man die Namen bei Galvano für verstümmelt hält, wie von Siebold und ihm nach Fraissinet, oder zu einer der von Muensterberg geäusserten Vermutungen seine Zuflucht nimmt, dass dem Pinto nach vierzig Jahren die Namen seiner längst verschollenen Spiessgesellen entfallen gewesen seien, oder dass er und der eine von diesen beiden als Leute, die vieles zu verbergen hatten und daher sicher interessiert gewesen seien, dass ihr Name sie nicht verriet, als Piraten und Gesellen eines chinesischen Seeräubers einen anderen Namen führten.

von Siebold meint, die Umständlichkeit in Pinto's Erzählung und deren Bewährung von der andern Seite müssten ihn geradezu als Augenzeugen erkennen lassen; und aus gleichen Gründen bringen wohl auch alle anderen ihm Vertrauen entgegen.52) In der That schreibt Pinto, wie nur jemand schreiben konnte, der selbst in Japan war und die Sitten und Gewohnheiten, wie überhaupt die Verhältnisse von Land und Volk aus eigener Anschauung kannte. Aber dass er wirklich in Japan gewesen ist, unterliegt

51. *Japan in zijne staatkundige en burgerlijke inrigtingen en het verkeer met Europesche Natiën.* Amsterdam 1847. S. 98.

52. So sagt z. B. Fraissinet (a. a. O. Tome I. p. 169): *Plus on étudie ce débat, plus on demeure convaincu que les plus fortes raisons militent en faveur de Pinto.* Vgl. auch Rein (a. a. O. I, 302): „Die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes wird noch erhöht durch die sonstigen Bemerkungen über die Schönheit der Tempel und das freundliche Entgegenkommen ihrer Priester, der Bonzen."

keinem Zweifel. Wir haben die unanfechtbarsten Zeugnisse dafür, dass er sogar mehr als einmal dahin gekommen ist. Indess nur hiefür, nicht dafür, dass er gerade das, was er als eigenes Erlebnis berichtet, auch wirklich selbst in Japan erlebt hat, kann man diese Uebereinstimmung seiner Angaben mit den thatsächlichen Verhältnissen als Zeugnis nehmen. Dieses, und damit seinen Entdeckerruhm, kann man trotzdem in Zweifel ziehen, dies um so mehr, wenn man sich erinnert, dass es eine häufige Gepflogenheit von Reisenden dieser Zeit war, sich als Erlebnis anzueignen, was sie nur von Hörensagen wussten, und dass besonders über Pinto's Schriftstellerwahrhaftigkeit die Meinungen immer geteilt waren. Von vielen wurde sein Buch, in dem er nach eigener Versicherung eine schlichte und ungeschminkte Erzählung gibt, für eine portugiesische Robinsonade genommen. Wie sich Marco Polo spottend *Messer Millioni* musste nennen lassen, so, und aus gleichem Grunde, änderte man seinen Namen Mendez um in *Mendax* d. h. Lügenbeutel. Und wie ihm Cervantes den zweifelhaften Ehrentitel des „Fürsten unter den Aufschneidern" verlieh, so lässt Congreve in „*Love for Love*" einen seiner Helden zu dem andern sagen: „*Ferdinand Mendez Pinto was but a type of thee, thou liar of the first magnitude*". Auf der andern Seite hat man schon früh gemeint, ihn gegen so harte Beurteilung in Schutz nehmen zu müssen. Bereits der 1620 zuerst erschienenen spanischen und der 1628 erstmalig veröffentlichten französischen Uebersetzung der „*Abenteuerlichen Reisen*" ist eine Apologie des Autors vorausgeschickt. Purchas tritt kräftig für die Zuverlässigkeit seiner Beschreibungen ein, besonders soweit sie sich auf China und Japan beziehen; der Herausgeber der „*Annales des Voyages*" erklärt, dass ein ausgedehntes Studium aller ihm zugänglichen Werke über China ihn in seinem Vertrauen zu dem Wahrheitssinne und dem Gedächtnisse Pinto's je länger je mehr bestärkt habe; Rémusat zitiert ihn als eine gute Autorität für Thatsachen, und am nachdrücklichsten ist ein Deutscher, Christoph Arnold, in seinen 1672 zu Nürnberg veröffentlichten „*Wahrhaftigen Beschreibungen dreyer mächtigen Königreiche Japan, Siam und Corea*"

für ihn eingetreten. Das sind sehr entgegengesetzte Urteile über einen und denselben Autor, und doch, wird man sagen dürfen, haben beide recht. Man wird im allgemeinen dem letzten deutschen Uebersetzer Mendez Pinto's 53) zustimmen können, nach dem man bereitwillig zugestehen müsse, dass die Einzelheiten durch manche Auswüchse einer reichen Phantasie ausgeschmückt sind, aber überzeugt sein dürfe, dass die Erzählung im allgemeinen ein lebendiges und getreues Bild des Lebens und der Sitten der Völker des östlichen Asiens gibt. Und gewitzigt durch die vollständige Korrektur des Urteils über Marco Polo's lange als Fabelbuch betrachtetes Reisewerk, zu der man sich nach genauerer Bekanntschaft mit den von dem italienischen Reisenden beschriebenen Ländern und Völkern hat entschliessen müssen, wird man sich doppelt hüten müssen, bei Pinto vorschnell als fabulös zu verwerfen, was bei allem Schein des Gegenteils sich doch als auf Wirklichkeit beruhend erweisen möchte. Es gilt in jedem einzelnen Punkte genau, aber vorurteilslos zu prüfen, ehe man eine Entscheidung fällt. Das ist nun freilich in einem Betracht bei Pinto's Buch viel schwerer als bei Marco Polo. Das hinterlassene Werk des portugiesischen Autors, in zahlreichen Handschriften und Uebersetzungen gekürzt, mit Interpolationen versehen und korrumpiert, hat bis heute noch nicht seinen Marsden, geschweige seinen Pauthier oder Yule gefunden. Von allen Uebersetzungen ist die zuverlässigste die auf Kosten der französischen Regierung im Jahre 1830 zu Paris in drei Bänden neugedruckte französische Bernhard Figuier's, welche zuerst 1628 erschienen ist 54). Aber

53. Ph. H. Kuelb, *Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens.* Jena 1868. S. IX. Diese Uebersetzung ist leider, wie die meisten in anderen Sprachen auch, die wir haben, trotz Külbs gegenteiliger Versicherung in der Vorrede, selber das, weswegen er eine andere neuere Bearbeitung im zweiten Bändchen der *Reisenden der Vorzeit* (Jena 1809) kritisiert, und was auch schon die 1671 in Amsterdam erschienene deutsche Uebersetzung ist, nur ein dürftiger Auszug.

54. Die beste *portugiesische* Ausgabe ist nach Külb die 1829 zu Lissabon erschienene in 4 Bänden, welche der ersten genau folgt und viele Verbesserungen und Zusätze enthält. Mir stand durch die Liebenswürdigkeit des Kaiserlich

auch wer nach dieser Ausgabe Pinto's Bericht über die Entdeckung Japans einer sorgfältigeren Durchsicht unterzieht, kann nicht lange im Zweifel bleiben, dass der Verfasser bei der Niederschrift desselben seiner südländischen Phantasie weniger als irgend sonst in seinem Buche Zwang angethan. Vieles von dem, was er erzählt, verrät sich ohne weiteres als blosse dichterische Ausschmückung, anderes hält nicht stand vor einer kritischen Prüfung an der Hand der japanischen Geschichtsbücher.

Der Nautaquim,[55] den Pinto als den Befehlshaber von Tanegashima anführt, ist ohne Zweifel identisch mit dem Statthalter oder Fürsten der Insel. Pinto nennt ihn Hiascaraõ Goxo, was wahrscheinlich eine Korrumpierung von Hyōbunojō[56] ist, welchen Titel der damals regierende Tokitaka führte. Die Stadt Miaiginá (so in der portugiesischen Ausgabe; bei Figuier: Miaygimaa), wo die europäischen Ankömmlinge nach Pinto mit dem Befehlshaber verkehrten, steht bei ihm für die im *Teppō-ki* genannte Stadt Akaoki.[57] Pinto's Bericht weicht hier von der japanischen Lesart ab, nach welcher die Landung bei Nishimura Ko-ura geschah, und die Dschunke vier Tage später erst nach der Bucht von Akaoki kam. Verschieden ist die Jahreszeit bestimmt. Nach Pinto fiele die Ankunft etwa in den Monat Mai, wohingegen die Japaner den 23. September als Datum geben. Während nach ihnen die Unterhaltung schriftlich mit Hilfe der Japanern

---

Deutschen Gesandten, Herrn Grafen Arco-Valley in Tokyo, die 5. Auflage des Originaldrucks von 1762 zur Verfügung, welcher eine Reisebeschreibung Antonio Tenreiro's (Reise nach Indien) beigefügt ist. Die 2. Auflage erschien Lisboa 1678, die 3. ibid. 1711 u. die 4. ibid. 1725.

55. Nach VON SIEBOLD ein Amtsname, entstanden aus einer Verstümmelung von *Onjak'nin*, Aufseher. REIN hat versehentlich immer *Vantaquin* gelesen. FIGUIER und alle mir zugänglichen Uebersetzungen schreiben *Nautaquin*. In der von mir verglichenen portugiesischen Ausgabe steht das Wort wie oben.

56. Nicht, wie SIEBOLD an die Hand gibt, von Sasagawa Kosiro, den er für den Ortsvorsteher von Nishimura nimmt, der, wie oben bemerkt, Oribenojō hiess. Shinogawa Koshirō ist der Name des Japaners, den der Statthalter die Bereitung des Pulvers lernen liess.

57. v. SIEBOLD vermutet, Miaygimaa müsse der Flecken Hirayama sein.

und Chinesen gemeinsamen Schriftzeichen durch Schriftkundige beider Teile geführt wurde, erzählt der Portugiese, weniger glaubhaft, dass eine Frau von den Lekiosinseln (Riukiu oder Liukiu), die der Befehlshaber bei sich hatte, als Dolmetsch gedient habe. Unwahrscheinlich ist bei der Haltung, welche je und je die von Nationalstolz erfüllten Japaner gegen Fremde beobachtet haben, dass der Befehlshaber beim Anblick der bärtigen Europäer ausgerufen haben sollte, die Japaner dürften sich glücklich preisen, wenn diese welterobernden Chenchicogins[58]) als gute Freunde in ihr Land kämen, und noch unglaublicher bei dem bekannten Unabhängigkeitssinn der Insulaner, dass ein japanischer Samurai je Worte sprach wie die: „Sicherlich, keiner der Könige, die wir jetzt auf Erden wissen, kann für glücklich gehalten werden, es sei denn, er ist der Vasall eines so grossen Monarchen, wie es der König dieser Männer [von Portugal] ist.“ Wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht liest sich ferner, dass der Befehlshaber von Zeimotos Feuerrohr und vorher nie gesehener Schiesskunst so hingenommen war, dass er den Schützen hinter sich auf dem Pferde aufsitzen liess und in diesem Aufzuge mit ihm durch die Stadt ritt, während Herolde in den Strassen ausrufen mussten, alles Volk sei gehalten, den Fremdling wie einen seiner nächsten Verwandten zu ehren. Und vollends in das Reich der Phantasie gehört die ganze Geschichte von dem Aufenthalte Pinto's am Hofe des Königs von Bungo, der bei ihm Oregendó heisst, womit Otomo Yoshinori gemeint sein muss. Unrichtig ist, dass der Statthalter von Tanegashima eine Tochter des Fürsten von Bungo, der zugleich sein Onkel gewesen wäre, zur Frau hatte. Tokitakas Mutter war die Tochter Shimazu Tataokis, und seine Frau in Wirklichkeit eine Tochter von Yakubo Yamato no Kami Takashige. Dies allein schon lässt den von Pinto wie so oft im Wortlaut mitgeteilten Brief,[59]) in dem Oregendó seinen Schwie-

58. Entstanden aus *Tenjiku*, worunter man zunächst Indien, dann aber alles unbekannte Land jenseits Indiens verstand.

59. Der Brief ist bei Pinto datiert: *Da casa do Fuchéo aos sete mamocos da Lua.* Figuier übersetzt: Fucheo le septiesme mamoque de la Lune. [?]

gersohn ersucht, ihm einen der Fremden zu schicken, als frei komponiert erkennen. Zu dem Wege, den Pinto, als der lustigere Patron ausgewählt, um den durch zweijährige Bettlägerigkeit in seiner Stimmung niedergedrückten Fürsten aufzuheitern, mit seinem japanischen Geleitsritter O Fingeandono (On Fizen dono nach von Siebolds Identifizierung) nach der Residenz von Bungo eingeschlagen haben will, hat schon von Siebold die Anmerkung gemacht, dass es derselbe ist, den noch jetzt die japanischen Fahrzeuge nehmen. Von Tanixumá (Tanegashima) ruderten sie nach dem Hafen Hiamongó (Yamagawa), begaben sich von da nach Quanguixumá (Kagoshima), setzten ihre Reise fort nach Tanorá (Tano-ura), übernachteten zu Minato, d.h. dem „Hafen" von Ōtomari, und kamen so längs Fiungá (Hyūga) nach Osqui (Usuki) und vollendeten von hier aus zu Lande ihre Reise nach Funai oder, wie Pinto die Residenz nennt, Fucheo. Merkwürdiger Weise versteht Pinto, kaum bei dem ihm gänzlich fremden Volke angekommen, sich in Bungo aufs beste mit dem Fürsten und seinen Söhnen—er erwähnt einen neunzehn-bis zwanzigjährigen und nennt den zweiten im Alter von sechzehn bis siebzehn Jahren Arichandono (was wohl Hachirō heissen soll)—und anderen zu unterhalten, selbst die Gespräche mitzuteilen, die sie untereinander führten. Wenn der Kanon Geltung hat, dass bei jeder Nachricht, die als glaubwürdige Erinnerung auftritt, sich ein Weg denken lassen muss, der von den Augen-oder Ohrenzeugen der berichteten Thatsache bis zum Berichterstatter führt, so braucht man diesen Massstab an Pinto's Mitteilungen nur anzulegen, um sich sofort über ihren Charakter klar zu sein. Er bemerkt allerdings, dass man ihm einen sehr guten Dolmetscher gegeben habe. Indessen hätte ihm ein solcher doch schwerlich jede Aeusserung der Hofleute über ihn, auch solche, die gar nicht für sein Ohr bestimmt waren, mitgeteilt. Und woher hätte derselbe kommen sollen? Wie sollte man sich denken, dass sich im Japan jener Zeit einer hätte finden lassen, wie er ihn einzig brauchen konnte. Da er der erste Portugiese im Lande gewesen sein will, konnte kein Japaner im Lande bereits Portugiesisch gelernt haben. Und

auch der Nachweis wäre erst noch zu liefern, dass Japaner zu dieser Zeit bereits ausserhalb Japans in so dauernde Berührung mit Portugiesen gekommen waren, dass sie mit einer Kenntnis der portugiesischen Sprache in ihre Heimat zurückkehrten. Wäre dies der Fall gewesen, so wäre die Entdeckung der japanischen Inseln durch die Portugiesen sehr wahrscheinlich auch früher erfolgt und nicht eine Frucht des Zufalls gewesen. Annehmen könnte man also höchstens, dass Pinto sich auf Chinesisch mit seinem Dolmetscher verständigte. Die chinesische Sprache war ihm jedoch fremd, und selbst wenn sie ihm vertraut gewesen wäre, hätte er sich dem japanischen Dolmetscher nur durch Schriftzeichen verständlich machen können.[60]) Es wird nicht nötig sein, auch noch die Geschichte von dem Unglücksfalle Arichandonos, der diesem durch ungeschickte Hantierung mit Pinto's Feuerrohr zustiess, zu analysieren. Das Gesagte genügt, zu zeigen, dass Pinto's Darstellung in ihren Einzelheiten durchaus romanhaft ist.

Verschiedene Gründe aber zwingen geradezu, auch die Hauptthatsache selbst, nämlich dass Pinto mit zwei Genossen als erster Europäer in Japan gelandet sei, als Erfindung zu betrachten. Es ist schon bemerkt worden, dass die Historiker, die Pinto die Ehre der Entdeckung zusprechen zu müssen glauben, mit Ausnahme von Siebold's und Fraissinet's seine Ankunft, wie schon Charlevoix gethan, im Jahre 1542 erfolgt sein lassen. Nun ist die Chronologie in der portugiesischen Reisebeschreibung unglaublich verwirrt, so sehr, dass man den Gedanken nicht unterdrücken kann, der Verfasser ist durch Dazwischentreten des Todes nicht mehr dazu gekommen, sein Geschriebenes selbst einer Durchsicht zu unterziehen.[61]) Aber schon Langlès hat in einer Anmerkung

60. Herr Professor Dr. L. Riess weist mich auf die Möglichkeit hin, dass Pinto sich vermittelst des Malayischen allenfalls in Japan hätte verständlich machen können. Das ist zuzugeben, wäre jedoch sicherlich von Pinto bemerkt worden, wenn es der Fall gewesen wäre.

61. Dass Pinto sein Werk erst kurz vor seinem Tode schrieb, ist mir auch aus einem anderen inneren Grunde wahrscheinlich geworden. Siehe weiter unten Kap. XIII, Anm. 15.

zu *Thunbergs Reisen*[62]) die richtige Beobachtung geäussert, dass der Autor der in seinem Buche angegebenen Zeitfolge gemäss nicht eher als im Jahre 1545, d.h. also zwei Jahre nach der wirklichen Entdeckung Japans, an die Küste von Tanegashima verschlagen worden sein kann. Ein bisher nie bemerktes und beachtetes *argumentum e silentio* aber erhebt die Haltlosigkeit des Mendez' schen Anspruchs zur Gewissheit. Der portugiesische Abenteuerer hat in Beziehung zu den katholischen Ordensgeistlichen gestanden: er wird ein guter Freund des P. Franciscus Xaverius genannt und ist später selbst als Laienbruder in den Jesuitenorden eingetreten, um als solcher mit P. Melchior Nugnez noch einmal die Fahrt nach Japan zu unternehmen. Es ist noch *ein Brief, d. d. Cochin im Mai 1554, an Ignatius Loyola* vorhanden, in dem Nugnez sehr ausführlich über Pinto, durch den er hauptsächlich in dem Gedanken bestärkt wurde, das Werk des seligen Franciscus in Japan aufzunehmen, berichtet. Er spricht von den Beziehungen, die Pinto zu Japan habe, dass er durch vierzehn Jahre dort und in China Handelschaft getrieben und daher dem König von Japan (er meint damit den Fürsten von Bungo) bekannt sei, was ihn auch zum Gesandten des Vizekönigs von Portugiesisch-Indien an diesen geeignet erscheinen liess. Es ist undenkbar, dass Nugnez in diesem Zusammenhange nicht mit Stolz und zum grösseren Ruhme des neuen Gliedes der Gesellschaft Jesu auch das betont hätte, dass dieser unter den ersten Entdeckern der Inseln, die damals schon die Aufmerksamkeit der ganzen katholischen Welt auf sich gezogen hatten, war, wenn anders er das hätte sagen können. Auch Arias Brandonez, der in einem *Schreiben aus Goa* vom gleichen Jahre auf Mendez zu sprechen kommt, weiss nur das von ihm zu sagen, dass er in Japan Handel trieb und mit Franciscus vertraulich gelebt habe. Und endlich ist *ein Brief* von Pinto selbst *an die Scholastiker der Gesellschaft im Kollegium zu Coimbra* erhalten, geschrieben in

62. *Voyages de C. P. Thunberg au Japon.* Traduits etc. par L. Langlès. Paris 1796. Tome II. p. 101.

Malakka am 5. Dezember 1554 nach seinem Eintritte in den Orden. Er hebt an mit den Worten: „Da mir empfohlen wurde, Euch von den Sitten und Gebräuchen dieser Länder, und was ich da alles die vielen Jahre sah, die ich vor meinem Eintritt in die Gesellschaft da zugebracht hatte, zu schreiben, so werde ich die merkwürdigen Dinge anführen, die mir dermalen einfallen." Dass er Japan entdeckt hatte, ist ihm beim Schreiben dieses langen Briefes noch nicht eingefallen. Dieser glückliche Einfall kam ihm erst, als er seine Memoiren aufgezeichnet hat. Sein wiederholter Aufenthalt im Lande hat es ihm ermöglicht, das Erlebnis der wirklichen Entdecker mit so umständlicher Anschaulichkeit zu erzählen, als wäre er wirklich selbst einer von ihnen gewesen. Dass er andere Namen gibt als Galvano und De Couto, erklärt sich einfach daraus, dass in dem Entdeckernamendreigestirne Raum für seinen eigenen Namen geschaffen werden musste, den er an Stelle des einen derselben einsetzte. Den Namen des andern, der ihm entfallen sein mochte, ersetzte er durch Christovaõ Borralho, der auch sonst in seinem Buche eine Rolle spielt, und dem dritten, dessen allenfalls auch im Kirishita ta Möta der japanischen Lesart wiederzuerkennender Name ihm in Erinnerung geblieben war, liess er den Ruhm, auf den dieser berechtigten Anspruch hatte. Auch die übrigen Abweichungen von den anderen Versionen über die Entdeckung, wie vor allem die Differenz in der Zeitangabe, haben nichts Befremdliches, wenn man annimmt, dass sein Gedächtnis, wie vortrefflich es immer gewesen sein muss, nicht alles genau so festzuhalten vermochte, wie er sich's in China oder in Japan hatte erzählen lassen.

Wenn wir nun auch nach der geführten Untersuchung kaum umhin können, Pinto's Anspruch auf den Entdeckerruhm als eine Anmassung zurückzuweisen, so enthält sein Bericht doch eines, was als historisch wird genommen werden dürfen, und was uns dazu dient, das aus den anderen, zuverlässigeren Quellen über die Auffindung des Sonnenaufgangslands Erhobene zu vervollständigen. Pinto berichtet nämlich, die Botschaft der drei von

Tanegashima Zurückgekehrten habe in Liampo bei den Portugiesen grossen Jubel hervorgerufen und sei alsbald durch eine Dankprozession, die sich von der Kirche „Unserer Lieben Frauen von der Empfängnis“ bis zu der Jakobuskirche bewegte, und durch eine in der letzteren abgehaltene Messe gefeiert worden. Wie kein Grund einzusehen ist, die Richtigkeit dieser Mitteilung anzuzweifeln, wenn man im Sinne behält, dass die 800 Portugiesen, die in Liampo ansässig waren, durchweg Kaufleute waren, die sich vom Handel mit dem neuentdeckten Absatzlande sofort reichen Gewinn versprechen mussten, so erscheint auch das andere wohl glaubhaft, was Pinto meldet, dass jeder der erste sein wollte, eine Dschunke mit Tauschwaren zur Fahrt nach dem neuen, aussichtsvollen Markte auszurüsten.

Die Häfen von Kyūshū wurden fortab von portugiesischen Schiffen in wachsender Zahl besucht. Der erste Anfang dieses Handelsverkehrs aber fällt, wie gezeigt, in das Jahr des Heils 1543. Die japanischen Annalen bezeichnen dieses Jahr, das zwölfte des Nengō Tembun, als das Jahr, in dem das „Land der Götter“ dreierlei kennen lernte, davon es bis dahin nichts gewusst: europäische Kaufleute, die Feuerwaffen und—das Christentum.

VIERTES KAPITEL.

Taufe dreier Japaner in Goa.

Die Länder Europas waren eben erschüttert worden von der gewaltigen Bewegung, zu der das Auftreten Martin Luthers in Deutschland den Anstoss gab. Roms Macht über die Geister war durch den kühnen Augustinermönch von Wittenberg ins Wanken gebracht worden, und die Kräfte der Ecclesia militans schienen dem Ansturm der reformatorischen Gedanken gegenüber für geraume Zeit vor Schreck gelähmt. Dann aber ermannte sich die schwergeschädigte Kirche zum Kampf auf Tod und Leben gegen die Neuerer, um, so viel sie konnte, wieder gut zu machen, und zu retten, was noch zu retten war. Die Rekatholisierung der an den Protestantismus verlorenen Gebiete nahm vor allem die just zur rechten Zeit von *Ignatius von Loyola* begründete Gesellschaft Jesu mit Eifer in die Hand. Den höchsten Aufschwung erlebte in diesem Reformationszeitalter der Katholizismus in Spanien und in Portugal, wo der neue Orden sehr schnell Fuss fasste. Während in Spanien nationaler Stolz auf den Gründer des neuen, vom päpstlichen Stuhl und in Italien sehr schnell in seiner Bedeutung erkannten und darum mit ungewöhnlichen Privilegien ausgestatteten kirchlichen Vereins seiner Ausbreitung fördersam war, war es in Portugal, wo die politische Macht sich willig in den Dienst kirchlicher Ideen stellte, die Gunst des Königs, die das Reich von Anfang an zu einem der erfolgreichsten Arbeitsfelder der erlesenen Streiterschar werden liess. Schon im Jahre 1542 kam es hier, in Coimbra, zur Errichtung des ersten Jesuitenkollegiums, das, unter Simon Rodriguez, einen der ersten Genossen

Loyolas, gestellt, bestimmt war, jesuitische Priester zur Heidenbekehrung in den indischen Kolonieen auszubilden. Johann III. (1521–1557), „der erste und aufrichtigste Beschützer der ganzen Gesellschaft Jesu, ein Beschützer, der durch seine Liebe und seine Wohlthaten diesen Namen in vollem Masse verdient" [1]), gewährte auch den Missionseroberungen des Katholizismus, durch die ein Ersatz für die gewaltigen, durch die Reformation verursachten Verluste geschaffen werden sollte, seine wirksame Unterstützung. Seit Papst Alexander VI., im Jahre 1493, zur Abgrenzung der Interessensphären der beiden seefahrenden Nationen Westeuropas einen Meridian von Pol zu Pol als Demarkationslinie ziehend, die Erde wie einen Apfel geteilt und alle entdeckten oder noch zu entdeckenden Länder der Westhälfte den Kastilianern, die andere Hemisphäre ihren portugiesischen Nachbaren zugesprochen hatte, lag wie die politische so auch die ganze kirchliche Macht im Osten in den Händen des Königs von Portugal. Ohne seine Einwilligung konnte kein Bistum gegründet und kein Bischof eingesetzt werden. Kein europäischer Missionar konnte nach dem Osten gehen ohne seine Sanktion, und auch wenn er diese hatte, nur auf einem portugiesischen Schiff. Keine päpstliche Bulle war wirkungskräftig im Osten, so lange sie nicht die Approbation des Königs hatte, von dem die Kirche von Rom als Entgelt für solche Privilegien eben den Schutz und die Unterstützung des weltlichen Arms erwartete.

So lagen die Verhältnisse zu der Zeit, als die Portugiesen von Indien den Weg nach Japan fanden. Und so folgten auch hier, wie vorher in den indischen Ländern, den portugiesischen Kauffahrern und Abenteuerern die katholischen Missionare auf den Fuss.

Mendez Pinto erzählt, wo er von seinem angeblich zweiten Aufenthalte in Japan, der in die letzten Monate 1546 bis 6. Januar 1547 fiele, berichtet, dass er und andere Portugiesen, als sie eben in Iliamongó (=Yamagawa in Satsuma), einem Hafen der Bai von

1. Brief Franz Xaviers an König Johann III., Cochin, 20. Januar 1548.

Kagoshima, die Anker gelichtet, zwei Männer zu Pferd gesehen hätten, die, in grosser Hast den Berg, welcher sich an der Küste hinzog, herabsprengend, mit einem Tuche winkten. Die Nacht vorher seien vier Sklaven, von denen einer Pinto's Eigentum war, vom Schiffe geflohen. In der Meinung, von den Reitern Nachricht über die Flüchtlinge zu empfangen, sei er mit zwei Kameraden in ein Boot gestiegen. Als wir an das Ufer kamen, sagt Pinto, wo uns die zwei Männer zu Pferd erwarteten, sprach der eine, welcher der Ansehnlichere zu sein schien, zu mir: „Ich bin verfolgt und in grosser Furcht, und jeder Verzug kann mir gefährlich werden. So bitte ich Euch, um der Liebe Gottes willen, nehmt mich ohne Verweilen auf in Euer Schiff, ohne Bedenken zu tragen oder die Unannehmlichkeiten zu erwägen, die Euch möglicherweise daraus erwachsen könnten!" Ueber diese Worte, sagt Pinto, war ich so bestürzt, dass ich kaum wusste, was ich thun sollte, umsomehr als ich mich erinnerte, ihn zweimal in Hiamongó in Gesellschaft geachteter Kaufleute gesehen zu haben. Kaum hatten sie aber die Schaluppe bestiegen, als eine Schar von vierzehn Reitern ansprengte, welche mir zuriefen: „Gib uns diese Verräter heraus, oder Du bist des Todes!" Bald tauchten andere neun auf, worauf ich bis ausser Bogenschussweite abstiess und sie fragte, was sie wollten. Darauf antwortete einer von ihnen: „Wenn Du Dir beikommen lässest, diesen Japaner—seines Begleiters erwähnte er nicht—mitzunehmen, so wisse, dass tausend Deinesgleichen es schwer büssen sollen." Auf alles dies erwiderte ich kein Wort, sondern ruderte nach dem Schiffe und ging mit den zwei Japanern, die gut aufgenommen und vom Kapitän, Jorge Alvares, und den andern Portugiesen mit allem, was für eine so lange Fahrt notwendig ist, versehen wurden, an Bord. Der Name dieses Flüchtlings war Angiró, „ein Werkzeug, erwählt vom Herrn", bemerkt Pinto, „zu seinem Ruhm und zur Verherrlichung des heiligen Glaubens."

Er erzählt weiter, dass sie nach Malakka gekommen seien, wo sie den Pater Franciscus Xaverius, der einige Tage zuvor mit dem Rufe eines heiligen Mannes von den Molukken gekommen

war, trafen. „Sobald dieser Heilige Kunde davon erhalten hatte, dass wir diesen Japaner bei uns hätten, kam er, um Jorge Alvares und mich in dem Hause eines gewissen Cosmo Rodrigues, der da verheiratet war, zu besuchen, und verbrachte einen Teil des Tages mit sehr eingehenden Erkundigungen (alle gegründet in seinem lebendigen Eifer für Gottes Ehre) in unserer Gesellschaft. Nachdem wir ihm alle gewünschte Auskunft gegeben hatten, erzählten wir ihm, ohne zu wissen, dass er bereits Kenntnis davon hatte, dass wir zwei Japaner mit uns gebracht hätten, von denen der eine, scheinbar ein Mann von Ansehen, sehr bescheiden und wohl unterrichtet in den Gesetzen und Sitten des ganzen Landes sei, indem wir hinzufügten, Seine Ehrwürden würden erfreut sein, dies zu hören. Darauf äusserte er, er würde sich höchlich freuen, ihn zu sehen. Infolgedessen begaben wir uns sogleich nach unserem Schiff und brachten den Mann zu dem Pater, der keine andere Wohnung hatte als das Spital. Nachdem er ihn gesehen hatte, nahm er ihn sogleich mit nach Indien, wohin er sich eben zur Reise rüstete. In Goa angekommen, machte er ihn zu einem Christen und gab ihm den Namen Paulo de Santa Fé. Dort lernte dieser in kurzer Zeit lesen und schreiben und machte sich vertraut mit der ganzen christlichen Lehre, ganz entsprechend den Absichten des seligen Paters, der nur auf den Aprilmonsun wartete, um den Barbaren der Insel Japan Jesum Christum zu predigen, den Sohn des lebendigen Gottes, für die Sünder an das Kreuz geschlagen, Worte, die er gewöhnlich im Munde führte. Er fasste auch den Plan, diesen Fremdling, wie er nachher wirklich that, mit sich zu nehmen, und desgleichen seinen Begleiter, den er ebenso zum christlichen Glauben brachte, wobei er ihm den Namen Joanne gab."

Das ist der Bericht, an den so ziemlich alle neueren Schriftsteller—ich nenne als Beispiel nur Griffis und Rein—bei ihrer Darstellung sich halten. Sie bereichern ihn noch durch die schon bei Tursellinus, Solier, Crasset, Bartoli, Charlevoix u. v. a. sich findende Fiktion, dass der Japaner, von dem die Rede ist, ein anderer Moses, im Streite einen Mann erschlagen habe und dadurch

genötigt worden sei, sich auf das zur Abfahrt bereit liegende Schiff Pinto's zu flüchten, mit dem er nach Malakka gelangte, um nach einigen Jahren als Dolmetscher des grossen Apostels von Indien mit diesem nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Dabei bedenkt man nicht, dass der Totschläger, mochte er durch seine Flucht gerichtlicher Bestrafung sich entzogen haben oder der in Japan damals herrschenden Blutrache[2] der Verwandten und Freunde des Ermordeten ausgewichen sein, es nicht hätte wagen können, sich nach verhältnismässig doch kurzer Zeit wieder nach dem Orte seiner That, über die noch nicht Gras gewachsen sein konnte, zurückzubegeben.

Es liegt nahe, vorerst nach japanischen Quellen zu fragen, die über den ersten japanischen Anhänger der neuen Religion berichten. Griffis[3] weist auf eine in den Monaten April und Mai 1894 in der „*Japan Mail*" unter dem Titel „*Paul Anjiro*" erschienene, übrigens nachher auch in Separatdruck[4] veröffentlichte Artikelserie hin, die Uebersetzung eines nicht genannten japanischen Werks, das selbst eine Uebersetzung aus dem Französischen ist. Was der Herausgeber als ein Werk nahm, das unsere Kenntnis der frühesten japanischen Kirchengeschichte erweitern könne, ist dasselbe *Nihon-sei-kyōshi*, das Whitney in seinen *Notes on the History of Medical Progress in Japan* (Transact. Vol. XII. Part IV. p. 309) sogar für eine japanische Quelle nahm und für seinen Zweck benützt hat. Es ist in Wirklichkeit die japanische Uebersetzung der 1689 zum erstenmal in Paris erschienenen *Histoire de l'Église du Japon* par M. l'Abbé de T. (le P. Crasset de la C. d. J.).[5]

Einem neueren, japanisch geschriebenen Buch von Watanabe shuijirō (世界ニ於ケル日本人) mit dem lateinischen Nebentitel

2. Siehe J. Dautremer, *The Vendetta or Legal Revenge in Japan.* Transact. of the As. Soc. of Japan, Vol. XIII. Part I.

3. *The Religions of Japan.* 2d ed., p. 442, note 4.

4. *Paul Anjiro; or the Introduction of Christianity (Roman Catholicism) in Japan.* Translated and Abridged by G. E. Dienst.

5. Vgl. die Kontroverse zwischen Rev. Dienst, Z. Y. (Dr. L. Riess) und Dietz in der Japan Mail von 1894.

„*Res gestae Japonensium quae ad externas nationes attinent*" verdanke ich die Notiz, dass nach einem japanischen Berichte, den der Verfasser leider nicht genauer bezeichnet, ein Mann aus der Provinz Yamato mit Namen Ryōsei (im *Kirisutokyōshiki* trägt er den anderen Namen Anjiro) im 12. Jahre der Periode Tembun (1543) mit einem portugiesischen Schiffe aus Kagoshima nach Goa in Indien gefahren sei, sich dort zur katholischen Lehre bekehrt und den Bateren (vom spanischen *padre*, Patres) versprochen habe, dass er diese Lehre in Japan verbreiten wolle, worüber diese sehr erfreut waren. Im 18. Jahre derselben Periode (1549) sei er mit einigen Schülern, deren Anführer er war, nach Kyūshū zurückgekehrt, habe einen Teil des Buchs der Lehre ins Japanische übersetzt, und sei wegen seines langen Aufenthalts in Indien und seiner Kenntnis der europäischen Sprache und Schrift sehr berühmt gewesen. Es wird ihm weiter nachgerühmt, dass er die Gerberkunst von Indien mitgebracht habe, die man in Japan daher Indiagawa nenne.

In der *Geheimen Geschichte der Familie Ōmura* steht folgendes: „Um das 13. Jahr Tembun wurde ein Arzt aus der Provinz Yamato, der sich auf der Insel Tanegashima aufhielt, durch List auf ein fremdes Schiff gebracht, geraubt und nach einem Lande der Barbaren entführt. Dort bildete man ihn zu einem Bateren aus, führte ihn dann wieder zurück, und liess ihn die fremde Lehre heimlich verbreiten."

Das ist alles, was ich über den ersten japanischen Christen in japanischen Büchern ausfindig machen kann. Es wäre wohl voreilig, die Möglichkeit für ganz ausgeschlossen zu halten, dass aus den erst seit kurzem mit ernstem Eifer durchforschten Archivschätzen alter Familien eines Tages noch anderes ans Licht gezogen wird. Vorläufig sind wir, wie man sieht, für die Geschichte des ersten japanischen Konvertiten leider ausschliesslich auf die europäischen Quellen angewiesen.

Von diesen Quellen wurde Mendez Pinto's Bericht bereits erwähnt und *in extenso* mitgeteilt. Er enthält ausserdem nur noch eine kurze Mitteilung über Anjiros Ende, die ich an ihrem Orte

mitteile. In den *Epistolae Indicae* findet sich ein Brief von P. Melchior Nugnez Barreto an Ignatius Loyala, d. d. Cochin, Mai 1554, mit der kurzen Notiz, der Bruder des Paulus vom heiligen Glauben (d. i. Anjiro), der öfters Xaviers Reisegenosse war, habe ihm als gewisse Wahrheit erzählt, dass der P. Franciscus einem Blinden das Augenlicht wiedergegeben habe. Dieser Stelle ist nichts zu entnehmen, als dies, dass Anjiro, was freilich sonst nicht bestätigt ist, einen Bruder hatte, und dass er, was den Thatsachen entspricht, Xaviers Begleiter auf mancher Wanderung gewesen. In der gleichen Sammlung ist ein Brief von P. Cosmo Torres, d. d. Goa, 25. März 1549, der einiges wenige sagt, was mit dem, was wir sonst von Anjiro erfahren, gut zusammenstimmt. Daneben besitzen wir *zwei dem Anjiro selbst zugeschriebene Briefe* aus den Jahren 1548 und 1549, der erste aus Goa vom 29. Dezember,[6] auch in zwei Briefen Xaviers erwähnt,[7] der andere, eine blosse Bitte um Fürbitte bei Gott an seine Freunde in Goa, in Kagoshima geschrieben und vom 5. November 1549 datiert, also offenbar zugleich mit Xaviers ersten Nachrichten aus Japan weggeschickt. Er findet sich bei Maffei. Dazu kommt eine, später zu würdigende, *Beschreibung Japans, die auf Informationen von Anjiro zurückgeht, aus dem Jahre 1548*. Das zuverlässigste Material, das jedoch mit den genannten Briefen anderer wohl im Einklang steht, bieten *zerstreute Stellen in Xaviers Briefen*, die sich auf dessen ersten Konvertiten beziehen.[8]

Wir werden zu sehen haben, was sich aus ihnen als sicher erheben lässt, um es dann mit *Pinto's Bericht* zu vergleichen und ein kritisches Urteil über diesen letzteren zu gewinnen.

Es war in den letzten Monaten des Jahres 1546, dass in

6. Nach Crasset: 29. November. In der 1828 zu Lyon und Paris bei Perisse frères erschienenen französischen Ausgabe der Briefe Xaviers trägt er das Datum 27. November. Venn-Hoffmann gibt den 25. November.

7. An Ignatius, 14. Januar 1549, und an Rodriguez, 28. Januar 1549.

8. Sämtliche Stellen wie alles übrige Material habe ich gesammelt mitgeteilt in der von mir herausgegebenen Monatsschrift „*Die Wahrheit*", Jahrgang II. 1901. SS. 105–110, 122–127, 155–158, 170–175, 186–190, 209–213, 225–229 und 249–253 „*Der Samurai Anjiro. Quellen zur Geschichte des ersten japanischen Christen.*"

einem der seit der Entdeckung des neuen Inselreichs häufig besuchten Häfen von Satsuma, der südlichsten der neun Kyūshū-provinzen, ein portugiesisches Handelsschiff landete. Unter den Kaufleuten befand sich einer mit dem Namen Alvaro Vaz. Ihn traf ein Eingeborener von Kagoshima, ihm schon von früher her bekannt, woraus man wird zu schliessen haben, dass der Portugiese schon einmal in Japan gewesen war. Xavier in seinen Briefen nennt den Japaner Angero. Im Japanischen lautete sein Name wahrscheinlich Anjiro.9) Dass er aus einer angesehenen Familie stammte, haben die Jesuitenväter, welche die japanische Geschichte schrieben, wohl daraus geschlossen, dass ihn nachmals zwei Diener nach Indien begleiteten. Dafür, dass seine Familie die reichste und angesehenste in Kagoshima war, wie sie weiter phantasieren, liegt nicht das geringste Zeugnis vor. Richtig ist aber wohl, dass er zur Klasse der Samurai gehörte, die in hoher Achtung standen, auch wenn sie arm waren. Innerlich beunruhigt durch die quälende Erinnerung an Sünden seiner Jugend, zudem verfolgt von persönlichen Feinden, hatte er in einem Bonzenkloster des Ortes, an dem das Kauffahrteischiff landete, seine Zuflucht gesucht. Er eröffnete dem befreundeten Portugiesen seine Unruhe und klagte ihm seine Not, gegen die er bei den Bonzen keine Hilfe und Beruhigung fand. Alvaro schlug ihm vor, mit ihm nach Malakka zu gehen. Dort, meinte er, werde er auch den Seelenarzt finden, der ihm helfen werde, sich mit Gott auszusöhnen. Er dachte dabei an P. Franciscus Xaverius, den eifrigsten der Jüngerschar Ignatius' von Loyola, der, vom Papst zum apostolischen Nuntius für Indien ernannt, mit Martin Alfonso Sousa, dem Gouverneur von Portugiesisch-Indien, 1542 nach Goa gekommen war und damals in Indien und auf den Sundainseln unter den entarteten Europäern und den heidnischen Eingeborenen erfolgreich

9. Eine japanisch geschriebene populäre Kirchengeschichte von Yamaguchi (山口公教史) mit dem französischen Titel „*Histoire de la Mission de Yamaguchi*" identifiziert Xaviers Angero mit *Kanjirō*. BARTOLI, *Asia*, l. 2. c. 33 schreibt: *Angero* (*o, come altri di colà emendano, Jagirō*). Diese letztere Lesart könnte zu der Annahme führen, dass der Name in Wirklichkeit Hachirō gewesen.

arbeitete und seines asketischen Lebens und christlichen Ernstes wegen bereits im Rufe aussergewöhnlicher Heiligkeit stand. Dem Japaner gefiel dieses Anerbieten. Aber da Alvaro noch nicht zur Abfahrt fertig war, während seinem Schützling längeres Verweilen gefährlich schien, schickte er ihn mit einer Empfehlung an einen Freund Fernandez Alvarez, der in einem anderen nahen Hafen sich fertig machte, die Anker zu lichten. Anjiro, der sich noch in dunkler Nacht dahin begab, übergab seinen Brief irrig dem Kapitän eines anderen Kauffahrers, Georg Alvarez, der ihn nicht über seinen Irrtum aufklärte, sondern gütig aufnahm und mit nach Malakka brachte, um ihn dem Pater, mit dem er befreundet war, zuzuführen. Ihn für diesen einzunehmen, und ihm eine Neigung für die katholische Religion einzuflössen, erzählte er ihm auf der Fahrt täglich von Xaviers Leben und Thaten und vom christlichen Glauben, dessen Verkündiger dieser war, wodurch er mehr und mehr in dem Japaner eine Begier erweckte, beide kennen zu lernen. Aber in Malakka angekommen, erfuhr dieser, dass der Heilige sich nach den Molukken begeben habe. Er wäre gleichwohl beinahe getauft worden, hätte nicht der bischöfliche Vikar Alfonso Martinez sein Veto eingelegt. Er wollte ihm die Taufe nur unter der Bedingung erteilen, dass er nach ihrem Empfange nicht zu seinem heidnischen Weibe zurückkehren wolle. Es macht dem Japaner alle Ehre, dass er auf solche Bedingung hin vorzog, auf die Taufe zu verzichten.

In seinen Erwartungen getäuscht, entschloss sich Anjiro, unverrichteter Sache heimzukehren, ein Schiff benützend, das die Anker zur Fahrt nach einem chinesischen Hafen lichtete (jedenfalls Chincheu), wo er ein anderes bestieg, um nach der nur sechs bis sieben Tage entfernten Küste seines Vaterlandes überzusetzen.[10] Schon hatte er sie, nur zwanzig Meilen noch vom Lande entfernt, in Sicht, da erhob sich jählings ein vier

10. Charlevoix, (*Histoire de l'Établissement, des Progrès et de la Décadence du Christianism dans l'Empire du Japon* I. 39) berichtet ganz falsch, dass er beinahe zwei Jahre auf der chinesischen See herumgetrieben und unentschlossen, was er thun sollte, bald in diesem, bald in jenem Hafen geblieben sei.

bis fünf Tage anhaltendes Ungewitter, das das Schiff in den Ausgangshafen zurückwarf.[11] Indem er, von der überstandenen Gefahr noch ganz betäubt und im Gewissen geängstet, sorgenvoll darüber nachdachte, was er thun solle, kam ihm Alvaro Vaz in den Weg, durch dessen Freundschaft er von Japan fortgekommen war. Dieser verwunderte sich nicht wenig, ihn hier zu treffen, und drängte, nachdem Anjiro ihm seine Schicksale erzählt hatte, in ihn, noch einmal mit ihm nach Malakka zurückzukehren. Sein Drängen unterstützte ein angesehener Mann, Laurentius Botellius, der sagte, er zweifle nicht, dass Xavier nächstens nach Malakka kommen, ihn sicher in das Kollegium des heiligen Glaubens in Goa zum Unterricht in der christlichen Religion bringen, und ihm, wenn er in sein Vaterland zurückkehren werde, einen aus der Gesellschaft Jesu zum Begleiter geben würde. Und Anjiro liess sich bereden.

Der Zufall wollte es, dass ihm beim Landen sogleich derjenige begegnete, der ihn das erstemal aus Japan nach Malakka gebracht hatte, Georg Alvarez. Dieser sagte ihm, dass Xavier von den Molukken zurückgekehrt sei. Voll Verlangen, in der christlichen Religion unterrichtet zu werden, liess er sich sogleich von ihm zu diesem führen, der eben in der Kirche ein Ehepaar feierlich einsegnete. Alvarez sagte dem Pater, wer er wäre, und warum er käme. Er hatte ihm schon vorher von dem Japaner gesprochen. Denn ihn meint jedenfalls Xavier, wenn er in einem Briefe nach Rom, d. d. Cochin, 21. Januar 1548, schreibt: „Im April 1547 teilte mir ein portugiesischer Kaufmann in Malakka, ein frommer und gewissenhafter Mann, manches mit über kürzlich entdeckte grosse Inseln, welche Japan genannt werden. Dort könne viel mehr für die Verbreitung des Christentums geschehen als in irgend einem Teile Indiens; denn das ganze Volk zeichne sich vor anderen durch Lernbegierde aus." Die Worte „in Malakka," die bei Tursellin sich finden, lässt De Vos in seiner deutschen Uebersetzung der Briefe aus. Coleridge in seiner

11. Coleridge I, 422 ist hienach zu korrigieren.

englischen Ausgabe gibt sie wieder, lässt dagegen die Zeitangabe „im April" weg. Nur Pagès übersetzt genau nach Tursellin: *„au mois d'avril 1547 je vis à Malacca un marchand portugais"*, ohne zu bemerken, was dem deutschen und dem englischen Herausgeber aufgefallen zu sein und sie, den einen zu dieser, den andern zu jener Auslassung veranlasst zu haben scheint: dass Xavier im April 1547 sich nicht in Malakka aufhielt, wohin er erst Mitte Juli dieses Jahres kam. Im April war Xavier höchst wahrscheinlich noch in Ternate, und hier wohl war es, wo er den Georg Alvarez traf. Dass Tursellin (der übrigens, die Verwirrung noch grösser zu machen, das Jahr 1548 statt 1547 gibt) schon schreibt: *„Malacae mercator Lusitanus, vir magna religione ac fide, mihi de insulis permagnis (Japoniam eam regionem vocant) nuper repertis multa narravit"*, möchte ich aus einer Verwechslung mit dem ähnlich lautenden Namen der „Molukken" erklären, als deren Hauptstadt Xavier Ternate bezeichnet. Dass dem lateinischen Uebersetzer des portugiesischen Originalbriefs eine solche Verwechslung begegnen konnte, erscheint um so verständlicher, wenn man weiss, dass Xavier von „Moluco" öfters im Singular redet und, wie z. B. im Briefe nach Rom d. d. Amboina, 10. Mai 1546, aus dem Kontext erhellt, darunter Ternate versteht.

Xavier zeigte grosse Freude über seine Begegnung mit dem ersten Japaner und behandelte ihn, der bereits so viel Portugiesisch verstand, dass er sich ohne Dolmetscher mit ihm unterhalten konnte, aufs freundschaftlichste. Aber auch der Japaner war alsbald von dem ganzen Wesen des Paters eingenommen und überzeugt, Gott müsse alles so gefügt haben, wie es kam, um ihn mit diesem heiligen Manne zusammenzubringen. Es war eine denkwürdige Begegnung, bedeutungsvoll nicht für den Japaner Anjiro allein, auch für Japan. Von Anjiro vernahm Xavier, der sich lebhaft für alles, was die neuentdeckten Inseln anging, interessierte, zuerst den Ruf: Komm herüber und hilf uns!

Acht Tage blieb der Samurai in Malakka. Er sollte ins Kollegium nach Goa gebracht werden, um des Portugiesischen vollkommen mächtig zu werden und sich mit der Macht der

Portugiesen in Indien, den Künsten und der Lebensweise der Europäer bekannt zu machen und auf die Taufe vorzubereiten. Xavier hätte ihn am liebsten mit sich auf das Schiff genommen, auf dem er selbst, nach Pinto (Kap. CCVIII.) im Monat Dezember, die Fahrt nach Cochin antrat, wo er am 13. Januar 1548 [12] ankam. In dem Briefe, den er dort am 21. Januar nach Rom schrieb, sagt er, dass er den Anjiro innerhalb zehn Tagen in Cochin erwartete. Er hatte ihn mit Georg Alvarez und den anderen ihm befreundeten Portugiesen, die eben nach Indien fuhren, vorausgehen lassen, da Anjiro diesen zu Dank verpflichtet war, und Xavier nicht direkt nach Goa fuhr, sondern die Absicht hatte, vorher von Cochin aus seine neubekehrten Paraver am comorinischen Vorgebirge zu besuchen.

Anjiro sagt in seinem zu Goa geschriebenen Briefe unbestimmt, Xavier sei Anfangs März,[13] nachdem er die Christen der Fischerküste gesehen hatte, in Goa angekommen. Nach P. Torres [14] wäre er nur vier bis fünf Tage nach seinem Schützling, am 20. März, in Goa eingetroffen, zur grossen Freude Anjiros, der von seiner Leutseligkeit und Klugheit bereits über die massen eingenommen war. Xavier schiffte sich indessen, da der Vizekönig Joam de Castro, mit dem er zu sprechen hatte, gerade in Bazain war, sogleich wieder dahin ein, war aber bereits Anfang April wieder in Goa, wo ihn der Vizekönig für einige Monate festhielt, bis er am 5. Juni einem schleichenden Fieber erlag, um dessentwillen er des Seelsorgers Nähe gewünscht hatte.

12. Pagès I, pp. LXXIV und 242 schreibt: 21. Januar. Dass dieses Datum irrig ist, zeigt der Brief vom 21. Januar 1548 nach Rom, in dem Xavier sagt, dass er seit acht Tagen in Indien sei.

13. In der nach Anjiros Mitteilungen verfassten Beschreibung Japans ist als Tag der Ankunft der 1. Mai, nach anderer Lesart der letzte April, 1548 angegeben.

14. Brief d. d. Goa 25. März 1549. Hienach ist die Angabe Charlevoix', *Hist. de l'Établ. etc.* I. 40: „*au bout de quelques mois*" zu berichtigen. Falsch gibt Pagès als Tag der Ankunft Anjiros den 20. März an, eine Verwechslung mit der Ankunft Xaviers. Ganz unrichtig übersetzt I, 450 E. de Vos: „Xavier folgte uns bald; denn wir schifften uns am 1. März ein, und er am 4. oder 5. desselben Monats."

So konnte Xavier auch selbst zugegen sein, als Anjiro und die beiden anderen Japaner, nachdem sie genügend im Kollegium unterrichtet waren, im Mai am Pfingstfeste [15]) in der prachtvollen Hauptkirche durch die Hand des Bischofs Joam d'Albuquerque [16]) die Taufe empfingen, die Erstlinge der japanischen Kirche. Anjiro erhielt den Namen Paulo de Santa Fé, nach dem Namen des Kollegiums, in dem er seinen christlichen Unterricht empfangen hatte;[17]) von den andern beiden bekam der eine in der Taufe den Namen Johannes, der andere den Namen Antonius.[18])

So weit in der Darstellung der Schicksale des ersten japanischen Täuflings gekommen, sind wir nun im stande, sie mit dem oben mitgeteilten Pintoberichte zu vergleichen. Das erste, was in letzterem auffallen möchte, ist vielleicht dies, dass nach ihm nur zwei Japaner, Anjiro und ein Diener desselben, an Bord des portugiesischen Schiffes aufgenommen wurden, während Xavier von drei Japanern redet, die mit ihm von Malakka nach Goa ins Kolleg des heiligen Glaubens kamen. Indessen ist zu bemerken, dass auch Anjiro in seinem Briefe an die Gesellschaft Jesu, in dem er seine Geschichte erzählt, nur von einem Diener redet, den er aus Japan mitgenommen, so dass sich der Gedanke nahe legt, dass der dritte keine Beziehung zu ihm hatte und nicht zusammen mit ihm, sondern nur ungefähr gleichzeitig mit

15. De Vos (I, 450), der den Brief Anjiros, in dem er seine Geschichte erzählt, nach der 1828 zu Lyon und Paris erschienenen französischen Uebersetzung der Briefe Xaviers mitteilt, hat dafür: „am Tage nach Pfingsten."

16. Dom Ioam d'Albuquerque, ein Franziskaner, Beichtvater Johanns III. von Portugal, war seit 1538 Bischof von Goa. Er starb 1553.

17. In einem Brief aus Goa, der verschieden datiert wird, aber wohl ins Jahr 1543 fällt, schreibt Xavier: „Ueber den Namen des Kollegiums ist man noch nicht einig. Einige möchten es das Kollegium „Pauli Bekehrung", andere das Kollegium des „heiligen Glaubens" nennen. Der letzte Name scheint mir passender, denn die Zöglinge sind ja bestimmt, den Samen des christlichen Glaubens in die Herzen der Ungläubigen zu streuen."

18) Die früheste, auf Xaviers Sendschreiben beruhende, Nachricht über Anjiros Reise nach Goa findet sich wohl in *Prima volume delle Navigationi et viaggi, raccolto gia da* M. Gio. Battista Ramusio. *Con la Relatione dell' isola Giapan, scoperta nella parte del Settentrione etc.* Venetia 1563, S. 377.

ihm und seinem Diener auf einem anderen Schiffe nach Malakka gekommen war. Wenn so dieser Widerspruch bei näherer Prüfung eher Vertrauen zu Pinto's Bericht erwecken könnte, so zeigen andere, unausgleichbare Differenzen zwischen ihm und den anderen vorhandenen, zuverlässigen Quellen, dass man wohl thut, ihn mit Vorsicht aufzunehmen. Pinto hat sich offenbar auch hier als eigenes Erlebnis zugeschrieben, was er von anderen erzählen hörte. Soweit sein Gedächtnis das Gehörte treu bewahrte, stimmt seine Erzählung mit den echten Quellen überein. Wo es ihn im Stiche liess und er seine ausgebildete Phantasie sich frei ergehen liess, da entstanden Widersprüche, die ihn verraten. Zwar dass er berichtet, er und Georg Alvarez hätten den Japaner in das Spital gebracht, wo Xavier wohnte, während die anderen Quellen konstatieren, dass die erste Begegnung in der Kirche stattgefunden habe, wäre kein unlöslicher Widerspruch. Unter der Kirche, in der Xavier eben eine Trauung vornahm, möchte man sich die Spitalkapelle vorzustellen haben. Aber der Darstellung Pinto's, nach welcher er die beiden Japaner in Japan an Bord genommen hat, mit ihnen nach Malakka kam und sie dort dem Pater Franciscus zuführte, steht durchaus entgegen, was übereinstimmend Anjiro selbst und Xavier, der sich's von diesem erzählen liess, berichten, dass er mit den Kaufleuten, die ihn im japanischen Hafen an Bord nahmen, wohl nach Malakka kam, von dort aber, da er den Gesuchten nicht antraf, wieder japanwärts fuhr, um erst in dem chinesischen Hafen, nach welchem er zurückverschlagen wurde, von Alvaro Vaz sich bestimmen zu lassen, noch einmal mit nach Malakka mitzufahren. Wenn Pinto erzählt, der Pater habe Kunde erhalten, dass sie den Japaner Anjiro mit sich gebracht hätten, so könnte man ihm glauben, dass er auf diesem Schiffe des Alvaro Vaz sich befand, mit dem Anjiro das zweitemal von China kam. Misst man dieser Nachricht Glauben bei, wie man das wahrscheinlich zu thun das Recht hat, so kann man ihm nicht wohl zugleich das andere glauben, dass er im japanischen Hafen bei der Aufnahme Anjiros zugegen war und dabei die Rolle spielte, die er sich

zuschreibt. Seine Darstellung des ersten Teils von Anjiros Geschichte erweist sich so als freie Erfindung seiner Phantasie, oder als eine romanhafte Ausschmückung der einfachen Thatsachen, die er von den wirklichen Zeugen gehört haben mochte.

Hätte Pinto selbst erlebt, was er erzählt, so müsste er etwa im Herbst des Jahres 1546 in Japan angekommen sein. Was er jedoch sonst noch als Erlebnisse, die er während dieses Aufenthalts gehabt, berichtet, weist für diesen auf eine ganz andere Zeit. Er sagt, dass er sich mit Georg Alvarez nach Japan eingeschifft und, nachdem er Tanixumá (=Tanegashima) berührt habe, im Hafen der Stadt Fucheo (Funai) in Bungo vor Anker gegangen sei, wo sie wie vom Volk so vom Fürsten sehr wohl aufgenommen wurden und von letzterem noch mehr Gunst erfahren haben würden, wenn derselbe nicht eben zur Zeit, wo sie im Hafen lagen, durch einen seiner Vasallen, Fukurandono (Fukuharadono?), umgekommen wäre. Nach Pinto's Bericht wäre eine unglückliche Ehestiftung die Ursache der Unruhen gewesen. Am Hofe von Bungo hielt sich Axirandono auf, der junge Neffe des Königs von Arima, von dem er wegen unbilliger Behandlung sich bereits seit mehr als einem Jahr dahin geflüchtet hatte. Der Tod dieses seines Oheims machte ihn zum Herrn von Arima. Fukurandono, der Karō (=Minister) des Fürsten von Bungo, hätte die Tochter, die er hatte, gerne mit dem neuen Regenten vermählt gesehen, der sich dem Fürsten, welcher den Mittelsmann machte, gegenüber zu dieser Heirat bereit erklärte. Die Braut indessen, insgeheim bereits einem andern Adeligen von niedrigerem Range, dem Sohn eines gewissen Groge Aarum (?), in Liebe zugeneigt, liess sich von diesem in ein Nonnenkloster entführen, wo eine Tante von ihr Aebtissin war. Fukurandono, dem der Fürst, besorgt, es möchte ein Aufruhr dadurch entstehen, die Genehmigung verweigerte, die Häuser, wo man die Geraubte versteckt glaubte, zu durchsuchen, griff gleichwohl zu diesem gewaltsamen Verfahren. In dem Aufruhr, der infolge dessen wirklich entstand, wurden mehr denn 12000 Menschen getötet. Der Fürst, der die Ruhe herstellen wollte, wurde genötigt, sich in sein Schloss

zurückzuziehen. Hier belagert, wurde er nebst 1500 Leuten, worunter sich auch sechsundzwanzig Portugiesen befanden, auf die jämmerlichste Weise niedergemetzelt. Gleiches widerfuhr seiner Gemahlin mit ihren Töchtern und Frauen. Damit nicht zufrieden, legten die Wütenden Feuer an die Stadt, das dieselbe in Asche legte. Wir übrigen siebzehn Portugiesen, sagt Pinto, die dem Blutbade entronnen waren, suchten unser Leben zu retten und erreichten wie durch ein Wunder unsere im Hafen liegenden Schiffe, wo wir nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Anker zu kappen und unter Segel zu gehen. In dem Kampfe war übrigens auch Fukurandono, der Anstifter des Kampfes, gefallen. Dem Sohne des umgekommenen Königs, der sich zu dieser Zeit in der sieben Meilen von der Stadt entfernten Feste Usuki aufhielt, gelang es mit Hilfe eines schnell gesammelten Heeres, durch eine blutige Schlacht die Rebellen niederzuschlagen und die Regentschaft zu behaupten.

Das ist in gedrängter Kürze, was Pinto sehr ausführlich erzählt. Ganz anders lautet der Bericht von dem, was er im Auge zu haben scheint, in der authentischen Geschichte des Hauses Ōtomo. Danach hatte der Kokushu (=Regent) von Bungo, Yoshinori, drei Söhne: Yoshishige, Yoshinaga und Someishi oder Someishidono, wie er gewöhnlich genannt wurde. Dieser letzte, jüngste, war der Sohn einer zweiten Frau und der Liebling seines Vaters, der ihn darum auch, dem Drängen seines Weibes und seines Günstlings Chikatane nachgebend, zu seinem Nachfolger in der Regierung zu erwählen dachte. Vier seiner mächtigsten Vasallen widersetzten sich dieser Absicht, den ältesten Sohn zu enterben. Zwei von ihnen wurden von Yoshinori getötet, aber die andern beiden drangen nächtlicher Weile in sein Schlafgemach und ermordeten ihn, seine Gattin und seinen jüngsten Sohn, der sein Nachfolger werden sollte, worauf sie hinwiederum durch andere fielen. Yoshishige zog, von Beppu kommend, wo er sich aufhielt, bald in Funai ein. Chikatane entkam nach Higo, wo er von seinem Schwiegervater getötet wurde. Das ereignete sich im 19. Jahre Tembun d. i. im Jahre

1550. War Pinto, wie er versichert, und woran wohl kaum zu zweifeln ist, wenn er natürlich auch ihre wahre Ursache verkannte, Zeuge dieser Unruhen, so fällt sein Aufenthalt in Japan in dieses Jahr, während die Aussage, dass er auf seiner Rückfahrt Anjiro mitgenommen, diese Vorgänge in das Ende 1546 verlegen würde. Man kann auch nicht annehmen, dass er von anderen, vorausgegangenen Ereignissen spricht. Denn vor dem Jahre 1550 ereignete sich nichts Aehnliches in Funai, man müsste denn bis in das 13. Jahr Tembun (1544) zurückgehen, wo sich gegen Ōtomo Yoshinori sein Vasall Shimotsuke no Kami Chikamitsu erhob, der die Hauptstadt Funai überfiel. Dieser Angriff rief allerdings Unruhen hervor, so furchtbar wie die von 1550; aber der Fürst und seine Familie wurden in dieser Revolte nicht ermordet, vielmehr kam der aufständische Vasall dabei ums Leben.

FÜNFTES KAPITEL.

Entschluss Xaviers, das Evangelium in Japan zu verkünden.

Anjiro, oder, wie er seit seiner Taufe heisst, Paul vom heiligen Glauben, von Natur klug und von scharfem Verstande, geistig rege und voll Lernbegier, dabei ausgezeichnet durch Herzensgüte, tugendhaft und zuverlässig, gewann sich im Kollegium zu Goa bald aller Achtung und Bewunderung. Sein Eifer setzte sie in Erstaunen. In Zeit von acht Monaten lernte er sehr gut Portugiesisch lesen, schreiben und sprechen, so dass er am Ende des Jahres bereits einen ziemlich ausführlichen Brief, in dem er erzählt, wie er den Weg des Heils gefunden, nach Europa richten konnte, auf den Xavier als Beweis seiner guten Fortschritte in Briefen an Rodriguez und Loyola ausdrücklich hinweist. Ernst liess er sich angelegen sein, den neuen Glauben gründlich kennen zu lernen. Als er der Erklärung des Katechismus beiwohnte, schrieb er sich die Artikel des Glaubensbekenntnisses genau in einem Büchlein auf. Torres, dem Xavier die Unterweisung der drei japanischen Zöglinge aufgetragen hatte, erzählt, was auch Anjiro selbst berichtet, dass er das Evangelium des Matthaeus, das er ihm nur zweimal ausgelegt hatte, in kurzer Zeit ziemlich gut auswendig wusste. Um es gewisser zu behalten, übersetzte er es neben einigen vornehmeren Hauptstücken des katholischen Glaubens ins Japanische. Was er auswendig gelernt hatte, sagte er wiederholt auch in der Kirche vor dem Volke auf und stellte viele scharfsinnige Fragen. Gleichen Eifer und Ernst zeigten die beiden andern Neophyten, denen Xavier gleichfalls das Zeugnis

gibt, dass sie gutgesittet und talentvoll, überaus rechtschaffene Leute und sehr gute Christen seien. Alle drei benützten die erlangte Kenntnis der portugiesischen Sprache, um christliche Schriften zu lesen, verrichteten gewissenhaft die kirchlichen Gebete und machten zu bestimmten Zeiten ihre Betrachtungen. Besonders zog sie die Betrachtung der Leiden und Schmerzen, des Kreuzes und Todes Christi an, wovon sie oft tief und bis zu Thränen ergriffen waren. Aus freien Stücken gingen sie häufig zum Sakramente der Busse und des Altars. Auf Xaviers Frage, welche Sakramente sie für die heilbringendsten hielten, nannten sie diese beiden, fügten aber bei, alle Glaubenssätze und die ganze Sittenlehre der christlichen Religion schienen ihnen in einem so innigen Zusammenhange zu stehen, dass jeder vernünftige Mensch sie annehmen müsse, der sie einmal kennen gelernt habe.

Xavier liess sie deshalb auch, nachdem sie „die Artikel des Glaubensbekenntnisses und die Geheimnisse des Lebens Jesu Christi auswendig gelernt und die Ursache der Menschwerdung des Sohnes Gottes im Schosse der Jungfrau Maria sowie das ganze Werk der Erlösung des Menschengeschlechtes durch den freiwilligen Tod unsers Herrn Jesu Christi recht verstanden hatten", um die Jahreswende[1]) unter der Leitung des P. Torres die *Exercitia spiritualia* des Ignatius durchmachen, die vom Stifter des Jesuitenordens zu Manresa entworfene methodische Anweisung zur Meditation nach dem Schema der drei nacheinander zurückzulegenden Wege der Reinigung, der Erleuchtung und der Vereinigung.

Vier Wochen lang zogen sie sich in die Einsamkeit zurück, um jene Uebungen anzustellen, die nach Loyolas Absicht den Meditierenden durch Betrachtung und Gebet in eine solche Stimmung versetzen sollen, dass er einen kraftvollen Entschluss fasse und durch denselben seinem ganzen Leben eine entscheidende

1. Nicht, wie CHARLEVOIX (*Histoire de l'Établissement etc.* I, 41) sagt, sogleich nach ihrer Taufe. Xavier schreibt am 14. Januar 1549 von Anjiro: „Augenblicklich macht er mit grossem Nutzen die geistlichen Uebungen."

Richtung gebe. Die erste Woche ist dem Nachdenken über das menschliche Sündenverderben gewidmet, die zweite dem Anschauen des Vorbilds des menschgewordenen und sündlos und in Selbstverleugnung durch's Leben wandelnden Erlösers, die dritte beschäftigt sich mit Jesu Leiden und Sterben, die vierte mit seiner Auferstehung und Verherrlichung. Die Betrachtungen werden fünfmal täglich je eine Stunde lang angestellt. Voraus gehen Präludien: der Meditierende vergegenwärtigt sich den Ort, die Personen und Umstände des betreffenden biblischen Ereignisses mit grösstmöglicher Lebendigkeit; er sieht die Engel fallen, die Ureltern sündigen, den Richter verdammen, die Hölle ihren Abgrund öffnen; er sieht die Personen der Trinität den Ratschluss der Erlösung fassen. Er steht an der Krippe zu Bethlehem, am Jordan bei der Taufe; er weilt auf dem Berge bei dem Verklärten, verliert sich in die Leiden und Schmerzen des Leidenden und Sterbenden, er wandelt mit dem Auferstandenen. Der Meditierende überschreitet aber hierauf den geschichtlichen Boden und ergeht sich ganz teils in ermunternden, teils in erschreckenden Phantasiebildern. Er sieht Christum auf einem lieblichen Gefilde bei Jerusalem als Heerführer aller Frommen, wie er die Apostel aussendet, und auf einem andern Felde bei Babylon den Teufel, wie er die Dämonen in die Welt aussendet, um die Menschen in das Verderben zu stürzen. Zur Meditation kommt nun die äusserste Applikation und Anstrengung der Sinne hinzu, so dass der Meditierende durch eine Art von Halluzinationen sich die Hölle vorstellt; er sieht ihre öden Räume von Feuerglut lodernd, er hört den Wehruf der Verzweifelnden, der in Gotteslästerungen hervorbricht, er riecht den Schwefeldampf der Hölle, er schmeckt in sich alle Bitterkeit der Hölle mit allen Thränen, die dort geweint werden; er fühlt an seinen Gliedern die Flammen, deren Lohe die Seelen brennt. Darauf folgt die Generalbeichte.[2])

2. Nach Herzog, *Abriss der gesamten Kirchengeschichte* 2. A., II, 257.

Bemerkenswert ist, dass japanische Buddhistensekten der Kontemplation, wie besonders die Rinzaisekte, eine Untersekte der Zen-shu, ganz ähnliche asketische

Es ist natürlich, was Xavier erzählt, dass die japanischen Neophyten, besonders Anjiro, von diesen geistlichen Uebungen, mit denen der Ordensstifter schon seine ersten Gehilfen sich heranbildete, die tiefsten Eindrücke erhielten. Sie waren beseligender Art. Wie sie die Exerzitien mit grossem Eifer durchmachten, so zogen sie reichliche Früchte der Erkenntnis Gottes daraus, der „ihre Herzen mit den lebhaftesten Gefühlen des Dankes für seine zahllosen Wohlthaten erfüllte, die sie damals zuerst als Geschenke der freigebigen Güte des Schöpfers erkannten, indem sie zugleich ihre bisherige Blindheit reuig verabscheuten." Sie erweckten, schreibt Xavier, so glühende Akte der Liebe und Verehrung Gottes und ähnlicher Tugenden, dass wir alle, die wir mit ihnen umgingen, uns glücklich preisen könnten, wenn wir von gleichem Eifer beseelt wären. Paul hörte er laut aufseufzen: O ihr unglücklichen Völker Japans, ihr betet die Geschöpfe an, welche Gott zu euerem Dienste gemacht hat! Als Xavier ihn fragte: Warum redest du so, Paul? antwortete er ihm: Ach, meine Landsleute dauern mich, welche der Sonne und dem Mond göttliche Ehren erweisen, da doch die Gestirne Diener derjenigen sind, welche unsern Herrn Jesus Christus erkennen, und den Menschen Tag und Nacht ihr Licht spenden, damit sie es zur Erkenntnis der Herrlichkeit des Sohnes Gottes, Jesus Christus, benutzen. Allen dreien wurde, wie Xavier schreibt, so viel himmlischer Trost und die Gabe so reichlicher Thränen zu teil, dass sie mehrere Monate von den Uebungen gestärkt blieben und ein überaus grosses Verlangen zeigten, in ihre Heimat zurückzukehren, um ihren Verwandten und Freunden den Schatz mitzuteilen, den sie gefunden hatten, und ihre Landsleute vom Götzendienste zu Christus, dem einzigen Licht und Heil der Welt, zu bekehren.

Xavier erzählt dem König von Portugal, dass er, nachdem er vieles über die in Japan sich kundgebende Stimmung gegen die christliche Religion vernommen, nach reiflicher Ueberlegung

---

Meditationen kennen, die sich sogar über zwei Monate ausdehnen. Siehe A. Lloyd, *Buddhistische Gnadenmittel.* Mitth. d. D. G. f. N. u. V. O., Heft 60, S. 460 f.

geglaubt habe, Gott bitten zu sollen, ihm durch innere Erleuchtung zu zeigen, ob es sein heiliger Wille sei, dass er dahin reise, und ihm dann die Kraft zu verleihen, seinen heiligen Willen auszuführen. „Es hat der göttlichen Majestät gefallen, meinen Wunsch zu erfüllen. Ich bin nämlich vollständig davon überzeugt, es sei Gottes heiliger Wille, dass ich nach Japan reise." Indem er an den Neophyten solchen frommen Eifer sah, wurde er mehr und mehr in dem Glauben bestärkt, dass ihm Gott durch die Sendung der drei Japaner eine Thüre aufgethan. Diese Ueberzeugung wurde noch mehr in ihm befestigt durch Anjiro selbst und durch portugiesische Kaufleute, welche die Japaner nicht genug rühmen konnten als ein höfliches, kluges, lernbegieriges und auch für religiöse Dinge aufgeschlossenes Volk. Anjiro gab ihm, wie Xavier schon in dem an die Väter seiner Gesellschaft in Rom gerichteten Briefe vom 21. Januar 1548 berichtet, auf die Frage, ob wohl die Japaner geneigt sein würden, den christlichen Glauben anzunehmen, wenn er zu ihnen käme, eine Antwort, die denkwürdig genug ist, um auch hier eine Stätte zu finden. Er antwortete mir, schreibt er, seine Landsleute würden nicht sogleich dem, was man ihnen sage, beipflichten, sondern würden durch Fragen sich genau erkundigen, was ich denn für eine Religion bringe, und insbesondere zusehen, ob meine Handlungen im Einklang mit meinen Worten stehen. Wenn ich sie aber in dieser zweifachen Beziehung befriedige, wenn ich ihre Fragen in angemessener Weise beantworte, und wenn mein Leben nicht ihren Tadel verdiene, so würden der König, der gesamte Adel und die erwachsenen Bürger aus Ueberzeugung sich Christus anschliessen; denn die Japaner seien ein Volk, das sich durch die Vernunft leiten lasse. Er erzählte ihm weiter, es gehe eine alte Rede in Japan, dass einmal fremde Männer in dieses Reich kommen würden, ein viel heiligeres und vollkommeneres Gesetz zu predigen als das bisher von den Japanern beobachtete.3)

3. Dieser Volksglaube, von dem auch Torres (Brief vom 25. März 1549) berichtet, und der ferner in der auf Anjiro zurückgehenden Beschreibung Japans mitgeteilt ist, verdankt vermutlich sein Entstehen einem Missverstande der

Es ist interessant, in Xaviers Briefen zu verfolgen, wie der Entschluss, selbst die Arbeit in Japan aufzunehmen, mählich in ihm reifte. Am 20. Januar 1548 schreibt er noch von Cochin aus an Ignatius, wie ganz im gleichen Sinne am nämlichen Tag auch an den König: „Ich bin noch nicht ganz einig mit mir darüber, ob ich selbst mit einem oder zwei Priestern der Gesellschaft nach anderthalb Jahren nach Japan gehen, oder ob ich zwei dahin vorausschicken soll. Das steht bei mir fest, entweder selbst zu gehen oder andere zu schicken, und bis jetzt neige ich mich zu dem Entschlusse, selbst zu gehen. Uebrigens bete ich zu Gott, dass er mir seinen Willen klar kund thue." Einen Tag später, in einem Schreiben nach Rom, sagt er: „Ich ahne, dass entweder ich oder ein anderer aus unserer Gesellschaft binnen zwei Jahren nach Japan gehen wird", bittet aber hernach bereits die Genossen um ihre Fürbitte, „dass der liebe Gott uns erhalte, da wir eine Reise antreten wollen, auf der schon viele umgekommen sind". Am 3. April teilt er dem ihm befreundeten Pereira mit, dass er gerne vor dessen Abreise nach China einiges über die Reise nach Japan, die er nach einem Jahre anzutreten gedenke, mit ihm besprochen hätte. Am 14. Januar des folgenden Jahres 1549 teilt er Ignatius seinen fertigen Entschluss mit: „Ich habe mich entschlossen, ehestens dahin zu reisen. Ich trete diese Reise mit grosser Freude und mit noch grösserer Hoffnung an, weil ich das feste Vertrauen hege, dass unsere Arbeiten unter jenem Volke gediegene und dauernde Frucht bringen werden. . . . . Von meinen Mitbrüdern gedenke ich nur einen Europäer, Cosmo de Torres aus Valencia, welcher hier in unsere Gesellschaft eingetreten ist, und ausserdem die drei jungen Japaner, von denen ich gesprochen habe, mitzunehmen. So Gott will, werden wir im kommenden April

---

Prophezeiung von dem Auftreten neuer Buddhas in der Zukunft, wie sie z. B. in dem Buche *Saddharma pundarika* sich findet, nach welchem Sakyamuni verhiess, dass in den letzten Tagen des Gesetzes vier grosse Reformatoren aufstehen sollten, um gleich ihm das vollkommene Gesetz zu lehren. Als der Erstgekommene dieser vier gilt der Nichirensekte ihr Stifter.

abreisen. Japan ist von Goa mehr als 1300 Stunden entfernt. Auf der Reise dahin muss man Malakka und China berühren. Ich kann gar nicht sagen, wie viel himmlischen Trost ich von dieser Unternehmung mir verspreche. Die Reise dahin ist zwar eine sehr gefahrvolle durch Stürme, Klippen und Seeräuber, so dass man zufrieden sein kann, wenn je das zweite Schiff wirklich nach Japan gelangt. Doch bin ich durch ein inneres Gefühl so mutig gestimmt, dass ich die Reise nach Japan nicht aufgeben würde, wenn ich auch gewiss wüsste, dass ich noch grössere Gefahren bestehen müsse, als ich in meinem ganzen Leben bestanden habe. So grosse Hoffnungen für die Verbreitung des Christentums hat mir der Japaner Paul oder vielmehr der liebe Gott selbst gemacht."

Nachdem der Entschluss aber einmal gefasst war, war nichts im stande, ihn wieder wankend zu machen. Die Hindernisse, die sich seiner Ausführung in den Weg stellten, und die er als Machenschaften des Satans ansieht, der, die Erfolge für Gottes Reich voraussehend, alles aufbiete, sie zu hintertreiben, werden ihm, ferne, ihn abzuschrecken, vielmehr ein Sporn zu grösserem Eifer. Er gibt keinerlei Bedenken mehr Raum, weder eigenen noch fremden. „Unsere Freunde und Vertrauten", schreibt er am 1. Februar 1549, „sprechen insgesamt ihre Verwunderung darüber aus, dass ich eine so weite und gefährliche Reise unternehmen will. Ich aber wundere mich vielmehr über ihr schwaches Vertrauen. Der liebe Gott hat die Stürme des chinesischen und japanischen Meers, denen an Heftigkeit keine anderen gleichkommen sollen, in seiner Hand und Gewalt. In seiner Macht sind alle Winde, Felsenriffe und Sandbänke, welche dort sehr zahlreich, gefährlich und durch Schiffbrüche berüchtigt sein sollen. Seinem Befehle müssen auch alle Seeräuber gehorchen, von denen, wie man erzählt, jene Meere wimmeln, und die mit ausgesuchter Grausamkeit die Reisenden, welche sie gefangen nehmen, besonders die Portugiesen, zu Tode martern. Weil nun alles dies in Gottes Hand steht, so habe ich von allem nichts zu fürchten". Allen diesen Gefahren trotzten auch die Kaufleute.

Wie hätte ein Apostel sich durch sie abhalten lassen sollen, ihrer Spur zu folgen? Eher mochte er es wie eine Beschämung empfinden, dass jene das japanische Reich vor ihm betreten hatten, irdischen Gewinnes halber ihr Leben auf's Spiel setzend. Wenn man sieht, wie er so recht geflissentlich alle Gefahren hervorhebt, wie er, nachdem er sie am 1. Februar dem Ordensgeneral alle aufgezählt, am Tage darauf nicht unterlassen kann, noch nachzutragen, wie eben angekommene Schiffe von Malakka ihm mitteilten, dass alle chinesischen Häfen den Portugiesen durchaus feindselig gesinnt seien, so empfängt man den Eindruck, dass sie ihm eher schmeichelten, dass seine Phantasie mit einer gewissen Wollust in ihnen schwelgte. Der Gedanke an die neuentdeckten Inseln hatte so völlig von seinem Geist Besitz genommen, der Plan war so unwiderruflich gefasst, dass er sich sagte: „Wollte ich jetzt von demselben zurücktreten, so käme ich mir schlechter und verabscheuenswerter vor als die japanischen Götzendiener." Er ist seines Erfolges im voraus sicher, und obwohl er vor der Abreise in Indien alles ordnet, wie wenn er nimmer wiederkehren sollte, ist er doch der festen Zuversicht, Gott werde ihm die Gnade widerfahren lassen, dass er von Japan wieder zurückkomme, um seinen Freunden zu erzählen, was er dort zu seiner Ehre ausgerichtet. Einstweilen trat ihm Indien in den Hintergrund. „Im festen Vertrauen", schreibt er dem König von Portugal, „habe ich alle Bande, welche mich an Indien fesselten, zerrissen, um dem unzweifelhaften Rufe Gottes und seinen wiederholten drängenden Mahnungen zu folgen."

Warum aber zerriss Xavier diese Bande?

In einem Briefe an Simon Rodriguez in Portugal gibt er als Grund für seinen Entschluss dies an, dass es ihm auf seinem bisherigen Arbeitsfelde an Arbeit fehle. Durch die Ankunft neuer Priester aus Europa sei er selbst entbehrlich geworden und würde es noch mehr sein, wenn Simon Rodriguez, wie derselbe vorhatte, oder an seiner statt ein anderer mit einer Schar von Gehilfen nach Portugiesisch-Indien nachrücke. Aber das Nachrücken dieser neuen Kräfte war von ihm selbst veranlasst. Nicht an Arbeit

fehlte es Xavier in Indien, sondern nur an Erfolgen, die seinem Bekehrungseifer genügten und seiner Ungeduld entsprachen. Er wollte kommen, sehen, siegen. Wo das nicht möglich war, liess bei ihm die Begeisterung nach, und Niedergeschlagenheit und Enttäuschung trat an ihre Stelle. Besonders seine vielen Briefe an seinen Mitarbeiter Franciscus Mansilla geben der letzteren unverhohlen Ausdruck. In den Briefen, die er nach Europa richtete und immer mit dem Gedanken schrieb, dass sie dort von vielen gelesen würden,[4]) hielt er damit zurück, ja, schlägt sogar geflissentlich zur selben Stunde, wo er sich dem Genossen in Indien gegenüber so ganz anders ausspricht, einen hoffnungsvollen, optimistischen Ton an. Aber gelegentlich fliessen ihm doch auch in einem Brief an Ignatius die Worte in die Feder: „Nach meiner hier gemachten Erfahrung glaube ich behaupten zu dürfen, dass für unsere Gesellschaft keine Aussicht ist, dass sie hier durch

4. In einem Schreiben an Johannes Beira gibt Xavier nachstehende Anweisung über die Abfassung der nach Europa zu schickenden Sendschreiben: „Doch müssen Sie den Bericht mit Auswahl abfassen, indem Sie auslassen, was wegen missliebiger Aeusserungen über andere Anstoss erregen könnte, und die ganze Darstellung muss einen gewissen religiösen Ernst zeigen, damit der Bericht gleich nach seinem Eintreffen in Europa veröffentlicht und auch Auswärtigen mitgeteilt werden könne. Man wünscht sehr solche Nachrichten aus den fernen Ländern und liest dieselben mit grossem Eifer in Spanien, Italien und anderswo. Darum müssen wir bei der Abfassung grosse Sorgfalt und Vorsicht anwenden, um allen zu genügen, da sie nicht nur Freunden, sondern auch wenig billig denkenden Menschen und selbst Feinden in die Hände kommen werden. Wir müssen den Zweck im Auge haben, dass sie zum Lobe Gottes und seiner heiligen Kirche ermuntern, aber niemandem gerechten Anlass zum Anstoss oder zu hämischer Deutung geben. . . . In Ternate wird, wie bemerkt, unser Alphons sein. Sie sollten, denke ich, anordnen, dass diesem wahre und genaue, wenn auch nicht gerade geordnete, Berichte über alle Stationen der Unsrigen auf den Molukken übersendet werden. In diesen Berichten müsste die Rede sein von den Arbeiten der Unsrigen, den Mühen und Erfolgen derselben; von den Verfolgungen, denen sie etwa ausgesetzt sind, von wem dieselben ausgehen, ob sie dieselben standhaft und mit Gottes Gnade siegreich bestehen; ferner von dem Charakter und der Stimmung der Völkerschaften und den für die Zukunft darauf beruhenden Hoffnungen. Aus diesen Berichten müsste er dann, da er verständig und gewandt ist und den Stil in seiner Gewalt hat, in Ihrer aller Namen Briefe so abfassen, wie sie mit Nutzen nach Europa und Indien geschickt würden."

eingeborne Indier werde fortgepflanzt werden, und dass die christliche Religion uns, die wir jetzt hier sind, kaum überleben werde. . . . . Die Eingebornen sind wegen ihrer schrecklichen Laster für das Christentum wenig geeignet. Sie hassen es so sehr, dass sie es gar übel nehmen, wenn man nur davon spricht; ermahnt zu werden, das Christentum anzunehmen, das fürchten sie wie den Tod. Darum müssen wir vorab unsere Sorge darauf verwenden, die vorhandenen Christen zu erhalten." Ganz anderes verhoffte er sich von dem Inselvolk im Osten Chinas. Dort glaubte er das Feld weiss zu reicher Ernte. Und das vor allem war es, was ihn nach Japan zog.

Was es Xavier weiter leicht machte, die Bande zu lösen, die ihn an Indien fesselten, war das ärgerliche Auftreten der meisten Portugiesen in Indien. Die Klage darüber, dass sie dem Christennamen ungescheut und offen durch ihr Leben Unehre bei den Heiden machten, und nicht nur dies, sondern auch die Neubekehrten verachteten und bedrückten und dadurch das Bekehrungswerk direkt hinderten, kehrt in Xaviers Schreiben sehr oft wieder. Und der greise P. Cipriani schreibt von Meliapor aus, wo er zwölf Jahre bis zu seinem Tode im Jahre 1559 unter gleichen Schwierigkeiten thätig war, in einem noch erhaltenen Briefe an den Ordensgeneral, dass Xavier nach Japan gegangen sei, veranlasst durch den Schaden, der aller apostolischen Arbeit durch das skandalöse Leben der portugiesischen „Christen" zugefügt werde. Dass P. Cipriani damit nicht unrecht hatte, zeigen Xaviers eigene Briefäusserungen. Schon Anfang 1548, als er noch nicht entschieden war, ob er nach Japan gehen solle, schreibt er dem König: „Der Umstand macht mich sehr geneigt, mich zur Reise zu entschliessen, dass ich wenig Vertrauen habe, hier in Indien die aufrichtige und wirksame Unterstützung zu finden, welche zur Verbreitung unseres heiligen Glaubens und zur Erhaltung der schon bestehenden Christengemeinden nötig wäre." Und wieder ein Jahr später lässt er den König wissen, dass dessen Befehl an den Vizekönig, die Gouverneure und königlichen Offiziere in Indien, die denselben Förderung und Schutz

der christlichen Religion einschärften, wenig oder kaum beachtet würden. „In der That", fährt er dann fort, „da ich hier den Stand der Dinge mit eigenen Augen sehe, bin ich fest überzeugt, dass gar keine Hoffnung ist, dass man solchen Befehlen je wahrhaft und ernstlich nachkommen werde; und das ist fürwahr nicht der letzte Grund, weshalb ich meine Gedanken auf Japan richte, in der Hoffnung, dass ich auf diesen äussersten Inseln des Ostens meine Mühe nützlicher als bisher verwende."

Zu den Anordnungen, die Xavier vor Antritt seiner Reise traf, gehört auch die Regelung des zur Leitung der Gesellschaft notwendigen brieflichen Verkehrs. In Goa gab er den Auftrag, dass die Briefe aus Europa den zwei königlichen Schiffen mitgegeben würden, die alljährlich, das eine im September nach den Bandainseln südwestlich von den Molukken, das andere im April nach Ternate, zu fahren pflegten, um sie nach Malakka, wo beide für kurze Zeite anlegten, mitzunehmen. In Malakka, wohin die Väter und Brüder auch von den anderen Missionsstationen ihre Briefe an den Vorsteher adressieren sollten, hatte Franciscus Perez Weisung, von den Originalen Abschriften zu nehmen und diese aus dem Hafen, aus dem alljährlich viele Schiffe nach China und Japan abgingen, auf soviel verschiedenen Wegen an ihn abzusenden, dass wenigstens auf einem derselben eine Abschrift pünktlich an ihn gelange. Den Mitgliedern der Gesellschaft zu Rom hatte er aber schon Anfang 1548 mitgeteilt, dass sie vor drei Jahren und neun Monaten keine Antwort auf Briefe, die sie ihm nach Japan schrieben, erwarten dürften, und ihnen vorgerechnet, dass ihre Briefe erst im neunten Monat in Indien ankämen, worauf acht Monate vergingen, bis die Schiffe bei günstigem Wetter nach den Molukken abgingen. Hin- und Herreise dauerten, auch im günstigsten Falle, einundzwanzig Monate, und wieder nach acht Monaten kämen die Briefe aus Indien erst nach Rom, wenn Wind und Wetter günstig seien. Bei ungünstigem Wetter nämlich brauchte man noch mehr als ein Jahr zur Reise nach Rom.

SECHSTES KAPITEL.

Xaviers Fahrt nach Japan und Landung in Kagoshima.

Am 14. April 1549—es war der Palmsonntag—nahm Xavier Abschied von den Freunden in Goa und fuhr mit dem alljährlich um diese Zeit nach den Molukken abgehenden königlichen Schiffe [1]) nach Cochin und von da, wo er von den Franziskanerpatres aufs freundlichste aufgenommen wurde, am 25. April weiter bis Malakka. Nach glücklicher Fahrt langte er am 31. Mai hier an, von der ganzen Stadt, von Hoch und Nieder, mit lebhafter Freude bewillkommt. Pinto erzählt, er habe die ihm vom indischen Vizekönig Garcia de Sá, Castro's Nachfolger, ausgefertigten Beglaubigungsschreiben dem Kommandanten von Malakka überreicht, der ihm ein Schiff und alles zur weiteren Reise Nötige zur Verfügung stellen sollte; der Befehl sei aber so nachlässig und säumig ausgeführt worden, dass Magister Franciscus sich, nachdem er manche Widerwärtigkeiten erfahren, genötigt gesehen habe, die Dschunke eines chinesischen Seeräubers Necoda zu besteigen. Aus zwei Schreiben Xaviers selbst jedoch, die er am Fronleichnamstage, der in diesem Jahre auf den 20. Juni fiel, an den König von Portugal und an die Patres Paul von Camerino, Antonio Gomez und Balthasar Gago richtete, erfahren wir, wie Don Pedro de Silva, (der dritte Sohn Vasco de Gama's) der damals Kommandant der Festung war, sein Unternehmen, das er ihm sofort nach der Landung empfahl, auf jede mögliche Weise mit Rat und That unterstützte. „In

1. Siehe den Brief Xaviers an P. Paul von Camerino vom April 1549.

allem, was von ihm abhing," schreibt Xavier, „hat er es ganz unaufgefordert an Wohlwollen und Liebe in keiner Weise fehlen lassen; was aber von der Gunst anderer erbeten werden musste, darin hat er keine Mühe und Anstrengung gescheut und uns so grosse Beweise seiner aufrichtigsten Liebe gegeben, dass wir uns durchaus ausser stande fühlen, dieselbe zu vergelten; selbst unser leiblicher Bruder hätte uns keine grössere Liebe erweisen können." Er versah ihn und seine Genossen reichlich mit allem, was ihnen not war, nicht nur für die Fahrt von Malakka nach Japan, sondern auch mit Mitteln für ihren Unterhalt daselbst. In einem aus Cochin vom 29. Januar 1552 datierten Schreiben gibt Xavier an, dass er während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in Japan von der Freigebigkeit des Königs von Portugal gelebt habe, der ihm zur Reise nach Japan mehr als 1000 Goldstücke (*doblones* im Werte von 60 Realen=à 4 Thaler) als Almosen habe anweisen lassen. Ob ihm dieses schon in Goa vom Vizekönig behändigt wurde oder erst hier in Malakka durch Pedro da Silva, ist nicht gesagt. Xavier bemerkt nur, dass ihm der letztere zur Ermöglichung eines längeren Aufenthaltes und zum Bau einer Kapelle in Japan dreissig Scheffel Pfeffer und zwar vom besten aus dem ganzen Vorrat von Malakka schenkte. Auch viele wertvolle Geschenke für den Herrscher, um diesen den fremden Missionaren geneigt zu machen, gab er mit. Und nach dem Dankschreiben zu schliessen, das Xavier von Japan aus an ihn richtete, entnahm er wenigstens die 200 Goldstücke, die zur Anschaffung der Geschenke verwendet wurden, aus seiner Privatkasse.[2])

Am 24. Juni,[3]) dem Tage des Täufers, gegen Abend bestiegen die Missionare nach mehr als dreiwöchentlichem Verweilen in Malakka, nachdem Xavier die Nacht vorher in der Kapelle Unserer lieben Frau vom Berge bei Malakka zugebracht, das Schiff, das nach Pinto am folgenden Morgen bei Tagesanbruch

2. Dies geht auch aus einem Briefe an Barzaeus vom 16. Juli 1552 hervor.

3. Charlevoix, *Hist. de l'Établissement etc.* I, 49 gibt das falsche Datum 4. Juni.

die Anker lichtete, zur Fahrt nach ihrem neuen Arbeitsfelde „alles zur Darbringung der heiligen Messe notwendige Gerät mit sich nehmend, um gleich beim ersten heiligen Opfer von jenen Ländern und Völkern im Namen unseres Königs Jesus Christus gleichsam Besitz zu nehmen." Des Kommandanten Entgegenkommen ging so weit, dass er einzig um ihretwillen ein portugiesisches Schiff hatte ausrüsten und nach Japan schicken wollen. Da dies so schnell nicht anging, Xavier aber nicht länger verziehen mochte, dachte er an ein chinesisches Fahrzeug. Das beste, das gerade zur Verfügung stand, war die Dschunke eines mit seiner Familie in der Stadt ansässigen chinesischen Seeräubers, der sich bereit erklärte, sie direkt nach Japan bringen zu wollen. Da der Kommandant demselben nicht unbedingt vertrauen zu dürfen glaubte, so verlangte er von ihm eine schriftliche Erklärung, in der er sich freiwillig anheischig machte, seine Frau und sein ganzes Vermögen als Unterpfand für die Erfüllung seines Versprechens zu stellen und zwar unter der Bedingung, dass seine Frau und seine Besitzungen im portugiesischen Gebiet dem Fiskus zufallen sollten, wenn nicht Briefe aus Japan bestätigten, dass er die Religiosen dem Vertrag gemäss dahin gebracht habe. Der Kapitän kam nicht wieder zurück. Er ist in Japan gestorben. Von dort teilte Xavier Don Pedro mit: „Fast auf der ganzen Seefahrt ist er unsern Wünschen nachgekommen; doch leider konnten wir ihm im Hafen und in der Stunde seines Todes keine Vergeltung zu teil werden lassen. Er wollte in seinem Aberglauben sterben und hat es uns dadurch unmöglich gemacht, ihm, wie andern im christlichen Glauben verstorbenen Freunden, noch nach dem Tode durch Gebete für ihre Seelenruhe unseren Dank zu beweisen. Der Unglückliche hat seine Seele der Hölle übergeben, aus der keine Errettung ist." Hiernach hätte der Seeräuber Xavier eigentlich keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben. Ganz anders indessen berichtet dieser in zwei fast gleichlautenden Briefen vom 3. und 5. November 1549 an die Gesellschaft in Goa und Coimbra. Da führt er sogar recht bittere Klage über

die Treulosigkeit des chinesischen Barbaren. Es war wohl mit Rücksicht auf die Familie des Schiffsinhabers in Malakka, dass er in seinem Schreiben an den dortigen Kommandanten davon schwieg, dem Toten im Gegenteile ein gutes Zeugnis auszustellen für christliche Pflicht hielt.

Der Pater gibt in den erwähnten Briefen eine sehr ausführliche Beschreibung der Fahrt nach Japan. Wir entnehmen derselben nur so viel, dass der Chinese unterwegs andern Sinnes wurde. Statt auf Japan zuzusteuern, wich er von der Linie ab und legte da und dort an kleinen Eilanden an, worüber die günstigste Zeit verstrich. Was den katholischen Priester weiter verdross, war, dass der Kapitän und seine Leute auf dem Schiffe einem Götzen ihre Verehrung erwiesen und ihn befragten, ob die Fahrt nach Japan glücklich sein werde. Die Lose fielen, wie sie sagten, bald günstig, bald ungünstig aus. Als es den Schiffsleuten nun einfiel, die Frage so zu stellen, ob das Schiff auch von Japan wieder nach Malakka zurückkehren würde, und die Antwort des Götzen verneinend lautete, beschloss der Schiffsinhaber, die Fahrt für dieses Jahr aufzugeben und in China zu überwintern. Sie segelten langsam auf Cochinchina zu und liefen nach einigen Tagen in den Hafen von Kanton ein. Die Missionare protestierten gegen ein Ueberwintern mit Bitten und mit der Drohung, wegen der Treubrüchigkeit Klage beim Präfekten von Malakka und den Portugiesen zu führen. Ihr Bitten und Drohen machte keinen Eindruck. Die Chinesen dachten, weil die Zeit für die Fahrt nach Japan beinahe vorüber war, nur daran, in den mehr nordöstlich gelegenen Hafen Chincheu in der Provinz Fo-kin einzulaufen, um dort zu überwintern. Auf die Nachricht vorüberfahrender Schiffer, dass der Hafen von Seeräubern besetzt sei, wich ihm das Schiff jedoch aus, und nun kamen die Winde, die der Rückkehr nach Kanton zuwider, der Weiterfahrt nach Japan dagegen günstig waren, den Missionaren zu Hilfe. „So segelten wir", schreibt Xavier, „gegen den Willen des Kapitäns, der Matrosen und des Teufels selbst nach Japan." Nach siebenwöchentlichem gefahrvollen Umhertreiben

landete das Fahrzeug am 15. August 1549, „einem glückverheissenden Tage", nämlich dem Feste Mariä Himmelfahrt, drei Jahre nach dem Tode Luthers, bei Kagoshima, dem Haupthafen der Provinz Satsuma.

Xaviers Zuversicht auf Erfolg war noch stärker geworden, als sie in Goa vor Antritt der Reise gewesen war. Denn unterwegs, in Malakka, begegneten ihm verschiedene übereinstimmende Aeusserungen, welche der Predigt des Evangeliums in Japan die besten Aussichten eröffneten. Sie gründeten sich auf Briefe, welche man kürzlich von befreundeten portugiesischen Kaufleuten, die in Japan Handel trieben, erhalten hatte. In einem dieser Briefe hiess es: ein reicher und mächtiger Fürst wünsche Christ zu werden und habe bereits einen Gesandten an den Vizekönig von Indien abgeordnet mit der Bitte, ihm Lehrer der christlichen Religion zu schicken. Man zeigte Xavier auch Briefe von Kaufleuten in Siam, in denen es hiess, es seien dort einige Japaner angekommen, von denen man gehört habe, ihre Landsleute wünschten, dass europäische Priester als Lehrer zu ihnen kämen. Andere wussten gar zu erzählen, dass einige Mächtige des Landes mit dem Gedanken umgingen, in gleicher Absicht eine Gesandtschaft an den König von Portugal zu schicken. In einem andern, an Xavier eigens gerichteten Schreiben hiess es, wie er in einem während seines kurzen Aufenthaltes in Malakka geschriebenen Briefe berichtet: Einigen portugiesischen Kaufleuten, welche jüngst in einer bestimmten Gegend von Japan gelandet seien, habe der Herr jener Gegend ein Haus angeboten, welches deshalb von seinen Bewohnern verlassen sei, weil man die Erfahrung gemacht habe, es werde sehr von Gespenstern beunruhigt. Die Portugiesen, welche nichts hiervon gewusst, da die Japaner es wohlweislich verschwiegen hatten, habe es während einiger Nächte sehr gewundert, dass ihnen, wenn sie sich schlafen gelegt, die Kleider und Bettdecken abgezogen wurden, ohne dass sie irgend jemand gesehen. Endlich habe einer von ihren Dienern in der Nacht ein Gespenst gesehen und vor Schrecken so laut aufgeschrieen, dass alle erwachten.

Sie sprangen von ihrem Lager auf, griffen zu den Waffen und eilten zu dem Schreienden, um etwa eingedrungene Räuber zu vertreiben. Als sie aber die Thüre verriegelt und ihren Diener ganz allein und unversehrt fanden, haben sie ihn gefragt, warum er denn so geschrieen habe, aber keine andere Antwort erhalten als: er habe eine schreckliche Erscheinung gesehen, dieselbe sei aber, als er das Kreuzzeichen gemacht habe, verschwunden. Infolgedessen stellte nun der Diener an verschiedenen Stellen des Hauses und an den Thüren der Zimmer Kreuze auf. Inzwischen erkundigten sich die Nachbaren, welche um die Sache wussten, wie es den Fremden in dem Hause gehe; sie wunderten sich nämlich, dass sie so lange unbehelligt darin bleiben konnten. Da sie auch das nächtliche Schreien des Dieners und den Lärm der mit den Waffen Herbeieilenden gehört hatten, fragten sie am folgenden Tage, warum sie in der Nacht einen solchen Schrecken gehabt hätten. Als die Portugiesen erzählten, was sich zugetragen, haben die Japaner auch zugestanden, man habe schon seit längerer Zeit geglaubt, dass ein böser Geist das Haus besetzt halte, und zugleich haben sie gebeten, weil derartiges in jenen Gegenden oft vorkäme, wenn sie ein Mittel dagegen hätten, es ihnen doch anzugeben oder mitzuteilen. Auf die Antwort der Portugiesen, es gebe kein wirksameres Mittel für die Vertreibung der bösen Geister als das Zeichen des Kreuzes, habe man, da das Gerücht von dem Vorfall und von der gegebenen Antwort sich rasch verbreitet habe, bald Kreuze von Papier, Holz und anderm Stoffe an den Thüren fast aller Häuser des Orts gesehen, indem die Eingeborenen, welche oft von höllischen Geistern belästigt werden, sich begierig des angegebenen Amulets bedienten. „So eile ich denn", schreibt Xavier von Malakka aus, nachdem er solche Nachrichten empfangen hatte, „mit freudiger Hoffnung hin, und meine Seele jubelt auf im vertrauensvollen Vorgefühl der reichlichen Ernte, die ich dort erwarte." 4) Ja, er gibt der Hoffnung Ausdruck, mit Gottes

4. Charlevoix, *Hist. de l'Établissement etc.* I, 47 teilt mit, dass Xavier, kaum in Malakka angekommen, angesichts der sich ihm entgegenstellenden Hindernisse

Gnade reichliche Früchte bei einigen, ja vielleicht bei allen Japanern zu wirken, und schreibt an Johannes Beira: „Obwohl ich recht gut weiss, wie viel Gutes in den hiesigen Gegenden gewirkt werden kann, so werde ich nach meiner Ankunft auf jenen entlegenen Inseln, sobald ich klar erkenne, dass wir von unseren Arbeiten dort uns noch grösseren Erfolg versprechen dürfen, Sie zu mir rufen, damit Sie an der reicheren Ernte arbeiten."

Nun, zunächst stiegen nur zwei andere Jesuiten mit ihm ans Land: Pater Cosmo 5) de Torres, ein spanischer Priester von Valencia, vorher Generalvikar des Bischofs von Goa, derselbe, unter dessen Anleitung Anjiro die geistlichen Uebungen durchgemacht hatte, und Johann Fernandez,6) ein Laienbruder; ferner Anjiro oder Paul vom heiligen Glauben, der, voll Verlangen, seine Landsleute für die neue Religion zu gewinnen, ihm gute Dienste als Dolmetscher leisten sollte, und dessen beide getaufte Diener, die Japaner Johannes und Antonius.7)

---

und Schwierigkeiten von tiefster Entmutigung befallen worden und versucht gewesen sei, sein ganzes japanisches Unternehmen aufzugeben. Man vergleiche dagegen noch Xaviers Brief von Malakka (22. Juni 1549), in dem es heisst: „Gerade das bestärkt mich in meinem Vorhaben, dass der Feind des Menschengeschlechts so vieles aufbietet, um mich von demselben abzubringen, woraus nicht undeutlich erhellt, dass er für seine Sache viel davon fürchtet. Aber, was er auch lärmen und einwenden mag, wir gehen doch, unbekümmert um seine eitlen Schreckbilder."

5. *Cosmo*, nicht *Balthasar* de Torres, wie M. von Brandt, „*The Discovery of Japan and the Introduction of Christianity*" in den Mitth. der D. Ges. f. Natur- u. Völkerk. Ostasiens, Bd. I. Heft V, 31, und Rein, „*Japan*" I, 305 u. 312 irrtümlich angeben. Zwischen beiden Jesuitenpatres ist zu unterscheiden. Balthasar de Torres ist erst später nach Japan gekommen. Der Fehler hat sich aus von Brandt u. Rein in andere Publikationen geschlichen, weshalb ich hier Anlass nehme, ihn richtig zu stellen.

6. *Johann Fernandez* war ein reicher Kaufmann von Cordone in Andalusien. Nach seiner Bekehrung in Lissabon im Juni 1547 von Simon Rodriguez in die Gesellschaft aufgenommen, wurde er im folgenden Frühjahr nach Indien geschickt, wo Xavier, seine Tüchtigkeit sofort erkennend, sein Auge auf ihn fallen liess, als er sich nach Begleitern für die Reise nach Japan umsah.

7. Ein Religiose von Goa schreibt in einem Briefe an die Brüder im Kollegium zu Coimbra 1549: „Alle, die P. Franciscus aus unseren Brüdern besuchte,

Xaviers Ziel war Kagoshima nicht gewesen; er hatte vielmehr die Absicht gehabt, sofort nach der Hauptstadt des Reiches, nach Meako, zu gelangen und dem König des ganzen Reichs zu eröffnen, welchen Auftrag er für ihn von dem höchsten Herrn und Könige aller Völker habe, und darauf die Gymnasien und Universitäten zu besuchen. Da es nun durch die Ungunst der Winde nicht nach seinem Wunsche ging, hätte er an einem günstigeren Orte nicht wohl landen können. Denn Kagoshima war Anjiros Vaterstadt. Dieser Umstand sicherte den fremden Ankömmlingen eine freundliche Aufnahme bei der gesamten Bürgerschaft und ihren Vorstehern, die, fern davon, ihm seinen Uebertritt zur Religion der fremden Priester übel zu nehmen, ihn vielmehr deshalb achteten und ihm Glück wünschten, dass er Indien besucht und dort Dinge gesehen habe, wie sonst keiner von den Eingeborenen. Die Fremden waren Gegenstand höchsten Interesses, auch für das Haus des Daimyō von Satsuma, Shimazu Takahisa, des fünfzehnten Regenten aus dem Geschlechte Shimazu (geb. 1514, Regent seit 1526, gest. 1571), der zu dieser Zeit schon anfing, danach zu streben, seine Herrschaft über ganz Kyūshū, die südliche der Hauptinseln Japans, (von den Jesuiten gewöhnlich Ximo oder Saycocu genannt), auszudehnen, und dem sofort der Gedanke gekommen sein mag, dass die Ankömmlinge ihm dazu behülflich sein könnten. Xavier erzählt, wie der Fürst, der sechs Meilen von Kagoshima entfernt sein Schloss hatte, dem Anjiro, als er ihm seine Aufwartung machte,[8]

wollten mit ihm reisen: weil dies indessen nicht anging, liess er uns die Hoffnung zurück, wenn Gott in jener Gegend dem Evangelium den Weg öffnen solle, uns alle dahin zu berufen, indess er uns im Herzen mit sich führte und damit tröstete, dass die hier so zerstreute Gesellschaft Jesu sich dort im himmlischen Jerusalem vereinigt wieder finden wird, wenn wir in dieser Wanderschaft einander nicht mehr sehen sollen."

8. Wenn Charlevoix, *Histoire de l'Établissement etc.* I, 53 sagt, Anjiro's Gang zum Fürsten habe auch den Zweck gehabt, ihn um Gnade für den begangenen Mord anzuflehen, um dessentwillen er entflohen war, so ist das eine Angabe, für welche die authentischen Quellen keinen Anhalt bieten. Sie bekundet aber, dass schon Charlevoix der Gedanke aufstieg, dass der Japaner eigentlich nicht hätte daran denken können, nach seiner Heimat zurückzukehren, wenn ihn eine begangene Mordthat zur Flucht aus derselben genötigt hätte.

viele Ehre erwies. Er forschte ihn angelegentlich und eingehend über seine Reisen wie über Charakter, Sitten und Macht der Portugiesen aus. An einem von Indien mitgebrachten Bildnisse der Jungfrau mit dem Jesuskinde, das Anjiro ihm zeigte, fand er grosses Gefallen. Dass er auf den Knieen sich davor verbeugte, nahm Xavier, mit japanischen Gewohnheiten noch nicht vertraut, als ein Zeichen andächtiger Verehrung des Madonnenbildes.[9] Auch die Mutter des Daimyō war von dem Gemälde entzückt und warf sich ebenfalls mit allen ihren Frauen davor nieder „*pour adorer le Dieu des Chrétiens.*"[10] Sie wünschte sich sogar eine Kopie davon, ein Wunsch, der ihr nicht befriedigt werden konnte, weil sich kein Maler in Kagoshima fand, der den Auftrag auszuführen im stande war, und bat ferner durch ihren Boten um eine Aufzeichnung der Hauptstücke der christlichen Religion für sie. Anjiro verwandte einige Tage auf diese Arbeit, indem er einen Abriss der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in japanischer Sprache niederschrieb,—das erste christliche Literaturprodukt in Japan.

Schon Anjiro hatte den Geistlichen in Goa erzählt, in Japan sei ein Fürst, auf dessen Fahne ein ungeheueres Kreuz gemalt sei, das Familienwappen, das jedem andern bei Todesstrafe zu gebrauchen verboten sei. Hieraus, wie aus den mancherlei Aehnlichkeiten mit der katholischen Religion, die er in der japanischen, wie sie Anjiro ihm beschrieb, entdeckte, zog der

9. Ihm nach thaten dies dann natürlich die jesuitischen Geschichtschreiber. Vgl. z. B. Charlevoix, *Histoire et Description générale du Japon* II, 171: „*Le Roi fut si frappé à cette vûe, que par un mouvement subit, dont apparemment il ne fut pas le maître, il mit les deux genoux en terre pour rendre ses hommages à la Mère, et au fils, dont les visages lui parurent respirer quelque chose d'auguste et de divin.*" Protestantische Kritiker Naviers haben dann aus der bezüglichen Briefmitteilung des Begründers der japanischen Kirche und aus der Weiterinterpretation Charlevoix' u. a. den Vorwurf abgeleitet, ein Akt schlechter Marialatrie sei der Anfang katholischer Missionsthätigkeit in Japan gewesen. Siehe z. B. Venn-Hoffmann, *Franz Xavier*, S. 215: „Leider war der erste Schritt in der Bekehrung Japans durch Marien-Anbetung befleckt."

10. Charlevoix, *Hist. de l'Établissement etc.*, I, 54.

Religiose, der im Kollegium aufzeichnete, was er von dem Japaner erfragen konnte, den Schluss, es sei wahrscheinlich, dass das Land einmal das Evangelium gehabt, aber seiner Sünden wegen wieder verloren habe, wenn nicht etwa eher anzunehmen sei, dass die Wahrheit durch einen Betrüger wie Mohammed wieder verdunkelt wurde. Xavier sagt dagegen in einem Briefe vom 29. Februar 1552, er habe in Japan lange und fleissig nachgeforscht, ob er etwa Spuren einst vorhanden gewesenen Christentums finden könne. Aber sowohl aus den Schriften der Japaner als auch aus mündlichen Unterhaltungen sei er zu der Ueberzeugung gelangt, dass sie noch gar nichts von Christus erfahren hatten.[11]) Zu Kagoshima habe er wohl bemerkt, dass der König

11. Japanische Historiker haben die Behauptung aufgestellt und zu begründen gesucht, dass schon Jahrhunderte vor Xavier das Christentum einmal durch Glaubensboten in Japan gepredigt wurde. Daran ist wohl ernstlich nicht zu denken. Interessant aber wäre es, zu untersuchen, wie viel indirekt durch den Buddhismus vom Christentum nach Japan gebracht wurde. Denn der Buddhismus, wie er dahin kam, hatte sicherlich in Indien und China auch christliche Ideen von den Nestorianern assimiliert. Dies würde die vielen Uebereinstimmungen zwischen der katholischen Religion und dem Buddhismus in Japan erklären. Ich notiere hier noch eine Bemerkung, die HILDRETH (*Japan as it was and is*, p. 59) macht. Indem er darauf hinweist, dass die Religion Buddhas in ihrer Organisation und ihren Gebräuchen bei allerdings teilweise sehr verschiedenen Dogmen ein höchst eigentümliches Gegenstück zur katholischen Kirche darbiete, schreibt er: „*a similiarity which the missionaries could only explain by the theory of a diabolical imitation; and which some subsequent Catholic writers have been inclined to ascribe, upon very unsatisfactory grounds, to the ancient labors of Armenian and Nestorian missionaries, being extremely unwilling to admit what seems, however, very probable, if not, indeed, certain,—little attention has as yet been given to this interesting inquiry,—that some leading ideas of the Catholic church have been derived from Buddhist sources, whose missionaries, while penetrating, as we know they did, to the East, and converting entire nations, may well be supposed not to have been without their influence also on the West.*“ Es ist besonders R. SEYDEL, der dieses Problem in mehreren Schriften behandelt hat. Die *Möglichkeit* der von ihm angenommenen Beeinflussung bereits der christlichen Evangelien durch die Buddhalegenden ist schwerlich zu bestreiten und in Wirklichkeit auch von keinem ernst zu nehmenden Beurteiler bestritten worden. Von allem, was gegen die *Wahrscheinlichkeit* dieser Entlehnungshypothese geltend gemacht worden ist, scheint mir am schwersten dies zu wiegen, dass in der christlichen Literatur bis auf Clemens von Alexandrien jede Erwähnung des Bud-

und seine Verwandten ein weisses Kreuz im Wappen führten, aber von Christus hätten sie gar keine Kenntnis. Was sein erster Konvertit dem christlichen Kreuze ähnlich fand, und er selbst als Darstellung eines solchen ansah, ist in Wirklichkeit ein Pferdegebissring im Shimazuwappen.[12]) Auf eine Erwähnung dieses letzteren stiess ich beim Studium der *Litterae annuae* auch in einem Jahresschreiben aus Japan vom Jahre 1581. Da schreibt der damalige Vizeprovinzial P. Gaspar Coegles, dasselbe scheine den apostolischen Arbeitern Gutes vorzubedeuten. Denn der Fürst von Satsuma habe als Sinnbild ein dem christlichen ganz ähnliches Kreuz. Er knüpft daran den Wunsch, Gott möge geben, dass er und die Seinen dies bald erkennen und es als das Wappen Christi anbeten.

Xavier nahm jedenfalls die Gelegenheit mit Begier wahr, den Daimyō mit dem Kreuze Christi bekannt zu machen. Durch die Erzählungen seines aus Indien zurückgekehrten Unterthans war dieser neugierig geworden, den fremden Priester kennen zu lernen, und dieser musste sich am 29. September, von Paul als Dolmetscher begleitet, ihm vorstellen. Es war der Tag Michaels. Unter den Schutz dieses Erzengels, des Fürsten der streitenden Kirche, stellte er darum das Evangelisationswerk in Japan. Er wurde sehr ehrenvoll aufgenommen, von allen Anwesenden höchlich angestaunt und bis zum Einbruche der Nacht festgehalten. Der Fürst ermahnte ihn, wie er berichtet, die Bücher, in welchen die christliche Lehre ent-

---

dhismus fehlt. Bis jetzt kennen wir die Brücke nicht, über welche die Buddhalegende in der Zeit, in der die Evangelien entstanden, zu Christen gelangen konnte. Vgl. meinen Aufsatz „*Das Leben Jesu und die Buddhalegenden*“ in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, Jahrgang XIII. S. 72–80.

12. Es ist demnach ein Anachronismus, wenn in einem Artikel des „Japan Evangelist“ (Vol. II. No. 7. Jahrgang 1899) „*The Cross in Japanese Heraldry*“ das Kreuz im Wappen der Familie Shimazu, das Xavier bereits vorfand, als ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Jesuitenmission angeführt wird, unter Berufung darauf, dass die Jesuitenväter ihren adeligen Konvertiten neue Wappen gegeben haben sollen.

halten sei, recht sorgfältig zu bewahren; wenn er nämlich von der Wahrheit und Richtigkeit derselben sich überzeugt hätte, so würde der Teufel vor Aerger ganz ausser sich kommen. Von seiner beabsichtigten Reise nach der Reichshauptstadt riet ihm Takahisa, der sich den portugiesischen Handel durch die Glaubensboten sichern zu können glaubte, unter Hinweis auf die dortigen Wirren eindringlich ab, räumte, um ihn festzuhalten, nach wenigen Tagen allen seinen Unterthanen die Freiheit ein, die christliche Religion anzunehmen, und gab ihm selbst natürlich die Erlaubnis, in seinem Gebiete frei zu predigen.

Dazu fehlte dem eifrigen Apostel zunächst noch das Notwendigste, die Kenntnis der Landessprache, wenn er sich auch die Anfangsgründe derselben auf der Reise von Anjiro hatte beibringen lassen. Jetzt in Japan machte er sich mit grösstem Eifer an die Erlernung des Japanischen. „Verständen wir die japanische Sprache," schreibt er am 3. November nach Goa, „so würden viele ohne Zweifel das Christentum annehmen. Gebe Gott, dass wir sie bald können; wir haben längst sie zu lernen angefangen", und ähnlich wie auch in diesem Briefe schreibt er in einem nach Coimbra. „Jetzt weilen wir unter den Leuten gleichsam wie Bildsäulen. Sie reden viel über uns und machen sich allerlei Mitteilungen; wir aber bleiben stumm und müssen in Erlernung der Anfangsgründe der Sprache wieder zu Kindern werden." Für den Dreiundvierzigjährigen, dem beides, die Sprachengabe wie die Geduld abging, war das natürlich keine leichte Sache. Doch konnte er mitteilen, dass er in vierzig Tagen mit Gottes Hilfe solche Fortschritte gemacht, dass er bereits die zehn Gebote auf Japanisch erklären könne. Dies freilich ist eine Angabe, die nur mit grösster Vorsicht wird aufgenommen werden dürfen. Allerdings sagt ein japanischer Geschichtschreiber vom Anfang des 18. Jahrhunderts, Arai Hakuseki, dass nach alten Berichten die Südbarbaren, aller Landessprachen kundig, auch im stande waren, binnen fünf bis sechs Tagen nach ihrer Ankunft die japanische ganz gut zu verstehen; aber einmal wird man das nicht allzu wörtlich nehmen dürfen, und

zum zweiten bezieht es sich wohl auf eine Zeit, wo bereits in Indien oder Europa den Missionaren Gelegenheit gegeben war, Japanisch zu erlernen, so dass sie wirklich bald nach ihrer Ankunft im Lande die Japaner zu verstehen vermochten.

Dürften wir den Berichten der jesuitischen Historiographen glauben, so hätte Xavier so rasche und erstaunliche Fortschritte gemacht, dass er nach so kurzer Frist bereits im stande war, einen in Indien von ihm verfassten Abriss der christlichen Lehre in Form einer Auslegung des Symbols ins Japanische zu übersetzen. Er selbst bekennt, dass er den Katechismus mit Hilfe Anjiros übersetzt habe, und zwar mit grosser Mühe. Und da er schon von Cochin aus, noch vor Antritt seiner Fahrt nach Japan, (14. Januar 1549) von Paul schreibt, dass er keine wissenschaftliche Bildung besitze und nie japanische (er meint wohl chinesisch geschriebene) Schriften gelesen habe, hat wohl eher Tursellinus recht, wenn er schreibt: „Paul, weil ein ungelehrter Mann (*homo idiota*), war um nichts besser zum Dolmetscher als zum Lehrer geschickt. Und ob er sich gleich über sein Vermögen anstrengte, brachte er doch weniger zu stande, als die Sache erheischte. Denn er übersetzte jene Hauptstücke so falsch, dass nirgends ein Zusammenhang in der Darstellung war. Er schrieb ferner so ungeschickt, dass seine Schriften von den japanischen Literaten nicht ohne Lachen gelesen werden konnten." 13)

Die Ausarbeitung eines japanischen Katechismus hatte Xavier bereits Anfang 1548, sobald er sich mit dem Gedanken an Missionsarbeit in Japan trug, ins Auge gefasst. Schon in einem Schreiben vom 21. Januar dieses Jahres an die Jesuiten in Rom spricht er von dieser seiner Absicht und bemerkt, dass Anjiro ihm dabei als Uebersetzer Dienste leisten solle. Und in dem ersten Briefe aus Kagoshima findet sich die Stelle: „Diesen Winter gedenken wir auf eine ausführliche japanische Erklärung des

13. Horatius Tursellinus, *De Vita B. Francisci Xaverii*, p. 306 (ich zitiere nach der in meinem Besitz befindlichen Ausgabe, Rom 1610. Die erste erschien 1594).

Glaubensbekenntnisses zu verwenden, mit der Absicht, dieselbe drucken zu lassen, damit so wenigstens die Kenntnis der christlichen Religion zu möglichst vielen Orten, da wir unmöglich persönlich überall hinkommen können, durch das Mittel der Schrift, welche die meisten Japaner lesen können, gelange. Unser Paul übersetzt getreu in die Landessprache alles, was zum Seelenheile notwendig ist." Das ist am 5. November 1549 geschrieben. In einem Schreiben, das gewöhnlich auf den 20. November 1550 gesetzt wird, aber kaum vor Juli 1551 geschrieben sein kann,[14]) bekennt jedoch Xavier, dass, als sie in Hirado waren, also über anderthalb Jahre später, keiner von ihnen Japanisch konnte, und sie sich auf die Vorlesung der Katechismusübersetzung beschränken mussten, wenn auch daneben ihr japanischer Gehilfe Ansprachen gehalten haben mag. Aus diesem Selbstgeständnis mag man schliessen, was von der Behauptung zu halten ist, die sich bei Crasset, Charlevoix, Bouhours u. a. findet,[15]) er habe das Japanische mit einer Leichtigkeit und Eleganz gesprochen, die selbst die Eingeborenen nur selten erreichten.[16]) Die Sprachengabe, die ihm, um ihn zu verherrlichen, seine katholischen Biographen und selbst die päpstliche Kanonisationsbulle von 1623[17]) beilegen, hat der grosse Glaubensbote nicht besessen. Und wenn er auch nach seiner Rückkehr aus Japan schrieb, die japanische Sprache

---

14. Den Nachweis hiefür siehe im Exkurs zum zehnten Kapitel.

15. Anders Tursellin (p. 321): *Itaque in compitis ac triuis bis in die de scripto (nondum enim linguam Japonicam probe norat) Evangelium diuulgare instituit* So schreibt er, wo er von Xaviers Aufenthalt in Yamaguchi spricht, wohin sich dieser von Hirado aus begab.

16. Dieselben Gewährsmänner, ihnen nach aber selbst noch Pagès I. p. XCVI. berichten auch allen Ernstes, dass Xavier den chinesischen Kaufleuten in Hirado täglich in ihrer Sprache predigte, obgleich er diese Sprache nie gelernt habe.

17. In dem amtlichen Protokolle über die Kanonisation des Heiligen heisst es: „Wenn er Völker verschiedener Sprachen besuchte, die er nie gelernt hatte, so pflegte er diese Sprachen ebenso fliessend und schön zu sprechen, wie wenn er im Lande geboren und erzogen worden wäre, und es geschah oft, dass Leute verschiedener Sprachen, die seiner Predigt zuhörten, jeder seine eigene Sprache vernahmen."

sei nicht so gar schwer zu erlernen, so kann diese Aeusserung, die er wohl nur auf Grund dessen that, dass der sprachbegabte Bruder Johann Fernandez es in verhältnismässig kurzer Zeit dazu brachte, sich in Japanisch hören lassen zu können, doch nicht auf den Glauben kommen lassen, dass ihm selbst die Erlernung der japanischen Sprache leichter gefallen sei als anderwärts auf seinen Missionsfeldern die der Eingeborenendiome. Das Geschick zur Erlernung fremder Sprachen ging ihm vielmehr völlig ab. Es kann daher auch darüber kein Zweifel obwalten, wie viel er, und wie viel sein japanischer Helfer zur Uebersetzung des „Christlichen Unterrichts" gethan. Derselbe wurde in zwei Exemplaren redigiert, von denen das eine, in japanischen Schriftzeichen, für die Neophyten, das andere, in lateinischen Buchstaben, für den Gebrauch Xaviers und seiner Genossen bestimmt war.

Dieser Abriss spielte in der Missionsarbeit des Apostels in Japan eine grosse Rolle. Seine ganze Predigtthätigkeit beschränkte sich, soweit er nicht mit Dolmetscherhilfe sprach, auf die Vorlesung dessen, was hier niedergelegt war, und was der Prediger, indem er es in der fremden Sprache mit grossem Pathos vortrug, selbst kaum oder doch nur sehr unvollkommen verstand.[18]) Besässen wir diesen Katechismus noch, so wüssten wir aufs genauste, was den Japanern als christliche Lehre von den ersten Christentumsverkündigern geboten wurde. Der Katechismus ist uns aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erhalten. Aber der Verfasser gibt uns in einem seiner Briefe (dem gewöhnlich fälschlich vom 20. November 1550 datierten) eine kurze Beschreibung seines Aufrisses. Wir wissen bereits, es war eine

18. Dies entsprach übrigens auch seiner sonstigen Gewohnheit. Auf Kap Comorin, wo er ohne alle Kenntnis des Malabarischen nicht unterrichten konnte, liess er nach solchen suchen, die beide Sprachen, Spanisch und Malabarisch, einigermassen verstanden. Mit ihnen übersetzte er seinen Katechismus in tagelanger mühevoller Arbeit ins Malabarische. Dies gethan, lernte er das Ganze auswendig und machte sich damit auf die Predigttour. (Brief vom 12. (nach der Löwener Ausgabe 15.) Januar 1544 an die Gesellschaft in Rom).

Darlegung der Hauptstücke der christlichen Religion in Form einer Erklärung des apostolischen Symbols. In dem genannten Briefe aber bemerkt Xavier noch: „Von der Erschaffung der Welt berührten wir in Kürze das, was für die Eingeborenen passend schien, wie z. B. dass Gott der Schöpfer der ganzen Welt sei, was sie durchaus nicht wussten, und ebenso die übrigen zum Heile notwendigen Stücke, vorzüglich, dass Gott die menschliche Natur angenommen habe. Darum haben wir alle Geheimnisse des Lebens Jesu Christi bis zu seiner Himmelfahrt und ebenso die Abhaltung des jüngsten Gerichtes genau auseinandergesetzt." Nun ist uns glücklicherweise ein anderer Katechismus von Xavier erhalten, derjenige nämlich, den er zum Gebrauche auf den Molukken im Jahre 1546 verfasste und 1548 von Franciscus Coelho, einem Weltpriester, auch ins Malabarische übersetzen liess. Auch er gibt das Ganze des christlichen Glaubenssystems in Form einer Auslegung des Taufsymbols, zeigt gleich in der Einleitung in wenigen Worten an, dsss Gott der Schöpfer aller Dinge ist, legt besonderes Gewicht auf die Lehre von der Menschwerdung Gottes, und auch er verwebt in die Erklärung des Symbols die Erzählung der wichtigsten Thatsachen aus dem Leben Jesu bis zu seiner Himmelfahrt und handelt ausführlich vom jüngsten Gericht. So wird die Vermutung schwerlich trügen, dass der von Xavier in Japan gebrauchte Proselytenkatechismus im wesentlichen nichts als eine Uebersetzung des uns erhaltenen Abrisses ist, den er zum Gebrauche auf den Gewürzinseln entworfen. Eine weitere Bestätigung hiefür finde ich in folgendem: Von seinem Aufenthalte in Yamaguchi erzählt Xavier, dass eine Schar von Kindern und Pöbel ihm und seinen Genossen, so oft sie sich in den Strassen zeigten, höhnend zuriefen: „Sieh da, die Prediger, welche behaupten, es sei Unrecht, mehr als *ein* Weib zu haben." Dieses christliche Sittengebot schärft der genannte Katechismus gleich zu Anfang ein, indem er von der Schöpfung des Protoplastenpaares handelt. Der Spott des Pöbels weist darauf hin, dass es auch eine der ersten Sittenforderungen war, die der in Yama-

guchi in den Strassen vorgelesene Katechismus vorhielt, und die sich darum auch denen einprägte, die nicht Lust hatten, den fremden Predigern länger zuzuhören. Haben wir aber recht mit der Annahme, dass beide Katechismen identisch sind, so werden wir uns später bei der Beurteilung der missionarischen Predigtverkündigung Xaviers vor allem auf den Inhalt dieses katechetischen Sendschreibens an die Bewohner der Molukken, das wir in Uebersetzung im Anhang wiedergeben wollen, stützen dürfen.

SIEBENTES KAPITEL.

Politische und soziale Verhältnisse Japans.

Ehe wir daran gehen, die Missionsthätigkeit der ersten christlichen Glaubensboten und ihre Schicksale in Japan näher zu betrachten, müssen wir hier zu besserem Verständnis das Notwendigste über die politische Verfassung des Reichs und die sozialen Verhältnisse wie insbesondere über die religiösen Zustände des Volks in dieser Zeit sagen.

Als Xavier den japanischen Boden betrat, war er über alles das schon einigermassen unterrichtet. Ein ihm befreundeter Kaufmann, der lange in Japan gewesen, Georg Alvarez, derselbe, der ihm Anjiro zugeführt, hatte ihm seine sorgfältigen Aufzeichnungen über Land und Leute gegeben, wie er unter gleichzeitiger Uebersendung einer Abschrift derselben von Cochin aus am 21. Januar 1548 den Mitgliedern der Gesellschaft zu Rom und in einem Briefe vom Tage vorher auch dem Ordensgeneral schreibt. Auch nach Anjiros Auskünften hatte er eine Schilderung Japans, seiner Einrichtungen und Sitten aufsetzen lassen, von welcher er Ignatius, zusammen mit einem Briefe vom 14. Januar 1549, eine Abschrift sandte [1]), und auf die er Rodriguez in einem Schreiben vom 28. Januar desselben Jahres verweist. [2])

1. In dem gleichen Briefe heisst es: „Ich übersende Ihnen die japanische Buchstabenschrift. Die Japaner weichen in ihrer Schreibweise bedeutend von anderen Menschen ab; sie schreiben nämlich von oben nach unten. Als ich den Japaner Paul fragte, warum sie nicht wie wir schrieben, antwortete er: „Aber warum macht ihr es nicht wie wir? Weil beim Menschen der Kopf das oberste ist und die Füsse das unterste, so ziemt es sich ja, dass die Menschen auch von oben nach unten schreiben."

2. Auch P. Cosmo Torres beruft sich in einen Schreiben aus Goa vom 25. März 1549 auf diesen nach Europa geschickten Bericht.

Beide Berichte finden sich in der im Kollegium zu Coimbra aufbewahrten Briefsammlung, der nach Anjiros Angaben verfasste noch ausserdem in Rom.[3] Sie ergänzen und bestätigen sich im ganzen einander. Wenn COLERIDGE[4] zu dem zweiten die Bemerkung macht, dass er, vermutlich das Werk eines Religiosen des Kollegiums zu Goa, das bei einem solchen verständliche Bestreben kundgebe, in der japanischen Religion möglichst viele Aehnlichkeiten zu finden, die sich in der Vorstellung des Schreibers nicht nur auf äussere Riten, sondern auch auf religiöse Lehren ausdehnen, so verkennt er, dass solche Aehnlichkeiten nicht von diesem Religiosen geflissentlich aus den Japanern herausgefragt zu werden brauchten, sondern thatsächlich vorhanden waren und vorhanden bleiben. Dagegen hat er recht mit der Meinung, dass diese Berichte an sich von Interesse seien. Denn sie gehören zu den ersten über Japan, die im 16. Jahrhundert nach Europa haben gelangen können, und sie sind interessant auch insofern, als sie uns zeigen, was Xavier über dieses Land und seine Einwohner gehört hatte, ehe er selbst an seinen Gestaden landete. Sie machen, zusammen mit dem, was er von anderen Kaufleuten sich hatte erzählen lassen, alles das aus, was er von Japan wusste. Ich gebe sie deshalb am Schlusse dieses Buches im Anhang wieder.

Die *politischen Zustände* des Reichs waren der Mission in hohem Grade günstig. Das Eindringen Fremder war erleichtert durch den Mangel eines Zentralregiments. Das kam nicht nur den europäischen Kaufleuten, sondern auch den fremden Glaubensboten zu gute. Wohl sass zu Kyōto, dem alten Miyako, der *Mikado*[5]

3. COLERIDGE sagt (*The Life and Letters of St. Francis Xavier*. Vol. II. p. 75), es sei ihm nicht bewusst, dass dieses Dokument je gedruckt worden sei. Ich finde es abgedruckt im 1. Bande des 1795 in Augsburg bei Nicolous Doll erschienenen Sammelwerks „*Die Missionsgeschichte späterer Zeiten oder gesammelte Briefe der katholischen Missionare aus allen Theilen der Welt. Der Briefe aus Japan erster Theil.*“ S. 1–21.

4. A. a. O. Vol. II. p. 222.

5. Heute wird die Bezeichnung *Mi-kado* = „Hohe Pforte“ von *mi* „erhaben“ und *kado* „Thor“ (anders SATOW: *mika-do* „grosser Platz“) in Japan nur

oder, wie er in den Jesuitenberichten und auch bei KAEMPFER, THUNBERG u. a. gewöhnlich heisst, *Dairi*,[6]) in der Theorie souveräner Herrscher im Frieden und oberster Feldherr im Krieg. Aber in dieser Zeit war es ein Schattenkaisertum ohne wirkliche Macht und Bedeutung, das *Gonara-tennō*, angeblich der 105. in der (dank einem in ausgedehntester Weise zur Anwendung gebrachten Adoptionssystem) niemals unterbrochenen Linienfolge des einen japanischen Kaisergeschlechts, führte.

Einst unbeschränkter Monarch, der in Person den Krieg führte, und in dessen Namen von ihm ernannte und durch seine Legaten oder Fronboten beständig überwachte Statthalter (*Kokushi*) ähnlich den Grafen oder comites der Korolingerzeit in den Provinzen des Reichs die kaiserlichen Rechte übten, hatte der Kaiser alle Regierungsgewalt zuerst an den Hofadel (*Kuge*) verloren. Es waren besonders die Fujiwara, die, im erblichen Besitze des 886 n. Chr. errichteten *Kwampaku* 7)-Amtes und bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts thatsächlich Inhaber aller wichtigen Hofämter, Zivil- und Militärstellen, die Kaiser, deren Mütter, Gemahlinnen und Konkubinen alle von dieser Familie gestellt wurden, und ihr Reich regierten, Ehren und Lehen, Aemter und Pflichten austeilten, wem sie wollten, dem Kaiser aber, wenn er aus der Art schlagend Selbständigkeitsgelüste zeigte, die seinen abnahmen, indem sie ihn zur Abdankung zwangen, um einen unmündigen Knaben an seine Stelle zu setzen, von dem sie sicher waren, dass er sie nach Belieben schalten und walten liess.

Es hatte nichts am Lose des Throninhabers gebessert, als die eigentliche Macht von dem mit der Zeit verweichlichten Hofadel, der seine Tage mehr und mehr nur noch mit Versemachen,

---

selten mehr gebraucht. Man nennt den Kaiser gewöhnlich *Tenshi* „Sohn des Himmels", oder *Tennō* „Himmelskönig"; auch *Shujō* „höchster Herr".

6. *Dairi* „Kaiserlicher Palast", eine früher in Gebrauch gewesene Bezeichnung für den Kaiser, der als zu erhaben galt, um direkt genannt zu werden.

7. Der Regent des Landes im Auftrage des Mikado; Bezeichnung für den Premierminister, an den alle an den Herrscher bestimmten Eingaben zu richten waren.

Gospiel,[8]) Polo,[9]) Reiten, Falkenjägerei, Bogenschiessen, Hahnengefechten und üppigeren Lustbarkeiten ausfüllte, an die in den beständigen Kämpfen gegen die Nordbarbaren, die Rebellen im Süden oder gegen Korea sich hervorthuenden thatkräftigen Militärvasallen der Krone glitt, die, mit der Dämpfung Aufrührischer betraut, nach glücklicher Ausrichtung ihres Auftrags sich mit den Ländereien der Niedergeworfenen lohnen liessen und als erbliche Territorialherren die nur für Zeit ernannten Reichsstatthalter mehr und mehr zur Seite drängten. Damit hatte der Kaiser nur seine Meister gewechselt, und seine Lage war noch schlimmer geworden als zuvor. Dadurch, dass die Abgaben in die Hände dieser militärischen Usurpatoren anstatt, wie früher, in die seinen flossen, war der Hof beinahe ohne Einkünfte. Während der Regierung Gonara-tennō's (1527–1557) litt der Hof thatsächlich Mangel, und hätte nicht Ōuchi Yoshitaka, ein mächtiger Territorialfürst, sich dazu herbeigelassen, dem Kaiser die Mittel dafür zu spenden, so hätte seine Krönungszeremonie ebensowenig abgehalten werden können, wie schon beim Regierungsantritt seines unmittelbaren Vorgängers Go-Kashiwabara (1501–1527), dem erst im 20. Jahre seiner Regierung der Prälat der Hongwan-ji-Sekte eine Summe für diesen Zweck zur Verfügung stellte, und wie bei dem Antritt der Regierung seines Nachfolgers Ōgimachi (1558–1586), dem Mōri Motonari den gleichen Beistand leistete. Ganz unglaublich klingt es, wenn man in einer Schrift aus dieser Zeit (*Rōjin Zatsuwa*) liest: „Bis zur Zeit von Nobunaga unterschied sich der kaiserliche Palast nicht von einem Bauernhaus, keine Mauer umschloss den Palast, es war nur eine mit Sträuchen verbundene Hecke von Bambus. In der Jugendzeit des Verfassers spielten wir auf dem Balkon des Palastes mit Lehm und kneteten Figürchen daraus." Und wie der Kaiser selbst, so gerieten die Hofadeligen, deren erbeigentümliche Aemter ihnen nur geringen Sold eintrugen, immer tiefer in Verarmung. Es war ihnen von ihrer früheren Herrlichkeit nichts mehr geblieben, nichts als der

8. Ein Brettspiel.
9. Ein Ballspiel zu Pferd.

Stolz auf ihren alten Adel, der sie trotz ihrer Armut mit Verachtung auf die neuaufgekommene Militäraristokratie herniederblicken liess.

So war es um den Kaiser und den Hof schon seit lange bestellt, als Japan zum erstenmale mit Europäern in Berührung kam.

Und wie um das Kaisertum, so stand es zu dieser Zeit um die andere, aus dem Militärvasallentum erwachsene, Regierungszentrale, welche die Portugiesen in Japan vorfanden, das Militärregententum des *Shōgun* oder—wie er im Munde des Volkes gewöhnlich, nie offiziell hiess—*Kubō-sama*.

Ueber die erwähnten kleineren und grösseren erblichen Territorialherren sich emporhebend, waren im Laufe des 12. Jahrhunderts zwei Geschlechter, die *Hei* (*Taira*) und *Gen* (*Minamoto*) vor allen mächtig geworden, und nachdem die ersteren, obsiegend über ihre Rivalen, für eine Weile im Besitze der Hälfte von allen 66 Provinzen die Herren des Reichs gewesen, hatte der junge, nach dem Norden verbannte Sohn des in der Schlacht gefallenen Genjiführers, Minamoto Yoritomo, ihnen eine vernichtende Niederlage bereitet, die ihn zum Herrn der Situation machte. Der Sieger wurde 1186 vom Kaiser zum Generalpolizeimeister (*Sō-tsui-hoshi*) des gesamten Reichs und 1192 zum lebenslänglichen [10]) *Sei-i-tai-shōgun* („die Barbaren züchtigender Obergeneral") erhoben. Während die zur Zivilverwaltung bestellten Provinzialstatthalter bis dahin aus dem Hofadel erwählt worden waren, erreichte er vom Kaiser, dessen Sanktion er geflissentlich für alle seine Anordnungen einholte, die Anstellung von fünf solchen aus seiner eigenen Familie. Den mehr und mehr an Einfluss einbüssenden Statthaltern der einzelnen Provinzen stellte er je einen unter seiner Autorität stehenden Militärstatthalter (*Shugo*), der alle Benefizien aus seinem Amtsbezirk bezog, jedem der Territorialherren einen gleichfalls seiner eigenen Sippe entnommenen Bezirkshauptmann (*Jitō*) an die Seite. Auch in den

10. Vorher war dieses Amt nur temporär gewesen.

Go-kinai, den fünf Kronländern um Miyako, und den Hausprovinzen der kaiserlichen Prinzen wurden solche *jitō* mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt betraut, die, meist energische Männer, den kaiserlichen Statthaltern wenig Einfluss neben sich verstatteten und zum Teile mit der Zeit als erbliche Militärgouverneure auch den Titel von *Kokushi* an sich zu reissen wussten und ihre Provinzen ganz selbständig regierten. So begründete der Shōgun eine Dynastie und legte den Anfang zu der fortab in Geltung bleibenden Militärherrschaft und zu dem späteren organisierten Feudalwesen. Als Ort für sein Hauptquartier wählte er 1186 das topographisch wie strategisch trefflich gelegene Kamakura an der Meeresküste unfern dem heutigen Yokohama, das bis dahin nichts anderes gewesen war, als was es heute wieder ist, ein unbedeutendes Fischerdorf.[11]) Von hier aus führte der Shōgun, die politische und die Heeresgewalt in einer Hand einigend, wenn auch immer nur im Namen und als Vasall des gänzlich in den Hintergrund gedrängten Kaisers in Kyōto, so doch faktisch im unbeschränkten Vollbesitz der Macht, die Regierung in den 66 Reichsprovinzen.

Aber es war eigentlich nur der erste in der Reihe der Minamoto-Shōgune, der das in eigener Person wirksam that. Schon Yoritomos Sohn, obwohl vom Kaiser zum Haupt der Militärbeamten in den Provinzen ernannt und mit der Shōgunwürde belehnt, hatte die Führung der Staatsgeschäfte dem Vater seiner Mutter, Hōjō Tokimasa, überlassen müssen. Und diese Führung behielten auch in der Folge unter den von ihnen ein- und abgesetzten, von Kyōto bestellten prinzlichen Shōgunpuppen die Hōjō als „*Shikken*" d. h. Regenten oder Ministerpräsidenten des Kamakurashōgunats, ein grausames und räuberisches Regiment führend und selbst Kaiser absetzend und erwählend nach Belieben, bis auch sie wieder in Verweichlichung versanken und

11. Heute gemahnt an die frühere Grösse der glänzenden Shōgunresidenz, der bedeutendsten Stadt nächst Kyōto, nur noch der Daibutsu, eine kolossale Amidastatue, und der Hachimantempel, der viele Yoritomoreliquien birgt.

in Abhängigkeit von thatkräftigeren Vasallen gerieten. Es kam dahin, dass ein Vormund die Regierung für den Shikken führte, der berufen war, einen ebenfalls unreifen Shōgun zu leiten, während dieser seinerseits wieder das Staatsruder führen und den unmündigen Kaiser vertreten sollte, der unter der Herrschaft eines verderbten und feilen Hofes war,[12]) und wie die Mikadostadt Kyōto mehr als einmal geplündert und zerstört wurde, so sank auch die Shōgunresidenz Kamakura 1333 in Schutt und Asche.

Nach dem Untergang des Hauses Hōjō, der mit dieser Zerstörung Kamakuras besiegelt war, fiel das Shōgunat erblich in die Hände der Familie Ashikaga, deren erster Inhaber dieser Würde, Takauji, Kyōto zum Hauptquartiere wählte, während er seinen Sohn als „*Kwanryō*" (Regent) von Kwantō [13]) zur Verwaltung der östlichen Provinzen in dem wieder aufgebauten Kamakura residieren liess und als Statthalter für den Süden einen General nach Kyūshū schickte. Im Besitz dieser Familie war es noch, als die Portugiesen ins Land kamen. Aber auch dieser Bakufu (so nennt man die von Yoritomo errichtete Shōgunatsregierung), eine Weile machtvoll gebietend von einem Ende des Reichs zum andern, war gleich der kaiserlichen Regierung nur eine Scheinmacht noch zu dieser Zeit, ohne Kraft, die widerstrebenden Elemente zusammenzuhalten. Der Shōgun, der bald die wirkliche Leitung dem Kwanryō in Kwantō und seinem Premierminister in Kyōto, der auch den Titel Kwanryō führte, hatte überlassen müssen, war nur mehr einer, wenn auch der erste—nicht der mächtigste—von den vielen Reichsgrossen oder *Daimyō's* („Grosser Name"), von den Jesuiten gewöhnlich Könige genannt,

12. Vgl. Rein, Band I. S. 286 und Murray, *Japan*, 3d ed., p. 155.

13. *Kwantō*, „ostwärts des Thores", war in der Tokugawazeit die Bezeichnung für die Gegend östlich vom Hakonepass, umfassend die Provinzen Musashi, Awa, Kazusa, Shimōsa, Shimotsuke, Hitachi, Kōzuke und Sagami. Zur Zeit der Ashikagashōgune verstand man jedoch unter dem Kwantō noch die 28 *östlichen* Provinzen zum Unterschied von den 38 *westwärts* der Grenzbarriere gelegenen, die zusammen *Kwansei* genannt wurden.

die, in festen Schlössern sitzend, in ihren Gebieten unumschränkt die Regierung führten und die Gerichtsbarkeit übten, Soldaten hielten und Abgaben erhoben, also durchaus nicht dem Shōgun unterthänige Barone waren, sondern sich wirklich wie Könige gerierten. „Diese Daimyō's waren eine bei weitem mehr hervortretende und ins Gewicht fallende Realität, als der harmlose Kaiser oder auch der weit entfernte Shōgun. Während ihre endlosen Bürgerkriege den Zustand des Landes so unsicher und schwankend machten, diente die Autorität der Lokalfürsten doch dazu, unter ihren eigenen Unterthanen Frieden zu erhalten und eine rohe Art von Gerechtigkeit zu handhaben."[14])

Die *Daimyō's*—man zählte im ganzen 262—hatten nicht alle gleiche Macht. Man unterschied 18 *Kokushu*, die, zum Teil ihren Stammbaum von dem ehemaligen Provinzialstatthalter herleitend, zumeist aber Günstlinge des Glücks, Herren über eine oder auch mehrere Provinzen waren, und 32 *Riyōshu*, Herren kleinerer Territorien. Die *Jōshu* oder Schlossherren, deren es 212 gab, obgleich ebenfalls Daimyō genannt, waren in Wirklichkeit nur *Shōmyō* („Kleiner Name"). Diese Daimyō's, die seit Yoritomos Tagen keine starke Faust mehr über sich fühlten, hielten nichts weniger als gute Nachbarschaft, lagen vielmehr, beständig auf Erweiterung ihrer Gebiete und Ausdehnung ihrer Macht bedacht, in steter Fehde miteinander, der auch der ohnmächtige Shōgun ruhig zusehen musste, wenn er sich nicht selbst gegen solche Grosse für seine eigenen Gebiete zu wehren hatte. Kurz, „Reichtum und Macht waren die einzigen treibenden Prinzipien geworden in dieser Aera beständigen Kriegens und Blutvergiessens. Die Schicksale der Taira, der Minamoto, der Hōjo und der Ashikaga hatten unvermerkt den Glauben aufkommen lassen, ein Preis, nicht geringer als das Zepter selbst, sei erreichbar für jeden Vornehmen, dem sein territorialer Einfluss und seine militärische Macht erlaubten, die Hand danach auszustrecken."[15])

14. Murray a. a. O. p. 168.

15. *History of the Empire of Japan* p. 230.

Und war durch die ganze Geschichte Japans schon Krieg nach aussen und Krieg im Innern der normale Zustand und Friede die Ausnahme, so klang zu keiner Zeit mehr als zu dieser der Name „Land des grossen Friedens", wie die Japaner ihr Land zu nennen lieben, wie Ironie.

Unter den Daimyō's standen, ihnen als Vasallen ergeben und von ihnen unterhalten, die *Samurai* oder Zweischwertermänner, der niedere Militäradel. An die Stelle der früheren allgemeinen Wehrpflicht war mit der Zeit eine besondere Kriegerklasse getreten, in der es wieder Rangklassen und Aftervasallen gab, je nachdem einer grössere oder kleinere Grund- oder Säckelehen oder nur lebenslängliche Reisrationen hatte. In Zeiten wie den beschriebenen, beständig erfüllt von Krieg, spielten diese Samurai, ausgestattet mit reichen Privilegien und allein befähigt zur Führung von Aemtern und Titeln, natürlich eine grosse Rolle.

Den Samurai als höherem und niederem Kriegeradel (*Buke*) stand der Rest der Bewohner, d. i. etwa $^{15}/_{16}$ der Nation, eigentlich rechtlos, von allen öffentlichen Aemtern und selbst von der Schulbildung ausgeschlossen, als gemeines Volk gegenüber. Es bestand aus drei Klassen: den *Hyakushō* oder Landwirten, den *Shokunin* oder Handwerkern und den *Akindo* (*Shōnin*) oder Kaufleuten. Ausserhalb der bürgerlichen Gesellschaft standen die *Eta* und *Hinin*, die japanischen Parias, deren Domaine die als unrein geltenden Verrichtungen, wie Tierschlächterei, Abdeckerei, Gerberei u. s. w. bildeten.

Die Lage der Bauern beschreibt ein Japaner [16]) also: „An der politischen und Kriegsgeschichte nahmen die Bauern keinen Anteil, sie waren bloss Zuschauer der in alles eingreifenden Umwälzungen der Herrschaft und des Besitzes. Wer die Herrschergewalt über sie ausübe, war ihnen ganz gleichgültig; heute wurden sie von einer Kriegspartei zu Fron- und Spanndiensten gezwungen, morgen trat die andere Kriegspartei in ihre friedsamen Dörfer, um dasselbe zu fordern. Ewig an die Scholle

16. Sakuya Yoshida, *Geschichtliche Entwicklung der Staatsverfassung und des Lehnwesens von Japan.* Bonn 1890. S. 68 f.

gebunden, gingen sie von einem Herrn zum andern mit dem Uebergang des Landes. . . . . Solange ein Herr nicht durch unmässige Auflagen sie unterdrückte, war jeder ihnen willkommen. In der Kriegsära des Mittelalters spottet ihr Elend jeder Beschreibung, unter den Hōjō's wurde ihnen 80 Prozent des Rohertrages aus dem Grundstücke als Steuer entrissen. Stieg jedoch der Druck über die menschliche Kraft hinaus, so erhoben sie sich unter der Fahne aus Reisstroh, um mit der Bambuslanze einen verzweifelten Bauernkrieg zu führen. . . . . Von jeder Ausübung der öffentlichen Rechte ausgeschlossen, an Leib und Leben vom Schwert der Samurai bedroht, ewig an die Scholle gebunden, in der Veräusserungsbefugnis beschränkt, bald zu 80, bald zu 50 Prozent besteuert, waren die Bauern dennoch freie Menschen und wirkliche Eigentümer. Sie waren nicht etwa wie die römischen Kolonen, indem sie Eigentumsrecht, nicht ein widerrufliches Nutzungsrecht an Grund und Boden hatten; infolgedessen hing das Anerbenrecht von wirtschaftlicher Thätigkeit ab. Noch weniger waren sie den Sklaven ähnlich, da sie in keiner vichischen Knechtschaft standen. Mit der Scholle wurden sie nicht etwa als ein lebendes Zubehör verkauft, sondern sie gingen einfach mit ihren Grundstücken an die neuen Lehensherren über, gerade wie ein heutiger Staatsbürger bei Abtretung eines Staatsgebietes die Staatsangehörigkeit mit seinem Grundbesitz wechselt. Ferner hatte niemand Eigentum am Leibe des Bauern. Er war selbst verantwortlich. Keiner ausser ihm haftete für den von ihm angerichteten Schaden. Weder Leibzins noch mortuarium wurden bei seinem Tode als Zeichen der Hörigkeit entrichtet. Was er erwarb, erwarb er für sich. Was nach Abzug der Grundsteuer noch übrig blieb, fiel ihm als freies Eigentum zu. Uebrigens brachten manche Bauern ein grösseres Vermögen zusammen als der Besitzer eines reichen Lehens."[17])

Geringe Achtung genossen, die Schwertschmiede ausgenommen, die Handwerker; und die Stellung der oft schwer besteuerten

17. Vgl. hiezu noch D. B. Simmons, *Notes on Land Tenure and Local Institutions in Old Japan.* T. A. S. J. Vol. XIX. Part I. p. 37–270.

Kaufleute, die freilich wegen ihres Reichtums immer die Oberhand unter den drei bürgerlichen Klassen behielten, vergleicht Yoshida derjenigen, die in Europa in früherer Zeit die Juden einnahmen. Beide, Handel und Gewerbe, lagen zudem in Folge der beständigen Kriegsunruhen ganz danieder.

Das waren die politischen und sozialen Verhältnisse, welche die christlichen Glaubensboten in Japan vorfanden. Ihre Darstellung zu vervollständigen, bliebe nur noch ein Wort über den Priesterstand zu sagen übrig. Dies jedoch bleibt besser aufbehalten für das folgende Kapitel.

ACHTES KAPITEL.

Religiöse und sittliche Zustände.[1]

Der politische Verfall, in dem sich Japan gerade zu der Zeit befand, als die Portugiesen kamen, und der seinesgleichen nicht hat in der japanischen Geschichte, war mitveranlasst durch die religiösen und sittlichen Zustände des Reichs. Denn wenn der Mikado, oft ein Kind, entrückt den kleinen Miseren des gemeinen Lebens, seine Tage in einem *dolce far niente* und in behaglichem Genusse hinbrachte und andere regieren liess oder nach kurzer Regierung freiwillig oder gezwungen ganz abdankte und sich das Haupthaar scheren liess, um, ein *Hō-ō*, in klösterlicher Mönchsabgeschiedenheit sein Leben zu beschliessen und nach seinem Tode ein *Hotoke* zu werden, so ist das zurückzuführen auf Ideen des im Prinzip weltflüchtigen *Buddhismus*, der in Japan seit über 700 Jahren schon die Herrschaft hatte, und dessen heilige Bücher die Herrscher in ihrer durch Geschäfte nicht unterbrochenen Musse eifrig studierten. Und dass sie sich selbst „Diener der drei Kleinodien" d. i. Diener Buddhas, des Gesetzes und der Priester nannten, musste auch dazu beitragen, ihrem Ansehen beim Volke Abbruch zu thun, so dass ihr Wille und ihr Wort schliesslich

1. Eine vollständige Religionsgeschichte Japans schrieb W. E. Griffis, *The Religions of Japan from the Dawn of History to the Era of Meiji* 2. ed. 1895. Ein gutes Résumé der japanischen Religionen findet sich in Murray's *Handbook for Japan*, 2. ed. 1884 (in den späteren Auflagen leider weggelassen). Inhaltreiche Skizzen gab Lafcadio Hearn in seinen Bänden „*Glimpses of Unfamiliar Japan*", „*Out of the East*", „*Kokoro*", „*In Ghostly Japan*". Die sonstige, besonders die in Zeitschriften verstreute Literatur siehe bei Fr. von Wenckstern, *Bibliography of the Japanese Empire*, 1895, S. 52–59.

weniger galten als das Gebot der Priesterschaft des Erleuchteten, falls dieses dem ihrigen entgegenstand.

Freilich darf man dafür, dass der Hand des zum Herrschen Berufenen die Zügel der Regierung entglitten, infolgedessen dann mit der Zeit zunehmende Anarchie die Oberhand gewann, den Buddhismus auch nicht allein verantwortlich machen. Nicht zwar der *Confucianismus*, der vor ihm von China her in Japan Eingang fand, wohl aber der gesamte Chinesismus, insbesondere die chinesische Etikette, die vom Hofe angenommen wurde, hatten das ihre dazu gethan, die Kluft zwischen dem seine frühere Einfachheit gegen eine glänzende Hofhaltung nach dem fremden Muster eintauschenden Mikado und seinem Volke zu erweitern, und die in der Mitte des siebenten Jahrhunderts nach dem Vorbild der Thang Dynastie (618–907) durchgeführte „*Taikwa*-Reform", die Zentralisierung der Regierungsgewalt, mit deren Etablierung ein Heer von Beamten geschaffen wurde, dem es an wirklicher Beschäftigung fehlte, hatte dazu gedient, ihn selber ernster Thätigkeit zu entfremden und zu verweichlichen, so dass er zu eigener Regierung untüchtig und ein Spielball in den Händen herrschsüchtiger Reichsgrossen wurde.

Und endlich, dass der Kaiser direkter Abkömmling der Götter und als „der erlauchte Enkel der Sonne" erhaben über die anderen Sterblichen sei, diese Theorie, die, in die Wirklichkeit umgesetzt, konsequenterweise dazu führen musste, ihn vom Volke, das er zu regieren berufen war, abzusondern, damit er ihm wirklich Gegenstand religiöser Verehrung sei, war schon der alten Landesreligion, die vor dem Eindringen des Buddhismus und des Confucianismus die Alleinherrschaft über das japanische Denken hatte, dem *Shintoismus*, eigen.

I.

Shintoismus.[2]

Es wäre ein Anachronismus, aus der chinesischen Benennung dieser alten Nationalreligion auf chinesischen Ursprung derselben zu schliessen. Der Name *Shintō* kam erst auf, als es nötig wurde, die alte, in Wirklichkeit bis dahin namenlose Glaubensweise von anderen, nachmals aus der Fremde eingeführten, zu unterscheiden. Auch manche Aehnlichkeiten mit alten chinesischen Mythen[3] und Religionsbräuchen, die die Vermutung nahe legen, dass sie in prähistorischer Zeit vom asiatischen Festlande nach Japan mitgebracht wurde, haben nicht Gewicht genug, der Annahme ganz zu wehren, dass wir es in Shintō mit einem genuinen Produkte des japanischen Geistes, nicht freilich des japanischen Bodens, zu

2. Die ältere Literatur über den Shintoismus von KAEMPFER, VON SIEBOLD, DE ROSNY, PFIZMAIER, HOFFMANN u. a. kommt heute wohl kaum mehr in Betracht. In den letzten Jahrzehnten haben sich um die wissenschaftliche Erforschung der altjapanischen Religion besonders SATOW, ASTON, CHAMBERLAIN, KEMPERMANN und FLORENZ, daneben DOOMAN, BUCKLEY, LOWELL und WEIPERT durch Uebersetzungen, Kommentare und Abhandlungen verdient gemacht, und mit ihnen die beiden gelehrten Gesellschaften in Tokyō, die englische und deutsche, welche die Arbeiten dieser Forscher zum grössten Teile veröffentlicht haben. Von E. SATOW erschien in der „Westminster Review" Juli 1878 ein Aufsatz „*The Mythology and Religious Worship of the Ancient Japanese*"; in den Transactions of the Asiatic Society of Japan „*The Revival of Pure Shiñ-tau*" (Append. zu Vol. III.); „*The Shiñ-tau Temples of Ise*" (Vol. II.); „*Ancient Japanese Rituals*" (Vols. VII. Part 2 und 4, und IX. Part 2), fortgesetzt von DR. FLORENZ in Vol. XXVII.—Von CHAMBERLAIN kommt neben seiner Uebersetzung des *Kojiki* und der ihr vorausgeschickten wertvollen Einleitung (T. A. S. J. Suppl. zu Vol. X.) in Betracht „*The Classical Poetry of the Japanese*".—Das *Nihongi* ist vollständig in englischer Uebersetzung von ASTON, teilweise in deutscher von DR. FLORENZ erschienen.—Den Phallizismus behandelt E. BUCKLEY, *Phallicism in Japan*, 1895; die Verzückung der Besessenen P. LOWELL, *Occult Japan*, 1895. Anderes zitiere ich gelegentlich. Die zahlreichen Aufsätze in Zeitschriften gibt, soweit sie bis 1895 erschienen, von WENCKSTERN's Bibliographie S. 52–59.

3. So ist z. B. der japanische Mythus, dass die Sonnengöttin dadurch, dass Izanagi sein linkes, der Mondgott dadurch, dass er sein rechtes Auge gewaschen habe, entstanden, auffallend ähnlich der chinesischen Sage von *P'an-ku*. Näheres bei FLORENZ, *Japanische Mythologie*, Kap. IV, Anm. 69.

thun haben. Sein Studium ist heute das Lesen eines Palimpsests. So viel jedoch scheint sicher: dieser altjapanische Volksglaube war ursprünglich ein Naturdienst, der erst später, wahrscheinlich nicht ohne chinesische Einflüsse, mit Ahnenkult verbunden wurde und mit diesem unlösbar in eins verwachsen ist.[4])

Das japanische Aequivalent für die chinesische Benennung Shintō (zusammengesetzt aus *shin* „Geist, Gott" und *tō* „Weg, Lehre"), entsprechend etwa der griechischen Zusammensetzung *θεοσλογος*, ist *Kami no michi*, was Buckley unrichtig mit „Weg des Kami" übersetzt. Der Kami oder Götter sind mehr denn Legion.[5]) Aber allerdings: „Fünf Männer hast du

4. Zu der Frage, welches von den beiden in der Shintōreligion enthaltenen Elementen das ursprüngliche ist, äussern sich die meisten unbestimmt, oder sie erkennen der Ahnenverehrung die Priorität zu, entweder weil diese heute im Shintoismus wirklich mehr als der Naturdienst in den Vordergrund tritt, oder unter dem Banne der zur Zeit noch in der allgemeinen Religionswissenschaft geltenden *Tylor-Spencer*'schen Theorie, nach welcher die Entstehung der Religion in der Menschheit überhaupt aus dem allen Menschenrassen gemeinsamen Animismus und aus dem daraus hervorgegangenen Spiritismus hergeleitet wird. Um so mehr freue ich mich, in meiner gegenteiligen Anschauung mit Dr. Florenz, einem der besten Shintōkenner, zusammenzutreffen, der in seinem jüngsten Werke sagt: „Von den beiden Hauptelementen der shintoistischen Religion, dem *Kult der Naturkräfte* und dem *Ahnenkult*, halte ich, von Kleinigkeiten abgesehen, das erstere für das entschieden ursprünglichere und am reinsten japanische; für das letztere wage ich zwar keineswegs fremden Ursprung zu behaupten, weise aber darauf hin, dass beträchtliche Teile desselben, wie die Ahnenreihe von Izanagi und Izanami, sehr späte Mache verraten, Mache zu einer Zeit, wo Japan schon stark unter chinesischem Einflusse stand. Was liegt nun näher, denn diesem vor Abfassung des Kojiki und Nihongi schon seit Jahrhunderten wirkenden Einflusse grössere Resultate zuzutrauen, als wir bis jetzt direkt mit Händen greifen können? Ich meine, dass der chinesische Ahnenkultus in der Entwicklung der japanischen religiösen Vorstellungen wenigstens eine sehr beträchtliche Rolle gespielt hat." (*Japanische Mythologie* S. 253).

Auch Dr. Buckley sagt: „Ahnen-und Heroenkultus wurde. . . . . einem ursprünglichen Naturkultus aufgepfropft, welcher deshalb in den meisten Fällen im Bewusstsein der Japaner in den Hintergrund getreten ist." (*Chantepie de la Saussaye*, Lehrbuch der Religionsgeschichte 2. Aufl. I, 80).

5. Professor Kume's Behauptung, die älteste Religion, wenigstens der Bewohner von Mittel-Japan, sei eine Art Monotheismus mit dem ersten der im *Kojiki* aufgeführten Götter als höchster und ursprünglich alleiniger Gottheit gewesen, mit deren Verehrung sich, ähnlich wie im alten China mit der Tien's, die Verehrung

gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann; da hast du recht gesagt", das liesse sich in Anwendung auf die Shintō-theologie variieren: „Achthundert Myriaden Götter hast du gehabt, und die du nun hast, die sind keine Götter." Denn das Wort Kami entspricht durchaus nicht unserer vergeistigten Gottesidee. Kami heisst ursprünglich das, was „oben", „höher" ist,[6] und dient, der Etymologie des elastischen Worts entsprechend, zur Bezeichnung alles dessen, was irgendwie Furcht, Respekt, Erstaunen einflösst, und wovor der Mensch sich deshalb als vor etwas so oder anders über ihm Stehendem beugt. Im ersten Buch des im Jahre 712 der christlichen Zeitrechnung vollendeten *Kojiki*[7] („Geschichte der Begebenheiten im Altertum") und in den beiden ersten Büchern des acht Jahre jüngeren Geschichtswerkes *Nihongi* oder *Nihon Shoki*[8] („Japanische Chronik"), die, etwa noch ergänzt durch Stücke des *Kujiki*, die Grundlage der Shintō-*lehre*, die heute eine Buchreligion ist, bilden, haben

untergeordneter Geister verband, kostete ihn, von den Shintoisten als ein Versuch, die alte Landesreligion zu einem Abzweiger des Christentums zu machen, gedeutet, seinen Lehrstuhl an der kaiserlichen Universität in Tōkyō, ohne bei europäischen Japanologen Beifall zu finden.

6. Dies ist jedenfalls die einfachste und natürlichste Erklärung und darum von den besten Japanologen Satow, Chamberlain, Florenz als die richtige acceptiert. Siehe auch Lafcadio Hearn's *Kokoro* p. 268. Takahashi Goro leitet in seinem *Shintō Shinron* das Wort Kami ab von *Kabi* „Kahm, Schimmel, Moder", i. e. „was bei seinem Erscheinen Verwunderung erregt". Andere gleich wunderliche Hypothesen, die von japanischen Philologen erfunden wurden, um das Wort etymologisch zu erklären, siehe bei Florenz (*Japanische Mythologie*, S. 3 und 4).

7. Das *Kojiki* ist zugänglich gemacht durch B. H. Chamberlain's mit trefflicher Einleitung und Kommentar versehene englische Uebersetzung, erschienen als Supplement zu Band X der Transact. of the As. Soc. of Japan.

8. Die erste vollständige englische Uebersetzung des *Nihongi* ist von W. G. Aston veröffentlicht worden. Eine deutsche, mit einer vorzüglichen Einleitung und reicherem Kommentar versehene Uebersetzung der zweiten, kürzeren Hälfte des *Nihongi*, welche die Geschichte Japans im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung behandelt, hat schon vor ihm die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens von Dr. K. Florenz veröffentlicht. Buch 1 und 2 sind von demselben Gelehrten kürzlich (1901) als Supplement der „Mittheilungen" dieser Gesellschaft erschienen unter dem Titel *Japanische Mythologie*, *Nihongi* „*Zeitalter der Götter*".

wir recht eigentlich wie in Hesiods Theogonie einen Katalog der Götter vor uns, der sich aus unter einander nicht organisierten höheren Wesen der verschiedensten Art zusammensetzt, von solchem, das oben im Himmel und unten auf Erden und im Wasser unter der Erde ist. Um Amaterasu, die himmelerleuchtende Göttin der Sonne, die das Zentrum der frühesten Verehrung gewesen zu sein scheint,[9] scharen sich ins Zahllose wachsend die Kami-Myriaden. Zwei Klassen aber lassen sich, obgleich nachmals miteinander verschmolzen, noch unterscheiden. Da sind höhere Wesen, die sich sofort als Kamifikationen von Naturmächten oder Naturobjekten, Licht, Feuer, Wind, Bergen, Flüssen, Bäumen, Tieren u. s. w. zu erkennen geben. Aber da sind auch andere, die, augenscheinlich ursprünglich Familienahnen, mit der Zeit Lokal- und Nationalgottheiten wurden, an ihrer Spitze der Begründer der kaiserlichen Dynastie und andere Heroen des mythischen Zeitalters. Dem Rat: „Lasset uns Götter machen, ein Bild, das uns gleich sei!" scheint immer neu die That gefolgt zu sein, und diesen Rat zu fassen war ein Geschlecht, dem noch kein überlegen warnendes *Nil admirari* das götterschaffende Staunen wehrte, angesichts der Phaenomene der Natur stets bereit. Und wenn die Deifikation der Naturobjekte schliesslich ihre Schranke an der thatsächlich gegebenen Natur finden musste, die Apotheose der Abgeschiedenen, an deren Fortexistenz geglaubt wurde,[10] ohne dass man

9. Vgl. E. Satow, *Ancient Japanese Rituals* (Transact. of the As. Soc. of Japan Vol. VIII. p. 121): „Man kann schwerlich den Gedanken unterdrücken, dass die Sonne die erste unter den vergötterten Naturkräften gewesen ist, und dass die lange Reihe von Göttern, welche ihr in der Kosmogonie des Kojiki und Nihongi vorhergehen, und von denen sich die meisten durch ihre Namen als blosse Abstraktionen erweisen, erfunden wurden, um ihr eine Genealogie zu geben, in welcher zwei oder vielleicht mehrere ihrer Attribute als besondere Gottheiten personifiziert mit aufgenommen wurden".—eine Anschauung, die Florenz (*Japanische Mythologie* S. 12) nur dahin einschränkt, dass jedenfalls das Götterpaar Izanagi und Izanami echte Gestalten der ältesten Mythe sind, während die vier ihnen vorangehenden zweifellos spätere Erfindungen der Kosmogonen seien.

10. Vgl. Florenz, *Japanische Mythologie* S. 47 ff., wonach die Vorstellung von einer Unterwelt zweifellos schon Eigentum der ältesten Japaner war.

über das Wie derselben sich Gedanken machte, hat bei der unaufhörlichen Succession einander ablösender Geschlechter keine Grenze. Jeder Todesfall, der der Erdenfamilie eine Lücke riss, brachte dem Kami-Pantheon ein Wesen höherer Art als Zuwachs. Die Götter hatten nicht alle gleichen Rang. Zuhöchst standen jene, die dem ganzen Volke, ihnen zunächst an Bedeutung, die nur einer Provinz, niedriger andere, die nur einem Distrikt, einem Dorf oder einer Familie Kami waren und als solche Verehrung genossen. Und der Kaiser als Spross der Sonnengöttin ist ein Gott schon, dieweil er lebt, der Mittler zwischen seinem Volke und den Göttern und in der That erhaben selbst über alle Erdengötter, ja, das gesamte Kami-Pantheon, dem er auch nach Belieben neue Aspiranten kreiert und deren Rang bestimmt. Denn „der Lebende hat Recht."

Nicht allen Göttern konnte bei solchem *embarras de richesse* in Wirklichkeit gedient werden. So beschränkte sich der Privatkult des Einzelnen darauf, den Seelen seiner Verstorbenen vor dem *Kamidana*, dem Göttersims in jedem Hause, Opferspenden darzubringen, den Schutz der besonderen Gottheit, der er alsbald nach seinem Eintritt ins Leben war befohlen worden, anzuflehen, die Sonne zu grüssen, der Lokalgottheit an ihren Festen einen Tempelbesuch abzustatten und ausserdem höchstens bei besonderen Gelegenheiten einen bestimmten Nothelfer oder auch ein Heer der Götter zusammen anzurufen, ihnen wohl auch ein Opfer darzubringen, sei es als Dank für erfahrene Hilfe, sei es als Mittel, ihre Gunst zu gewinnen und sie zur Erhörung seines Gebets geneigt zu machen, oder sich vor Schaden durch einen Kamiunhold durch ein Speise-oder sonstiges Opfer oder eine einfache Zeremonie zu schützen. Auch Pilgerfahrten zu entfernten Gnadenorten scheinen ein Stück ursprünglichen Gottesdienstes gewesen zu sein. Eine Stelle im Nihongi, auf die Dr. Florenz [11]) hingewiesen hat, zeigt, dass im esoterischen Shintoismus auch die religiöse Zeremonie des sich in einen visionären Zustand Versetzens

11. *Japanische Mythologie*, S. 101.

uralt ist.[12] Und das *Kojiki* lässt erkennen, dass man auf Träume grosses Gewicht legte als Vorschattungen der Zukunft und Offenbarungen des göttlichen Willens, den man auch in anderer Weise zu erkunden suchte.

Die öffentliche Verehrung blieb dem Mikado und den Schreinhütern, später *Kannushi* genannt, überlassen. Die Zahl der öffentlichen Shintōtempel (*miya* oder *jinja*) belief sich, die unzähligen Dorfschreine nicht gerechnet, im Jahre 927 n. Chr. auf 3132. Die heiligsten waren die von Ise,[13] dem Mekka des Shintoismus, wo immer eine der kaiserlichen Prinzessinnen als Priesterin Wache über die drei heiligen Kleinodien Spiegel, Schwert und Edelstein, die Embleme der Shintōreligion und Insignien des Reichs, hielt. In ihrer Architektur waren sie ebenso einfach wie die anderen, denen sie auch in allem übrigen glichen. Ein galgenähnliches Portal aus Holz (*Torii*)[14] bildet den Zugang zum Tempelgrund (*Yashiro*) mit der Haupthalle (*Honden* oder *Shinden*), die als Wohnung der Gottheit nicht betreten werden darf. Hier finden sich die Symbole der Gottheit, in der offenen Vorkammer (*Haiden*) aber an einem Stab befestigte, aus einem Stück in Zickzackform geschnittene weisse Papierstreifen (*Gohei*), die die Stelle eines ursprünglichen Tuchopfers vertreten. Die Aufgabe der, wie es scheint, nicht von Anfang an als besondere Klasse bestehenden, zur Samuraikaste zählenden Priester, die verheiratet waren und nur während des Tempeldienstes besondere Gewandung trugen, bestand in Darbringung von Gemüse-, Fleisch-, Sake-Opfern und im Rezitieren von Ritualgebeten (*Norito*)[15] zum Preis der

12. Dass diese Zeremonie nicht etwa erst durch den Buddhismus zu einem Bestandteil der Shintōreligion geworden ist, hatte schon vor Dr. Florenz Lowell in seinem Buche „*Occult Japan*“ und in einem Aufsatze der Transact. of the Asiatic Society of Japan, Vol. XXII nachzuweisen gesucht.

13. Siehe Satow, „*The Shin-tau Temples of Ise*“.

14. Ueber die Bedeutung des *Torii* siehe den bezüglichen Artikel in Chamberlain's „*Things Japanese*“ und Aston, *Torii, its Derivation* (Tr. As. Soc. Jap. Vol. XXVII.)

15. Die in poetischer Prosa abgefassten, an die Präfationen der katholischen Liturgie gemahnenden Norito sind eine Hauptquelle für die Erforschung des reinen

Gottheiten und zur Angabe der Gründe, aus welchen das Opfer gebracht wurde. Ihnen, deren Amt erblich war, standen zur Seite jungfräuliche Priesterinnen, meist Priestertöchter, denen bei Tempelfesten (*Matsuri*) besonders die Ausführung des pantomimischen *Kagura*-tanzes oblag. Besonders feierlichen Charakter trug unter den Festen das sogenannte *Oharai*, die mit Opfergaben verbundene grosse Reinigung oder Entsühnung des ganzen Volkes für „Verbrechen der Störung des Reisbaus und der Verunreinigung, später auch der Tötung und Körperverletzung, Leichenschändung, Blutschande, Sodomie, Tötung fremder Tiere und Behexung, sowie des durch Plagen der Götter Gezeichnetseins.“[16] Das bei diesem Feste gebrauchte Gebet zeigt, dass der Shintöreligion auch der Gedanke einer sittlichen Reinigung von Sünde nicht unbekannt war, während es bei den vielen Reinigungszeremonien sich mehr um Abwaschung äusserer Befleckung, die man sich auf viele Weise, besonders durch Berührung mit Leichen zuzog, handelte. Die meisten Feste hatten mehr fröhliches Gepräge und wurden, ausser durch Opferdarbringungen, mit theatralischen Aufzügen, Pantomimen, Musik und Tanz gefeiert, alles Zeremonien, die bekunden, dass man sich die Götter kindlich naiv wie seinesgleichen dachte, hungrig und durstig, leichtlebig und Freunde heiterer Unterhaltung. „In seinen Göttern malet sich der Mensch.“

Shintoismus, indem sie am besten erkennen lassen, wie vor dem Eindringen chinesisch-confucianischer und buddhistischer Einflüsse die religiösen Vorstellungen und Gefühle der Japaner geartet waren. Eine englische Uebersetzung der im *Engi-shiki* oder Zeremonialgesetze aus viel älteren Quellen im Jahre 927 n. Chr. zusammengestellten *Norito* hat E. Satow begonnen und Dr. Florenz fortgesetzt („*Ancient Japanese Rituals*“).

16. Dr. H. Weipert, *Das Shinto-gebet der grossen Reinigung*. Mitth. der Deutschen Gesellsch. f. Nat. u. Völkerk. Ostas. Heft 58. Siehe auch Dr. Florenz, *Ancient Japanese Rituals* (Tr. A. S. J. Vol. XXVII).

II.

Confucianismus.

Der am meisten in die Augen fallende Defekt der alten japanischen Nationalreligion, welcher ja eigentlich so ziemlich alles abgeht, was das Wesen einer Religion ausmacht, ist, wenn man davon absehen will, dass die Stelle einer bestimmten Glaubenslehre ein Sammelsurium verschiedenartigster abergläubischer Vorstellungen vertritt, vor allem der Mangel jeglicher sittlicher Gebote. Die Götter, selbst keine sittlichen Wesen, sondern behaftet mit Menschenschwächen, ein Gemisch von Gut und Böse, konnten nicht wohl moralische Gesetzgeber sein. Diese sittliche Gehaltlosigkeit macht es verständlich, dass ein, man weiss nicht genau wann, von aussen eingeführtes ethisches System so leicht in Japan Eingang finden konnte. Denn ein praktisches Moralsystem, und nicht eine Religion, war die von China über Korea eingeführte Philosophie der chinesischen Weisen *Kōshi* und *Mōshi* (Confucius 551–478 v. Chr. und Mencius 372–289 v. Chr.). Was—nicht sowohl die Welt, denn das Philosophieren über diese, mag man sie in kosmischem Sinne oder als die universale Menschheit fassen, wies *Kōshi* so weit von sich wie metaphysische Spekulationen über Gott, wohl aber—die menschliche oder, richtiger gesagt, politische Gesellschaft im Innersten zusammenhält, das ist nach ihm in erster Linie die über den Tod hinausdauernde Pietät gegen die Eltern. Sie ist die höchste ethische Idee. Erst in zweiter Reihe kommt die treue Erfüllung der sozialen Pflichten, die sich aus den vier anderen Verhältnissen von älterem und jüngerem Bruder, Gatten und Gattin, Herrscher und Unterthan sowie Mensch und Mensch ergeben.

Blieb die Wirkung dieser in den klassischen Büchern des Confucianismus (in Japan *Gokyō* und *Shisho* genannt) zusammengefassten, nicht religiös begründeten Moralphilosophie aus der Fremde ebenso wie die höhere chinesische Kultur im allgemeinen anfangs auch nur auf den Hof und das Denken und Handeln der oberen

Gesellschaftsschicht beschränkt, so ging sie doch in diesen Kreisen um so tiefer. Aber obwohl diese fremde Moral in eine vorhandene Lücke trat, fand sie doch Annahme, nicht ohne eine bemerkenswerte Modifikation zu erfahren, wie alles, was Japan je von aussen übernahm. Den ersten Platz im Kreis der Tugenden erhielt an Stelle der Pietät die Loyalität, hinter der die Pflichten gegen Familie und Freunde weit zurückstehen mussten. Dass der Confucianismus, an sich schon und so modifiziert, der Shintōreligion sich leicht amalgamierte, dem Mikadokultus zur Stütze diente und recht danach war, die Ahnenverehrung auszubilden, ist leicht einzusehen.[17]

III.

Buddhismus.

Der Masse des japanischen Volkes vermittelte die confucianische Ethik durch ein Jahrtausend der Buddhismus. Er gab ihr dabei zugleich, was ihr von Haus aus fehlte, die religiöse Begründung. Seine Priester waren indessen nicht nur die Lehrer der Moral, sondern für Jahrhunderte die Hauptträger der gesamten Bildung in Japan. Sie brachten den Bewohnern des Inselreichs so ziemlich alles, was ihnen zu höherer Kultur und Zivilisation fehlte, in erster Linie, was nötig war, ihre eigene dürftige Religion

17. Vgl. Nobushige Hozumi, *Der Einfluss des Ahnenkultus und das japanische Recht*, Ostasien, Februarheft 1900, S. 494; als Buch in englischer Sprache erschienen Tōkyō 1901 (*Ancestor-Worship and Japanese Law*).

Zum Confucianismus überhaupt siehe: J. H. Plath, *Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren*. Abh. der Ak. München, 1867–1874; E. Faber, *Quellen zu Confucius und dem Confucianismus* (1873) und *Lehrbegriff des Confucianismus* (1872); G. von der Gabelentz, *Confucius und seine Lehre* (1888); Legge's Ausgabe der *Chinese Classics* in 6 Bänden und desselben Autors englische Uebersetzung des *Yi King*, Sacred Books of the East, Vol. XVI; populär gehalten ist R. K. Douglas, *Confucianism and Taoism* (1889). Ueber die späteren japanischen Confucianisten hat Rev. Dr. G. W. Knox in Vol. XX, Part I der Transact. of the As. Soc. of Japan geschrieben.

zu ergänzen: zur Theologie, die es im Shintō hatte, und zur Anthropologie, die ihm der Confucianismus lieh, die Soteriologie, und daneben alles, was dem Denken Nahrung geben, die Phantasie anregen, die Sinne rühren, das religiöse Gefühl ansprechen und den Willen stärken konnte, die Dogmatik des Tantrasystems und eine überreiche Literatur, eine entwickelte Kunst, prachtvolle Tempel, prangend von goldenem Zierrat und erfüllt von Weihrauchduft, pompöse Aufzüge, feierliche Gottesdienste mit glänzendem Ritual, mit Singen und Klingen, die Predigt von Himmel und Hölle und allem Uebersinnlichen, und —die Götter selbst in handgreiflicher Sichtbarkeit.

Shintō war eine Religion ohne Idole.[18] Noch war in Japan keine Kunst erblüht, die sich an die Aufgabe hätte wagen können, das Göttliche im Bilde darzustellen. Die Götter, die ihm der Buddhismus in Holz geschnitzt und in Stein gehauen von auswärts brachte und als Gegenstände der Verehrung darbot, waren ihm darum etwas ganz Neues, Fremdes, Ungewohntes. Und doch gerade die zuerst eingeführten, deifizierte Bôdhisattvas (jap. *Bosatsu*), Buddhas (jap. *Butsu* oder *Hotoke*) oder Gestalten der indischen Mythologie, gehören bis auf den heutigen Tag zu den allerpopulärsten: *Kwannon*, die Göttin der Barmherzigkeit, von der die Jesuiten in ihren Berichten auffallenderweise immer als von einer männlichen Gottheit reden, die sie als Avalokiteçvara ursprünglich in Indien wirklich gewesen, um erst auf ihrem Wege durch China ihr Geschlecht zu ändern; *Jizō* (Kshitigarbha), gleich ihr ein Helfer in aller Not des Leibes und Lebens, vor allem Schutzpatron der abgeschiedenen Kinderseelen in der andern und der Wegegott der Pilger in dieser Welt; der schwarze *Fudō* (Achala); *Emmasan* (Yâma-râja), der Gott der Hölle, und die Zuflucht der Presshaften: der Wunderdoktor *Binzuru* (Pindola).

Er war das Nachbarland Kudara, eines der drei König-

18. Das gilt wenigstens von dem Shintoismus der historischen Zeit. Siehe aber Florenz, *Japanische Mythologie* S. 5 f., wonach die Japaner einst, wie noch jetzt die Koreaner, Götzenbilder besassen, die in einem hölzernen Pfeiler mit oben ausgeschnitztem Kopf oder grob geschnitzter ganzer Menschengestalt bestanden.

reiche von Korea, das zuerst im Jahre 552 n. Chr. Sûtra's und Bildnisse an Kimmei-tenno sandte und so dem *Butsudō* („Weg des Erleuchteten" oder „Weg der Buddhas"), der freilich trotz kaiserlicher Protektion erst nach langen Kämpfen und nur nach wiederholten völligen Niederlagen sich gegen den alten Shintō behaupten konnte, um dann in der Naraperiode (708–784) vom Palaste und den Ministerresidenzen in die Hütten des Volks zu dringen, die Bahn gebrochen.[19]) Aber was Korea dem japanischen Volke vermittelte, war ein Buddhismus, *toto caelo* verschieden von der Lehre des grossen indischen Weisen, deren *reiner* Klang bis zur Stunde in Japan nicht vernommen wurde, sowenig wie in Korea, das ihm die ersten Missionare sandte, und sowenig wie in China, wohin seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts japanische Priester als Schüler gingen, um das fremde Religionssystem in seinen neusten Entwicklungsphasen zu studieren und, als Lehrer heimgekehrt, der zweiten Periode des japanischen Buddhismus den Stempel aufzudrücken. Denn auf ihrem Missionszug von ihrem indischen Heimatlande durch Zentralasien nach dem Westrande des Grossen Ozeans hatte des grossen indischen Pessimisten und Philanthropen akosmistische Philosophie der Selbsterlösung bereits Wandlungen durchgemacht, die ihr ursprüngliches Gesicht nicht wenig verändert hatten, die bedeutendste die, dass der atheistische Stifter eines mönchischen Ordens, zum Gott einer Kirche geworden war, und einen hervorragenden Platz in deren Lehrsystem die Buddhalogie einnahm. Ist des gewaltigen Gotama Verkündigung, deren religionsphilosophische Bedeutung in der Hauptsache in einer Vereinfachung des zum unerträglichen Joche gewordenen Brahmanismus zu suchen ist, Jahrhunderte hindurch von Generation zu Generation in mündlicher Tradition vererbt, in ihrem Geburtslande nach schnellem Triumphe verhältnismässig früh wieder in hinduistischen Polytheismus verschlungen worden, und ist sie im sogenannten *Hînayâna*-system

19. Summers, *Buddhism, and Traditions concerning its Introduction into Japan.* (Transact. of the Asiat. Soc. of Japan. Vol. XIV. p. 73 ff.) und Kaifu Nukariya, *Buddhism in Japan.* The Far East. Vol. III. No. 28. 29. 30. (1898).

oder der Lehre des „Kleinen Fahrzeugs" in der südlichen Kirche von Ceylon, Burma, Siam und Pegu in relativ grösster Reinheit erhalten geblieben, so hat dagegen der nördliche Buddhismus, mit der altindischen Brahmareligion seinen Kompromiss schliessend und in toleranter Anbequemung an alle Volksglauben, die er nicht überwinden konnte, einerseits das ursprüngliche Erbe verschmolzen mit dem Besten, dem er in anderen Religions- und Moralsystemen begegnete, aber auch durchtränkt mit Animismus, Fetischismus, Thierdienst, Zauberei und Aberglauben aller Art, andererseits eine Masse mystischer, zum Teil abstrusester Spekulationen und neuer Lehren in einer üppig aufschiessenden Literatur niedergelegt. Dem Pâlikanon der Hinayâna-schule mit seinem etwa der Bibel gleichkommenden Umfange trat mit dem Anspruche, tiefere Offenbarungen des Meisters und korrektes Interpretieren und Weiterdenken seiner Doktrin zu enthalten, der Sanskritkanon des *Mahâyâna*-Buddhismus oder der Schule des „Grossen Fahrzeugs" gegenüber, in dem alle diese religionsphilosophischen Produktionen spekulativer Denker und Mystiker aufgenommen wurden.[20])

20. Ganz anders würdigt die Mahâyânalehre im Gegensatz zu den modernen Indologen, die dem Pâlikanon der Hinayânaschule das Zeugnis geben, dass er die wirkliche Verkündigung Sakyamunis am verhältnismässig reinsten erkennen lässt, A. Lloyd. Da seine Ansicht sich mit der durchgängigen Anschauung der japanischen Buddhisten deckt, setze ich sie in Anmerkung hierher. Sie geht dahin, dass „*the Mahâyâna is not a later production, an unwarrantable and unauthorized development of Sakya's teaching, but that it is all included in his original idea, and is to be explained by his well-known method of preaching the truth to men, according to the proportion of the faith, according as they were able to bear it.*" Für die Begründung dieser anfechtbaren These muss ich auf Lloyd selbst verweisen („*Developments of Japanese Buddhism*" in Transactions of the As. Soc. of Japan, Vol. XXII, pp. 340-344). Dass seine Ansicht sich mit derjenigen der japanischen Buddhisten deckt, zeige ein Satz aus „*Outlines of the Mahâyâna as taught by Buddha.* By S. Kuroda": „*Though these two doctrines are not without differences, they were both taught by one Buddha, and are one and the same in their aim of removing the delusions of men and of leading them to the true enlightenment. They are nothing but different aspects of the same principle, adapted to the capacities of converts; and thus the Mahâyâna doctrine comprehends the whole of the Hinayâna.*" p. II. Vgl. p. III: „*When it* [Buddhism] *was first made known to them* [the Christian people

China, wo die indische Religion etwa seit Anfang der christlichen Aera Eingang fand, um von da seit dem Jahre 372 nach Korea vorzudringen, hatte sich endlich für das „grosse Vehikel" entschieden. Auch der chinesische Tripitaka-Kanon zählt daher nicht weniger als 1662 heilige Bücher.[21]) Diese Masse religiöser Urkunden, hundertmal umfassender als die Bibel und zu gewaltig, um in einem Leben ganz von einem Menschen durchforscht zu werden, nötigte natürlich zum Eklektizismus und musste zu Lehrzersplitterung führen. In einer Vielheit von Schulen brachten den Buddhismus folglich nach Ablauf der ersten, koreanischen, Periode des japanischen Buddhismus zuerst chinesische Missionare, sehr bald aber auch eingeborene Priester nach ihrem Auslandsstudium aus China nach Japan.

In sechs verschiedenen Hauptsekten, die sie auch mit Namen aufführen und, wenn auch nur durch sehr unvollkommene Angabe ihrer Unterscheidungslehren charakterisieren, trat die Lehre des Erleuchteten im 16. Jahrhundert den Jesuiten in Japan entgegen. Die sechs ältesten, zum Teil auf die Hînayânadoktrin (jap. *Shōjō*) gegründeten, chinesischen Sekten: *Sanron*-shū,[22]) *Jōjitsu*-shū, *Hossō*-shū, *Kusha*-shū, *Kegon*-shū und *Ritsu*-shū, die, in dieser Reihenfolge eingeführt, einst ihre Anhänger in Japan gehabt, waren nicht mehr von Bedeutung.

Was den noch vorhandenen, bei sonstigen Verschiedenheiten in Lehre und Praxis, gemeinsam war, war, wird man sagen dürfen, dieses, dass alle Antwort auf eine und dieselbe Frage geben wollten, auf die Frage nämlich: Was muss ich thun, damit ich selig werde? Selig werden aber bedeutete ihnen allen das gleiche: nicht, was es aller Wahrscheinlichkeit nach dem

---

of the West], *even the Hînayâna doctrine of Southern India was highly admired by them. How much more, then, must they not glorify the wonderful doctrine of Mahâyâna!*"

21. Siehe Bunyiu Nanjio, *A Catalogue of the Chinese Translation of the Buddhist Tripitaka, the Sacred Canon of the Buddhists in China and Japan.* Ferner Eitel, *Sanskrit-Chinese Dictionary* (*Handbook for Students of Chinese Buddhism*).

22. *Shū* = Sekte.

Stifter der Religion war und dem Hînayâna-Buddhismus ist, ein Aufgehen im Nichts oder ein völliges Auslöschen, das durch mönchische Askese und moralische Selbstzucht erreicht wird, sondern: die Buddhaschaft erlangen oder, was dasselbe gilt, eingehen in das, hier positiv gedachte, Nirvâna (jap. *Nehan*) und damit entgehen der durch das Karma (jap. *Ingwa*) bedingten Samsârakette immer neuer Geburten in mehr oder weniger leidvolle Existenz, wie dieselbe je nach dem Grad der sittlichen Entwicklung in der einen oder andern der sechs existierenden Welten erfolgt,[23] solang nicht die Begierde nach dem Leben völlig erstickt und die demselben anhaftende Unwissenheit aufgehoben ist.

Was die sechs Sekten aber von einander unterschied, das war hauptsächlich die Verschiedenheit der Antwort, die sie auf die gleiche Frage gaben. Dreifach verschieden wurde von drei Hauptrichtungen des Buddhismus die *via salutis* bestimmt, indem die eine das Heil auf dem Wege der Gnosis, die andere in mystischer Kontemplation, die dritte in der stellvertretenden Leistung eines Mittlers suchte.[24]

---

23. Die sechs Welten (jap. *Rokudō*) sind: 1. *Ten*, die himmlische Welt, die Welt der Götter (entsprechend dem τὰ ἐπουράνια im N. T.). 2. Jin, die Welt der Menschen. 3. Shūra, die Welt der Gewalt, d. h. diejenige Gesellschaftsstufe, wo unter menschlicher Form die Gewaltthätigkeit herrscht. 4. *Gaki*, die Welt der hungrigen Teufel, wo man immer isst und nie satt werden kann, d. h. diejenigen Menschen, welche den Teufeln ähnlich sich immer von ihren unersättlichen Begierden herumschleppen lassen. 5. *Chikushō*, die Welt der Tiere. 6. *Jigoku*, die vielfachen Höllen der buddhistischen Lehre. (A. Lloyd, *Buddhistische Gnadenmittel*. Mitth. d. D. G. f. N. u. V. O. Heft 60, S. 458).

24. Für den japanischen Buddhismus kommt an Literatur besonders in Betracht: A. Lloyd, *Developments of Japanese Buddhism* (T. A. S. J. Vol. XXII. Part III) und *Dogmatische Anthropologie im Buddhismus* (Mitth. d. D. G. f. N. u. V. O. Band VIII, Theil 2).—Von Japanern verfasste Werke sind: Bunyiu Nanjio, *A History of the Twelve Japanese Buddhist Sects*, translated from the original Japanese. 1886.—Fujishima Ryauon, *Le bouddhism japonais, doctrines et histoire des douze grandes sectes bouddhiques du Japon*, 1889 (in kürzerer Form zuerst veröffentlicht in Nouvelle Revue 1888 pp. 741–766). Das Buch ist von demselben japanischen Original (*Bukkyō Jūnishū Kōyō* von Ogurisu Kōchō) wie das vorhergehende übersetzt, aber wegen der Einleitung und Glossen des philosophisch gebildeten Uebersetzers

Die längste Geschichte hatte in Japan die *Tendai*-Sekte hinter sich, so genannt nach einem heiligen Berg in China, in dessen berühmtem Kloster *Saichō*, besser bekannt unter seinem posthumen Namen *Dengyō Daishi* (*dai-shi* = grosser Lehrer), auf kaiserlichen Befehl im Jahre 803 dahin gesandt, seine Studien machte. Im Jahre 805 nach Japan zurückgekehrt, begründete er die Tendaischule im *Enryaku-ji*, dem Tempel auf dem Hiyeizan,[25] dessen Vorsteher er war, nicht ohne sie bedeutend zu modifizieren. Denn der Eklektizismus, den er lehrte, umfasst nicht nur die Doktrin des *Tendai*-Intellektualismus, sondern auch die Mystik der *Shingon*-, die Meditation der *Zen*- und dazu die Moralsätze der *Ritsu*-Sekte, in denen er sich von hervorragenden Patriarchen in China hatte unterrichten lassen. Der rechte Weg zur Erlösung oder zur Erkenntnis der Wahrheit ist nach Dengyō Wissen und langanhaltende, durch innerliche und äusserliche Selbstzucht vorbereitete und unterstützte Meditation. Die Wahrheit aber, wie sie neben zwei anderen heiligen Schriften besonders der Sûtra *Saddharma pundarika*[26] (jap. *Hokekyō* „Lotos des guten Gesetzes") lehrt, ist ein pantheistischer Realismus, der sich in folgender Weise näher bestimmen lässt: Die Erleuchtung oder das Nirvâna ist nicht Befreiung von irrigen Meinungen und Erstickung der Begierden,

neben diesem von Wert.—Ferner: S. KURODA, *Outlines of the Mahâyâna as taught by Buddha*, 1893.—Treffliche Skizzen des japanischen Buddhismus finden sich in REIN's *Japan* und in MUNZINGER's Buch „*Die Japaner*". Auch Prof. Dr. LANGE in Berlin hat eine solche gegeben in einem in der Nationalzeitung 1896, No. 237, 254 und 272 erschienenen und im 12. Jahrgang der Zeitsch. f. Missionsk. u. Religionsw. abgedruckten Aufsatz.

25. Dieser berühmte Hauptsitz der Tendaisekte, durch welchen der Grund zu dem hohen Ansehen, welches der Hiyeizan als heiliger Berg in der Folge genoss, gelegt wurde, war im Jahre 788 von Kwamu-tennō erbaut worden. Dieser hatte dazu den höchsten Berg im Nordosten des kaiserlichen Schlosses ausgewählt, weil nach einem Aberglauben der Zeit alles Böse durch das gen Nordosten liegend gedachte Teufelsthor (*Ki-mon*) kam. Die Gebete der Klostermönche sollten die neu gegründete Residenz Kyōto gegen alles Unheil schirmen.

26. Der *Saddharma pundarika* Sûtra ist ins Englische übersetzt von KERN (in Band XXI der *Sacred Books of the East*), ins Französische von BURNOUF, *Le lotus de la bonne loi*.

sondern vollendete Weisheit, die Erkenntnis des ursprünglichen Buddha Tathâgata, des Prinzips alles Seins. In vielen Buddhas der Vergangenheit hat er, die Welt zu erlösen, sich schon offenbart; auch der historische Sakyamuni ist nur eine seiner Manifestationen, doch mit ihm eines Wesens. Wer zur Erkenntnis dieses Buddha durchgedrungen, der hat die Buddhaschaft, das Nirvâna, die Erlösung vom Leid der Existenz für seine eigene Person erreicht. Als Mittel, zu solcher Wissenschaft zu gelangen, wird empfohlen: Befolgung der Gebote, bestimmte Nahrung, Kleidung, Wohnung, Freiheit von weltlichen Geschäften, Tugendübung, Abstumpfung der Sinne und Beseitigung von Habgier, Zorn, Trägheit, Ruhelosigkeit, Unglauben, kurz aller Hindernisse, Zusammennahme aller Kräfte, aber auch bestimmte Körperhaltung, Augenfixierung und Regulierung des Atmens zur Unterstützung des Prozesses der Meditation. Entsprechend der Tendai-Theorie, die eine Vereinigung zweier einander vollständig entgegengesetzter Systeme, des Materialismus und eines subjektiven Idealismus darstellt, wird bald der *eine* Budda ewigen Lichts und Lebens als Amida, bald eine Einheit dreier Tathâgata in *einem* Wesen, bald eine Mehrheit von Buddhamanifestationen, oder eine Vielheit von Hindugottheiten, darunter die beiden gewöhnlich vor den Tempeln Thorwache haltenden Könige *Ni-ō* (Indra und Brahma), ferner *Jizō*, *Fudō*, *Kwannon* und andere verehrt. Ja, die Zahl der Verehrungsobjekte hat auch in dieser gelehrten Sekte in der That keine Grenze, seit *Kūkai* oder, wie er gewöhnlich heisst, *Kōbō Daishi* sich im Bunde mit Dengyo zum Verkündiger der bereits in der Naraperiode von dem Priester *Gyōgi Bosatsu* aufgestellten Lehre machte, dass alle Shintō-Kami zeitweilige Buddhamanifestationen (*Gongen*) in vergangenen Zeiten gewesen oder mit untergeordneten Gottheiten oder den Heiligen (*Hotoke*) des indischen Buddhismus identisch seien.[27] Seitdem ging

27. Eines der interessantesten Beispiele für die innige Vermengung echt japanischer und ausländischer Elemente, das von dem tiefgehenden Einflusse des Buddhismus auf den Shintoismus zeugt, findet man bei FLORENZ, *Japanische Mythologie* S. 128 f.

es wie im Traume des Pharao, da er sieben schöne, fette Kühe aus dem Wasser steigen sah, die an der Weide im Grase gingen, nach diesen aber andere sieben, hässlich und mager, die neben die Kühe an das Ufer am Wasser traten, und die hässlichen und mageren frassen die sieben schönen, fetten Kühe. Es kam zu einem Synkretismus der nationalen und der eingeführten Religion, der aus dem Buddhismus Japans etwas machte, was ihn für immer vom Buddhismus des übrigen Asiens unterschied, aber auf der andern Seite auch die Kamitempel mit Idolen und indischen Heiligen füllte und die Shintō-Feste und Zeremonien, wie die ganze Shintō-Religion buddhaisierte.

Der Schöpfer des *Ryōbu Shintō* („Zweifache Götterlehre"), wie diese neue Mischform genannt wurde, ein Zeitgenosse Dengyō's, mit dem zusammen er in China war, um die mystischen Dogmen des Yogasystems zu studieren, wurde auch nach seiner Rückkehr im Jahre 806 der Gründer einer pantheistischen Sekte, der *Shingon*-shu („Sekte der wahren Worte"), die seit 812 ihren Haupttempel *Kongōfu-ji* auf dem Berge Kōya in der Provinz Kii hatte. Im Mittelpunkte ihres gnostizistischen Lehrsystems, das durchaus mystischen Charakter trägt, steht, was Zentrum im Shintō-Pantheon gewesen war, *Amaterasu*, nur identifiziert als eine Buddhainkarnation, grösser und älter als Sakyamuni: *Dainichi Nyorai* (Skr. Vairocana), die „grosse Sonne", um welche sich in der Ideenwelt *Ashuku* (Akshobhya), *Hōshō* (Ratnasambhava), *Amida* (Amitâbha), und *Sakya* (Amoghasiddhi) wie blosse Planeten mit ihren Bôdhisattvatrabanten drehen. Die Erlösung besteht in der Erkenntnis dieses allgegenwärtigen Prinzips oder Urquells alles Seins und Denkens, zu der man schon in diesem gegenwärtigen Leib von Fleisch und Blut durch intellektuelle und moralische Selbstdisziplinierung zu gelangen vermag. Zu ihr gelangen heisst: eins mit Buddha werden, frei von weltlichen Affekten, ein Ziel, das, wie gesagt, im gegenwärtigen Leben schon erreichbar ist. Wer es erreicht hat, ist verbunden, seinen Brüdern die helfende Hand zu ihrer Erlösung zu reichen.

Eine ganz neue Idee, die Lehre von dem westlichen Paradies,

wurde dem japanischen Buddhismus in der Kamakura-Periode aus dem Mahâyânasystem (jap. *Daijō*) zugeführt von der *Jōdo*-shū oder „Sekte des reinen Lands", deren Stifter *Genkū*, bekannter als *Hōnen Shōnin*, ursprünglich ein Priester der Tendai-Sekte, im Jahre 1175 wurde. Gestützt auf drei Sûtra's, die von Indien über China kamen, weist sie den höchsten Platz in ihrer Theologie *Amida* (*Tathâgata Amitâbha*) an. Er ist keine historische Person wie Gotama, vielmehr eine blosse Abstraktion ohne eigentliches Leben, der anfangslose Buddha unendlichen Lichts, von dem alle Buddha's kamen. Vor den Tagen Sakyamunis war er ein Mönch. In einer Reihe heiliger Existenzen hat er die Buddhaschaft erworben, aber anstatt nun, am Ziel des Strebens, in das Nirvâna einzugehen, schuf er das „reine Land", ein Paradies im Westen, in dem er Herrscher sein wollte, und in dem alle, die in diesem Leben gläubig ihr Vertrauen auf ihn setzen und oft die Formel *Namu Amida Butsu* (Ich bete dich an, o Buddha Amida) wiederholen,[28] nach ihrem Tode wiedergeboren werden, um unfehlbar von diesem Paradiese aus, wo ungestört die Entwicklung zur Reife vor sich geht, in das Nirvâna einzugehen. Neu war die Lehre der *Jōdo*-shū, die einen völligen Bruch mit der buddhistischen Scholastik bedeutet, insofern, als sie den Gläubigen nicht mehr die Selbstarbeit, die Anstrengung aller Körper-und Geisteskräfte, Beobachtung zahlloser Moralgebote, Meditation und Studium der heiligen Schriften zumutete, welche es erfordert, den „heiligen Pfad" zu gehen, um dem vorgesteckten Ziele der Seligkeit im gegenwärtigen Leben und in folgenden Wiedergeburten durch unzählige Kalpas sich mühsam entgegenzuringen. Denn in dieser Welt sich die Buddhaschaft zu erringen ist nach *Hōnen* dem Geschlecht dieser „letzten Tage" nicht mehr wie früheren möglich. Der Schwachheit der menschlichen Natur Rechnung tragend hat Amida gleichsam eine καινὴ διαθήκη aufgerichtet, nach welcher er selbst, stellvertretend für die Gläubigen einzutreten, ins Fleisch kam, um ein

28. Der Stifter dieser Sekte soll diese Formel täglich 60,000 mal wiederholt haben.

rettender Buddha zu werden. Das Seligwerden wurde unvergleichlich leichter gemacht durch diese Lehre. Denn Heilsbedingung galt allein der Glaube (ohne Werke) und gläubiges Gebet. „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine grosse Belohnung hat!“ das ist die stete Vermahnung dieser Sekte, und „Sehet nur, die Gnadenpforte (*tariki mon* im Gegensatz zu *jiriki*, eigene Kraft) ist hier völlig aufgethan“ ihr Evangelium. Und wo des Glaubens Lohn ein unmittelbar nach dem Tode zu gewärtigendes Paradies war, dessen glückvolle Gefilde die Phantasie sich nach Gefallen ausmalen konnte, und nach dieser Paradiesesseligkeit, wenn auch erst nach Ablauf von Aeonen, das Nirvâna, wer hätte da nicht gerne glauben sollen, und wer nicht gerne das wenig Synergismus leisten, das im fleissigen, als verdienstliches Werk betrachteten Gebrauche der Gebetsformel bestand? Es waren besonders die ungebildeten Klassen, die in Scharen dieser neuen Predigt zuströmten.

Dieser Sekte des reinen Landes folgte zeitlich eine andere, quietistische, deren Anhänger man die Quäker des japanischen Buddhismus genannt hat. In der Form, in der sie, im Jahre 513 n. Chr. in Indien gegründet, von dem Priester *Eisai* nach seiner zweiten Rückkehr aus China im Jahre 1191 nach Japan verpflanzt wurde, d. h. in der *Rinzai*-Schule, bezeichnet die *Zen*-Sekte als den Weg zur Seligkeit ausschliesslich individuelle Kontemplation im Gegensatz zum Studium der in den Sûtra's niedergelegten Tradition mit ihren 84.000 verschiedenen Lehren, und in keiner Sekte ist der Kontemplationsstuhl ein mehr gebrauchtes Geräte als in ihr. In der Form freilich, die die *Zen*-shū in der anderen, auf Gelehrsamkeit Gewicht legenden *Sōtō*-Schule, die 1227 von *Dōgen* eingeführt wurde, angenommen, gelten Beschauung und Studium zusammen als die Mittel, ins Innere der Natur zu dringen, und zugleich wird nachdrücklich auf die strikte Befolgung der Gebote gedrungen als Bedingung zur Erlangung der Buddhaschaft. Zu dem Schau in dich! fügt sie das Schau um dich! und Schau auf dich! Die Hauptschrift ist dieser Sekte die *Shin-kyō* (Herzsûtra), die jedoch, wie

andere, nur gelesen wird, um das Verständnis soweit zu führen, dass es fähig wird, die Wahrheit zu erfassen. Ihre Hauptlehre ist die von der Nichtrealität aller Erscheinungen; Geburt und Tod, Freude und Leid, Weisheit und Thorheit sind nichts als Schein und Sinnentrug. Ihre Stimmung ist die Resignation der Weise:

„Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht in Leid darüber; es ist nichts.
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber; es ist nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen;
Geh' an der Welt vorüber; es ist nichts",

eine Stimmung, die ihren unübertroffenen künstlerischen Ausdruck in der um 1250 aus Kupferbronze gefertigten Riesenstatue Amidas in Kamakura, dem Daibutsu, gefunden hat. In die Kamakura-periode fällt die Hauptblüte der *Zen*-Sekte, deren Anhänger sich besonders aus der Samuraiklasse rekrutierten. Mit der von ihr auf dem Wege der Meditation angestrebten und von ihren in selbsterwählter Armut lebenden und soldatisch geraden Mönchen an den Tag gelegten Gleichmütigkeit, die allen Wechselfällen des Schicksals sich als einem Unvermeidlichen beugte und in jeder Lage Geistesgegenwart bewahrte, war sie für den Kriegerstand jener Zeit wie geschaffen; und in ihrer Schule hauptsächlich haben die japanischen Samurai jene Festigkeit und Selbstbeherrschung gelernt, die es eines rechten Mannes unwürdig hielt, Freude oder Schmerz zu äussern, die sie das Leben so gering werten und den Tod verachten liess.

Auch die Mönche der Zen-shū waren Asketen, wenn sie auch, besonnener als andere, mehr Mass in derselben hielten. Alle Sekten, die bis dahin in Japan vertreten waren, hielten strikte auf Ehelosigkeit der Priester und auf Enthaltung von berauschenden Getränken und Fleischkost. Und wenn diese mönchischen Forderungen auch in der Praxis vielfach übertreten wurden, in der Theorie standen sie fest. Der erste, der den Mut hatte, offen mit ihnen zu brechen, war *Shinran*. Die neue Sekte, die ihn als ihren Stifter

ehrt, ist die *Shin*-shū, auch *Monto-oder Ikkō*-Sekte genannt. Der Jōdo-Sekte, aus der ihr Gründer hervorging, sehr nahe verwandt, nennt sie sich auch *Jōdo Shin*-shū, „die wahre Sekte des reinen Landes."[29] Shaka ist ihr gleich allen Buddhas, die ihm vorauf-gegangen, nur eine zeitliche Erscheinungsform von Amida, der sich aus Liebe zu den Menschen, die sonst von seinem gütigen Willen sie zu retten nicht wissen könnten, von Zeit zu Zeit auf Erden manifestiert. Was die *Shin*-shū von der älteren *Jōdo*-shū unterscheidet, ist, dass sie noch viel nachdrücklicher, mit Verwerfung alles Synergismus und Vertrauens auf eigene Vernunft oder Kraft, das *sola fide* [30] betont, die Verehrung und Anrufung anderer Götter (*Hotoke*), ohne sie zu leugnen, streng verbietet und selbst das Anrufen des Namens Amidas, das in der *Jōdo*-shū so grosse Bedeutung hat, nur als Aeusserung des Dankes für seine Gnade gelten lässt und auf Bitten um geistliche Güter beschränkt. Nicht nur Amulette und dergleichen, auch Bussen, Fasten, Wallfahrten, Mönchtum, Ehelosigkeit und alle anderen Arten von Askese werden verworfen. Auch gute Werke helfen nicht zur Seligkeit; sie sind nur ein Beweis und Frucht des Glaubens. Aus Dankbarkeit für Amidas Barmherzigkeit kann der Gläubige nicht anders als alle Gebote erfüllen. Die Seligkeit aber ist nicht erst mit dem Eintritt des Todes zu erwarten, wie die *Jōdo*-Sekte lehrt, wo Amida dann zu dem an ihn Glaubenden komme und er zu ihm, sondern sie ist gegenwärtig. Wer an ihn glaubt, kann seiner Einwohnung sich getrösten. Und dieses Heil ist

29. Eine Skizze der Geschichte dieser Sekte von der Feder Bunyiu Nanjio's findet sich in Anecdota Oxoniensia, Aryan Series, *Buddhist Texts from Japan.* Vol. I. Part II, herausg. von Max Mueller.—Zur Lehre siehe James Troup, *On the Tenets of the Shinshiu or „True Sect" of Buddhists.* T. A. S. J. Vol. XIV. Part I, und ebenda Vol. XVIII. Part I: James Troup, *The Gobunsho or Ofumi, of Rennyo Shōnin:* sowie J. M. James, *A Discourse on Infinite Vision.* T. A. S. J. Vol. VIII. Part IV.

30. Der Name *Ikkō* „ganz, völlig" wird daraus erklärt, dass die Gläubigen ihr Vertrauen *einzig* auf Amida Buddha setzen. In Wirklichkeit wird die Sekte so genannt, weil ein Text in ihrem Hauptbuche, Murioju Kyō, mit diesem Worte beginnt.

gleicherweise für alle da, die da aufrichtig glauben, für die Frauen ebenso wie für die Männer, wie sündig auch ihr Karma sei, für Laien ebenso wie für Priester, für die es auch nicht eine höhere Sittlichkeit gibt. Die Stellung der letzteren ist überhaupt eine ganz andere als in den übrigen Sekten; sie sind nicht eine Bruderschaft von solchen, die auf ausserordentliche Weise nach Vollkommenheit streben, sondern Lehrer der Laien, kleiden sich wie diese und leben in der Ehe wie ihr Stifter Shinran, der damit einen Schritt that, der dem Buddhismus ebenso neu war, wie Luthers Vermählung mit Katharina von Bora dem Kirchentum seiner Zeit.

Schon Franz Xavier erkannte in der Lehre Shinrans, die mit ihrer Verwerfung der Erlösung durch eigene Kraft das gerade Gegenteil der Lehre des Stifters der buddhistischen Religion und der meisten übrigen Sekten predigt und beinahe dem Apostel Paulus näher als dem Weisen Gotama steht,[31]) nicht wenige Züge der „Ketzerei" wieder, in deren Bann er als Studierender in Paris einst zu geraten in Gefahr gewesen war. In ihrem Zurückgehen über den Stifter der buddhistischen Kirche zu Amida Butsu und mit ihrer Losung „Gebt ihm allein die Ehre!" war sie wohl konsequenter noch und radikaler als der Protestantismus der deutschen Reformation. „Es zeigt sich hier die merkwürdige Erscheinung, dass die ursprünglich atheistisch zu nennende Lehre durch den Polytheismus zum Monotheismus durchgedrungen ist. Aber es ist festzuhalten, dass Amida sich wesentlich vom Gotte des Alten Testamentes unterscheidet, denn er wird im Bilde verehrt, er ist nicht der Schöpfer und Erhalter der Welt; er ist nicht ewig, denn es hat eine Zeit gegeben, wo er noch nicht Buddha war; er ist nicht allmächtig, er lenkt nicht die Geschichte der Menschen auf dieser Welt und straft nicht die Sünden; nur in der grossen Liebe und dem Erbarmen zu den Menschen und dem Wunsche, dass

31. Chamberlain: *At first sight, one would imagine the Shin sect to be a travesty of Christianity rather than a development of Buddhism.* (*Things Japanese*, Artikel „Buddhism")

alle gerettet werden mögen, kommt er der Gottesidee am nächsten."[32])

Hat so der Protestantismus sein Gegenstück im Kirchentum des japanischen Buddhismus, so fehlt ein solches auch dem Katholizismus nicht. Der Gründer dieser Sekte, der *Hokke*-shū, deren Hauptquartier der berühmte Tempel Minobu-san in der Provinz Kai (Kōshū) war, ist *Nichiren*, ein Priester der Shingon-shū. Ihn liessen Shinrans Lorbeeren nicht schlafen, oder richtiger wohl, der Eifer um den Meister, den Shinran aus seiner eigenen Kirche verdrängt, frass an seinem Herzen. Ein Reformator wollte er den Tempel Shakas reinigen von allem, was andere hineingetragen, und sein Schiboleth war die Gebetsformel *Namu myō hō renge kyō*, „Verehrung dem Sûtra von dem wundervollen Gesetz der Lotusblume", und seine Bibel das Buch *Hoke-kyō* (Saddharma pundarîka), dessen Wort, von dem Propheten voll von Flammeneifer mit ganz anderer Gewalt als von den Tendaipriestern gepredigt und ausgelegt, ein Hammer wurde, der die Felsen zerschmeisset. Die Amidadiener, so dekretierte er, sind der Hölle verfallen, die Jünger der Zensekte sind Teufel, der Shingon-shū anhangen heisst den Staat zerstören, und ein Verräter ist, wer an die Ritsulehre glaubt.

Fanatikerin der Orthodoxie, bigott und—darin sich von allen anderen Buddhisten unterscheidend—unduldsam gegen Andersdenkende ist auch Nichirens Mönchsjüngerschaft. Shinran hatte den Bilderdienst verworfen und, wie Luther, ohne es zu wollen, von dem Bilderstürmer Karlstadt gefolgt war, puritanische Geister gerufen, die die bis dahin verehrten Idole aus den Tempeln schleiften. Anders stand zum Bilderkult, entsprechend dem pantheistischen Realismus ihrer Lehre, die Sekte Nichirens. Keine andere kennt mehr Heilige und mehr Idole, nicht nur aus der Menschen-, auch aus der Tierwelt, als sie. Der Stifter selber, angesehen als eine Buddhainkarnation, ist seiner Gemeinde ein Gegenstand der Verehrung, und so das

32. Lange a. a. O.

von ihm über alle anderen Schriften des Kanons gestellte Buch der Lehre. Aber im Mittelpunkte steht ihr der Buddha, freilich auch nicht der historische, sondern der personifizierte Urbuddha, *Honshi Shakamunibutsu*. Er ist der Grund der gesamten Erscheinungswelt, auch aller Buddhas, die je erschienen, der einzige feste Pol in der Erscheinungen Flucht und dem gesamten Weltall innewohnend. Seine Erkenntnis aber oder das Heil, die einzige wahre Lehre, die höchste, die auch Shaka verkündigt hat, ist nirgends, im grossen Fahrzeug ebenso wenig wie im kleinen, zu finden, ausser in dem „einen", wie es im *Hoke-kyō* geschrieben steht und in der alleinseligmachenden Nichirengemeinde verkündet wird. Und in ihr wieder steht dem Himmel näher als alle anderen der Mönch mit seiner höheren Sittlichkeit.

Man sieht: wie jeder neue Mönchsorden des europäischen Mittelalters, so ist jede neue Sektenstiftung im japanischen Buddhismus ein Reformationsversuch, der die Bildung einer *ecclesiola in ecclesia* zur Folge hat. Wie die Pharisäer zur Zeit Jesu machte man, ausser stande, das Joch des ganzen Gesetzes zu tragen, eine Scheidung zwischen grossen und kleinen Geboten. Jede der nacheinander auftretenden Sekten wählte sich aus der ungeheueren Masse der kanonischen Literatur ein Buch oder einige wenige Bücher aus, in denen vermeintlich die tiefste Offenbarung des Erleuchteten niedergelegt ist, wie er sie in einer gewissen Periode seines Lebens und an einem gewissen Orte verkündigt hat. Und dieses besondere Buch oder diese enge Auswahl von einigen wenigen Büchern ist der Kanon, nach dem die ganze übrige Schrift, die über demselben nicht bei Seite gelassen, sondern ihm nur untergeordnet wird, sich muss erklären lassen.

Es konnte nicht ausbleiben, dass es zwischen den philosophisch gebildeten Anhängern der verschiedenen Schulen häufig zu Zänkereien kam. Am feindseligsten standen sich die Priester der beiden zuletzt im dreizehnten Jahrhundert, der Blütezeit des Buddhismus, auf japanischem Boden selbst entstandenen Sekten, der Shin-shū und Nichiren-shū, einander gegenüber,—die Priester,

nicht das von Religionsfanatismus im allgemeinen entfernte Volk.

Der Buddhismus der Masse war durchgängig nichts als ein mit Aberglauben aller Art gepaarter grober Götzendienst, eine polytheistische Religion, deren in Holz oder Stein und in Bronze abgebildete Götter vollendete Heilige, besonders die Gründer der Einzelsekten, und daneben die altnationalen Kami, nur meist unter anderen Namen, waren. Die metaphysischen Spekulationen der einander bekämpfenden Schulen, viel zu abstrus und schwerverständlich für das unwissende Volk, waren diesem so gut wie unbekannt. Die Gläubigen wurden belehrt, dass sie durch einmaliges Umdrehen der um eine Axe drehbaren heiligen Bibliotheken sich das gleiche religiöse Verdienst erwerben könnten, als wenn sie sich durch die in jeder derselben aufbewahrten 6711 Bände vom ersten bis zum letzten hindurchläsen. Natürlich liessen die also Belehrten sich an der leichteren Mühe der ersteren Frömmigkeitsübung genügen, dies um so mehr, als sie gar nicht im stande gewesen wären, die heiligen Handschriften und Drucke zu lesen. Denn der japanische Klerus hat es nie für nötig gehalten, den buddhistischen Kanon in die Landessprache zu übersetzen, um den Erleuchteten „japanisch" zum Volke reden zu lassen. Es waren auch nur die Priester der Shinsekte, die ihre Lehren der Masse in populären Schriften nahe zu bringen suchten. So war im allgemeinen der religiöse Volksunterricht auf die mündliche Verkündigung der Priester beschränkt. Jede Sekte besass, meist in oder bei Kyōto, einen grossen Haupttempel (*honzan*) mit dem geistlichen Oberhaupt nebst Diözesantempeln (*chū-honzan*), und unter diesen Distriktstempel (*kumiai*-dera), denen die Tempel und Priester der Sekte durch alle Provinzen des Reiches unterstellt waren. Jeder Japaner leistete seinen Beitrag zur Unterhaltung des Tempels seines Sprengels (*danna-dera*), in dessen Register (*shūmon-chō*) sein Name eingetragen war.[33] In

33. Siehe J. H. Wigmore, *Materials for the Study of Private Law in Old Japan*. T. A. S. J. Vol. XX. Suppl. Part I. pp. 63 ff.

diesen Tempeln hielten die Priester, die in Wirklichkeit auch die einzigen Lehrer des gemeinen Mannes waren und im Gemeinde- und Familienleben bei allen wichtigeren Anlässen, wie Geburt und Tod, bei Orts-und Nationalfesten, eine wichtige Rolle spielten, öfter oder seltener Predigten für die Laien. Aber auch diese Vorträge gingen nicht auf die Lehrsubtilitäten der Sekten ein, sondern schärften in der Hauptsache nur die fünf Hauptverbote (*gokai*) des Buddhismus ein (1. kein lebendes Wesen töten; 2. nicht stehlen; 3. nicht der Unzucht frönen; 4. nicht lügen; 5. keine berauschenden Getränke trinken) und malten, oft unter Zuhilfenahme bildlicher Illustrationen, in grellen Farben die Schrecken der Hölle aus, die denen drohten, welche diese Verbote missachteten.[34] Von der Lehre von der Seelenwanderung war wenig die Rede, und an die Stelle des fernen Ziels Nirvâna trat in der vulgären Verkündigung zumeist die Himmelsseligkeit im Paradies des Westens. Ihre Erlangung wurde an die Erfüllung der zehn Tugendakte (*jū zen*) geknüpft, die aus den fünf Verboten abgeleitet wurden: 1. statt Tötens Erweisung höchstmöglicher Freundlichkeit; 2. anstatt Dieberei Freigebigkeit; 3. Keuschheit an Stelle blosser Enthaltung von Unzucht; 4. Wahrhaftigkeit statt Unterlassung von Lug und Trug; 5. alles zum Besten kehren; 6. Vermeidung schandbarer Worte und Gebrauch edler Rede; 7. ehrliche Sprache im Gegensatz zu Falschheit und Uebertreibung; 8. Bekämpfung unreiner Gedanken; 9. Barmherzigkeit und Langmut statt Zorn; 10. Pflege reinen Willens als Erfüllung aller dieser Gebote. Wenn Moralgebote wie diese, die nicht nur die groben Sünden streng verboten, sondern auf Reinheit des Herzens dringen, ein gutes Vorurteil für die Predigt der Bonzen erwecken könnten, so ändert sich dies Urteil alsbald,

34. Näheres über die buddhistische Lehre von Himmel und Hölle bietet Spinner, *Zur buddhistischen Eschatologie* (Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, XIV. Jahrg. 1899, S. 193–204) nach einem der populärsten, bis jetzt in eine europäische Sprache noch nicht übersetzten Werke, das sich in seiner japanischen, von einem (nicht genannten) Tendaipriester stammenden Redaktion *Ojoyoshiu* nennt.

wenn man hört, dass die Priester selbst erklärten, es sei vergebliches Bemühen, im bürgerlichen und im Familienleben solchen strengen Forderungen der Religion gerecht zu werden; nur sie selbst, die der Welt entsagt und sich ganz dem geistlichen Leben gewidmet hätten, seien dazu im stande; durch das Uebermass ihrer Vollkommenheit nähmen sie aber auch die Sünden der Weltkinder auf sich, sofern diese nur durch reichliche Gaben für sie sorgten und sie von der irdischen Not befreiten. Auch für die Seelen der Abgestorbenen, die in den Purgatorien schmachteten, müsste gesteuert werden. Nur durch Geldspenden ist das Heil zu erlangen; den Armen, die nichts geben können, sich die Interzession der Priester zu sichern, ist das Himmelreich unbedingt verschlossen; den Frauen ist es ungleich schwerer zugänglich als den Männern, da sie von Natur mit allen Sünden behaftet sind. Ihre Gaben müssen daher, wenn sie Erlösung hoffen wollen, ungleich reicher sein. Gegen Geld konnten die Laien das Gebet der Bonzen zu den *Hotoke* in allen Nöten des Lebens haben; gegen Geld erhielten sie Ablasskarten, sogenannte *Ofuda*, durch deren Erstehung verbunden mit einer Gebetsleistung sie der üblen Folgen begangener Missethaten quitt wurden. Aber auch als Mittel gegen Krankheiten aller Art, gegen böse Geister u. dgl. wurden dem Volke solche *Ofuda*, Amulette, heiliges Wasser, heiliger Sand, selbst papierene, mit heiligen Bonjischriftzeichen bedruckte Totenhemden angepriesen und verkauft.

Man sieht, die, überdies vielfach in frivolen Unglauben versunkenen, habgierigen Bonzen verstanden es trefflich, die Ignoranz des leicht zu bethörenden, weil abergläubischen Volkes zu ihrem Vorteile auszubeuten, wofür auch die unzähligen milden Stiftungen und der enorme steuerfreie Grundbesitz der Klöster, *Jiden* genannt, ja schon die grosse Menge der Priester zeugen. Die geistig Ueberlegenen blieben sie der grossen Masse des Volkes gegenüber eben doch, auch wenn sie selbst zum grossen Teile die Spekulationen ihrer Sekten nicht mehr verstanden, ja nicht einmal mehr die Schriften lesen konnten,

und darum in Aeusserlichkeiten und religiösen Observanzen aufgingen. Wohl fehlte es nicht ganz an Ausnahmen. Es gab auch noch redliche Denker unter den Priestern. Besonders die *Rinzai*klöster in Kyōto waren Pflegestätten der Wissenschaft und feineren Bildung in einer Zeit, wo die Samurai, einst Literaten und Krieger in einer Person, alle Wissenschaft vollständig verlernt hatten, und buddhistischen Geistlichen ist es zu danken, wenn gelehrte Bildung sich auch durch die dunkelste Periode der japanischen Geschichte hindurch erhielt. Auch die theologischen Disputationen, wenngleich es sich bei ihnen zumeist mehr um Spitzfindigkeiten, Paradoxen, und um dialektische Künste der Rede-und Schlagfertigkeit als um Erforschung der Wahrheit handelte, sind ein Zeugnis dafür, dass die Priesterschaft nicht samt und sonders in Unwissenheit versunken war. Aber die grosse Mehrzahl der Bonzen erhob sich nicht viel über das allgemeine Bildungsniveau der Menge, vor der sie sich hauptsächlich nur durch grössere Schlauheit auszeichneten, wenn es sich darum handelte, sie unter frommen Vorwänden auszubeuten.

Aber eben weil sie das Volk so am Gängelbande zu halten verstanden und ebenso sehr vielleicht, weil sie durch Rauchwerk, kostbare Gewänder, pompöse Aufzüge auf die Sinnlichkeit der Laien wirkten, standen sie bei diesen in hohem Ansehen, dies trotz der rohen Sittenlosigkeit der grossen Mehrzahl. Nicht nur die höhere Moral der Mahâyânalehre, auf die der japanische Buddhismus sich der niedrigeren der Hînayânaethik gegenüber so viel zu gute that, auch die der letzteren, nach der die vollkommene Tugend nur in Abwesenheit von vier Dingen besteht, im sich ferne halten von Frauen, den Palästen der Könige, von schönen Sachen und von Reichtum, war ihnen völlig abhanden gekommen. Die Jesuiten können sich nicht genug thun im Beschreiben ihrer Völlerei und ihres Lasterlebens, besonders ihres ausgelassenen Geschlechtsverkehrs mit dem weiblichen Geschlechte, auch den Nonnen, sowie des unter ihnen auffallend gemeinen Lasters der Päderastie, und Volkssprichwörter wie z. B. *Hokke ga hotoke ni narcba, ushi no kuso ga miso ni naru,*

„wenn ein Hokkepriester zum Buddha wird, so wird Ochsenmist zu *miso* (Bohnensauce)" bekunden wohl besser als irgend welches andere Zeugnis, dass die fremden Beobachter nicht zu schwarz malten. Es waren auch durchaus nicht etwa nur die Priester der Nichirensekte, auf welche dieses Wort zunächst geht, die in so schlechtem Rufe standen. Auch in sittlicher Beziehung fehlte es natürlich nicht an rühmlichen Ausnahmen, besonders unter den Mönchen der *Zen*sekten, wenn gleich ihre ernste Sittlichkeit hinwiederum sich oft in Auswüchsen unnatürlicher Askese äusserte. Aber gerade solche Uebungen, wie wenn z. B. ein Mönch Jahre lang an einer Stelle verharrend ein Dogma durchdachte, verfehlten nicht, das Ansehen des ganzen geistlichen Standes zu heben.

Ja, die Bonzen waren nicht nur beim Volke geehrt, sondern auch von den Grossen gefürchtet. Mit ihrer sittlichen Korruption war ihr hochfahrender Sinn und ihre Arroganz gewachsen. Allerlei Elemente waren in ihren Reihen zu finden. Die Geistlichen, keiner der vier sozialen Klassen zugehörig, galten als ausserweltlich. Jeder Verbrecher konnte sich der Bestrafung entziehen, wenn er das Haupt sich scheren liess. Ueber andere wurde das Mönchtum als Strafe verhängt. Und wie im europäischen Mittelalter traten Mitglieder höherer Familien oder unglückliche Fürsten, ja selbst Shōgune und Kaiser in die Klöster ein, die so bald ein Heer von Halbpriestern füllte, für die Tonsur und Kutte nichts als eine Verkleidung war, und die Weltsinn und Ueppigkeit mit sich brachten. „Die buddhistische Priesterschaft war der hohen Aufgabe, ... welche ihr Siddhârta einst zugedacht hatte, längst entfremdet. Im Streben nach Macht und Einfluss nahmen sie an allen Händeln und Intriguen der Zeit lebhaften Anteil, im genusssüchtigen, ausschweifenden Leben standen sie den Grossen nicht nach. Ihre Klöster waren Festungen, in welchen nur der grosse politische Kartenspieler, nicht der unterdrückte gemeine Mann Trost und Hilfe fand."[35] Dass dieses Urteil Rein's zutreffend ist, zeigen

35. Rein, *Japan*, Band I, S. 300.

die Bücher japanischer Geschichte auf gar manchem ihrer Blätter. Dem Beispiel *Ryōzens*, eines Erzbischofs des *Enryaku*tempels auf dem Hiyeizan, der zuerst während des Minamoto-Taira-Krieges (1069–1186) eine Armee von Priestersoldaten organisierte, waren die Aebte anderer grosser Tempel, wie des *Onjōji* und *Kōfukuji*, gefolgt. Ein jeder dieser Haupttempel hatte Tausende von bewaffneten Bonzen. Und oft lagen sie miteinander in blutigem Kampf, brannten einander die Tempel nieder,[36] plünderten auch harmlose Dörfer, erzwangen Erfüllung ihrer Wünsche durch das Schwert, schlugen sich in den Kämpfen der Zeit auf die Seite dieser oder jener Partei und widersetzten sich selbst kaiserlichen Befehlen oder setzten Bitten, die von den Herrschern nicht bewilligt wurden, durch, indem sie zu Hunderten mit heiligen Palankins (*mikoshi*), gegen welche die Krieger sich fürchteten zu kämpfen, an den Hof zogen, so dass Shirakawa-tennō (1073–1086) den Ausspruch that, drei Dinge seien in der Welt, die nicht nach eines Mannes Willen gehen: der Lauf des Kamoflusses, die Würfel des Sugorokuspieles und—die Mönche des Berges (d. h. des Berges um Kyōto).

So stand es um die buddhistische Religion und ihre Diener. Die alte Kamilehre, in verschiedene kleine Sekten gespalten, hatte daneben gar keine Bedeutung mehr. Ihre Mythen waren kaum mehr gekannt oder doch nur noch höchstens am kaiserlichen Hofe und an den alten, von Vermischung mit dem Buddhismus rein gehaltenen Shintōstätten in Ise und in Izumo. Was dem Volke die Bonzen nicht leisteten, das leisteten ihm noch weniger die Kannushi, die, meist ganz ungebildet, sich Divinations-und Zauberkünsten ergaben. So unbedeutend war die Rolle, die sie und ihre Religion spielten, dass dieselben in den Berichten der Jesuiten von den buddhistischen Geistlichen und dem Butsudō gar nicht unterschieden werden. Sie scheinen ihnen überhaupt nicht aufgefallen zu sein. „Die Religion", sagt ein Japaner

36. Eine ganze Reihe von Beispielen gibt der zitierte Aufsatz in „The Far East".

selbst, Koji Inaba,[37]) „die ein Licht in der dunklen Nacht gewesen, hatte ihre Leucht-und Lebenskraft verloren und war zu einem unregelmässigen Geflacker geworden; das Volk war genötigt, auf einem anderen Wege Frieden zu suchen, und sehnte sich nach einer neuen Religion. Die Einführung des Christentums in solcher Zeit war, was ein labender Trunk einem lechzenden Gaumen oder was Speise ist dem Hungernden." Mit anderen Worten: Da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf dass er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, dass sie die Kindschaft empfingen. Da die Zeit erfüllet war im Sonnenaufgangsland, erschienen die Boten Gottes und predigten: „Thut Busse und glaubt an das Evangelium!" Das ewige Licht geht da herein und gibt der Welt einen neuen Schein.

37. Artikel in *Nippon Hyōron.*

NEUNTES KAPITEL.

Anfänge der Missionsarbeit in Kagoshima.

Den Beginn mit direkter Bekehrungsarbeit machte Anjiro. Und gleich dieser erste Anfang war recht ermutigend. Zuversichtlich konnte er schon in einem vom 5. November 1549 datierten, nach Indien gerichteten Briefe schreiben: „Die Japaner hören mich sehr gern von Jesu Christo reden; daher hoffe ich, es werden sich mit Gottes Gnade noch viele zu Christo bekehren" Die ersten Bekehrten machte er im eigenen Hause, unter den Seinen. Während Xavier dem Studium der Landessprache oblag, zeigte sein japanischer Gehilfe seinen Eifer für die Religion, welche er nicht bloss zum Scheine angenommen, indem er Tag und Nacht seinen Freunden und Verwandten jeden Alters, Standes und Geschlechts die christliche Lehre auseinandersetzte. Er verstand es, dieselbe so wirksam zu empfehlen, dass er seine Mutter und Schwester, sein Weib und seine einzige Tochter sowie andere Verwandte und Freunde für den Glauben an Christus gewann. Sie alle scheint Xavier bereits getauft zu haben, als er, noch nicht drei Monate nach seiner Ankunft, die ersten Nachrichten aus Japan sandte. Und das Volk sprach, wie er nach Goa und Coimbra berichtet, keine Missbilligung gegen diejenigen aus, welche sich entschlossen, Christen zu werden, daher er denn auch mit gleicher Zuversicht wie Anjiro an Pedro de Silva nach Malakka schreibt: „Soweit ich bis jetzt bemerken konnte, ist dieses Land gegenwärtig in der rechten Stimmung, den Samen des göttlichen Wortes aufzunehmen, so dass wir, wenn die pflegende Hand nicht fehlt, mit vollem Rechte eine reichliche Ernte erwarten. Bei diesem Volke herrscht die

Vernunft weit mehr als die Leidenschaft. Trotz zahlreicher Verirrungen behält die gesunde Vernunft doch immer ihr Ansehen. Unwissenheit ist vielmehr die Quelle ihrer Verirrungen, die sie offenbar ablegen werden, sobald sie nur bekehrt werden. So bleibt denn auch bei ihren Lastern die Herrschaft der Vernunft unangetastet; jene werden nicht öffentlich gegen die Stimme der Vernunft verübt, sondern heimlich und gleichsam unvermerkt schleichen sie sich ein, so dass eine zügellose Hingabe an die Laster ohne Scheu vor der Stimme des Gewissens bei diesem Volke nicht so eingerissen ist wie dort, wo man mit unverschämter Bosheit sich der Sünde hingibt."

Es ist natürlich, dass der eifrige Apostel brannte, selbst so bald als möglich in die Arbeit einzutreten. Er selbst gibt an, dass er bereits nach nur vierzigtägigem Sprachstudium im Japanischen so weit fortgeschritten war, dass er die zehn Gebote erklären konnte; und sobald sein Katechismus übersetzt war, säumte er nicht länger, auch seinerseits von der ihm vom Fürsten erteilten Predigterlaubnis Gebrauch zu machen, d. h. Abschnitte aus diesem Abriss öffentlich vorzulesen.

Ein Mann wie er war dem Volk eine ungewohnte Erscheinung und konnte nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen, wo sie sich zeigte. Staunte man schon darüber, dass er und seine Begleiter aus so fernen Landen über gefahrvolle Meere nicht Gewinnes halber, nur um ein göttliches Gesetz, heiliger als das japanische, zu verkünden, gekommen waren, so flösste noch mehr sein ganzes Auftreten Vertrauen, Achtung, ja Bewunderung ein. In nichts sich von den Landesbonzen übertreffen zu lassen, hatte er schon vor seiner Ankunft im Lande sich vorgenommen, sich wie diese aller Fleisch- und Fischkost und starker Getränke zu enthalten. In schlechtem, abgetragenem Gewande ging er einher. Und es konnte nicht lange verborgen bleiben, dass unter dem armen Kleide auch wirklich ein gottesfürchtiges Herz schlug, und dass seine Enthaltsamkeit und Armut nicht wie bei so vielen Bonzen nur Schein, zur Schau getragenes äusseres Wesen war.

Sein heiliger Eifer zeugte für des Mannes sittlichen Ernst. Sein untadeliges Leben nahm ein für seine Lehre.

Nach wenigen Tagen schon hielten einige bei ihm um die Taufe an. Der erste, der sie erhielt, war ein Mann aus dem unteren Volke, der sich in der Folge durch frommen Eifer und christliche Tugenden auszeichnete. Er erhielt den Namen Bernhard. Schon am 3. November 1549 aber kündigt Xavier den Patres in Goa noch für dasselbe Jahr die Ankunft zweier auf den Akademieen von Meako und Bandu (=*Kwantō*) gebildeter Bonzen an, die auch den Glauben Jesu angenommen hatten und nun in Indien im Kollegium zu Goa sich genauer über die christliche Religion und die europäische Wissenschaft unterrichten wollten. Er empfiehlt sie ihrer besonderen Aufmerksamkeit mit dem Beifügen, die Japaner hätten einen Charakter, der sich nur mit Liebe und Freundlichkeit behandeln und lenken lasse. „Sorgen Sie dafür", schreibt er, „dass die Zöglinge des Kollegiums zu einem sehr grossen Teile Chinesen und Japaner seien; erziehen Sie dieselben auch im Portugiesischen, damit sie hier, wo sie von grossem Nutzen sein können, als Dolmetscher dienen." Auch andere, noch nicht christliche Japaner machten, bestimmt durch Anjiros Erzählungen über die Portugiesen, die Reise nach Malakka. Und auch sie wurden von Xavier aufs angelegentlichste an den dortigen Präfekten empfohlen. „Ich ersuche Sie bei allem, was Sie Gott und Ihrem Adel schulden, denselben eine ehrenvolle und gastfreundliche Aufnahme zu gewähren und ein gutes, bequemes Absteigequartier bei reichen, angesehenen Portugiesen zu bereiten, denen Sie zugleich eine recht liebevolle Behandlung dieser Gäste empfehlen wollen. Es wird diesen Japanern gewiss ein mächtiger Antrieb zur Annahme des Christentums sein, wenn sie durch eigene Erfahrung sehen, dass Paul der Wahrheit gemäss über die Portugiesen berichtet hat."

In den *Epistolae Indicae* findet sich ein Brief aus dem Jahre 1550, geschrieben von P. *Franciscus Perez* in *Malakka* an die Brüder im Comorinischen Vorgebirge, aus dem man ersieht,

welchen Eindruck die ersten Nachrichten Xaviers aus Japan dort machten, und dass gleichzeitig mit diesen schon Japaner ankamen. „Aengstlich", heisst es da „warteten wir, etwas von ihm zu hören, und gaben schon alle Hoffnung auf, dass mehr ein Schiff aus Japan kommen werde, da die Zeit, zu der sie in diesen Hafen einzulaufen pflegen, schon vorüber war, als den 2. April, an einem Mittwoch früh, noch ein Schiff ankam, das nicht nur uns, sondern die ganze Stadt in eine allgemeine Freude versetzte. Kaum hörte der Präfekt, dass wir etwas Neues erhalten hätten, so schickte er zu mir, als ich eben in der Kirche der Barmherzigkeit Messe las. Ich ging gleich in die Hauptkirche, wo der Präfekt, Don Pedro de Silva, meiner wartete, der auf die ihm mitgeteilten Nachrichten vor Freude ganz ausser sich war. Er sagte zu mir, es wäre gut, eine Prozession anzustellen. Ich sagte es dem Vikar, der nicht weniger erfreut war. Und gleich versammelte sich das ganze Volk, und der Zug ging zu Unserer Lieben Frau am Berge, von der Anrufung der Schmerzen genannt, wo der Pater Vikar, damals Vincentino Riegas, die Messe von der Mutter Gottes absang. Mit dem Schiffe kamen vier Japaner, die in dem Hause eines christlichen Chinesen sehr wohl aufgenommen und von den Portugiesen dieser Stadt sehr oft eingeladen wurden. Wir unterrichteten sie in unserem heiligen Glauben, und sie empfingen mit vieler Freude am Auffahrtstage die heilige Taufe. Zwei davon kleidete der Präfekt und die zwei andern Pedro Gomez d'Almeida. Der Präfekt war auch der Taufpate, und der Vikar taufte sie mit vieler Feierlichkeit. Drei davon kehrten über China nach Japan zurück; der vierte aber blieb indessen bei uns, weil er ein grosses Verlangen hat, Goa zu sehen."

In der gleichen Briefsammlung besitzen wir ein kurzes Schreiben des P. *Melchior Gonzalez* nach Europa d. d. *Cochin*, 23. Januar 1551. Da heisst es: „Wir haben schon Briefe vom P. M. Franciscus erhalten, die mit gegenwärtigem nach Portugal abgehen. Er hat mit Gottes Hilfe vielen Nutzen in Japan geschafft. Er schickte einige von diesem Lande nach Malakka

und Goa, damit sie die christliche Lehre lernten. Dieses Volk ist sehr emsig und nicht wie unsere Canariner und Malabarer, die keine Politik haben. Es sind sehr gesittete und vernünftige Leute, und so hoffen wir, Gott wird da dem Christentum ein grosses Thor öffnen."

Nach *Rom* waren die ersten Nachrichten aus Japan noch im Februar 1552 nicht gelangt, wie wir aus einem von *Loyola* an Xavier gerichteten Briefe [1]) sehen. Sie waren in Portugal zurückgeblieben. „Trotzdem", schreibt Ignatius, „hat es uns grosse Freude im Herrn gemacht, zu erfahren, dass Sie gesund in jenem Lande angekommen sind, und dass der Predigt des Evangeliums ein Thor geöffnet ist. Möge es demjenigen, welcher es gnädig eröffnet hat, gefallen, durch dasselbe die Völker aus ihrem Unglauben zu retten und zur Kenntnis unseres Heilandes Jesus Christus und auf den Weg des ewigen Heiles der Seelen zu führen."

Die heftigsten Widersacher bei seinem Bemühen, die Seelen der Japaner auf diesen Weg des Heils zu führen, fand Xavier naturgemäss in den Bonzen. Wie *Cosmo Torres* am 29. September 1551 der Gesellschaft in Goa schreibt, hatten sich diese anfangs über die Ankunft der europäischen Glaubensboten gefreut, sehr bald jedoch ihre freundliche Stellung zu ihnen ins Gegenteil verwandelt. Wie hätte es auch anders sein können! Wohl hatte sich Xavier vorgenommen, sich nicht unnötig in Dispute und Zänkereien mit ihnen einzulassen, aber er hatte auf der andern Seite doch auch den entschlossenen Willen, sich unter keinen Umständen seiner Pflicht zu entziehen, wo die Ehre Gottes und das Heil der Seelen es erheischte. „Ohne Gottes Zulassung, davon sind wir fest überzeugt, können sie uns nicht den mindesten Schaden zufügen. Und sollten wir für eine so gute und heilige Sache unser Leben hingeben müssen, so werden wir dies als die grösste Gnade Gottes ansehen und denen danken, welche unserm Leben hier auf Erden, das nur ein beständiger Tod ist, ein Ende machen

1. Bei Bouix pp. 388 u. 488 f.

und uns den Eintritt ins ewige selige Leben eröffnen. Durch keine Drohungen und Einschüchterungen von seiten derselben werden wir uns von der Verkündigung der Wahrheit abhalten lassen." Dass er bei solchem Kampfmut und solch entschiedener Festigkeit der Gesinnung, wie sie in dieser und anderen ähnlichen Aeusserungen sich kundgibt, in seinen Reden keinerlei vorsichtige Schonung gegen die Bonzen kannte, lässt sich denken. Dass er keine Gelegenheit vorübergehen liess, vor den Augen und Ohren des Volks seine intellektuelle und moralische Ueberlegenheit über sie zu zeigen, trug natürlich auch nicht dazu bei, sein Verhältnis zu ihnen besser zu gestalten. Die Feindschaft der buddhistischen Priester wuchs in dem Masse, als des „europäischen Bonzen" Erfolge sich mehrten. Und diese nahmen zusehends zu, so sehr, dass die Bonzen schon am empfindlichsten Punkte sich getroffen fühlten, d. h. einen Ausfall in ihren Einkünften merkten, Xavier aber bereits ein Vierteljahr nach seiner Landung voll Hoffnung künftig einzuthuender Ernten seine Genossen in Goa aufforderte, sich bereit zu halten, da er vielleicht in zwei Jahren viele von ihnen einladen werde, nach Japan zu kommen, ja sogar sich vornimmt, auch die Mitglieder anderer von Eifer für die Verbreitung des Evangeliums erfüllter religiöser Ordensfamilien inständig zu bitten, nach Japans Inseln zu eilen, um ihren Durst nach Seelen zu stillen. „Wenn sie auch in grosser Zahl kommen, so bleibt doch noch für die Bemühungen und Arbeiten vieler Raum." Den P. Antonio Gomez, dessen Nachrücken nach Japan Cosmo sehr gewünscht zu haben scheint, vertröstete er mit der Aussicht, ihn vor Ablauf von drei Jahren nach Meako oder Bandu zu grossen Aufgaben in der Hochburg und Festung des japanischen Aberglaubens zu rufen. Dagegen weist er ihn an, dafür zu sorgen, dass drei andere, die er ausdrücklich benannte, und an die er selbst mit gleicher Post eine diesbezügliche briefliche Weisung richtete, ungesäumt sich zur Reise nach Meako im April des folgenden Jahres vorbereiteten als erste Verstärkung der kleinen Missionstruppe auf dem verheissungsvollen Arbeitsfelde. Es waren dies P. *Gaspard Bar-*

zaeus,[2]) dessen Versetzung nach Japan er schon März 1549 vor Antritt seiner eigenen Reise dahin ins Auge gefasst hatte, P. *Balthazar Gago*, und *Diego de Carvalho*, über welch letzteren das zu Coimbra geführte Register der von dort aus nach Indien entsandten Väter und Brüder keinerlei Auskunft gibt, wohl weil er, wie COLERIDGE 3) vermutet, ein Spanier war und darum nicht von Coimbra aus nach Indien geschickt wurde. Aus dem Briefe Xaviers an Gomez lässt sich nur so viel entnehmen, dass er die Priesterweihe noch nicht empfangen hatte. Jedenfalls erschien er ihm wie die beiden Priester vor anderen geschickt zur Arbeit in Japan, wie man daraus erkennt, dass er den P. Gomez aufs ernstlichste warnt, einen von ihnen zurückzubehalten und durch einen andern zu ersetzen. Aber nur einer, Balthazar Gago, kam wirklich nach Japan, Diego Carvalho starb kurze Zeit, nachdem er den Brief, der ihn dahin rief, empfangen hatte,[4]) und was Barzaeus anlangt, änderte Xavier selbst seine Bestimmung nach seiner Rückkehr.

Der Gesellschaft in Goa berichtet er im Jahre 1551, dass in etwas mehr denn Jahresfrist in Kagoshima mehr als 100 Personen in die Herde Christi aufgenommen wurden, und, fügt er hinzu, hätten die übrigen ebenfalls Christen werden wollen, so hätten sie es, ohne bei ihren Eltern und Verwandten anzustossen, thun können.

Unter den gewonnenen Bekehrten war die Gattin eines Beamten des Fürsten. Sonst aber scheint sich die Christengemeinde nur aus den Armen und Aermsten rekrutiert zu haben, die zum Teil auch wohl mehr um empfangener oder zu gewärtigender Almosen willen als aus innerer Ueberzeugung sich

---

2. Ich behalte die geläufige latinisierte Form des Namens des 1515 zu Goes, Provinz Seeland in den Niederlanden, geborenen Missionars (*Barzaeus*) bei, obwohl, wie W. v. N. Soc. Jesu in seinem Werke „*Gaspar Berse of de Nederlandsche Franciscus Xaverius*", Rotterdam 1870 (Voorbericht p. VI. VII.) nachgewiesen hat, die richtige Form des Namens *Berse* ist.

3. A. a. O. Vol. II, p. 261.

4. ORLANDINI, *Historia Societatis Jesu* VII, 49.

taufen liessen, wie sich daraus erschliessen lässt, dass Xavier den Don Pedro de Silva im Interesse der Ausbreitung des christlichen Glaubens um Zuweisung von Unterstützungsgeldern für die armen Neubekehrten angeht. „Wenn Sie mir so viel Vertrauen schenkten, mich zu Ihrem hiesigen Verwalter zu machen, so glaube ich Ihnen versprechen zu dürfen, dass ich Ihnen alles mir anvertraute Geld und Gut mit mehr als hundertfältigen Zinsen zurückgeben würde. Und dieser Gewinn würde vor allen Gefahren der Reisen und Schiffbrüche sicher sein infolge der zuverlässigen Handelsgeschäfte, wodurch bisher noch kein Präfekt von Malakka einen so reinen und reichen Gewinn erzielt hat. Sie wünschen zu wissen, was denn das für Handelsgeschäfte seien. Ich will es Ihnen ohne Umschweife sagen. Entschliessen Sie sich, uns eine Summe zur Verteilung unter die armen Christen, welche wir jetzt hier haben und bald haben werden, zur Verfügung zu stellen. Ich verbürge Ihnen dem Worte Christi zufolge, dass Ihnen das also angelegte Kapital mehr als hundertfältig im Himmel erstattet werden wird, ohne von Stürmen und Wellen und von der Gewalt und List der Seeräuber zu fürchten zu haben. Indem ich dies schreibe, fürchte ich allerdings, Sie möchten augenblicklich nicht besonders geneigt sein, sich in dieses Handelsgeschäft einzulassen, obwohl es doch keines gibt, das grössere Sicherheit böte. Weiss ich ja, dass Sie Präfekten von Malakka bei aller Hochherzigkeit und bei aller Aufmerksamkeit auf sich darbietenden Gewinn meistens doch diese sicherste und kürzeste Art, vorteilhafte Geschäfte zu machen, vernachlässigen."

Wären die drei Jesuiten im Besitze des fürstlichen Wohlwollens, dessen sie sich anfangs erfreuten, geblieben, so hätte das Bekehrungswerk sicher gedeihlichen Fortgang genommen, und Xaviers Hoffnung, dass leicht die ganze Stadt gewonnen würde, möchte sich mählich erfüllt haben. Aber die Gunst dieses Grossen war nicht von Dauer. Er wurde kälter gegen die fremden Lehrer, hauptsächlich wohl deshalb, weil er ihnen die Schuld beimass, dass die portugiesischen Schiffe, deren geschätzteste Handelsartikel damals noch Feuerwaffen waren, statt zu

Kagoshima oder in einem der anderen Häfen seines Gebietes, in *Hirado* (von den Portugiesen Firando genannt) im Gebiete seines Rivalen angelegt und so diesem die Handelsvorteile zugewendet hatten, auf welche er erpicht gewesen war.

Nun hatten auch die Bonzen, die bisher von Haus zu Haus gehend die fremden Prediger diskreditiert und ihre Predigt verächtlich zu machen gesucht hatten, mit ihren Beschwerden beim Fürsten mehr als bisher Erfolg. Sie hielten ihm vor, wie unrecht es für ihn wäre, die Religion seiner Väter zu verlassen und eine fremde anzunehmen, mit einem Gotte, der keinen anderen neben sich dulde. Der Kult der einheimischen Götter und die Lehre der Vorfahren würden in Verachtung kommen. Denn da das christliche Gesetz den japanischen widerstritte, so würden die, welche jenes annehmen, die heiligen Gesetzgeber der uralten Satzungen hintansetzen. Dies aber könne nicht ohne grossen Schaden der Stadt und des Landes geschehen, und er selber werde seiner Herrschaft verlustig gehen. Aus schuldiger Achtung vor den heiligen Urhebern der durch die fremde Lehre bedrohten japanischen Gesetze und in seinem eigenen Interesse wie dem seiner Unterthanen müsse er darum die Todesstrafe darauf setzen, wenn in Zukunft jemand Christ werden wolle.

Shimazu Takahisa hatte sicher nie im Ernste Religionsneuerungen in seinem Gebiete gewünscht. Die Priester der fremden Religion hatte er aufgenommen und begünstigt einzig in der Absicht, die Portugiesen dadurch dauernd in seine Häfen zu ziehen und sich durch den Handel mit ihnen Vorteile zu schaffen. Da er sich in dieser Erwartung enttäuscht sah, war er leicht zu bereden, seine Hand von ihnen abzuziehen, ja sich für den vermeintlichen Undank durch Unterdrückung ihrer religiösen Thätigkeit zu rächen. Ungefähr ein Jahr nach ihrer Ankunft änderte er offen seine Politik und verbot die Verkündigung des Evangeliums durch ein den Forderungen der Bonzen entsprechendes Edikt.5)

5. Muensterberg a. a. O. S. 18 bemerkt: „Der Fürst von Satsuma soll die Missionäre nicht geduldet haben, da die Portugiesen Waffen und Handel zum Fürsten

Wenn er meinte, P. Xavier darum, weil die Portugiesen in Hirado statt in einem seiner Häfen landeten, grollen zu müssen, war er gewiss im Irrtum. Die Portugiesen zogen den Hafen von Hirado vor, weil er sich ihnen, wie sie gerade zu dieser Zeit entdeckten, um seiner leichteren Zugänglichkeit und grösseren Sicherheit für ihre Schiffe willen mehr empfahl. Gleichwohl ist die Mutmassung nicht so ganz von der Hand zu weisen, dass Xavier anfangs wenigstens hatte durchblicken lassen, dass es bei ihm stehe, den Handel der portugiesischen Seefahrer in sein Land zu ziehen, um sich und seinen Genossen dadurch des Fürsten Protektion zu sichern. Nur zu oft haben auch in der Folge die portugiesischen Kaufleute und die Jesuiten in Japan einander in die Hände gearbeitet. Und dass Xavier sich in Japan ebensowenig wie vorher in Indien hütete, sich in weltliche Dinge zu mischen, wenn es galt, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, das zeigen aufs deutlichste zwei Schreiben, die er beide am 5. November 1549 das eine an den Präfekten von Malakka, das andere an P. Antonio Gomez richtete.

Im ersteren liest man: „Seien Sie versichert, dem, welcher zuerst das Reich Gottes sucht, werden auch die menschlichen Vorteile nicht fehlen. Denn irre ich nicht, so werden auch dem

---

von Bungo und nicht zu ihm brachten. Die Erzählung taucht freilich erst im 17. Jahrhundert auf und mag eine Ausrede der Jesuiten sein, um ihre Misserfolge in Satsuma zu verbergen. Es ist wenigstens nicht ausgeschlossen, dass dieser mächtigste Fürst Japans überhaupt nichts von den Fremden wissen wollte, weder von den Handelsleuten noch von den Jesuiten.“ An diesem Satze ist so gut wie alles falsch. Nirgends geben die Jesuiten an, dass die Bevorzugung der Häfen von Bungo durch die Portugiesen den Daimyō von Satsuma gegen die Jesuiten verstimmt habe. Sie reden vom Hafen von Hirado. Und diese Erzählung taucht nicht erst im 17. Jahrhundert auf und ist nicht eine blosse Ausrede der Jesuiten, ihre Misserfolge in Satsuma zu verbergen. Der Statthalter dieser Provinz, der übrigens zu dieser Zeit auch nicht der mächtigste Fürst Japans war, war endlich recht sehr darauf erpicht, die Fremden in seine Häfen zu ziehen. MUENSTERBERG's weitere Bemerkung: „Zu allen Zeiten. . . . . waren die Satsumaleute die konservativsten und allen Neuerungen feindlichst gesinnten Männer. Vermutlich liegt darin die Ursache, dass sich der neue Handel in diesem mächtigsten Reiche auf Kyūshū nicht entwickeln konnte“ erledigt sich danach von selbst.

Könige und dem Königreiche, deren Interessen Sie mit so grosser Treue und Gewissenhaftigkeit besorgen, aus unserer Reise nach Japan grosse Vorteile erwachsen. Nämlich ungefähr zwei Tagereisen von Meako entfernt liegt die Seestadt *Sakai*, welche der erste Handelsplatz Japans ist. In dieser Stadt werden, mit Gottes Hilfe, Agenten des Königs von Portugal unschwer das Recht, sich niederzulassen, erhalten und die Erlaubnis, Magazine zu erbauen zur Niederlage europäischer und indischer Waren, bis sie gegen dieselben in Musse die kostbarsten Metalle, Kunstwerke und sonstige Erzeugnisse des Landes eintauschen können, besonders Silber und Gold, welches beinahe von allen Inseln hiesiger Gegend in diesem reichsten Hafen zum Verkaufe zusammenfliesst. Damit diese beiderseits vorteilhafte Handelsverbindung abgeschlossen werde, will ich dem König von Japan den Rat geben, einen Gesandten nach Indien abzuordnen, der die zum Leben so dienlichen Produkte in Augenschein nehme, woran Indien so reich ist, die Japan aber fehlen. Bei seiner Rückkehr würde dieser dann das Verlangen darnach bei seinen Landsleuten wecken und sie geneigt machen, die Bedingungen eines Handelsvertrages anzunehmen; und so würde ohne Schwierigkeit zwischen dem Vizekönig von Indien und dem König von Japan eine Uebereinkunft über die Bedingungen des Handels im allgemeinen und insbesondere über Errichtung einer portugiesischen Zollstation in Sakai zu stande kommen."

Was eigentlich mit dem ganzen Ratschlage bezweckt war, das zeigt das andere gleichzeitig an P. Gomez gerichtete Schreiben. Da weist er diesen an: „Während sich unsere Brüder—er meint die neuen von ihm nach Japan gerufenen Priester und Laienbrüder—zur Abreise vorbereiten, wünsche ich, dass Sie mit dem Vizekönige darüber sprechen, dass er einen Brief an den König von Japan schreibe und Geschenke beifüge, welche in seinem Namen ihm mit dem Briefe überreicht werden sollen. Dies wird dazu dienen, jenen Völkerschaften die Predigt des Evangeliums zu empfehlen. Kommt zu ihrer übernatürlichen Kraft noch diese äussere Empfehlung, so hege ich die zuversicht-

liche Hoffnung, in kurzer Zeit in Japan durch zahlreiche Bekehrungen eine blühende christliche Kirche erstehen zu sehen. Weil aber die Lockspeise der Natur eines jeden anzupassen ist, und auf diejenigen, welche mit zeitlichem Gewinn zu rechnen pflegen, der Hinweis auf den geistlichen Nutzen weniger Eindruck macht, so stellen Sie den Verwaltern der königlichen Finanzen in Indien vor, dass sich ihnen eine sehr günstige Gelegenheit bietet, aus Japan neue, überaus reiche Einkünfte für den König zu ziehen. Es wird sich nämlich leicht erreichen lassen, dass in der Seestadt Sakai, welche der erste Hafen von ganz Japan ist, den Beamten des Königs von Portugal von der japanischen Regierung ein Haus zur Niederlage europäischer Waren angewiesen werde, gegen welche mit grossem Gewinne das feinste Gold und Silber, das in grosser Menge aus den Bergwerken Japans gewonnen und nach Sakai gebracht wird, eingetauscht werden könnte; ein zugleich dort errichtetes Zollamt würde von unberechenbarem Vorteile für die königlichen Finanzen sein. Wenn diese Hoffnung nicht gemacht wird, so fürchte ich sehr—möge meine Ahnung falsch und irrig sein!—dass die königlichen Finanzverwalter Indiens sich nicht bewegen lassen, ein grosses Schiff im Namen des Königs nach Japan zu entsenden, nur um Verkündiger des Evangeliums dahin zu bringen. Wir werden uns freuen, wenn auch nur bei Gelegenheit Christus gepredigt wird, und es für Gewinn erachten, wenn das Himmelreich wenigstens als eine Zugabe zu zeitlichem Gute betrachtet wird, und hier, wo die reife Ernte ruft, so notwendige Arbeiter am Heile der Seelen sicher mit einem Schiffe ankommen können, das zunächst zur Gründung eines Handelsplatzes bestimmt ist. Sollte man vielleicht mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse Indiens es nicht für passend halten, einen Gesandten mit einem Schiffe im Namen des Königs oder Vizekönigs abgehen zu lassen, so könnte sich der Vizekönig um einen seiner Verwandten oder Freunde verdient machen, wenn er ihm eine unabhängige Gesandtschaft mit dem Privilegium des überaus einträglichen japanischen Handels gestattete. Dieser würde, wenn

ich mich nicht täusche, gern auf eigene Kosten einen tüchtigen Kauffahrer zu dieser Reise ausrüsten, von der er mit Wahrscheinlichkeit, ja fast mit Sicherheit grossen Gewinn erwarten dürfte. Da Sie die reichen Kaufleute von Goa, ihre Verhältnisse und ihre Wünsche kennen, so überreichen Sie einem derselben, oder überhaupt allen, denen Sie es dienlich glauben, beifolgendes Verzeichnis von Waren, an denen Indien Ueberfluss hat, und die hier sofort um hohen Preis Absatz finden werden, um dadurch in ihnen das Verlangen zu wecken, in Japan Gewinn zu machen, was zugleich der Religion zu gute kommen wird. Das Schiff, welches hierher kommt, muss möglichst viel von diesen Waren mitbringen. Wenn der Herr sich selbst nicht der Gefahr der Reise auszusetzen wagt, so möge er einen Vertreter, dem er sein Vertrauen schenkt, senden; wir unsererseits werden uns redlich bemühen, zum raschen Verkauf der Ladung mitzuwirken. Nach unserer gegenwärtigen Kenntnis der hiesigen Verhältnisse dürfen wir dem Kaufmanne einen überaus reichen Gewinn versprechen. Wenn Sie bei passender Gelegenheit den rechten Persönlichkeiten dies mitteilen, so wird sich in der Aussicht auf den Gewinn schon jemand finden, der auf alle Ihre Bedingungen eingeht, und es steht nicht zu fürchten, dass das Schiff nicht fest genug sei; da er ihm so viele Waren anvertraut, so wird er schon Sorge tragen, dass es mit allem wohl ausgerüstet sei, und wir werden den Vorteil haben, dass die Verkündiger des Evangeliums auf diesem Schiffe möglichst sicher hierher kommen, wo sie so notwendig sind. Da haben Euer Hochwürden meinen Gedanken über die bestmögliche Art der Ueberfahrt der Unsrigen von Goa hierher. Ich füge ausserdem noch bei, was ich aus Erfahrung weiss. Will einer die Fahrt hierher möglichst sicher und schnell machen, so muss man im April von Goa und im Juni von Malakka abreisen. Deshalb drängen Sie, dass das Schiff, welches hierher kommen soll, mit seiner ganzen Ladung und mit reichlichem Proviant und Vorräten jeder Art versehen, an den bezeichneten Terminen zu Goa und Malakka unter Segel gehe. Auch sollen die Besitzer des Schiffes sich auf

keine Weise verleiten lassen, auch nur für kurze Zeit in den Häfen von China anzulegen, sei es unter dem Vorwande, dort vorteilhafte Geschäfte zu machen oder Vorräte einzunehmen, welche von anderswo ausreichend besorgt werden müssen; ebenso sollen sie auch an den unterwegs liegenden Inseln sich nicht des Handels wegen aufhalten, sondern nur, wenn notwendig Wasser eingenommen werden muss, was ebenfalls möglichst rasch geschehen soll. Will man nicht grossen Gefahren sich aussetzen, so sei man überzeugt und glaube denen, welche die Erfahrung gemacht haben, dass man von Malakka direkt und ohne Unterbrechung die Fahrt nach Japan machen muss. Thut man es nicht, so läuft man, abgesehen von dem nachteiligen und langweiligen Aufenthalte, die grössten Gefahren. Wie viel Zeit aber verloren geht, sehen Sie, wenn Sie nur die Dauer der beiden Fahrten vergleichen. Im günstigen Falle dauert die direkte Fahrt von Goa nach Japan vier und einen halben Monat; legt man aber in China an, so gelangt man kaum in siebenzehn Monaten von Malakka nach Japan. Weil ich aber weiss, wie leicht die Aussicht auf einen augenblicklichen Gewinn die Habsucht der Kaufleute bestechen kann, ihren Plan unbekümmert um ihre Versprechungen plötzlich zu ändern, so würde ich es für gut halten, ihnen durch eine gewisse List die Gelegenheit, in China Geschäfte zu machen, zu entziehen, indem Sie dahin wirken, dass der Kauffährer nicht mehr Pfeffer lade, als durch den Handel in Japan mutmasslich abgesetzt werden kann. Sonst wenn sie wissen, dass sie von dieser Ware einen solchen Vorrat führen, dass noch genug für Japan übrig bleibt, wenn auch ein Teil in China abgesetzt wird, so werden sie in der Nähe der chinesischen Häfen sich kaum enthalten können, ihrer Habgier nachzugeben und die Fahrt zu unterbrechen, wenn das Wetter auch entschieden abrät und die Matrosen Gegenvorstellungen machen. Wenn darum die Ladung von dem Schiffe, welches unsere Patres benutzen werden, eingenommen wird, so bewegen Sie diejenigen, welche darüber zu bestimmen haben, dass nicht mehr als achtzig Kisten Pfeffer verladen werden. Soviel kann zu Sakai rasch

und mit grossem Vorteile verkauft werden. Noch eine andere Vorsichtsmassregel möchte ich Ihnen anraten, damit desto leichter die Habgier der Schiffsherren in Schranken gehalten werde. Bitten Sie nämlich den Herrn Vizekönig, der Ihnen gewiss willfahren wird, dass er in dem Schriftstück, wodurch er dem Kapitän die Sorge für die Ueberfahrt der Unsrigen nach Japan empfiehlt, ausdrücklich beifügen wolle, er verbiete durchaus, des Handels wegen in den Häfen von China anzulegen, weil der 1. August der äusserste Termin für die Fahrt von China nach Japan ist. Wenn man nicht wenigstens an diesem Tage abreist, von dem an die Passatwinde noch ungefähr einen Monat wehen, so halten diejenigen, welche mit den Verhältnissen des dortigen Meeres bekannt sind, es für unmöglich, noch in dem Jahre nach Japan zu kommen, es sei aber klar, dass die, welche gegen Ende Juni von Malakka abfahren, wenn sie wegen Handelsgeschäften sich in den Häfen von China aufhalten, nicht am 1. August zur Weiterfahrt bereit sein werden; der notwendige Aufenthalt in China schneide die Gelegenheit zur Reise nach Japan ab und zwinge, bis zum folgenden Jahre auf die Wiederkehr des Monsuns, eines für die Ueberfahrt nach Japan günstigen Windes, zu warten, der nur zu bestimmten Zeiten weht. Weil dies der Verkündigung des Evangeliums, welche dem Könige vor allem am Herzen liegt, sehr nachteilig sein würde, so müsste der Vizekönig erklären, dass, wer ein solches Vergehen sich zu schulden kommen lässt, derselben Strafe unterliege wie diejenigen, welche sich einem königlichen Befehle mit Wissen widersetzen, da er sich zur Ueberfahrt der Patres nach Japan unter der ausdrücklichen Bedingung direkter und ununterbrochener Fahrt verpflichtet habe; hätte er diese nicht eingegangen, so würde er (der Vizekönig) nach des Königs Absicht dieselben dem Kapitän eines andern Schiffes anvertraut haben."

Zum Erweis, wie immer die Politik in Xaviers Gesichtskreis blieb, darf hier an ein anderes noch erinnert werden, worauf schon Venn[6]) hingewiesen hat. Xavier hatte gehört, dass Spanien

6. Venn-Hoffmann, *Franz Xavier. Ein weltgeschichtliches Missionsbild.* Wiesbaden 1869. S. 235.

ein Auge auf die „Silberinseln" Japan geworfen habe. Er mahnt (Goa, 6. April 1552) Simon Rodriguez, dahin zu wirken, dass der König und die Königin von Portugal dem Kaiser und König von Spanien, Karl V., schrieben, wie unmöglich es sei, mit einer Flotte von Neuspanien nach Japan zu gelangen. Er hatte bereits selbst in diesem Sinne an den König geschrieben, wünschte aber die Sache durch die portugiesischen Hoheiten in Erinnerung zu bringen. Er ermächtigt Simon Rodriguez zu erklären, dass Schiffe aus Mexiko, nachdem sie den Ozean durchsegelt, keine Häfen in Japan finden, sondern durch Stürme und Felsen untergehen würden, dass, selbst wenn es gelänge, in Japan zu landen, die Truppen in den unfruchtbaren Eilanden verhungern müssten, ja dass, wenn sie unter dem Vorwande friedlichen Handels in einen Hafen einliefen, die ebenso kriegerischen als habsüchtigen Japaner sie samt und sonders niedermachen würden. „Es war nicht der freie, offene Charakter des christlichen Missionars", bemerkt hiezu Venn, „sondern der des schlauen Diplomaten, der den Xavier so über eine spanische Unternehmung sprechen liess, während er eine portugiesische in jeder Weise anriet."

Gewiss wird niemand, der ihm gerecht werden will, Xavier Falschheit zutrauen, wenn er versichert, dass er nur die eine Absicht habe, die Japaner zur Erkenntnis Christi und zum Glauben an ihn zu führen. Er täuschte sich auch nicht etwa in sich selbst, wenn er schreibt: „Er selbst, der alle unsere Gedanken und Absichten kennt, ist mein Zeuge, dass wir nur seinetwegen in diese Gegenden gekommen sind, und um die Seelen aus der langen Knechtschaft des Teufels zu erretten." Aber nach den absichtlich in grosser Ausführlichkeit mitgeteilten Briefauszügen, die keines Kommentars bedürfen, ist es wohl auch schwerlich noch geboten, die Vermutung weiter zu begründen, dass wenigstens die Möglichkeit sehr nahe liegt, dass Xavier wirklich beim Fürsten von Satsuma die Hoffnung erweckt hatte, in welcher derselbe sich nun mit Verdruss getäuscht sah. Und hätte er es nicht selbst gethan, so liess er es doch ruhig geschehen, dass Anjiro und dessen beide getaufte Diener aus-

streuten, dass er in hohem Ansehen bei den Kaufleuten stehe und viel über sie vermöge. Dies wird schon von MAFFEI und TURSELLINI zugegeben.

Die Hoffnung, den Fürsten umzustimmen, musste aufgegeben werden. Der Erlass gegen die fremde Lehre und ihre Verkündiger blieb in Kraft. Das war ein harter Schlag für die letzteren. Sie konnten ihre Zeit nur mehr auf die Erlernung der japanischen Sprache und auf den Unterricht der bereits Bekehrten verwenden. Neue am Ort zu gewinnen war nicht mehr möglich. „Es ist den Japanern ganz klar", meint Xavier, „dass die christliche Religion die wahre, dagegen die von den Vätern ererbte falsch ist; aber die Furcht vor dem Könige schreckt sie von der Annahme der christlichen Religion zurück." Als er sah, dass der Fürst der Stadt seinem Wirken durchaus entgegen sei, beschloss er gegen Ende des Jahres (1550), sich anderswohin zu wenden.

Bevor er seine erste Wirkungsstätte, wo nach seinem eigenen Zeugnis die Einwohner grosse Freude gezeigt hatten, die ihnen neue Lehre kennen zu lernen, verliess, befahl er die Neophyten, die ihn mit Schmerz scheiden sahen und ihm in ihrer ausserordentlichen Liebe unter Thränen Dank dafür sagten, dass er ihnen mit so vieler Mühe den Weg zum Heile gezeigt hatte, der Obhut ihres Mitbürgers Anjiro, der, selbst ein „ausgezeichneter Christ", wohl geschickt war, sie in der christlichen Lehre weiter auszubilden. Er stand der Gemeinde vor, bis auch er, vermutlich ebenfalls den Bonzen, weichen musste. Die einzige und darum unkontrollierbare Nachricht, die wir noch über ihn erhalten, gibt *Mendez Pinto*,[7] nach welchem er, nach etwas mehr als fünf Monaten von seinen Landsleuten verdrängt, nach China gegangen und dort in Liampo von Räubern ermordet worden wäre. Aber die kleine Herde der von Xavier Getauften—nach PAGÈS (p. XC) 300, nach *Tursellini*, der offenbar Pintos Angabe folgt, gar 800, während *Cosmo Torres* in einem Briefe vom 29. September 1551

7. Kap. CCVIII.

nur von „einigen Neubekehrten dieses Ortes" spricht und Xavier selbst nach Goa schreibt: „Innerhalb dieses Zeitraumes [von mehr als einem Jahre] wurden mehr als 100 in die Herde Christi aufgenommen"—harrte auch ohne Hirten aus. PAGÈS und andere berichten, dass Xavier den Katechismus für ihren Gebrauch habe drucken lassen. Das ist nicht richtig. Wohl war die Druckkunst seit Jahrhunderten in Japan bekannt,[8] und Xavier hatte an Vervielfältigung seines Abrisses durch den Druck allerdings von Anfang an gedacht. Aber seine Absicht wurde in dieser Zeit wenigstens noch nicht zur Ausführung gebracht. Anzunehmen ist jedoch, dass er den Katechismus, wohl auch Gebetsformeln und anderes, was er zum Zweck der Unterweisung von seinem japanischen Gehilfen hatte aufzeichnen lassen, in Abschrift zurückliess, wie Pinto 9) berichtet. Und wie späterhin an anderen Orten, wo die Missionare nicht ständig sein konnten, so übernahm wohl auch hier in Kagoshima nach Anjiros Entfernung einer der reifsten Neubekehrten die Pflege der andern. Anstatt zusammenzuschmelzen, wuchs die Gemeinde sogar trotz Bonzenanfeindung von 100 Seelen in den nächsten Jahren auf 500, wie *Alcaceva* in Goa der Gesellschaft in Portugal in einem 1554 nach seiner Rückkehr aus Japan geschriebenen Briefe meldet. Als 1561 ein Jesuitenfrater nach Kagoshima kam, fand er zu seiner Freude noch trotz so langer Verwaisung eine gläubige Gemeinde.

Xavier hatte Recht behalten. Die Erfahrungen, die er während des ersten Jahres seines Aufenthalts im Lande machte, hatten ihm bestätigt, was er in seinen ersten Nachrichten aus Japan als vorläufigen Eindruck in die Worte gefasst hatte: „Vom Volke selbst scheint uns keine Gefahr zu drohen, es sei denn, dass es von den Bonzen gegen uns gereizt werde".

---

8. Vgl. E. SATOW, *On the Early History of Printing in Japan.* (T. A. S. J. Vol. X. Part I) und *Further Notes on Movable Types in Korea and Early Japanese Printed Books* (Ibid. Vol. X. Part II)...Ferner E. SATOW, *The Jesuit Mission Press in Japan.* 1888 (privately printed).

9. Kap. CCVIII.

Ueber das Volk im Ganzen hatte er fast enthusiastisch sich geäussert: „Das Volk, mit dem wir umgegangen sind, übertrifft an Frömmigkeit alle übrigen neuentdeckten Nationen, so dass ich glaube, es gebe keine barbarische Nation, welche den Japanern an natürlicher Güte gleichkommt. Sie haben einen leichtfassenden, offenen Geist und sind sehr begierig nach Ehre und Ansehen; die Ehre ziehen sie allem Uebrigen vor. Manche sind zwar arm, jedoch gereicht die Armut niemanden zur Schande. Sie haben einen Brauch, der vielleicht nirgends bei den Christen vorkommt. Den dürftigen Adeligen wird von den Uebrigen nicht weniger Ehre erwiesen als den reichen; und niemals lässt ein Adeliger sich herbei, wenn er auch noch so arm und dürftig ist, eine Ehe auch mit der reichsten Bürgerlichen einzugehen; so weit steht der Reichtum bei ihnen an Achtung gegen die Ehre zurück. Unter einander sind sie sehr höflich. An Waffen haben sie grosse Freude und setzen auf dieselben grosses Vertrauen. Alle, Vornehme und Geringe, gehen immer mit Schwert und Dolch umgürtet aus, selbst Knaben von vierzehn Jahren. Wie die Bürgerlichen grosse Achtung vor den Adeligen haben, so rechnen diese es sich zur Ehre, den Königen und Fürsten zu dienen und aufs Wort zu gehorchen. Und es scheint mir, dass sie dies mehr aus Ehrgeiz als aus Furcht vor den Machthabern thun, um nämlich nichts von ihrem Ansehen zu verlieren. Im Genusse von Speise sind sie mässig, nicht so im Trinken. Sie bedienen sich einer Art Wein, der aus Reis gepresst wird; anderen Wein gibt es nämlich in diesen Gegenden nicht. Vor Würfelspiel und anderen Spielen haben sie einen wahren Abscheu, weil die Spieler nach fremdem Gut begehren und von der Gewinnsucht zur Leidenschaft des Stehlens kommen. Wenn sie schwören, was übrigens sehr selten geschieht, so thun sie es bei der Sonne. Die meisten können lesen und schreiben, was zur Erlernung der gewöhnlichen Gebete und der Hauptlehren unseres Glaubens sehr förderlich ist. Sie leben in der Ehe nur mit einem Weibe. Diebe kommen unter ihnen wenig vor, wohl wegen der strengen

Strafen, welche auf den Diebstahl stehen; alle Diebe werden nämlich mit dem Tode bestraft; darum hassen sie jede Art von Diebstahl. Sie sind von Natur sehr zur Sittlichkeit geneigt und überaus wissbegierig. Reden über Gott und göttliche Dinge hören sie sehr gern, zumal wenn sie das, was gesagt wird, hinreichend verstehen. Ich habe noch nie weder unter Christen noch unter Heiden ein Volk gesehen, welches einen so grossen Abscheu vor dem Diebstahl hat.

Von Dingen, welche mit der Natur und Vernunft übereinstimmen, hören sie gern reden. Obwohl sie von Sünden und Lastern nicht frei sind, so stimmen sie doch leicht zu, wenn man ihnen nachweist, die Sünden seien gegen die Vernunft, und erklären sich bereit, der Vernunft zu gehorchen."

Ganz anders lässt er sich schon nach nur kurzem Aufenthalte über die Bonzen vernehmen. So entzückt er vom Volke spricht, so wenig Gutes weiss er von seinen Priestern zu sagen. Als ihr Hauptlaster bezeichnet er unverhohlene grobe Unsittlichkeit im Verkehr mit den Nonnen und Missbrauch der ihren Klöstern zur Erziehung anvertrauten Söhne der Vornehmen zur Sünde, ein Laster, das durch lange, abstumpfende Gewohnheit so gemein unter ihnen geworden sei, dass sie sich dessen nicht einmal mehr schämten und auf die ernstesten Zurechtweisungen nur mit Lachen und Spottreden erwiderten. Von den übrigen Irrtümern der Bonzen, die zu seiner Verwunderung trotz ihres offenkundigen Lasterlebens dennoch beim Volke in Achtung standen, will er nicht reden und bemerkt nur, dass von ihnen gelte: Je gelehrter, je verkehrter. Zwar rühmt er übereinstimmend mit der schon erwähnten Briefaussage Cosmo's in seinen ersten Schreiben nach Indien und Europa auch ihnen nach, dass sie ebenso wie die Laien gerne mit ihm und seinen Genossen umgingen und sie bewunderten, dass sie von Portugal nach Japan—eine Entfernung von mehr als 6000 Stunden—gekommen seien, einzig in der Absicht, mit ihnen über göttliche Dinge zu reden und durch Verkündigung der Lehre Christi den Irrenden den Weg zum Heil zu zeigen, eine Absicht, die ihnen nur von Gott

eingegeben sein könne. Xavier hatte sogar im Anfang häufig einzelne von ihnen, die durch ihre Gelehrtheit hervorragten, aufgesucht, einerseits wohl um ihre Philosophie kennen zu lernen, andererseits weil ihm bei dem Ansehen, das sie beim Volk genossen, daran liegen musste, auf gutem Fusse mit ihnen zu stehen. Freilich den einen, den er besonders hervorhebt, hat er, so scheint es, irrtümlich dem geistlichen Stande zugerechnet. Er sagt, dass er, gleichsam der Bischof der Bonzen, wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner höheren priesterlichen Würde und wegen seines hohen Alters—er war schon 80 Jahre alt—von allen geachtet und geehrt wurde. Er fügt hinzu, dass er den Ehrennamen *Ninxit* getragen habe, und übersetzt denselben mit „Herz der Wahrheit". In der Form, wie er den Namen wiedergibt, klingt er an *Negi* an, einen an Kannushi verliehenen Amtstitel, und so könnte man geneigt sein, in dem Greise einen Priester der Shintōreligion zu erblicken. Aber wahrscheinlicher als dies wäre doch, dass er gewesen, wofür ihn Xavier nahm, ein Bonze. Wenn die Bedeutung seines Ehrennamens, den er leicht falsch gehört haben kann „Herz der Wahrheit" war, so möchte dieser in Wirklichkeit *Shinshin* (zusammengesetzt aus 心 *shin* „Herz" und 眞 *shin* „Wahrheit") gewesen sein. Bedenken hiegegen erweckt indessen dies, dass Xaviers *Ninxit* gar zu wenig an *Shinshin* anklingt, und ferner, dass in den japanischen Quellen, die für die Geschichte von Kagoshima in Betracht kommen,[10] ein Gelehrter dieses Namens nirgends vorkommt, was doch auffallend wäre, wenn er in solchem Ansehen stand, wie Xavier sagt. Dagegen findet sich ein Vornehmer von Kagoshima erwähnt, der als *Nissin-Seijin* in Achtung stand. *Nissin* klingt an Xaviers *Ninxit* an. *Seijin* (聖人) ist schwer genauer zu erklären. Mit „der Weise" ist es nicht ganz adäquat übersetzt, denn es bedeutet einen Mann von ausserordentlicher intellektueller Begabung und zugleich makelloser moralischer Lebensführung, wie es denn

10. Es sind dies die Bücher *Shimazu Kuki; Chūgoku-Chiranki; Kagoshima-Gwaishi;* ausserdem das aus 80 Büchern bestehende, aber novellistisch gehaltene und darum wenig zuverlässige *Kansei-Intoku-Taiheiki.*

in der religiösen Sprache, hier *Shōnin* ausgesprochen, die Bezeichnung für einen „Heiligen" ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass man Xavier auf Befragen den Sinn des japanischen Wortes gab, indem man es umschrieb, und dass er dies dann im Portugiesischen mit „Herz der Wahrheit" am entsprechendsten auszudrücken glaubte. Nissin-Seijin war der Vater Takahisa's, des regierenden Herrn von Satsuma. Sein Alter lässt sich, da der Stammbaum der Familie seinen Geburtstag nicht angibt, nicht mit Sicherheit ausmachen; aber soviel lässt sich, da 1549 sein Sohn Takahisa 35 Jahre alt war, doch sagen, dass er mindestens 55 Jahre alt gewesen sein muss, aber auch 80 gewesen sein möchte. Das Wahrscheinliche ist, dass er in Wirklichkeit jünger war und sein Alter von Xavier nur so hoch geschätzt wurde. Er war nun allerdings kein Bonze, sondern ein hervorragender Gelehrter d. h. ein Kenner der chinesischen Klassiker. Aber das zurückgezogene Leben, das er führte, seine Gelehrtenkleidung und sein Verkehr mit gelehrten Bonzen wie z. B. mit *Keiwan* von *Mōkoku-ji* mochten Xavier verleiten, ihn selbst für einen solchen zu nehmen. Er stand zu Kagoshima in hoher Achtung sowohl wegen seiner Verwandtschaft mit dem Daimyō als auch wegen seiner Gelehrsamkeit. Alles das macht es sehr wahrscheinlich, dass man ihn für den Ninxit zu halten hat, dessen Xavier Erwähnung thut. Er erzählt, dass er den ehrwürdigen Greis bei einer Unterhaltung über die Unsterblichkeit der Seele sehr ungewiss gefunden; sehr schwankend habe er dieselbe bald behauptet, bald verworfen. Auch dies legt die Vermutung nahe, dass ihn Xavier fälschlich für ein Glied der buddhistischen Hierarchie gehalten hat. Von ihm schreibt er: „Es ist merkwürdig, wie dieser Greis mich lieb hat". Einem Gelehrten wie Nissin-Seijin konnte natürlich der Umgang mit einem Genossen von einer andern, den Japanern bis dahin unbekannten Welt nur angenehm sein, und es wäre nicht abzusehen, was einem guten Einvernehmen zwischen beiden hätte im Wege stehen sollen. Ganz anders war es mit den Bonzen. Da ging es, wie Xavier es vorausgesehen; sobald er angefangen, ihnen das Evangelium

zu verkünden, ihre Lehrirrtümer zu widerlegen, ihr Lasterleben zu strafen, und sobald Erfolg sich anliess, die Mühe der Fremdlinge zu krönen zum Schaden der eingeborenen Priesterschaft, da wandten sich die gereizten Geister wie *ein* Mann gegen sie. Die europäischen Bonzen mussten den japanischen weichen.

Freilich, viel länger hätte sich der ruhelose Apostel wohl auch ohne Bonzenfeindschaft und Fürstenungnade nicht in Kagoshima aufgehalten. Er hatte von Anfang an gedacht, nicht länger als sieben Monate d. h. bis zum Eintreffen günstigen Fahrwinds da zu bleiben. Er strebte weiter. Seiner Ungeduld konnte es nicht rasch genug vorwärts gehen. Mit grösseren Plänen trug sich bereits sein Geist. Im ersten Schreiben nach Indien schon spricht er von seiner Absicht, an die berühmtesten Universitäten Europas ein Rundschreiben zu richten mit der Bitte, die tüchtigsten Arbeiter auf das wichtige Arbeitsfeld zu senden, wo die Wirksamkeit an den berühmten von je 3500 und mehr Studenten besuchten Akademieen in *Bandu*, *Meako* und den in geringer Entfernung von Meako gelegenen *Coyan*, *Negru*, *Fisson* (*Frenojama*), *Homian* [11] Priester von gründlicher und vielseitiger Bildung erfordere. Seine Gedanken gingen sogar schon über Japan hinaus. Der unternehmungsfrohe Mann dachte über Japans Millionen hinweg schon an die Millionen Chinas. „Es heisst", so schreibt er, „der Zutritt zu China stehe offen, ohne dass Unbilden von seiten der Eingeborenen zu fürchten seien, wenn man nur einen Geleitsbrief des Königs von Japan habe, und wir hoffen zu Gott, dass derselbe uns gewogen sein

11. Mit Bandu ist *Kwantō*, mit der dortigen Akademie der *Hon-san-tempel* der *Zen*-Sekte in Kamakura, und mit Meako natürlich die kaiserliche Hauptstadt, das heutige Kyōto, gemeint. Coyan ist der Berg *Kōya-san* in der Provinz Kii, auf welchem das berühmte, im Jahre 816 von Kōbō Daishi gegründete Kloster Kongōbushi steht; Negru ist das gleichfalls in Kii gelegene *Negoro* mit seinen dem Fudō geweihten Tempel-und Klosteranlagen, die zwei Hügel bedeckten. Bei Fisson ist wohl an die *Daijingū*-tempel von *Ise* zu denken. Homian endlich ist wahrscheinlich mit *Atsuta* in Owari zu identifizieren, was gewöhnlich *Miya* oder mit Voransetzung eines Ō, um den Respekt vor den dortigen, 686 gegründeten Shintō-Heiligtümern auszudrücken, *Ōmiya* genannt wird.

werde". Er hatte gehört, der „König von Japan" sei mit dem Kaiser von China befreundet und besitze als Zeichen dieser Freundschaft einen Ring und ein Siegel des Kaisers, um den von Japan nach China Reisenden einen mit kaiserlichem Insiegel versehenen Geleitsbrief mitgeben zu können. Auch darum erschien es ihm wichtig, die Residenz des japanischen Herrschers aufzusuchen.

ZEHNTES KAPITEL.

Gemeindegründung in Hirado.

Anfang September,[1]) nach einem Aufenthalte von etwas über einem Jahre, brachen die Missionare zusammen von Kagoshima auf, um einen günstigeren Boden für ihre christliche Verkündigung zu suchen. Ihr nächstes Reiseziel war das weiter im Norden gelegene Eiland *Hirado*. Was ihnen die Ungnade des Daimyō von Satsuma zugezogen, das Einlaufen der portugiesischen Kauffahrer in den Hafen von Hirado, das eben musste sie auf freundliche Aufnahme dort rechnen lassen. Auch lag es ja nahe genug für sie, zuvörderst den Ort aufzusuchen, den einzigen in Japan, wo sie eben Landsleute befindlich wussten, umsomehr als diese Briefe für sie aus Europa oder Indien mit sich gebracht haben mochten, die besonders Xavier stets mit Ungeduld erwartete.

Von der Wanderung nach dem Eiland erfahren wir durch die Reisenden selbst kein Wort. Es ist einzig ein Brief von Frater *Ludwig Almeida*, geschrieben am 25. Oktober 1562, also zwölf Jahre später, aus dem man ersieht, dass sie unterwegs sich einige Zeit an einem Orte aufhielten und dass Xavier daselbst auch an etlichen Japanern die Taufe vollzog. Auf einer Reise in das Gebiet von Satsuma, die Almeida von Bungo aus im Dezember des Jahres 1561 antrat, stiess er, von Akune (Almeida schreibt *Anguna*) an der Westküste der Provinz Satsuma kommend, unterwegs auf das Schloss eines Ritters, der nach ihm den Namen

1. Siehe den kritischen Exkurs am Ende dieses Kapitels.

Ekandono oder *Hexandono* [*Iga-no-kami*] hatte. Er beschreibt das Schloss, das, 18000 Schritte von Kagoshima entfernt, auf einem hohen Berge stand, und sagt, es sei von allen, die er sich Zeit seines Lebens gesehen zu haben erinnere, sowohl der Lage als der Bauart nach das festeste. Es sei von zehn Vorwerken umgürtet, von deren einem zum andern man durch Zugbrücken kommen könne. Diese seien sehr weit von einander entfernt, die Gräben aber so tief, dass beim Hinuntersehen das Auge sich in der Tiefe verliere. Die Felswände seien mit Eisen ausgehauen, was ihm für Menschenhände eine fast unglaubliche Arbeit zu sein schien. Er erzählt, dass er in diesem Schlosse eingekehrt sei, um die Gemahlin des Burgherrn und vierzehn andere, die Xavier zu Christen gemacht habe, darunter auch den älteren Sohn Ekandonos,[2] zu besuchen. Wir erfahren ferner durch Almeidas Brief, dass Xavier ihnen ein Büchlein, worin er mit eigener Hand die Litanei und andere Gebetsformeln abgeschrieben, sowie eine Bussgeissel zurückgelassen hatte.

Aus dieser Mitteilung Almeidas lässt sich schliessen, dass Xavier mit seinen Wandergenossen von Kagoshima aus die gute Fahrstrasse einschlug, die heute noch zuerst westwärts nach Ichiki Minato und dann die Westküste von Satsuma entlang über Sendai, Nishikata, Akune, Kura-no-seto führt, wo sie vermutlich ein Boot zur Weiterfahrt nach Ushibuka bestiegen, um von dort nach Hirado zu fahren, wenn sie nicht etwa von Ushibuka zu Fuss nach Hondo und Oni-ike gingen, hier nach Kuchinotsu übersetzten, um von da über das heutige Nagasaki den Weg zu ihrem Ziel zu nehmen. Möglich wäre es allerdings auch, dass sie die Strasse von Akune bis Kumamoto in der Provinz Higo verfolgten und von da nach Hirado gelangten. Ende September oder Anfang Oktober mögen sie dort angekommen sein. Heute ist kaum noch eine Spur von Europäern auf dem Eilande zu entdecken. Auch vom Schlosse des Daimyō steht nur noch eine

2. Pagès (a. a. O. Tome I, p. XC) sagt, obwohl er selbst im Anhang zu seinem Werke die Quelle, Almeidas Brief, mitteilt, im Widerspruch zu ihr wie andere vor ihm, Xavier habe Gattin, Sohn und 15 andere getauft.

Mauerruine, von der aus sich eine schöne Aussicht bietet. Zu der Zeit, als die drei ersten Jesuiten dort ankamen, war das mit der Insel gleichnamige Hirado, von den portugiesischen und holländischen Seefahrern und von den Jesuiten Firando genannt, die Hauptstadt der Provinz *Hizen*, und die von Indien und China nach Japan kommenden Schiffe hatten eben angefangen, den neu ausgefundenen günstigen Hafen anzulaufen, wie derselbe denn bis ins 17. Jahrhundert ein Hauptemporium blieb.

Aus einem Briefe, den Xavier nach seiner Rückkehr aus Japan von der Insel Sanshan am 12. November 1552 an Jakob Pereira schrieb, wissen wir, dass zur Zeit, als er mit seinen beiden Genossen in Hirado ankam, sich im Hafen eben Franz Pereira mit zahlreichem Gefolge aufhielt, und dass ihn diese durch das Wohlwollen, das sie ihm bezeigten, und durch mancherlei Liebesdienste zu ihrem Schuldner machten.

Der regierende Daimyō—es war *Matsura Takanobu*—nahm die Ankömmlinge sehr freundlich auf und versicherte sie aus den gleichen Beweggründen wie vorher sein Rivale von Satsuma, möglicherweise auch diesem zum Trotze, alsbald seiner Huld, gewährte ihnen auch sofort mit grösster Bereitwilligkeit, was jener ihnen wieder entzogen hatte, die Erlaubnis, in seinem Gebiete zu predigen und ihre Religion frei auszubreiten. Von dieser Erlaubnis machten sie ohne Säumen Gebrauch. Xavier verweilte jedoch nur einige, nach Mendez Pinto 3) mehr als zwanzig Tage in Hirado. Aber obwohl nach seinem eigenen Geständnis weder er noch die beiden andern Missionare Japanisch konnten, gelang es ihnen doch, in so kurzer Frist durch Vorlesung ihres halbjapanischen Katechismus und durch Ansprachen an das Volk ungefähr hundert Japaner für die christliche Religion zu gewinnen.

Damit meinte Xavier, den es nirgends lange duldete, am wenigsten jetzt, wo er ganz von dem Gedanken an die Reichshauptstadt und den Kaiser erfüllt war, in Hirado den Grund

3. Kap. CCVIII.

genügend gelegt zu haben. Er bestellte P. Torres, das Gewonnene zu erhalten, die Neubekehrten zu pflegen und weiter zu bauen. Er selber brach mit Johann Fernandez und mit zwei christlichen Japanern, die ihm Führer-und Dolmetscherdienste leisten sollten, Bernhard, seinem ersten Konvertiten in Kagoshima, und Matthaeus, am 27. Oktober 1550 von Hirado auf. „Ihr könnt Euch denken", schreibt Cosmo de Torres nach Goa, „meine Väter und Brüder, wie mir zu Mute war, zurückgelassen und von seiner Gesellschaft getrennt zu sein, da ich die grossen Gefahren und Mühen kannte, die sie zu überstehen hatten; denn sie verliessen Firando um das Ende Oktober, wo in dieser Gegend der grosse Schneefall und der Frost einsetzt. Aber was den Vater Franciscus anlangt, konnten ihn bei dem Feuer der Liebe zu Gott, das in ihm brannte, und dem Verlangen, den heiligen katholischen Glauben zu verkünden, weder Fröste noch Schneestürme noch die Furcht vor dem unbekannten Volke abhalten, diese höchst gefährliche Reise zu unternehmen." Sein Ehrgeiz war nun darauf gerichtet, das Evangelium in die Hauptstadt des Reichs, das Zentrum japanischer Bildung und Gelehrsamkeit und die Hochburg des Buddhismus, zu tragen, von deren Grösse man ihm schon in Kagoshima Ausserordentliches erzählt hatte: dass sie mehr als 90000 4) Häuser habe, dass dort ein sehr besuchtes Gymnasium, fünf vorzügliche Kollegien für Studierende und mehr als 200 Klöster für Bonzen und andere mönchähnliche Götzendiener seien, welche man Legioxen nenne, und desgleichen für Frauen, welche Hamakuten genannt würden. Er hatte in Hirado erfahren, wie förderlich die Gunst eines Feudalherrn der Ausbreitung der christlichen Religion unter seinen Unterthanen war. Welche Erfolge könnte man sich erst versprechen, wenn der Herrscher des gesamten Reichs dem Christentum günstig gestimmt und als Schutzpatron der fremden Religion gewonnen werden könnte! Also zum Kaiser, zur Hauptstadt! *Amplius, amplius!* Hatte das Evangelium erst einmal in Miyako eine

4. Bei Cuellas: 190.000, nach Tursellin gar 900.000.

Stätte, dann, so hoffte er, würde es bald, wie einst von Rom aus, nach allen Seiten seinen lichten Schein werfen und sich ausbreiten. Und dass er es in Miyako werde pflanzen können, daran zweifelte er nicht. Schon von Kagoshima aus hatte er dem Präfekten von Malakka geschrieben: „Ich setze grosses Vertrauen auf unsern Herrn Jesus Christus, dass ich Ihnen vor Ablauf von zwei Jahren schreiben kann: wir haben in Meako eine Unserer Lieben Frau, der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter, geweihte Kirche, so dass die, welche in Zukunft die Fahrt nach diesen Inseln unternehmen, in den schrecklichen Stürmen des chinesischen Archipels die „Allerheiligste Jungfrau von Meako" anrufen können".

EXKURS.

Als Datum für Xaviers Aufbruch von Kagoshima nach Hirado gibt Bartoli (*Asia propriamente detta*, lib. 3, c. 13) Anfang September 1550 an. Satow (*The Church at Yamaguchi from 1550 to 1586*, T. A. S. J. Vol. VII, Part II. Reprint of 1879, p. 140) ficht dieses, übrigens auch von anderen Kirchengeschichtschreibern angegebene Datum m. E. mit Unrecht an, um „ungefähr Anfang Juli" dafür zu setzen, da Bartolis Zeitangabe sich mit den Angaben Xaviers in seinem Briefe nach Goa, d. d. Amanguchi, 20. November 1550, nicht vereinen lasse. Hier berichte er, dass er nach einjährigem Aufenthalte in Kagoshima diese Stadt verlassen habe und nach Hirado weitergegangen sei, wo er in ein paar Tagen nahezu hundert Konvertiten machte, um dann über Yamaguchi seine Reise nach der Hauptstadt fortzusetzen, von wo er nach Yamaguchi zurückkehrte. Satow lässt Xavier in diesem Brief aussagen, dass er in der Zeit zwischen seiner Abreise von Kagoshima und dem Tage, wo er seinen Brief datierte (20. November 1550), 10 Tage in Hirado, ebenso viele zu Yamaguchi zugebracht, zur Reise nach Kyōto und von dort zurück nach Yamaguchi 2 Monate gebraucht und an letz-

terem Orte in anderen 2 Monaten 500 Konvertiten bereits gemacht habe. Hiezu noch 14 Tage rechnend, die er für die beiden Reisen nach Hirado und von dort nach Yamaguchi ansetzt, findet Satow, dass wenigstens 5 Monate seit Xaviers Aufbruch von seiner ersten Wirkungsstätte vergangen gewesen sein müssen, als er am 20. November seinen Brief nach Goa schrieb, der diese Angaben enthält, weshalb Bartolis September 1550 eine falsche Zeitangabe und und in Juli 1550 zu korrigieren sei. Er stützt das Ergebnis seiner Berechnung noch durch Berufung auf einen Brief Cosmo Torres', in dem es heisst, Magister Franciscus habe beinahe ein Jahr (*annum ferme*) in Kagoshima zugebracht, wo sie zusammen am 15. August 1549 gelandet waren. So berichtet thatsächlich Torres. Dem steht aber entgegen Xaviers eigene Mitteilung, dass sie *über ein ganzes Jahr* in Kagoshima gewesen seien, was Satow entgangen zu sein scheint, obwohl es in dem von ihm angezogenen Briefe steht. Hätte Torres recht, so würden wir auf etwa Anfang Juli geführt. Nimmt man dagegen an, dass Xaviers Angabe die genauere ist, so erscheint Bartolis „Anfang September" richtig. Torres' Aussage, dass sie fast ein Jahr zu Kagoshima mit einigen Neubekehrten dieses Ortes zugebracht, legt zudem die Annahme nahe, dass er nicht die Dauer ihres gesamten Aufenhaltes, sondern die Dauer ihres Zusammenseins mit den ersten japanischen Konvertiten, die doch erst nach einigen Wochen gewonnen wurden, bestimmen wollte.

Satow hat berechnet, dass seit der Abreise Xaviers von Kagoshima bis zum 20. November 1550 wenigstens 5 Monate vergangen sein mussten. Rechnet man nun von letzterem Datum „wenigstens 5 Monate" rückwärts, so kommt man auf den 20. Juni 1550, nicht auf „ungefähr Anfang Juli 1550". Aber schon die Berechnung der Intervalle auf 5 Monate enthält Versehen und kommt daher zu einem unrichtigen Resultate. Für die zwei Reisen nach Hirado und von dort nach Yamaguchi mag man 14 Tage rechnen, wiewohl diese Zeit sehr kurz bemessen ist, zumal man doch einen mehrtägigen Aufenthalt

in der Burg Ekandonos anzunehmen hat. Für den Aufenthalt in Hirado, von dem Xavier nur unbestimmt sagt, dass er „einige Tage" gewährt, und für den in Yamaguchi, wo er nach seiner Aussage „eine gewisse Zahl von Tagen" blieb, möchte man auch mit Satow je 10 Tage in Ansatz bringen. Freilich lässt eine andere Briefäusserung Xaviers, nach der er „viele Tage" in Yamaguchi blieb, einen längeren Aufenthalt an letzterem Orte wahrscheinlicher erscheinen, wie denn die alten Geschichtschreiber wohl nicht mit Unrecht von vier Wochen reden; und auch die Dauer seines Verbleibens in Hirado betrug wenigstens nach Pinto (Kap. CCVII) über 20 Tage. Für die Wanderung nach Kyōto und zurück rechnet Satow 2 Monate, übersehend, dass nach Xaviers deutlichen Angaben 2 Monate mit der Hinreise allein vergingen. Für die Rückreise nach Yamaguchi, die er auf dem Umwege über Hirado machte, einschliesslich der Dauer seines Aufenthalts in der Hauptstadt, müssen wir zum mindesten wieder 1½ Monate in Anrechnung bringen; und richtig ist, dass Xavier, als er sein Sendschreiben nach Goa datierte, bereits seit 2 Monaten in Yamaguchi war. Alles addiert, erhielte man also beinahe 7 Monate als die Zeit, die am 20. November vergangen sein musste, seit er Kagoshima verlassen, und nicht 5. Das gäbe als Zeit der Abreise von dort etwa 20. April 1550. Und auf dieses Datum statt auf Anfang Juli hätte Satow bei genauerer Kalkulation von den Briefmitteilungen Xaviers aus kommen müssen.

Xavier selbst macht in dem in Betracht kommenden Briefe keine genaue Angabe. Er sagt nur unbestimmt, dass sie „mit Ende des Jahres" (*vertente anno*, in der lateinischen Uebersetzung Tursellins) Kagoshima verlassen, eine Angabe, die ohne weiteres gegen Satow und für Bartoli spricht. Richtig ist die Bemerkung Satows, dass die Angaben, die Xavier in dem Briefe, der das Datum des 20. November 1550 trägt, macht, sich nicht mit dem von Bartoli gegebenen Datum vereinigen lassen; aber sie harmonieren, wie gezeigt, ebenso wenig mit dem von ihm dafür gesetzten Anfang Juli.

Ich halte fest an Bartolis Datum. Die Jesuiten landeten in Japan am 15. August 1549 und blieben nach Xavier in Kagoshima über ein ganzes Jahr, also mindestens bis Anfang September 1550. Dies stimmt nicht zu den Angaben in dem Schreiben Xaviers, da dieses als Datum den 20. November 1550 trägt. So bleibt nur die Annahme, dass der Brief falsch datiert ist. Dass dem wirklich so ist, beweist mir folgendes: Am 20. November 1550 kann Xavier unmöglich schon auf eine zweimonatliche Thätigkeit in Yamaguchi zurückgeblickt haben; denn nach der Angabe des P. Torres, die sich in dem oben zitierten Briefe findet, verliess er Hirado erst Ende Oktober 1550, und nach seiner eignen Angabe ging er mitten im Winter 1550 nach Miyako, wo er nach zweimonatlicher Wanderschaft erst im Februar 1551 ankam. Wenn er sich dort auch noch so kurz aufhielt, kann er, da er sich zuerst wieder nach Hirado und erst von dort nach Yamaguchi zurückbegab, an letzterem Orte günstigsten Falles Anfang April 1551 angekommen sein. In seinem Briefe vom 29. September 1551 teilt Torres mit, seit Franciscus in die Stadt (Yamaguchi) gekommen, seien 5 Monate oder noch darüber vergangen. Das weist auf etwa 20. April 1551 als die ungefähre Zeit seiner Ankunft in Yamaguchi. Der Brief Xaviers ist dann frühestens 20. Juni 1551 geschrieben. Und dieses Datum etwa ist ihm zu geben statt des falschen vom 20. November 1550, das er trägt.[5] Dann aber stimmen seine Angaben auch aufs beste zu dem von Bartoli gegebenen, von Satow, wie nachgewiesen, zu Unrecht beanstandeten Datum.

5. Erst nachträglich entdecke ich, dass auch schon der Exjesuit R(ochus) M(enchaca) in der Bologneser Ausgabe der Briefe Xaviers (Proleg. p. CXXII) Anstand an dem Datum des Briefes nimmt und den Nachweis unternommen hat, dass er kaum vor Juli 1551 geschrieben sein könne. Der französischen Uebersetzung der Briefe von Pagès, welche Satow benützt hat, liegt diese Bologneser Ausgabe zu Grunde; aber Pagès hat das Datum ungeändert gelassen, wohl weil ihn Menchacas Gründe nicht überzeugten.

ELFTES KAPITEL.

Aufenthalt in Yamaguchi und Reise nach der Hauptstadt.

Xavier schiffte sich in Hirado nach Hakata (bei den Jesuiten Fakata), dem Hafen der Stadt Fukuoka an der Westseite der Provinz Chikuzen auf Kyūshū, ein und fuhr von da weiter nach dem auf der Hauptinsel gelegenen Shimonoseki oder, wie es damals hiess, Akamagaseki. Er selbst erzählt nichts von dieser Fahrt. Aber es ist wohl kaum zu zweifeln, dass Torres diese Reise im Sinne hat, wenn er nach Goa schreibt: „Als sie (Xavier mit seinen Begleitern) zu Wasser zu reisen hatten, über gewisse Meerstrecken, gab es viele Piraten, und sie mussten sich daher, um nicht entdeckt zu werden, unter dem Decke des Bootes verbergen". Von Shimonoseki aus schlugen sie die Strasse nach Yamaguchi ein. *Yamaguchi*, heute die Hauptstadt der gleichnamigen Präfektur und der Provinz Suwō mit nur 3082 Häusern und, nach dem Zensus vom 25. Jahre Meiji, 14977 Einwohnern, war damals die Hauptstadt der Territorien des Fürsten von Nagato (Chōshū), deren Strassen sich bis gegen die heutigen Dörfer Mihori, Hikami und Nagano hingezogen haben sollen. Nach dem japanischen Geschichtswerk Intoku-Taiheiki hatte sie 20000 Häuser. Das ist sicher eine übertriebene Angabe. Aber auch Torres nennt sie doch in einem Briefe vom 29. September 1551 eine der grössten Städte des Landes, und Xavier sagt, dass sie, die Residenz eines nach japanischen Begriffen sehr reichen Königs, mehr als 10000 Familien und ebenso viele Holzhäuser zählte.

Hier hielt er sich für einige Zeit auf. Wie lange, lässt sich genau nicht sagen; aber er spricht von „vielen" Tagen, und

da wir wissen, dass er Hirado Ende Oktober verliess, in Miyako aber, wohin er zwei Monate brauchte, erst im Februar ankam, muss man wohl einen Aufenthalt von mehreren Wochen annehmen.

Die Glaubensboten fanden sehr viele aus dem Volk wie aus dem Adel begierig, die neue Lehre, die sie zu verkündigen hatten, kennen zu lernen. Sie predigten zweimal täglich auf öffentlichen Plätzen, d.h. sie lasen Abschnitte aus dem übersetzten Katechismus vor. Einige Vornehme, denen es darum zu thun war, sich die seltsamen Fremdlinge von nahe zu besehen, luden sie auch in ihre Häuser ein und versprachen, ihre Religion ohne Bedenken annehmen zu wollen, wenn sie dieselbe besser als ihre eigene fänden. Manche hörten sie geneigt an, andere dagegen mit Widerwillen, von dritten wurde ihnen Hohn und Spott als Antwort auf ihre Predigt. Xavier aber trat diesen Vornehmen gegenüber selbst mit Vornehmheit auf. P. Melchior Nugnez berichtet 1558 in einem Briefe von ihm, Franciscus habe die Sünden und Abgöttereien der Japaner mit solcher Strenge bestraft, dass der Bruder Johann Fernandez, der sein Dolmetscher war, ihm erzählte, dass er öfters vor Furcht zitterte, wenn der Pater mit solcher Freimütigkeit wider wen immer, auch die Grössten des Reichs, loszog. Fernandez wollte es scheinen, dass er oft den Tod für den Glauben und die Ehre Christi ordentlich aufgesucht habe. Als einige der Grossen in ihrer eigenen Sprache zu ihm redeten, befahl er dem Fernandez, ihnen in dem nämlichen Tone zu antworten. Unter Zittern und in gewisser Erwartung des Todes gehorchte dieser. Dem Zagen bedeutete Xavier, wenn sie sich nicht höhere Achtung bei den Japanern zu verschaffen wüssten als die doch so hochgeehrten Landesbonzen, so sei nicht zu hoffen, dass sie ihren Worten glaubten und die christliche Lehre annähmen. Es war sein Bewusstsein, ein Gesandter des Höchsten zu sein, das ihm diesen unerschrockenen Mut gab.

Spott ernteten die beiden Fremdlinge auch beim Volk von Yamaguchi. So oft sie durch die Strassen gingen, waren sie der wilden Ausgelassenheit einer Kinderschar und des Pöbels ausgesetzt. Höhnend rief man ihnen nach: Seht da, das sind die,

welche uns auffordern, das Gesetz Gottes anzunehmen, damit wir selig werden, weil wir ohne den Schöpfer aller Dinge und seinen Sohn uns von dem Untergang nicht retten können. Seht da, die Prediger, welche behaupten, es sei Unrecht, mehr als *ein* Weib zu haben! „So", tröstet sich Xavier, „prägten sie sich durch Spott und Hohn die Hauptlehren unserer heiligen Religion ein".

Auch zu dem Daimyō drang die Kunde von dem fremden Priester, der auf dem Wege zum Kaiserhofe sei, um eine neue Lehre zu verkünden. Nachdem sie einige Tage in den Strassen Aufsehen erregt hatten, wurde Xavier zu ihm beschieden. Er forschte ihn aus, woher und wozu sie nach Japan gekommen. Xaviers Antwort: sie seien Europäer, gesandt, um das Gesetz Gottes zu verkünden, da niemand dem ewigen Verderben entrinnen könne, der nicht Gott und seinen Sohn Jesus Christus, den Heiland und Erlöser aller Völker, mit aufrichtigem und frommem Gemüt verehre. Darauf liess der Fürst sich das Gesetz Gottes auseinandersetzen, und Xavier las ihm einen grossen Teil seines christlichen Manuales vor. Er hörte ihm während der ganzen Vorlesung, über eine Stunde lang, mit grosser Aufmerksamkeit zu und entliess ihn sodann, ohne ihm die Erlaubnis zu öffentlicher Predigt zu erteilen, aber auch ohne ihm etwas in den Weg zu legen. Indessen, war Xaviers ärmliche Erscheinung Schuld daran oder sein mangelhaftes Japanisch, er richtete an diesem Orte nichts aus. Wohl hörten manche ihn begierig vom Leben Jesu erzählen und konnten sich, wenn die Erzählung zu seinem bitteren Leiden und Sterben kam, selbst der Thränen nicht enthalten. Gleichwohl wurden nur sehr wenige durch die Taufe in die Kirche aufgenommen.

Da Xavier sah, dass der Erfolg den aufgebotenen Anstrengungen nur wenig entsprach, setzte er mit Fernandez und den beiden Japanern seine Reise fort.[1] Noch etwa 100 Meilen lagen zwischen ihnen und der Hauptstadt. Sie zu durchwandern

1. Tursellin gibt als Datum des Aufbruchs: Oktober, Crasset: Ende September, Charlevoix: Ende Dezember, Coleridge: Anfang Dezember 1550 an.

brauchten sie zwei Monate. Die eisige Winterkälte hatte eingesetzt. Der an ein milderes Klima Gewöhnte hatte zum Schutze gegen sie nichts als seine Pilgrimskutte. Auf rauhen Wegen, durch Dickicht und über angeschwollene Berggiessbäche hatten sie zu wandern, von Buben oft mit Steinen geworfen, und fanden, wie Torres erzählt, wenn sie zur Nachtzeit zu einer Herberge kamen, tot von Kälte und Hunger und auf die Haut durchnässt, keinerlei Bequemlichkeit. Melchior Nugnez liess sich von Johann Fernandez berichten, dass Xavier, ein ganz apostolisches Leben führend, auch auf dieser Reise nichts ass, als was die Japaner zu essen pflegen, und „was mehr einer Busse als einer ordentlichen Nahrung glich, die Wurzeln nämlich von gewissen Kräutern". Xavier selbst sagt, dass sie auf der Reise viele Strapazen and Gefahren zu bestehen hatten, weil sie durch Gegenden kamen, in welchen der Krieg wütete und in denen sie oft von Strassenräubern bedroht waren. „Allein", so bemerkt Melchior Nugnez, „je mehr Beschwerden und Ungemach ihm aufstiessen, desto mehr Freude und Vergnügen verriet der standhafte und unerschütterliche Diener Gottes". Trotz allen Ungemachs hörten sie nicht auf, überall zu predigen, und Charlevoix[2] erzählt (ich weiss freilich nicht, auf Grund welcher Nachrichten): „Er war jedoch glücklich genug, einige Kinder zu taufen, die er sterbend und augenscheinlich ausgesetzt auf der Strasse oder an den Wegen fand, und die Freude, welche er empfand, indem er so diesen unschuldigen Kindern das Himmelreich sicherte, schien ihm in einem Augenblicke alle seine Kraft wiederzugeben und ihn alle seine Leiden vergessen zu lassen".

Xaviers Biographen erzählen von einem Begebnis dieser Reise, das der Vollständigkeit halber auch hier nicht übergangen werden soll. Wie es jedoch hergebrachter Weise berichtet wird, bedarf es sehr der Richtigstellung. Crasset z. B. erzählt die Geschichte folgendermassen: „Als sie sich einstens in einem grossen Wald verirret, haben sie einen Reuter angetroffen, der

2. *Histoire et Description générale du Japon*, Tome II, p. 207.

nachen Meako reisete. Xaverius hat sich anerbotten, er wolle ihm sein Felleisen tragen und ihm allenthalben folgen, wann sein Dienst ihme anständig wäre. Der Reuter hat diss für genehm gehalten und Xaverio sein Felleisen auf die Schulter gelegt, wodurch ihme dann der Weg gar beschwerlich worden. Der heilige Mann lauffte ihme nach über Stock und Stauden, wodurch ihme seine Füss zerrissen worden, welches dann etwelche Tagreiss gedauret habe ".3) In einigen Punkten anders, findet sich die Geschichte auch bei CHARLEVOIX. Nach ihm waren die Wanderer bedeutet worden, dass die Gegend, die sie zu passieren hatten, unsicher sei durch Raubgesindel. Das nötigte sie, einen Umweg zu machen. Xavier, besorgt, sie möchten sich verirren, bot sich einigen Kaufleuten, die dieselbe Strasse zogen, zu Knappendiensten an, um unter ihrer Bedeckung die Reise nach Miyako zu machen. Einer der Kaufleute gab ihm, nicht bedenkend, dass Xavier zu Fuss gehe und mit seinem eigenen Ranzen beschwert sei, noch sein Felleisen zum Tragen, und nachdem sie immer im Galopp geritten waren, um Wegelagerern zu entkommen, hielten sie den vom starken Laufen Erschöpften noch an, für ihre Pferde Sorge zu tragen. Charlevoix gibt an, so wie er, verschieden von Früheren, die Sache darstelle, werde sie von Johann Fernandez, der als Begleiter Xaviers auf jener Wanderung Glauben verdiene, erzählt. Ich habe in den Briefsammlungen keinen Brief Fernandez' finden können, der von diesem Abenteuer berichtet, und schwerlich hat auch Charlevoix ein solcher vorgelegen. Auch seine Darstellung, so scheint es, ist nichts als eine Kombination. Was ich zu finden vermag, und worauf wohl auch diese Kombination sich aufgebaut hat, ist nur dies, dass P. Melchior Nugnez Barreto in Cochin im Januar 1558 unter Berufung auf Fernandez' mündliche Erzählung nach Europa schrieb: „Oft ging oder lief er in dieser Kleidung [seiner Pilgerkutte] wie ein Diener hinter Reisenden her, denen er sich beigesellte, um vor den Räubern sicher zu

3. Nach der 1738 zu Augsburg erschienenen deutschen Uebersetzung, Bd. I, S. 74 f.

sein." Coleridge 4) zitiert ein Schreiben Cosmo Torres' nach Goa, dessen Datum er nicht angibt und das ich in den Briefsammlungen ebenfalls nicht finde, in dem es mit Bezug auf die Reise nach Miyako heisst: „Und wenn sie zu Lande wanderten, gingen sie als Diener gewisser berittener Herren und hatten im Galopp zu laufen, um nachzukommen und ihren Weg nicht zu verlieren." Mendez Pinto endlich erzählt in seiner Reisebeschreibung,5) dass gewisse Barrieren nicht ohne Zollabgaben passiert werden konnten und Xavier, weil ohne Mittel, keine andere Wahl gehabt habe, als sich dem ersten Vornehmen, den er sah, als Diener anzubieten, um nicht angehalten zu werden. Da der Japaner ritt, hatte er natürlich hinter dessen Pferde herzulaufen.

Im Februar 1551 kam Xavier mit seinen Begleitern in Miyako an. Seit 794, in welchem Jahre der Hof mit Kwammu-tennō von Nara dahin übersiedelte,6) war Miyako 7) die kaiserliche Residenz. Im Jahre 1180 verlegte der mächtige Minister Kiyomori, nachdem 1177 der Palast durch eine Feuersbrunst zerstört worden war, den Sitz der Regierung nach Fukuwara, dem heutigen Hyōgo. Der Hof kehrte jedoch bald wieder nach Kyōto zurück, um bis zur Restauration der kaiserlichen Macht und der Uebersiedelung nach der Shōgunatsresidenz Yedo fest daselbst zu bleiben.

4. A. a. O. Vol. II, p. 290.

5. Kap. CCVIII.

6. Bis dahin hatte sich fast jeder neue Mikado innerhalb der fünf Stammprovinzen (*Gokinai*) eine andere Residenz gewählt.

7. *Meako* oder *Miyako* ist nicht ein Name, sondern bedeutet, wie Nanking und Peking in China oder Shiuri auf den Liukiu-Inseln, nur soviel wie Metropole. Das chinesische Aequivalent dafür ist *Kyōto*, wie die Stadt heute genannt wird. Den anderen Namen *Saikyō* „westliche Hauptstadt" erhielt sie, seit die Residenz des Kaisers nach der 1590 errichteten Tokugawahauptstadt *Yedo* verlegt ward, die zum Unterschiede von ihr seit 1869 *Tōkyō* „östliche Hauptstadt" heisst. (Charlevoix gibt an, Meako bedeute „*chose digne d'être vue*". Diese Erklärung, die in Wirklichkeit nur eine Volksetymologie ist, hat er wohl von Pinto übernommen, der in seinem Briefe vom 5. Dezember 1554 an die Scholastiker der Gesellschaft im Kollegium zu Coimbra auch Meako erwähnt mit dem Beifügen „was in ihrer Sprache sehenswert heisst").

Von Kwammu-tennō erzählt man, er habe der von ihm neu gegründeten Hauptstadt den Namen *Heianjō* „Friedensstadt" gegeben. Der Name kam nie in Aufnahme. Er hätte auch schlecht getaugt für die Stadt, in der nur zu oft des Krieges Schrecken tobten und verheerende Feuersbrünste wüteten, aus denen sie in immer kleineren Dimensionen wieder erstand, von ihrem ursprünglichen Charakter nichts bewahrend als die Regelmässigkeit ihrer Strassenanlagen, die noch heute an ihr auffällt. Wie die Stadt, mit dem kaiserlichen Palaste im Zentrum des nördlichen Distrikts, gegründet wurde, mass sie 17.530 Fuss von Norden nach Süden und 15.080 Fuss in ostwestlicher Ausdehnung. Zur Zeit, als Xavier nach Kyōto kam, war sie bereits, obwohl noch immer mehr als 100.000 Häuser zählend, nur mehr ein Schatten ihrer einstigen Grösse, auf welche indessen den Besucher noch der Umfang ihrer Ringmauern schliessen liess. Er traf in den Mauern der Residenz eine Unordnung, die an völlige Anarchie grenzte. Die Strassen hallten wider vom Waffenlärme streitender Parteien.

Xavier hatte sich schon vorher von den durch lange Bürgerkriege herbeigeführten Verheerungen in der Hauptstadt erzählen lassen. Je näher er ihr gekommen war, desto grösser war die Unsicherheit der Strassen durch bewaffnete Banden geworden. Er musste aber doch erst an Ort und Stelle kommen und die Ruinen und die Leichname in den Strassen sehen und den Lärm der Waffen mit eigenen Ohren hören, ehe er seine stolzen, lange genährten Hoffnungen begrub. Der Mikado, zu dem er sich hatte begeben wollen, um ihm vertrauensvoll auseinanderzusetzen, welchen Auftrag er an ihn von Jesus Christus, dem König der Könige, habe, sass, ein ohnmächtiger Mann und doch als Sohn des Himmels unnahbar für Leute von dem Aussehen der Missionare, vom Verkehre mit der äusseren Welt abgeschlossen in seinem Palaste, der auch, wieder und wieder ein Opfer der Zerstörung, in immer bescheidenerer Weise neu errichtet worden war, so dass nur eine schwache Spur noch vorhanden war von dem glänzenden Bauwerke, das einst im Zentrum der Zitadelle stand.

Auch zum Kubōsama erlangte Xavier den ersehnten Zutritt nicht, nach Pinto darum nicht, weil ihm die Summe von 600 Dukaten, deren Zahlung als die Bedingung zur Erlangung einer Audienz bezeichnet wurde, nicht zur Verfügung stand. Der Grund war wohl in Wirklichkeit ein anderer. *Ashikaga Yoshiharu* hatte 1545 nach fünfundzwanzigjähriger, fast beständig von Bürgerkriegen zwischen seinen Anhängern und denen seines Vorgängers Yoshitane erfüllter Herrschaft die Shōgunwürde gezwungen niedergelegt. An seiner statt war 1546 sein Sohn *Yoshiteru* zum Generalissimus ausgerufen worden. Noch halb Knabe, erst 15 Jahre alt, hatte er zur Zeit, als Xavier nach der Hauptstadt kam, noch sehr um seine Autorität zu kämpfen. Seit Juni des Jahres 1549 lag der Fürst von Chikuzen, Miyoshi Norinaga (auch Chōkei genannt), in der Provinz Setsu in Streit mit Miyoshi Sōsan. Diesen unterstützte Hosokawa Harumoto, seit 1548 im Besitz der Kwanryōwürde. Des letzteren Niederlage hatte auch den Shōgun zur Flucht aus Miyako genötigt. Norinaga war im November mit seinen Truppen in die Hauptstadt eingezogen und hatte das erst von Yoshiharu erbaute Schloss Higashiyama zerstört. Er und Ise Sadanori waren nun die wirklichen Herren der Stadt, während der Shōgun gar nicht in derselben weilte. Yoshiteru zog erst im Frühjahr 1551, nachdem der Friede zwischen ihm und Miyoshi hergestellt war, wieder in die Hauptstadt zurück. Aber auch wenn er bei Xaviers Anwesenheit bereits zurückgekehrt gewesen wäre, er hätte damals doch ganz andere Interessen gehabt als solche, wie sie der christliche Priester in ihm wecken wollte.

Auch beim Volke in den Strassen, das von Kriegsgedanken und Kriegssorgen erfüllt war, fand Xavier kein Interesse und kein Ohr für seine religiösen Vorträge. Nach einigen missglückten Versuchen musste er Verzicht thun auf seinen heissen Wunsch, die Fahne Christi in der Reichsmetropole aufzupflanzen. Nach vierzehntägigem Aufenthalte verliess er die Stadt, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben, und dennoch unverzagt. Er freute sich, wenigstens den Namen Jesu in der Hauptstadt Japans ver-

kündigt zu haben. Sein Geselle Johann Fernandez erzählt, dass er vom Boote aus, in dem er nach Sakai fuhr, die Augen von der Stadt nicht habe abwenden können, auch den Triumphgesang der Kinder Israel beim Auszug aus Egypten, den Psalm *In exitu*, gesungen habe, in dem Gedanken, dass Gott, gleichwie er sein Volk aus Egypten befreit habe, also auch die Einwohner von Miyako dermaleinst aus der Unwissenheit und dem Unglauben, darin sie verstricket waren, ziehen werde. Mit dem Seherauge des Glaubens schaute er ihn schon, den Tag, da Gott seinen Tempel und seine Anbeter haben werde auch in der Mikadostadt.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Gründung einer Gemeinde in Yamaguchi.

Die Reise nach Miyako war, das konnte Xavier sich bei allem Gleichmut nicht verhehlen, ein Misserfolg. Ganz ohne Nutzen war sie gleichwohl nicht für ihn. Zweierlei hatte er durch sie lernen können: erstlich dies, dass die Feudalbarone, wie der „König" von Satsuma und der von Nagato, dessen Hauptstadt Yamaguchi war, innerhalb ihrer Gebiete in ganz anderer Weise ausschlaggebende Macht hatten als der Dairi oder der Kubō, deren Autorität, selbst wenn sie für seine Absichten hätte gewonnen werden können, ihm zur Zeit wenigstens kaum über das Weichbild der Residenz hinaus hätte förderlich sein können, und dass man bei solcher Lage der Dinge vorläufig mehr Aussicht habe, etwas zu erreichen, wenn man sich angelegen sein lasse, sich der Freundschaft dieser kleinen Könige zu versichern; und zum andern dies, dass mit dem bettlerhaften Auftreten in Japan wenig auszurichten sei. In Indien hatte sein Asketentum Eindruck gemacht, in Japan, sonderlich zuletzt in der Reichsmetropole, hatte seine ärmliche Erscheinung ihm die Häuser der Vornehmen verschlossen und ihn auch dem Volke zum Gespötte gemacht. Diese Doppelerfahrung unterliess der kluge Heilige nicht sich zu nutze zu machen.

Er kehrte, in Sakai[1] ein Boot nehmend, durch die

1. So berichtet Pinto in seiner Reisebeschreibung, Kap. CCVIII, wo die Stadt *Sicay* genannt wird. Auch in dem Briefe, den derselbe Autor im Jahre 1554 (5. Dezember) von Malakka aus an die Scholastiker der Gesellschaft im Kollegium

Inlandsee nach Hirado zu Cosmo Torres zurück. Hier legte er sein abgetragenes Bettlergewand ab und ein neues, besseres an. Er hatte beschlossen, wieder den mächtigen Fürsten in Yamaguchi aufzusuchen. Man könnte sich darüber wundern, wie er zum zweitenmale nach dem Orte gehen mochte, wo er kurz vorher im ganzen doch so wenig ermutigende Erfahrungen gemacht hatte. Es ist schwerlich eine andere Erklärung dafür zu finden als die, welche schon der alte MAFFEI [2]) gegeben hat: *Ibi* (in Yamaguchi) *quod sese haud iniquum illis antea praebuerat*

zu Coimbra richtete, liest man: „In Japan, ehe man nach Meako kommt, ist eine sehr volkreiche Stadt, *Osacci* genannt, die durch Bürgermeister oder ähnliche Obrigkeiten wie Venedig und andere christliche Staaten regiert wird und unter keinem andern König steht. Ich hörte unsern seligen P. M. Franciscus, der da war, sagen, es scheinen ihm in dieser Stadt tausend Kaufleute, jeder von einem Vermögen von 30000 Dukaten, zu sein, vieler anderer zu geschweigen, die noch reicher wären. Alle Bürger dieser Stadt, die grossen wie die kleinen bis auf die Fischer herab, werden in ihren Häusern König genannt und ihre Weiber Königinnen und die Söhne Prinzen und die Töchter Prinzessinnen; und diese Freiheit haben alle. Sie haben im Brauche, in die andern Königreiche zu schicken, sich einen Kapitän mit 3000 Fussgängern aufzusuchen, der aber mit seiner Mannschaft nicht in die Stadt hineingeht, sondern nur ausser der Stadt unter Zelten liegt, und wenn er in die Stadt geht, nur vier Mann ohne Waffen mit sich nimmt. Diesen Kapitän mit seinem Volke zahlt die Stadt monatlich, und er steht damit immer zu den Befehlen derselben bereit". Nach dieser Briefmitteilung muss man schliessen, dass Xavier, sei es auf dem Hinweg nach Kyōto, sei es auf der Rückkehr von dort, auch nach Sakai gekommen ist. Denn dass mit *Osacci* bei Pinto diese Kaufmannsstadt und nicht etwa *Osaka* gemeint ist, wird aus seiner, nach Xaviers Schilderung gegebenen Beschreibung klar. Sakai war der Mittelpunkt des inneren Handels sowohl als auch des auswärtigen Handels mit China. Hier hatte sich auch eine eigenartige städtische Selbstverwaltung entwickelt. Die Zivilverwaltung und die Rechtspflege lagen in den Händen des sogenannten *Kwaigoshu*, einer aus den Patriziern bestehenden Versammlung. Ferner besass die Stadt ihre eigenen Kriegsleute, die sogenannten *Rōnins* (herrenlose Krieger), welche mit Geld besoldet wurden. (FUKUDA, *Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwickelung in Japan.* S. 107). Der Name *Osaka* war freilich damals für die andere ebenso bedeutende Handelsstadt anstatt des früheren *Naniwa* schon (seit c. 1492) in Gebrauch (siehe J. SUMMERS, *Notes on Osaka.* T.A.S.J. Vol. VII, p. 389 f.), so dass man PINTOS *Osacci* auch mit ihr zu identifizieren versucht sein könnte.

2. JOANNIS PETRI MAFFEI Bergomatis e societate Jesu *Historiarum Indicarum libri XVI.* Viennae ex officina Trattneriana 1751. p. 305.

Rex, certum erat fixumque Xaverio, terram eam rursus omni arte moliri, curaque et labore, quoad eius fieri posset, sterilitatem soli maciemque pervincere. Dazu dachte er sich mit Nutzen der eigentlich für den Kaiser bestimmten Briefe des Vizekönigs von Indien und des Bischofs von Goa, wie der ihm vom Präfekten von Malakka mitgegebenen Geschenke zu bedienen. Er brachte die letzteren auf ein Schiff und fuhr nach nur kurzem Verweilen —Pinto 3) spricht von einigen Tagen—wahrscheinlich Mitte April 1551 4) mit Johann Fernandez und zwei Japanern wieder nach Yamaguchi, wo es ihm, da er als Gesandter der portugiesischen Regierung erschien, nicht schwer fiel, mit seinen Geschenken sogleich eine Audienz bei Ōuchi Yoshitaka, dem Fürsten von Chōshū, zu erlangen.

Yoshitaka, in den Missionsberichten *Oridono* genannt, war nach Satow, 5) dem ich hier folge, der Abkömmling eines koreanischen Fürsten, der sich in Japan um das Ende des 6. oder den Anfang des 7. Jahrhunderts niederliess. Die Familie trat zuerst in der Zeit von Yoritomo hervor, der ihren damaligen Vertreter zum Vizestatthalter von Suwō machte. Während der Kriege von 1331-34, als die Hōjō-Familie, die für die letzten 130 Jahre das ganze Reich von Kamakura aus im Namen des Shōguns regiert hatte, gestürzt wurde, machten sich die Ōuchi selbst zu Herren der zwei Provinzen Suwō und Nagato und hielten es eine Zeit lang mit der kaiserlichen Partei, die den Versuch machte, die von den Militärbefehlshabern usurpierte Regierungsgewalt ihrem rechtmässigen Inhaber wieder zurückzugewinnen. Als es nachher offenbar wurde, dass die Restauration nicht bestimmt war zu dauern, begab sich ihr Oberhaupt unter das Banner Yoshinoris, des ersten Sei-i-tai-Shōguns der Ashikaga-Dynastie, und wurde für diese Verräterei mit dem Amte des Statthalters in den

3. Kap. CCVIII.

4. Cosmo Torres teilt in einem Briefe vom 29. September 1551 mit, dass fünf Monate oder noch darüber, von seinem Briefdatum gerechnet, vergangen seien, seit Xavier in die Stadt (Yamaguchi) gekommen.

5. *Vicissitudes of the Church at Yamaguchi* etc. p. 140 f.

zwei Provinzen belohnt, zu denen nachher noch die angrenzende Provinz Iwami hinzugefügt wurde. Um das Ende des 14. Jahrhunderts kam die Familie auch in den Besitz von Buzen und nahezu ganz Chikuzen, welche beide Provinzen noch in Lehenspflichtverhältnis zu Ōuchi Yoshitaka standen, den Xavier in Yamaguchi an der Regierung fand. Einer von seinen hervorragendsten Vasallen war Suwe Takafusa, ein General von grosser Erfahrung und ansehnlichem Rufe, dessen einziger Rivale von Belang Mōri Motonari war, der sich vor kurzem mit dem Hause Ōuchi verbunden hatte. Satow ist geneigt, zu glauben, dass Xavier hauptsächlich auf Takafusas Verwendung hin von Yoshitaka die Erlaubnis erlangte, in seinem Gebiet zu predigen und sich niederzulassen, da, nachdem Takafusa diesen aus seinem Regiment verdrängt hatte, die Christen auch unter dem neuen von ihm an Yoshitakas Stelle gerufenen Herrn im Besitze ihrer Privilegien verblieben.

Xavier wurde von Yoshitaka, dem er die Briefe des indischen Statthalters und des Bischofs von Goa sowie die Geschenke des Präfekten von Malakka überbrachte, freundlich empfangen. Von den letzteren machten ihm nach Torres besonders ein „*manicordio e relox*", ein Musikinstrument und eine Uhr ungemeine Freude, weil diese Artikel, wiewohl von geringem Werte, nie vorher in der Provinz gesehen worden seien. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, anzumerken, dass sich auch in japanischen Werken Berichte finden, die sich sehr wahrscheinlich auf diese Geschenküberreichung beziehen. So meldet das Geschichtsbuch *Nihon Tsugan*, dass ein Kaufmannsschiff von Ming nach Suwō kam, dessen Eigentümer von Yoshitaka zur Tafel gezogen und jede Nacht unterhalten wurden, wobei alles chinesisch sprach. Die Gäste beschenkten den Fürsten, dessen Hauptstadt durch lebhaften Handelsverkehr mit Kaufleuten von Ming, Korea und westlichen Ländern blühender war als Kyōto, mit seltenen Artikeln, worunter eine Uhr, die bei Tag und bei Nacht genau zwölfmal schlug; zwei Augengläser, „bei deren Gebrauch selbst ein alter Mann klar wie ein junger sehen konnte", ausserdem Bücher, Bilder,

Theeschalen und anderes mehr. Und ähnlich erzählt das Werk *Yoshitakaki*, die Fremden, welche davon hörten, dass im Distrikt Ōta in der Provinz Iwami Silber gewonnen werde, hätten Schiffe von Indien, China und Korea gesandt. Unter den Geschenken, welche die ersteren mitgebracht, sei eine Uhr gewesen, die Tag wie Nacht zwölfmal schlug, ein Musikinstrument, das, ohne gespielt zu werden, harmonische Weisen hören liess, und zwei Augengläser, mit denen auch alte Leute deutlich sahen. Dass unter den Schenkern Europäer und nicht etwa Chinesen vorzustellen sind, ist wohl ausser Zweifel. Der Jesuit Ricci erregte, wie Le Huc erzählt, am Hofe in Peking noch ein halbes Jahrhundert später mit keinem seiner Geschenke an den Kaiser mehr Aufsehen als mit einer Uhr, ein Beweis, dass Uhren damals in China selbst noch etwas Unbekanntes waren.

Die ansehnliche Summe Goldes und Silbers, die der von den seltenen Gaben entzückte Yoshitaka dem Pater als Gegengeschenk anbot, lehnte dieser zu seiner Verwunderung ab. Von seinen Bonzen war ihm solches wohl noch nicht vorgekommen. Xavier bat ihn aber, wenn er ihnen etwas Angenehmes schenken wolle, so möge er ihnen die Verkündigung des Gesetzes Gottes in seinem Reiche und seinen Unterthanen die Annahme desselben gestatten, etwas Angenehmeres könne er ihnen nicht schenken, was Yoshitaka, durch die Geschenke günstig gestimmt, ihm bereitwilligst gewährte. Er liess, wie Xavier und Torres übereinstimmend berichten, an den besuchtesten Plätzen der Stadt ein Edikt anschlagen und ebenso in den anderen Orten seines Gebiets eine öffentliche Verordnung ergehen des Inhalts: es gefalle ihm, dass das Gesetz Gottes in seinem Reiche verkündigt werde; es stehe jedem frei, ihm zu folgen; die Prediger und Dolmetscher dieses Gesetzes sollten auf keine Weise von jemand verletzt oder verhindert werden. Auch wies er den Fremden ein leerstehendes Buddhistenkloster als Wohnung an.

Dass der Landesherr den Missionaren sich so gewogen zeigte, diente ihnen und ihrer Verkündigung beim Volke von vornherein zur Empfehlung. Alsbald waren sie in ihrem Kloster vom Morgen

bis tief in die Nacht von Neugierigen und von ernsten Fragern, freilich auch von Spöttern aus allen Ständen, auch Bonzen, überlaufen. Allen war es darum zu thun, die fremden Ankömmlinge und ihre neue Religion kennen zu lernen, und so gross war der Zudrang, dass die Räume zuweilen ihre Zahl nicht fassten, und die Menge der Besucher machte den Missionaren gehörig zu schaffen. Sie predigten täglich zweimal, und auf die Predigt folgte immer eine lange Disputation zur Widerlegung der erhobenen Einwürfe und zur Befriedigung der vielen Fragesteller.

In einem Schreiben vom 29. Januar 1552, das Xavier, nachdem er Japan bereits wieder verlassen hatte, von Cochin aus *A my en Christo Santo Padre Ignatio* richtete, schreibt er diesem ausführlich, welche Eigenschaften die Priester der Gesellschaft Jesu nötig hätten, die für das japanische Missionsfeld bestimmt würden: „Ich halte es für unumgänglich notwendig, dass Sie ausgezeichnete, mehr als gewöhnlich mit Tugend und Wissenschaft ausgerüstete Männer an die Akademieen von Japan senden, weil dort die ungebildeten, übrigens verständigen Leute, wenn sie ihrer Irrtümer überführt werden, zu der Aeusserung ihre Zuflucht nehmen, es gebe auch in ihrem Volke viele Gelehrte, welche ihr ganzes Leben auf wissenschaftliche Forschungen und Studien verwendet haben. Darum ist es notwendig, mit diesen Lehrern des Volkes zu disputieren, und, weil sie alle unsere Lehren leugnen, dieselben zuerst zu widerlegen und für uns zu gewinnen, damit dann diejenigen, welche auf ihre Autorität sich berufen, gewonnen werden können. Sehen Sie, darum ist Bildung und Wissenschaft notwendig. Vorzüglich aber ist Ausdauer, Geduld, tiefe Demut, kurz, Vollendung jeglicher Tugend für diejenigen erforderlich, welche in diese endlosen Streitigkeiten, zumal mit den Bonzen, sich einlassen wollen. Denn nur wenige arme Fremde werden gegen ein ganzes Volk und den Ruf einer berühmten und auf sich selbst und alle ihre Einrichtungen stolzen Nation auftreten, welche ganz in der Gewalt der Bonzen ist, die an Würde und Ansehen obenan stehen. Es liegt auf der Hand, dass diejenigen, welche das wagen wollen, vieles werden zu

leiden haben, wenn sie einmal in dieses grossartige Wespennest gestochen haben. Und es wird nicht ungerächt bleiben, wenn sie, was doch vor allem notwendig ist, die Trugschlüsse der Bonzen zu nichte machen, ihre Lügen widerlegen und ihre habsüchtigen Ränke und Kniffe ans Licht ziehen, wodurch dieselben das leichtgläubige Volk um sein Geld bringen . . . . Ich wiederhole es, sie werden grössere Kämpfe und Leiden zu bestehen haben, als man glaubt. Man wird sie ungestüm bedrängen; zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht werden sie von lästigen Fragern frei sein; mit endlosen Fragen wird man ihnen zusetzen; von Vornehmen werden sie beschieden werden, denen man den Besuch nicht abschlagen darf. Hierdurch wird den täglichen Gebeten und Betrachtungen, den übrigen geistlichen Uebungen und der Geistessammlung die Zeit entzogen; selbst zur Feier der heiligen Messe wird die Zeit fehlen. In den ersten Tagen, wo sie sich dort sehen lassen, werden sie wegen der Menge der Fragenden, welche abzuweisen nicht gut wäre, kaum Zeit haben, das Brevier zu beten, zu essen und zu schlafen. Es ist ein Charakterfehler der Nation, ohne Scheu andern, besonders den Gästen und Fremden, lästig zu fallen, sie mit Verachtung zu behandeln, ja frech zu verhöhnen, auch wenn man ihnen nichts zu Leide thut und gar nicht lästig ist. Wenn dann die Fremden das, was den Japanern heilig ist, tadeln und angreifen; wenn sie den Aberglauben der Sekten rügen, die öffentlichen Laster ohne Schonung geisseln und züchtigen und mit Entschiedenheit behaupten, dass die, welche einmal zur Hölle verdammt sind, durch keine Sühne, durch keine Opfergaben und sonstige religiöse Handlungen der überlebenden Freunde und Verwandten errettet werden können, so wird alsbald der Hass einen gewaltigen Sturm erregen, und selbst die Besten werden mit Unwillen gegen diejenigen erfüllt werden, welche über ihre teueren Verstorbenen eine so grausame Ansicht haben, und gar viele werden die neue Religion als eine schwache und unvollkommene verachten, da sie den einmal Verdammten keine Rettung zu bringen vermöge. Solche Vorur-

teile und Fragen werden dort viel besprochen, weil in den Schriften und alten Ueberlieferungen des Volkes viel von der Hölle die Rede ist, dagegen gar nicht vom Fegfeuer. Da nun dem so ist, so ist es selbstredend, dass dort tüchtige, in der Logik gewandte Köpfe notwendig sind, welche eine volkstümliche Beredsamkeit und Gewandtheit besitzen, den Irrenden zu folgen und ihnen zuvorzukommen, Männer, welche die unter dem Scheine der Wahrheit auftretenden Lügen entlarven und die sophistischen Beweisführungen durch Nachweis der Unvereinbarkeit und der Widersprüche der falschen Lehren entkräften. Die Bonzen werden nämlich sehr beschämt und verwirrt, wenn man offen darlegt, dass in ihren Lehren kein Zusammenhang und keine Uebereinstimmung ist, oder wenn sie durch logische Beweisführung so in die Enge getrieben werden, dass sie sich nicht mehr zu helfen wissen. Zu diesen geistigen Fähigkeiten muss eine kräftige Gesundheit hinzukommen . . . . . Zum Wirken in diesem Lande sind Greise nicht tauglich, weil ihnen die Kräfte zu den notwendigen Arbeiten fehlen, ebenso wenig junge Leute, es sei denn, dass der Mangel des Alters durch ganz erprobte Tugenden ersetzt werde; sonst würden sie, anstatt anderen zu nützen, selbst zu Grunde gehen durch die vielen Verlockungen und Gelegenheiten zu allen Sünden, welche das Land bietet . . . . . Es kam mir der Gedanke, Belgier oder Deutsche, welche Spanisch oder Portugiesisch verständen, würden zu dieser Mission tauglich sein. Beide Nationen können Strapazen ertragen und sind von Natur und durch Erziehung abgehärtet, um die Kälte von Bandu auszuhalten. Ich hielt es für wahrscheinlich, dass nicht wenige von beiden Nationen in den verschiedenen Kollegien von Spanien und Italien leben, ohne jedoch bedeutenden Nutzen zu stiften, weil ihnen die natürliche Feinheit der Landessprache abgeht. Wenn diese nach Japan kämen, so könnten sie ausgezeichnet wirken und viele Frucht bringen."

Es war in Erinnerung an seinen Aufenthalt in Japan und an die dort gemachten Erfahrungen, dass Xavier also an Ignatius und in ganz gleicher Weise an Simon Rodriguez schrieb. Was

er den nach Japan Kommenden in Aussicht stellt, genau das berichtet Torres in seinem Brief vom 29. September 1551 als ihr Erlebnis in Yamaguchi. Xavier selbst genügte allen Anforderungen, abgesehen davon, dass ihm die ausdauernde Geduld abging. Er war unaufhörlich thätig vom Morgen bis in die Nacht und oft auch noch in dieser und fühlte sich dabei nicht müde. „Ich bin alt", schreibt er, „ich bin schon vollständig ergraut, und doch, ich fühle mich kräftig und gesund wie nie. Die auf die Ausbildung eines ruhigen, wahrheits-und heilsbegierigen Volkes recht verwendeten Mühen gewähren manchen Genuss geistlicher Freude." „Die unendliche Güte Gottes gegen uns ist so augenfällig, dass wir es als die grösste Wohlthat für uns deutlich erkennen, hierher gekommen zu sein, während wir früher glaubten, etwas Gott Wohlgefälliges zu thun, wenn wir uns zur Verbreitung der heiligen Religion hierher begäben. O ja, da der liebe Gott uns nach Japan geführt, so hat er alle Bande der Liebe zu den Geschöpfen, die uns fesselten, gelöst, damit wir an ihn allein gefesselt seien." Dieser Herzenserguss bekundet, wie Xavier auch der Gefahr nicht erlag, über der Vielgeschäftigkeit, zu der sein Wirken auf andere ihn nötigte, am eigenen inneren Menschen zu verlieren.

Crasset u. a. wissen zu melden, dass zu Xaviers Schmerz in Yamaguchi lange niemand die Taufe begehrt habe, bis endlich einer, überwunden von der Ruhe, mit der Fernandez eine ihm angethane Schmach hinnahm, den Anfang machte. Fernandez habe auf einem öffentlichen Platze der Stadt eine Predigt gehalten. Da nahte sich ein Rohling, räusperte stark und spuckte dem Predigenden seinen Unrat ins Gesicht, eine Unbill, die alle Umstehenden empörte, nur einen scheinbar nicht—den Geschändeten selbst, der sich ruhig den Unflat mit seinem Taschentuch aus dem Gesichte wischte und fortfuhr zu sprechen, als wäre nichts geschehen. Diese Gelassenheit habe tiefen Eindruck besonders auf einen Besinnlichen unter den Zeugen des Vorgangs gemacht. Er sei gleich nach der Predigt in das Kloster gekommen und habe die Taufe begehrt, die er, der erste, nach

vorausgegangenem Unterrichte auch erhielt, viele andere nach sich ziehend. Diese Geschichte, die sich schon bei Maffei[6]) findet, der sogar ganz genau anzugeben weiss, worauf sich die Taufvorbereitung erstreckte, hat an sich nichts Unwahrscheinliches. In den vorhandenen Quellen indessen ist nichts von ihr zu finden. Von Xavier hören wir nur, dass die Zuhörer nach mehrtägigen Disputationen und Fragen sich endlich für besiegt erklärten und begannen, die christliche Religion anzunehmen. Die ersten von allen waren die, welche in den Disputationen als die heftigsten Gegner aufgetreten waren, zum Teil Japaner von edler Abkunft. Unter den Konvertiten wird einer, der als früherer Lehrer an der Akademie von Bandu in der Stadt im Rufe grösster Gelehrtheit stand und die Absicht gehabt hatte, Bonze zu werden, besonders erwähnt. Auch Bonzen schlossen sich der werdenden Gemeinde an. Die es nicht thaten, wurden von den Missionaren um so wirksamer bekämpft. Durch die Uebergetretenen über Lehren und Bräuche der verschiedenen Sekten und das Klosterleben der Mönche genauer unterrichtet, zogen sie die von ihnen erkundeten Bonzenpraktiken unbarmherzig ans Licht und brachten die Priester selbst zu grosser Befriedigung der Christen durch öffentliche Widerlegung ihrer Irrtümer sehr ins Gedränge, nicht freilich, ohne dieselben auch aufs ärgste gegen sich zu erbittern, umsomehr als sie nicht nur täglich mehr Einbusse an ihrem Renommee litten, sondern auch, wie Xavier sagt, bald aus Mangel an Unterstützungen von seiten ihrer früheren Anhänger in häusliche Not gerieten. Sie predigten daher, um ihre Existenz kämpfend, wenn die Missionare predigten, auch in ihren Tempeln gegen diese, schmähend, wie Xavier sich sagen liess, der Christengott sei ein unbekanntes, unerhörtes Wesen, er könne nur ein grosser, abscheulicher Teufel sein, und die fremden Lehrer seien seine Schüler. Sobald man ihn als Gott zu verehren anfange, werde Japan zu Grunde gehen. Das portugiesische Wort, zu welchem Xavier zur Bezeichnung

6. A. a. O. p. 306.

Gottes griff, da die japanische Sprache ihm kein entsprechendes Wort bot—das Wort *Kami* vermieden die Jesuiten auch in der Folge, um zu verhüten, dass man Gott für eins mit den japanischen Kami nehme[7]—deuteten sie spottend: *Deos* bezeichne nichts anderes als *daio*, was in ihrer Sprache Lüge heisst. Xavier erzählt jedoch, solche Schmähungen, entfernt, ihnen Abtrag zu thun, hätten im Gegenteile nur die Folge gehabt, das Ansehen der Missionare bei der Menge zu heben, die es öffentlich ausgesprochen hätten, dass die Bonzen nur aus Neid so wüteten. Auch solche, die der Landesreligion treu blieben, stellten sich freundlich zu den fremden Gästen. So berichtet Xavier, dass einer der ersten Fürsten—er meint damit den Gouverneur der Stadt, *Naitō*[8], und seine Gemahlin ihnen bei der Verbreitung der christlichen Religion alle nur denkbare Förderung angedeihen liessen, obwohl sie bei aller Hinneigung zu der als gut und vernünftig erkannten Lehre nicht zu deren Annahme bewegt werden konnten, weil sie, beide abergläubische Verehrer Amidas und Shakas, viele Bonzenklöster aus eigenen Mitteln erbaut und mit Einkünften versehen hatten und der in einer Reihe von Jahren dadurch vermeintlich erworbenen Anwartschaft auf Gnaden nicht durch Verlassen dieser Landesgottheiten verlustig gehen wollten.

Während so selbst treue buddhistische Gläubige den fremden Glaubensboten ihre Hilfe liehen, erfreuten sich diese natürlich noch mehr des Beistandes ihrer Neophyten, deren Anhänglichkeit sie auch gegen feindselige Nachstellungen der erregten Bonzen schützte, indem sie sie von allem, was gegen sie im

7. Chamberlain in seinem *Handbook of Colloquial Japanese* 2d ed., p. 8 gibt noch das nach dem englischen God gebildete *Gotto* als Aequivalent für den Christengott an. Heute ist doch das shintoistische Wort *Kami* zur Bezeichnung Gottes von den japanischen Christen angenommen, *Gotto* gebraucht niemand mehr.

8. Satow (*Church at Yamaguchi* p. 145) hat gefunden, dass *zwei* Personen dieses Namens bei zeitgenössischen japanischen Schriftstellern erwähnt sind: *Naito Okimori*, ein Anhänger Takafusas, und *Naito Takaharu*, der später die Stadt an Motonari übergab, und ist geneigt, anzunehmen, dass unter dem von den Jesuiten erwähnten Naitondono der letztere gemeint ist.

Werke war, in Kenntnis setzten. Den Pater liess dies hoffen, dass sie einmal wahre, echte Christen werden würden.

Schon nach zweimonatlichem Aufenthalt in Yamaguchi konnte er berichten, dass fünfhundert [9] die Taufe empfangen hätten, deren Zahl sich täglich um einige mehrte. In zufriedenem Rückblick auf diese Zeit gedeihlichen Fortgangs der Missionsarbeit schreibt er später [10] nach Europa: „Ich sah, dass durch unsere Vermittlung der Stolz der Bonzen von Gott gebrochen und ein herrlicher Sieg über die erbitterten Feinde davongetragen wurde. Und dann bemerkte ich wieder, wie die Neophyten sich freuten, wenn die Bonzen überführt wurden, und wie sie sich Mühe gaben, die Heiden zu bekämpfen und zur Taufe zu führen, wie sie jubelten, wenn es ihnen gelang, und wie sie ihre Kämpfe mit dem überwundenen Aberglauben der Heiden erzählten. Alles dieses überströmte mich mit solcher geistlichen Freude, dass ich alle meine Leiden gar nicht mehr fühlte."

9. Ganz andere, viel höhere Zahlen geben die jesuitischen Geschichtschreiber. Aber schon PINTO, an den sie sich vermutlich hielten, spricht übertreibend von über 3000, die der Heilige in weniger als einem Jahre zu Yamaguchi bekehrt habe. (Bei FIGUIER Tome III, p. 361). In Wirklichkeit war Xavier nicht einmal ein halbes Jahr in der Stadt.

10. Cochin, 29. Januar 1552.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Franz Xavier geht nach Bungo.

So erfreulichen Fortgang nahm das Werk in Yamaguchi, als Xavier gegen Ende August 1551 die Nachricht erhielt, dass in Figi (*Hiji*),[1] dem Hafen der Hauptstadt Funai oder Fucheo (heute *Oita*) in Bungo, ein portugiesisches Schiff angekommen sei.[2] Er schickte auf diese Kunde sogleich einen Neubekehrten, Matthaeus, mit einem Briefe an Kapitän und Schiffsvolk. Der Brief, vom 1. September 1551, den P. *Philippucci*, ein Verehrer des Heiligen, der sich nach einer vermeintlichen Gebetserhörung durch ihn aus Dankbarkeit angelegen sein liess, alle Briefe Xaviers, die er auftreiben konnte, drucken zu lassen, aufgefunden und der Jesuit *Possin* in seinem Bande von neunzig bis dahin noch nicht gedruckten Briefen im Jahre 1661 zum erstenmal veröffentlicht hat, liegt uns ausser in dieser Fassung noch mit einer Einleitung, die in Possins Ausgabe fehlt, in Pintos Reisebeschreibung vor. Er trägt keinen Namen auf der Adresse, da er ja eben zu dem Zwecke geschrieben war, die Namen der Unbekannten und ihres Schiffes zu erkunden.

1. Finge heisst bei Pinto (Kap. CCIX) der Fluss, der bei Funai in das japanische Binnenmeer mündet.

2. Eine Erwähnung dieses Schiffes findet sich auch in dem japanischen Geschichtswerk Sōho-Ōtomo Kōhaiki. Dasselbe berichtet, dass im 20. Jahre Tembun (1551) ein Kaufmannsschiff von 咬噌吧 (Goa?) in *Shingūji-ura* ankam, dessen Schiffsvolk sämtlich der „Tenshu-kyō“ (Himmelsgottlehre) angehörte und den Statthalter von Bungo zur Annahme dieser Religion zu bringen suchte. Der Bericht nennt auch einen Japaner, *Tawara Shōnin*, durch den sie Ōtomo Sōrin zu bereden suchten.

Er fragt, ob in Malakka bei ihrer Abfahrt alles in Ordnung gewesen, und enthält ausser einer seelsorgerlichen Mahnung an die Kaufleute, über ihren Handelsgeschäften nicht ganz die Gewissenserforschung zu vergessen, nur noch das Versprechen, dass der Briefschreiber nach Empfang einer Antwort zu einem Besuch zu ihnen kommen werde. Pinto hat so ziemlich denselben Wortlaut, vorher aber nach einem Eingangsgrusse noch das folgende, was bei Possin fehlt: „Durch Briefe, welche Kaufleute dieser Stadt empfangen haben, haben sie von Euerer glücklichen Ankunft in diesem Lande Kenntnis erhalten. Da mir jedoch diese Nachricht nicht so wahr schien, als ich im Herzen wünsche, hielt ich es für gut, mir selbst durch den Christen, den ich zu Euch schicke, Gewissheit zu verschaffen. Deshalb bitte ich Euch dringend, mich durch ihn wissen zu lassen, von wo Ihr jetzt kommt, auch von welchem Hafen Ihr ausgefahren seid und wann Ihr nach China zurückzukehren gedenkt. Denn ich wünschte sehr, sofern es Gott gefällt, dazu zu thun, soviel mir möglich ist, dieses Jahr von hier nach Indien zu kommen".3)

Coleridge 4) hält es für möglich, dass Pinto den ursprünglichen Text gegeben habe, und will das Fehlen der Einleitung bei Possin mit der Annahme erklären, dass der Anfang des Originals vielleicht vor seiner Auffindung durch Philippucci von einem Reliquienjäger abgerissen wurde. Hätte er mit dieser Vermutung recht, so wäre diese erste, uns in Pintos Reisebeschreibung erhaltene Briefhälfte von grösstem Interesse. Sie thäte dar, dass Xavier inmitten des gedeihlichen Fortgangs seiner Arbeit in Yamaguchi sich bereits wieder mit dem Gedanken an die Rückkehr nach Indien trug. Ausgeschlossen ist dies keineswegs. Den ruhelosen Geist hielt es nirgends lange. Ferner: die Zeit seines Aufenthaltes im Lande genügte ihm, zu sehen, dass hier Arbeit für viele war, und er mochte denken, dass er

3. In der französischen Ausgabe Figuiers Tome III, p. 362.
4. A. a. O. II, 310.

in Indien besser als aus so weiter Ferne die Auswahl und Abordnung geeigneter Missionare nach dem hoffnungsvollen, aber auch ganz besonders tüchtige Männer fordernden Missionsfelde betreiben könne. Endlich ist nicht daran zu zweifeln, dass er sich auch bereits mit dem Gedanken an die Begründung einer Jesuitenmission in China trug, der Hoffnung, dass auch die Japaner dem christlichen Glauben geneigter würden, wenn sie sähen, dass die, in denen sie in allen Dingen ihre Lehrmeister zu erblicken gewohnt waren, demselben zufielen. Und noch eines: Melchior Nugnez Barreto berichtet in einem Briefe von Cochin, 8. Januar 1558, Franciscus habe einmal dem König von Yamaguchi eine abscheuliche Sünde mit so viel Eifer verwiesen, dass er in grosser Gefahr war. Vielleicht war das eben um diese Zeit, und Xavier schien seine persönliche Entfernung ratsam.

Sein christlicher Bote wurde von den Kaufleuten wohl aufgenommen. Der Kapitän—es war Duarte da Gama—liess ihm sagen, dass er in einem Monat nach China abzusegeln hoffe und dass von dort im nächsten Januar drei Schiffe nach Goa gehen würden, auf deren einem sich sein Freund Diego Pereira befinde. Ausser dieser Antwort und den Neuigkeiten von Indien und Malakka überbrachte Matthaeus seinem Auftraggeber ein Schreiben der Väter in Goa, aus dem er sah, dass seine Gegenwart in Indien, wo ihn zudem der Ordensgeneral im Jahre 1549 zum ersten Provinzial der neuerrichteten, bis dahin mit der portugiesischen verbundenen indischen Ordensprovinz ernannt hatte, sehr nötig sei. Er selbst erzählt,[5] dass auch der mächtige König von Bungo ihn brieflich ersucht habe, zu ihm zu kommen, ein portugiesisches Schiff sei in seinen Hafen eingelaufen, und er wolle ihm gewisse Mitteilungen machen.

So säumte er nicht lange. Zur Pastorierung der Christen in Yamaguchi berief er Torres von Hirado, dem er den Bruder Johann Fernandez als Koadjutor an die Seite gab, die Neu-

5. Brief aus Cochin, 29. Januar 1552.

bekehrten dem Aeltesten dortselbst befehlend. [6] Von seinen Wandergenossen auf seiner Reise nach Bungo werden Bernhard und Laurentius genannt.

Xavier selbst ist in seinen Briefen auffällig schweigsam über seinen Aufenthalt in Bungo. Alles, was er darüber mitteilt, beschränkt sich auf die wenigen Worte: „Der König nahm mich mit grosser Herablassung auf, und das Zusammentreffen mit den Portugiesen bereitete mir grosse Freude." [7] Die Biographen des Heiligen sind durchweg der Erzählung gefolgt, die Pinto sehr ausführlich in seiner Reisebeschreibung von diesen Tagen gibt. An der Wahrheit seiner Angabe, dass er sich auf dem Schiff Duarte da Gamas mit befunden habe und während der Zeit von Xaviers Aufenthalt in Funai mit diesem zusammen war, ist wohl kaum zu zweifeln. Denn Pater Melchior Nugnez sagt in einem Schreiben aus Cochin vom Mai 1554, dass Pinto dem König von Bungo, in dessen Reich er vierzehn Jahre Handelschaft trieb, bekannt und dem Pater Franciscus gut befreundet war. Zu dieser Freundschaft könnte er nun freilich auch ausserhalb Japans gekommen sein. Dass er aber gleichzeitig mit Xavier in Bungo war, geht aus dem schon erwähnten Briefe hervor, den er nach seinem späteren Eintritt in die Gesellschaft Jesu am 5. Dezember 1554 von Malakka aus an die Scholastiker im Kollegium zu Coimbra richtete, worin er mitteilt, dass der selige Magister Franciscus, der auch in *Osacci* (=Sakai) war, ihm manches von dieser Stadt wie auch von Miyako erzählt habe. Das kann dieser nicht wohl zu einer anderen Zeit als während dieses Aufenthalts in Bungo gethan haben. Und hiefür finde ich noch eine Bestätigung in einem am 24. Dezember 1554 zu

6. So stellt die Sache auch Pagés dar (*Vie de Saint François Xavier*, p. XCVIII). Dazu stimmt aber nicht, wenn er sagt: „Man weiss, dass sie (die Christen von Yamaguchi) nach der Abreise des Heiligen, ohne einen Hirten zu haben, während ganzer 25 Jahre aushielten, nach welchen sie durch neue Missionare getröstet wurden." Torres musste erst 1556 die Gemeinde verlassen, und erst von da ab war sie, für 18 Jahre, ohne Hirten.

7. Brief an die Gesellschaft in Europa, Cochin, 29. Januar 1552.

Goa geschriebenen Briefe von Arias Brandonez, der keinen anderen als eben Mendez Pinto meinen kann, wenn er von einem Portugiesen spricht, der zur Zeit, als er in Japan Handel trieb, vertraulich mit Xavier lebte. Man wird daher ein Recht haben, Pintos Beschreibung als Quelle anzuziehen, ohne jedoch bei dem vollständigen Fehlen anderer Nachrichten in der Lage zu sein, sie mit solchen zu vergleichen. Es bleibt nichts übrig, als diese isolierte Quelle für sich im einzelnen auf ihre innere Wahrscheinlichkeit zu prüfen und mit Vorsicht zu benützen. Ich gebe sie hier in allem Wesentlichen wieder, mich darauf beschränkend, nur hie und da, wo es nötig scheint, kritische oder erläuternde Anmerkungen zu machen.

An einem Samstag sahen die Portugiesen drei Japaner auf sich zukommen, Christen, die in der Gesellschaft des Paters waren und welche er vorausgeschickt hatte. Der Kapitän Duarte da Gama hörte von ihnen, dass der Diener Gottes zwei Meilen von da, an einem Orte Pinlaxau [8]) sei, da ihn Kopfschmerzen überfallen und seine Füsse von dem sechzig Meilen betragenden Wege so angeschwollen seien, dass er sich nicht von der Stelle rühren könne und ruhig die Heilung derselben abwarten müsse. Gama beriet sich sogleich mit den schnell zusammengerufenen Kaufleuten, was zu thun sei. Man beschloss, ihn an dem genannten Orte aufzusuchen. Als sie etwa eine Viertelmeile zurückgelegt hatten, trafen sie ihn, der in Gesellschaft zweier Christen daher kam, die er seit einem Monat bekehrt hatte. Pinto fügt hinzu, diese beiden Eingeborenen seien „*homens fidalgos principales daquelle Reyno*" gewesen, was den König von Yamaguchi veranlasst habe, unter dem Vorwand ihres Uebertritts ihre reichen Einkünfte zu konfiszieren. Man wird berechtigt sein, Zweifel in diese Mitteilung zu setzen, da von Bedrängnissen der Christen in Yamaguchi seitens Ouchi Yoshitakas weder in den Briefen Xaviers noch seiner Genossen

8. So heisst der Ort, den ich nicht identifizieren konnte, in Pintos Portugiesisch. Figuier und Kuelb haben *Pinhaxau*.

das Geringste verlautet, es auch an sich sehr unwahrscheinlich ist, dass der Daimyō, der den Pater als Gesandten empfangen und ihm ausdrücklich freie Predigtwirksamkeit gestattet hatte, einen Uebertritt eines seiner Vasallen oder Unterthanen zum Vorwand nahm, denselben seiner Einkünfte zu berauben.

Die Portugiesen, die in ihren Feierkleidern zu Pferde ritten, waren nicht wenig erstaunt, den Glaubensprediger in so armseligem Aufzuge daherwandern zu sehen. Er war zu Fuss und trug auf den Schultern eine Tasche mit allen Messgeräten, die ihm abwechselnd seine beiden Begleiter abnahmen. Da er ein Pferd, das man ihm anbot, zurückwies, waren die Portugiesen gezwungen, ihn—entgegen seinem Willen—zu Fuss zu begleiten, was auf die beiden Christen tiefen Eindruck machte. Am Ankerplatz in Figi angekommen, wurde er mit allem möglichen Freuden-Pompe aufgenommen; sämtliches Geschütz wurde viermal gelöst und verursachte, da der Schall sich an den Felsen brach, ein solches Donnern, dass der Fürst in der Stadt, auf den Gedanken kommend, die Portugiesen seien im Kampfe mit Korsarenschiffen, in Eile Erkundigungen einholen liess und ihnen seinen Beistand anbot. Der Kapitän jedoch erwiderte seinem Boten, das Geschütz werde abgefeuert wegen der Ankunft des Franciscus Xaverius, da dieser ein heiliger Mann sei, vor welchem der König von Portugal grosse Ehrfurcht habe. Der Samurai zeigte sich höchlich erstaunt und sagte, dass die Bonzen seinem Herrn eine ganz andere Meinung von diesem Mann beigebracht hätten, der nach ihnen, fern ein Heiliger zu sein, in geheimem Bunde mit den Dämonen stehe und durch manche wunderbare Dinge, die er vermittelst Zauberei vollführe, die Unwissenden bethöre. Sie hätten ihn überdies als eine so klägliche Figur hingestellt, dass sie allen Glauben beim Fürsten verlieren würden, wenn dieser nun vom Gegenteil unterrichtet werde.

Als der Bote dem Fürsten hinterbrachte, was er gesehen und gehört, richtete dieser ein Schreiben an den Pater, worin er ihn in sein Schloss einlud. Pinto teilt das Schreiben, das

jedenfalls aus seinem Reisewerke in die jesuitischen Briefsammlungen genommen wurde, in denen es sich fast genau so findet, mit, und ich kann mir nicht versagen, es hieher zu setzen. Es lautet also: „Vater Bonze von Chemahicogim.[9] Deine glückliche Ankunft in diesem Lande sei Deinem Gotte ebenso angenehm, als ihm das Lob seiner Heiligen ist. Quamsio Nafama, den ich nach dem Schiffe Deiner Landsleute schickte, hat mich nicht sobald versichert, dass die von Omanguché in Finge angekommen, so habe ich, wie alle die Meinen Dir sagen werden, eine unglaubliche Befriedigung empfunden.[10] Daher bitte ich, da Gott mich nicht würdig sein lässt, über Dich befehlen zu können, Dich inständigst, willst Du meinem sehnlichen Verlangen, mit dem ich Dich umfasse, willfahren, so komme, ehe der Morgen anbricht, am Thor meines Palastes anzuklopfen, es sei denn dass Du mir sagen lässt, dass ich Dir lästig bin, damit ich auf die Erde hingestreckt und auf den Knieen liegend diese Gunst von Deinem Gott erbitte, den ich den Gott aller Götter und den Besten der Besten, die im Himmel sind, zu sein bekenne, und ferner, dass es durch das Locken Deiner Lehre den von der Zeit Aufgeblasenen offenkundig werde, wie angenehm ihm Dein heiliges mit Armut verbundenes Leben ist, um zu verhüten, dass die Blindheit unserer Kinder durch die eitlen Verheissungen der Welt missbraucht wird. Ich bitte Dich auch, mir Nachricht von Deinem Befinden zu geben, damit ich diese Nacht in Frieden schlafen kann, bis mich der Hahnenschrei erweckt und mir verkündet, dass Du auf dem Weg mich zu besuchen bist." Coleridge meint, es sei kein Grund, zu misstrauen, dass diese Lesart in der Hauptsache authentisch ist. Ich bin anderer Ansicht. Der ganze Stil dieses Schreibens ist viel mehr der Stil Pintos, in dessen Buch sich gar viele ähnliche, offenbar von ihm frei komponierte Briefe finden, als der eines

9. Korrumpiert aus Tenjikujin, Männer von Tenjiku. Siehe Kap. III, Anm. 58.

10. In den *Epistolae Japonicae* liest man statt dessen: „Wie sehr über Dein Einlaufen in dem Hafen von Figen, von Amanguzi her, alle die Meinigen erfreut sind, erfuhr ich von dem Quansin." So auch bei Crasset.

japanischen Kokushi. Historische Thatsache mag nur soviel sein, dass der Fürst eine Einladung zur Audienz an den fremden Glaubensprediger ergehen liess. Pinto erzählt, dass die Einladung von einem jungen Verwandten des Fürsten überbracht wurde, der mit einem Schiffe, begleitet von dreissig anderen jungen Samurai kam, denen als Gouverneur ein bejahrter Mann namens Pomindono, der natürliche Bruder des Königs von Minato, diente. Nachdem dieser Greis seine Botschaft ausgerichtet, verabschiedete er sich von dem Pater und den Portugiesen, die gerade bei ihm waren. Als er wieder in das Schiff gestiegen war, gaben die Portugiesen fünfzehn Salutschüsse ab, was dem jungen Edelmann, der den Brief überbrachte, und dem Greis eine noch höhere Meinung von dem armen Pater gab, dem sich seine Landsleute zu Dienst zu stellen so beflissen zeigten. Ihre bewundernden Aeusserungen wie ihre Zwiesprach mit dem Fürsten nach ihrer Rückkehr dürfen füglich als blosse Ausmalereien des Romanciers Pinto übergangen werden. Dagegen ist bei der den Portugiesen eigenen Vorliebe für Gepränge und pompöse Aufzüge und bei ihrer Hochschätzung des Magisters Franciscus kein Grund vorhanden, anzuzweifeln, dass dieselben seinen Gang zur ersten Audienz im Schloss des Fürsten zum Anlass nahmen, in recht ausserordentlicher Weise zu zeigen, in welchen Ehren der Pater bei seinen Landsleuten stand. Dieser musste sich's, obwohl unter Widerstreben, gefallen lassen, dass sie ihm das Geleite gaben. Unter klingendem Spiel fuhren sie in einer Schaluppe zum Quai, wo sie vor dem Andrang der durch das ungewohnte Schauspiel angelockten Menge kaum landen konnten. Die Sänfte, die hier der Befehlshaber von Canafama, Quamsi Andono, auf höheren Befehl für Xavier bereit hielt, wies dieser zurück. Er ging zu Fuss nach dem Schloss, begleitet von einer Anzahl Samurai und dreissig Portugiesen. Voran gingen dreissig in den Diensten der Portugiesen stehende Knaben in ihren Feierkleidern und mit goldenen Ketten um den Hals. Franciscus hatte eine schwarze Kamelottsoutane mit weissem Rochette nebst einer Stola von grünem Sammet mit brokatgesticktem Saum; hinter

ihm schritt der Befehlshaber des Schiffes mit einem Kommandostabe in der Hand. Es folgten fünf der angesehensten und vermögendsten Kaufherren, die gleichsam als seine Diener verschiedene Gegenstände trugen, der eine ein Buch in einer Tasche von weissem Atlaszeug, der andere ein Paar Pantoffeln von schwarzem Sammet, die sie zufällig besassen, der dritte ein bengalisches Rohr mit goldenem Knopf, der vierte ein Bild der Madonna, eingehüllt in veilchenblauen Damast, und der letzte einen kleinen Sonnenschirm. [11]) In diesem Aufzug schritten sie durch die neun Hauptstrassen der Stadt, wo sich die Einwohner gesammelt und die Häuser bis zu den Dächern hinauf besetzt hatten, bis sie vor der Wohnung des Fürsten angelangten, wo sie dessen Leibwache empfing. In dem langen Gang, in den sie zunächst eintraten, überreichten die erwähnten Kaufleute dem Pater knieend die von ihnen getragenen Gegenstände. Durch eine Flucht von Zimmern schreitend, in deren erstem, mit Hofleuten gefüllten, ein 6-7 jähriges Kind den P. Franciscus mit wohlgesetzten Worten willkommen hiess, gelangte dieser endlich, von des Königs Bruder Hachirō [12]) geführt, in das Gemach, in dem der Fürst bereit stand, ihn zu empfangen, und der päpstliche Nuntius stand einem der mächtigsten Grossen des japanischen Reichs jener Zeit gegenüber, der fortab der hervorragendste Förderer und zuletzt sogar ein persönlicher Anhänger der von Xavier nach Japan getragenen fremden Lehre, „unser Maecenas Jakatond no Francesco", wie die Jesuiten ihn nannten, werden sollte.

11. Von Siebold berichtet, dass noch zu seiner Zeit unter den Gegenständen, welche die niederländischen Gesandten in Japan bei ihren Aufzügen anstatt der bei den japanischen Daimyōs gebräuchlichen Insignien fürstlicher Würde—Piken, Bögen, Pfeile, Schiessgewehre, Harnischkoffer, Feldhut etc.—trugen, die folgenden waren: ein grosser Sonnenschirm in Sammetfutteral, ein Stahldegen, ein spanisches Rohr mit goldenem Knopf, zwei kostbar gestickte Pantoffeln, ein Schreibschrank, eine Theemaschine u. a. und fügt hinzu „ob aber dieses entsprechende Abzeichen für den Gesandten einer europäischen Nation sind, darüber mag der Leser selbst urteilen." *Nippon*, 2. Auflage, Band I, S. 54.

12. Pinto nennt ihn *Facarandono*. Dass damit Hachirō gemeint ist, erkennt man aus Pintos Beifügung, dass er nachmals König von Yamaguchi gewesen sei (*que depois succedeo em Rey de Omanguchi*).

Ōtomo Yoshihige Bungo no Kami, von den Jesuiten gewöhnlich *Civandono* [13] genannt, war der Spross eines der hervorragendsten Daimyōgeschlechter Japans, das seinen Stammbaun auf Minamoto Yoritomo zurückführte. Der Gründer der Familie war nach der Ueberlieferung Ichihoshi, ein natürlicher Sohn Yoritomos von der Tochter eines Adeligen Ōtomo Tsuneiye, dessen Namen er annahm, seit seiner im Jahre 1193 erfolgten Erhebung durch Yoritomo zum Statthalter (Kokushi) von Bungo und Buzen mit dem Titel Sakon Shōgen bekannt unter dem Namen Ōtomo Yoshinawo. In der Zeit der Bürgerkriege zwischen den zwei um die Mikadowürde kämpfenden Thronprätendenten schlug der regierende Fürst Sadamune sich auf die Seite Ashikaga Takaujis. Der Sieg seiner Partei legte den Grund zur nachmaligen Grösse des Hauses Ōtomo. Sadamunes Enkel Chikayo, der es verstand, seine Besitzungen bedeutend zu erweitern, wurde von Yoshimitsu zum Tandai (Gouverneur) von Chikuzen und Chikugo ernannt. Von da ab blieb, obwohl eine Periode des Niedergangs folgte, die Würde bei der Familie Ōtomo bis in die Zeit des tüchtigen Yoshinori, während dessen Regierung die Portugiesen zuerst in Häfen von Bungo einliefen, und seines thatkräftigen Sohnes und Nachfolgers Yoshishige, der, Herr über nicht weniger als sechs Provinzen—Bungo, Buzen, Chikuzen, Chikugo, Higo und Hizen—damals wohl weitaus der mächtigste von den drei Daimyōs war, unter die die Herrschaft über Kyūshū sich verteilte. [14] Das entging auch Xavier nicht, der von ihm schreibt: „Der König von Bungo besitzt eine zahlreiche Armee sehr tapferer Krieger, wie es bei den japanischen Königen vorkommt, hat ein weitausgedehntes Reich und—eine grosse Liebe zu den Portugiesen", d. h. er war trotz

13. Marnas (a. a. Tome I, p. 13) erklärt dieses Wort als eine Entstellung des gebräuchlichen Familiennamens *Shiba* oder *Shiwa*.

14. Die japanischen Autoritäten, denen diese Notizen über die Geschichte des Hauses Ōtomo entnommen sind, sind: *Sōho Otomo-Kōhaiki* (48 Bücher); *Ōtomo-ki* (1 Band) und *Kagoshima Gwaishi*. Siehe auch Gubbins, *Hideyoshi and the Satsuma Clan in the Sixteenth Century*. T.A.S.J. Vol. VIII, Part I, p. 98 f.

seiner Jugend und obwohl erst seit 1550, in welchem Jahre sein Vater Yoshinori, der ihn zu Gunsten eines jüngeren Bruders hatte enterben wollen, durch die Mörderhand zweier damit unzufriedener Vasallen gefallen war, an der Regierung, klug genug, einzusehen, dass ihm der Handel mit den Portugiesen Vorteile brachte, die er sich auch durch besondere Freundlichkeit gegen den bei diesen in grosser Verehrung stehenden Pater mit zu sichern meinte.

So weit ging nun wohl freilich diese Freundschaft nicht sofort, wie Pintos Erzählung den Leser glauben machen will, nach welcher Yoshishige gleich nach dem ersten Austausch der Begrüssungen in die Worte ausbrach: „Wie glücklich würden wir sein, wenn wir wissen könnten, woher es kommt, dass dieser Mann so klar sieht, während wir so sehr mit Blindheit geschlagen sind, und immer so einfach und der Natur gemäss spricht, während unsere Bonzen nur Verwirrtes reden, welches in Menschen von gesundem Verstande Zweifel erregt und an der Richtigkeit ihrer Aussprüche zweifeln lässt!" Ein Kompliment, so plump wie dieses, wäre für Xavier wenig schmeichelhaft gewesen, und eine so ausgesprochene Parteinahme des Fürsten für den fremden Religiosen gegen die einheimischen Priester ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, da sie bei dem Ansehen, das die Bonzen genossen, und bei der Macht, die sie hatten, auch im höchsten Grade unpolitisch gewesen wäre. Sie hätte die ganze Bonzenschaft gegen den Fürsten wie auch von vornherein gegen den also von ihm Begünstigten erregt, was Yoshishige doch im eigenen Interesse eher zu verhüten bestrebt sein musste. Pinto schreibt, es sei zufällig ein Bonze O Faxiandono zugegen gewesen, der dem König entgegnete, dass er von solchen Dingen nichts verstehe, weil er kein Studium daraus gemacht, und seine Standesgenossen in Schutz nehmend erwiderte, sie seien heilige Leute, die selbst ihre Nächte in Gebet zubrächten, beständige Keuschheit beobachteten, sich der Erziehung der Jugend widmeten, Streitigkeiten schlichtend für Erhaltung des inneren Friedens sorgten, sich der Armen annähmen, Kranke

heilten, den Toten Pässe für das Himmelreich ausstellten u. dergl. m., ja sich zu solchen schmähenden Ausfällen gegen den Fürsten, dessen Erregung Xavier zu besänftigen suchte, hinreissen liess, dass er aus seiner Gegenwart verwiesen wurde. Dies alles bis auf die Verwünschung *hiacatta passiram figiancor passinan* „möge das Feuer des Himmels einen König verzehren, welcher so spricht", mit welcher er den Fürsten in Wut verlassen haben soll, verrät sich auf den ersten Blick als zur Unterhaltung der Leser, noch dazu wenig geschickt erfundene Dichtung. Dagegen darf man Pinto wohl unbedenklich glauben, dass Xavier während der Zeit seines Aufenthaltes in Funai nach dieser ersten Audienz noch oft Gelegenheit gesucht und gefunden hat, mit dem Fürsten zusammen zu sein und auf ihn einzuwirken, wie auch dass dieser, wenn auch vielleicht mehr nur, um sich dem frommen Priester gefällig zu zeigen, als in wirklicher Sittenwandlung, ihm versprach, einige Leidenschaften (er fröhnte nach Pinto u. a. der Päderastie), an denen dieser besonderen Anstoss nahm, zu entsagen, auch gegen die Armen wohlthätiger wurde und ein Verbot gegen den sehr verbreiteten Kindermord und das Töten der Leibesfrucht erliess. Es fehlte nicht viel, meint Pinto an einer Stelle seiner Beschreibung,[15]) so hätte er diesen Fürsten bewogen, sich zum christlichen Glauben zu bekehren; und dies wäre auch geschehen, wenn der selige Vater länger mit ihm in Verkehr gestanden hätte, so gewichtige Gründe dieser auch haben mochte, einen solchen Schritt zu vermeiden. „Indessen ist diese Bekehrung bis auf den heutigen Tag noch nicht erfolgt, und Gott allein weiss warum, da Menschen dem Geheimnis sich nicht nähern können." Yoshishige liess sich erst 28 Jahre später, gegen Ende seines Lebens, im Jahre 1579 taufen. Aber er erwies den Jesuiten auch vor seinem öffentlichen Uebertritte von Anfang an die grössten

15. Cap. CCXI. Diese Stelle ist vielleicht auch deshalb wichtig, weil sie, soweit ich sehe, die einzige im ganzen Buche ist, welche erkennen lässt, dass Pinto wenigstens diesen Teil desselben, wahrscheinlich dann aber das ganze, erst in den letzten Jahren vor seinem Tode und bestimmt nicht vor 1579 niedergeschrieben hat.

Dienste. Schon die wohlwollende Haltung, die er zeigte, war der Ausbreitung der christlichen Lehre in seinem Gebiete und ausserhalb desselben in der Folge wohl mehr als irgend etwas sonst fördersam. Er legte natürlich auch dem Eifer Xaviers nichts in den Weg, der allsofort in Funai seine apostolische Thätigkeit wieder entfaltete und an nichts anderes als an Seelenbekehrung dachte. Den Entschluss, mit dem Schiff Duarte Gamas nach Indien zurückzukehren, scheint er sehr schnell gefasst zu haben. Der Gedanke an die kurze Zeit, die ihm zum Wirken auf japanischem Boden noch vergönnt war, liess ihn darum alle Kraft anspannen, um noch so viel wie möglich auszurichten. Diese Arbeit nahm ihn so ganz in Anspruch, dass ihn seine Landsleute nur spät nachts und früh am Morgen sehen konnten, wenn er sie Beichte hörte oder erbauliche Zusammenkünfte mit ihnen hielt. Etliche klagten, dass er so gar wenig für sie zu haben wäre. Er bat sie, ihn nicht zu ihren Mahlzeiten zu erwarten; ihm sei die liebste Speise die, zu sehen, wie eine Seele sich ihrem Erlöser ergebe. Unter den Früchten seines heiligen Eifers wird ein Bonze Saquay Gyran von Canafama besonders erwähnt, der, erst widerstrebend, eines Tages plötzlich in Gegenwart vieler auf den Knieen seinen Glauben an Jesus Christus bekannte. Den Portugiesen sagte Xavier, dass fünfhundert Personen, wenn er wollte, bereit wären, sich taufen zu lassen. In Erwägung dessen, dass er die Stadt bald verlassen würde und die Neugetauften den Anfeindungen ihres Glaubens durch die Bonzen, nicht genügend gefestigt, kaum Stand halten würden, scheint er indessen in Funai weise Zurückhaltung beobachtet zu haben. Alcaceva, der ein Jahr darauf mit zwei anderen nach Japan entsandten Jesuiten eine Audienz bei Yoshishige hatte, teilt in einem nach seiner Rückkehr im Jahre 1554 geschriebenen Briefe mit, derselbe habe ihnen gesagt, es thue ihm leid, dass es nicht wie in Yamaguchi, so auch in den Städten seines Gebietes neubekehrte Christen gebe. Das ist ein Zeugnis dafür, dass Xavier hier in Funai keine Gemeinde zurückliess, wie seine Biographen fälschlich angeben.

VIERZEHNTES KAPITEL.

Schicksale der Gemeinde in Yamaguchi nach Xaviers Weggang.

Von Yamaguchi aus sandte am 20. Oktober 1551 Johann Fernandez einen (von MAFFEI mitgeteilten) Brief an Xavier nach Bungo. Darin erzählt er: „Nach Deiner Abreise aus dieser Stadt kamen die hochmütigen Japaner zu uns in das Haus, um uns mit verschiedenen Fragen zu quälen; denn sie meinten, es würde in Deiner Abwesenheit niemand ihre Argumente widerlegen. Aber Cosmo Torres drückte mit der Gnade Gottes ihren Geist zusammen; denn er antwortete ihnen auf jede ihrer Fragen, wobei ich der Dolmetscher war, so, dass er ihnen genug that. Da ich sie auf seinen Befehl in japanischer Sprache aufschrieb, wollte ich nicht ermangeln, Dir einige davon zu übersenden.

„Es ward die Frage aufgeworfen, aus was für einem Stoffe Gott die Seele erschaffen habe; denn dass der Leib aus vier Elementen bestehe, war ihnen nicht unbewusst. Wir antworteten hierauf, dass Gott, gleichwie er, um die Elemente, die Sonne und den Mond und den übrigen Zierrat der Welt zu machen, keine vorherbestehende Materie brauchte, sondern sie durch seinen Wink und durch sein blosses Wort ins Dasein rief, so auch die Seelen durch seinen blossen Willen, ohne eine Materie zu gebrauchen, erschaffen habe. Darauf fragten sie, was die Seele für eine Farbe, was für eine Gestalt sie hätte. Wir antworteten: keine, denn das seien Eigenschaften der Körper und Elemente. Da sie hieraus folgerten, weil die Seele keinen Leib hätte, so sei sie nichts, fragte sie Cosmo, um sie durch ihre

eigenen Worte zu überführen, ob eine Luft in der Welt wäre; und da sie das bejahten, fragte er sie weiter, ob die Luft eine Farbe hätte. Sie antworteten: nein. Darauf sagte er: Wenn die Luft, die doch etwas Körperliches ist, keine Farbe hat, um wie viel weniger die Seele, da sie keinen Leib hat? Nachdem sie dieses gehört hatten, gaben sie nach. Andere fragten, was die Teufel wären. Da wir ihnen sagten, sie seien eine grosse Anzahl Engel unter der Anführung Lucifers, die ihres Stolzes wegen, weil sie sich Gott gleich halten wollten, der himmlischen Freude und der Anschauung Gottes beraubt wurden, versetzten sie: Warum versucht der Teufel die Menschen und ist ihnen so sehr feind? Weil er weiss, sagte Cosmo, dass sie zu jener Seligkeit erschaffen sind, die er verloren hat, so beneidet er sie und ist bemüht, sie zu hintergehen. Einige fragten hernach, warum Gott, wenn alles gut war, was er gemacht hatte, den Lucifer einen bösen und widerspenstigen Geist erschaffen hätte. Hierauf antwortete er: Gott habe den Lucifer und seinen Anhang mit einem klaren Verstande, das Gute und Böse zu unterscheiden, und mit einem freien Willen, eines von beiden zu wählen, erschaffen, wofür ihnen, wenn sie das Gute gewählt hätten, die Seligkeit, wenn aber das Böse, die Peinen der Hölle zu teil würden; weil nun der Lucifer und die übrigen Teufel diese Macht missbrauchten und an Gottes statt angebetet werden wollten, so wurden sie deswegen gestraft und durch eigene Schuld böse und hoffärtig. Anders erging es den guten Engeln, die, weil sie sich Gott unterworfen, sich die ewige Seligkeit verdient haben. Wieder andere fragten, was Gott, und wo er wäre, und ob er gesehen werden könnte; andere, warum Gott, da er so gütig ist, den Eingang in die Seligkeit so schwer gemacht habe. Mit einem Wort: es war vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Zahl derer, die diese und andere dergleichen Fragen aufwarfen, so gross, dass das Haus von ihnen voll war. Aber Cosmo, wie ich sagte, that allen genug. Die Bonzen hören nicht auf, weil wir ihre Lasterthaten mit Worten strafen, über uns zu schmähen. Einige von ihnen erdichteten,

der Teufel habe aus dem Götzenbild geredet: wir seien seine Schüler; er habe unsertwegen von dem Himmel vor vieler Augen die Residenz mit dem Donner getroffen. Einige warfen uns auch vor, wir ässen Menschenfleisch."

In die Zeit des Aufenthalts Xaviers in Funai fällt auch eine in diesem nämlichen Briefe berichtete Revolution in Yamaguchi, welche seine dort zurückgebliebenen Genossen und die christliche Gemeinde nicht wenig in Mitleidenschaft zog, schliesslich aber zu ihrem Guten ausschlug. Satow hat uns in seiner bereits erwähnten Monographie nach japanischen Quellen über die Veranlassung und den Verlauf dieser Revolution unterrichtet. Ich kann nichts besseres thun, als ihm hier einfach nacherzählen, mich darauf beschränkend, selbst nur einiges wenige aus anderen japanischen für die Geschichte von Yamaguchi in Betracht kommenden Werken [1] einzufügen.

Unter Yoshitakas Günstlingen war Sagara Taketō, ein verschlagener und kluger Mensch, der im Vertrauen auf seinen Einfluss beim Fürsten vieles wagte und seinen Vorteil suchend beständig Intriguen spann. Er kam auf den Gedanken, seine Tochter mit dem Sohne Takafusas oder, wie er sich nachmals nannte, Suye Harukata Owari no Kami, des mächtigsten Vasallen in Yoshitakas Landen, zu verheiraten, wurde aber von letzterem trotz des Fürsten Verwendung verächtlich abgewiesen. Sich dafür zu rächen, beredete er den Fürsten, einen ausgedehnten Grund, der dem Takafusa gehörte, zu konfiszieren, da derselbe eigentlich buddhistisches Klostergut sei. Takafusa, der schon den Eheantrag als eine Beleidigung angesehen hatte, hiedurch noch mehr gegen Taketō aufgebracht, verband sich mit zwei anderen Samurai, die gleichen Grund hatten, diesem feind zu sein, zu dem Zwecke, den Günstling zu beseitigen. Taketō machte den Versuch, es so hinzustellen, als konspirierten die drei Samurai gegen Yoshitaka selbst, fand aber mit seinen

1. *Ouchi-Yoshitaka-ki* (1 Band); ferner die Werke *Chūgoku-chiran-ki* (1 Band), *Ouchi-jitsuroku* (5 Bände), *Yamaguchi-ken-Shiryaku* (4 Bände).

Anschuldigungen keinen Glauben und war genötigt, sein Heil in der Flucht zu suchen. Die Verbündeten hatten das Feld behalten. Dies geschah zwischen 10. Oktober und 8. November 1550, also etwa ein halbes Jahr vor Xaviers Ankunft in der Stadt, so dass es SATOW ohne Grund befremdlich findet, dass er von diesem Ereignis, das von allen Geschichtschreibern dieser Periode berichtet ist, in seinen Briefen nichts verlauten lässt. [2] In Takafusa und seinen Alliierten stieg die Befürchtung auf, der Fürst könne trotz aller seiner gegenteiligen Versicherungen daran denken, sie für ihr Auftreten zur Strafe zu ziehen. Für diesen Fall wollten sie sich vorsehen. Gegen Ende des Jahres verliessen sie die Stadt. Für einige Zeit blieb alles ruhig. Am 27. September 1551 aber wurde Yoshitaka mitten während eines Mahls zu Ehren von Gesandten des Shōguns und des Oberhaupts des Hauses Ōtomo von Bungo durch die Nachricht alarmiert, dass Takafusa an der Spitze eines Heeres gegen die Stadt anrücke. Yoshitaka rief zwei Verwandte, die beiden im Jahre vorher mit Takafusa gegen Taketō verbündeten Samurai, zu Hilfe. Sie erschienen nicht. Er schwankte, was er thun sollte. Endlich folgte er dem schlechten Rate eines verräterischen Günstlings, sein Schloss im Stiche zu lassen, und begab sich, begleitet von etwa 3000 Mann, in das nahe Kloster Hōsen-ji. Die meisten seiner Leute verliessen ihn während der Nacht; mit den kaum 1000, die ihm blieben, sah er sich am andern Morgen von seinen Angreifern umzingelt. Auf Unterhandlungen liessen sich seine ihm fünffach überlegenen Gegner nicht ein. Es blieb ihm nichts übrig als die Flucht. Die Dunkelheit benützend verliess er das Kloster in der Absicht, nach Chikuzen sich zu retten. Aber wie er an die Küste kam, wehte ein widriger Wind. Er sah sich genötigt, wieder umzukehren und Bergung im Kloster Fukakawa Taināji zu suchen. Auch hier umzingelt, gab er sich, 43 Jahre alt, aller Hoffnung

2. SATOW schreibt, Xavier müsse zu der Zeit in Yamaguchi gewesen sein. Vgl. dagegen meinen Nachweis, Kap. X, Exkurs und Kap. XII, S. 182.

beraubt, den Tod, nachdem er seine zwei Söhne der Sorge des Priors anvertraut hatte. Dies geschah am 30. September 1551. Viele seiner Vasallen folgten ihrem Herrn in freiwilligen Tod oder fielen vor dem Feinde. Der Mönch entkam mit den zwei Knaben aus dem Tempel, aber sie wurden eingeholt und fanden gleichfalls ihren Untergang. Nach anderen Berichten starben Ōuchi und sein Sohn gemeinsam, und dies stimmt zu der Darstellung der Jesuiten.

Xavier schreibt in seinem Cochin, 29. Januar 1552 datierten Briefe von dieser Revolution: „Während meines Aufenthaltes zu Bungo stiftete der Teufel zu Amanguchi einen grossen Krieg an. Ein einflussreicher Fürst überzog seinen König mit Krieg, vertrieb ihn aus der Hauptstadt und beraubte ihn des Reiches. Da der König nicht wusste, wohin er auf seiner Flucht sich wenden sollte, stiess er sich einen Dolch in den Leib und tötete sich, um nicht lebend in die Hände seines erbittertsten Feindes zu fallen, der noch soeben in seiner Gewalt gewesen war; zugleich liess er seinen Sohn, den er bei sich hatte, töten und befahl, dass beide Leichname verbrannt würden, damit die Feinde nichts fänden, woran sie ihre Wut auslassen könnten. Alles geschah, wie er befohlen. In welch grosser Lebensgefahr die Unsrigen zu Amanguchi während dieses Krieges schwebten, werden Sie leicht aus dem von denselben an mich gerichteten Briefe ersehen, den ich Ihnen übersende."

Das ist der bereits erwähnte Brief Johann Fernandez' vom 20. Oktober. Hier wird das folgende berichtet: „Es entstand in der Stadt ein Aufruhr, der erst durch den Tod des Königs gedämpft wurde, und der so gross und verderblich war, dass man acht Tage lang nichts als Feuersbrünste und Blutbäche sah. Alle Gesetze waren aufgehoben, und die Ruchlosigkeit schwärmte überall sieghaft und ungestraft herum. Ueberall gab es Totschlag und Räubereien. Und durch diese ganze Zeit wurden wir beständig teils von denen, die uns hassten, teils von jenen, die nach unsern wenigen Habseligkeiten lüstete, zum Tode aufgesucht und waren daher oft in Lebensgefahr. Aber aus

alle dem entriss uns die gütigste Mutter des Herrn, die ihre Pflegekinder mit so besonderer Sorgfalt schützt. Denn da die Sachen so bestellt waren, schickte Cosmo den Antonius 3) zur Gemahlin des Naetondono, 4) um sich bei ihr Rats zu erholen. Sie liess uns sagen, wir sollten allsogleich zu ihr kommen. Da wir dahin gingen, stiessen mehrere von uns auf bewaffnete Haufen. Da diese der Reihe nach an uns vorübergingen, sagten sie: Warum räumen wir diese Kerle von Cengecu 5) (denn so nennen sie die Europäer) nicht aus dem Wege? Denn sie, die da sagen, die hölzernen oder steinernen Götzen könnten weder anderen noch sich selber helfen, tragen doch die Schuld daran, dass die erzürnten Götter diesen Aufruhr erregt und dem Volke eine so grosse Niederlage beigebracht haben. Das sagten sie aber deswegen, weil in der tollen Verwirrung das Feuer auch mehrere Tempel mit den Götzenbildern eingeäschert hatte, und weil die Ehrfurcht vor den Götzenbildern und ihren Dienern bereits dadurch sehr vermindert wurde, indem sich zeigte, dass dem König, der doch, wie Du weisst, diesem Wesen sehr ergeben war, sein Aberglaube nichts genützt hat. Allein wir entrannen der Gefahr und kamen in das Haus Naetondonos, dessen Frau uns einen Knaben mitgab, welcher uns zu einem von ihr erhaltenen Bonzenkloster führte, wo man uns verwahren sollte. Aber die Bonzen, da sie sehr ungehalten auf uns sind, zeigten sich ganz grimmig, nannten uns Teufel und sagten, sie hätten keinen Raum für so verworfene Leute wie wir; warum nähme uns der Gott, der im Himmel wohnt, und dessen Gesetze wir verkündigen, nicht von diesen Gefahren weg in den Himmel hinauf? Schliesslich aber wiesen sie uns doch, sei es aus Furcht vor der vornehmen Frau oder auf das Zureden des Dieners, einen Winkel des Tempels an. Dort blieben wir zwei ganze Tage, bis uns die Frau wieder in ihr Haus kommen liess und uns in dem hinteren Teil desselben einen kleinen Gang zur

3. Antonius war offenbar ein japanischer Christ.
4. Zu *Naitō* siehe Kap. XII, Anm. 8.
5. *Tenjiku.* Siehe Kap. III, Anm. 58.

Wohnung gab. Wie viele Gefahren, wie viele Mühseligkeiten wir da ausgestanden haben, übergehe ich, um nicht zu weitläufig zu werden, mit Stillschweigen. Wir empfehlen uns sehr Deinem und der liebsten Väter und Brüder heiligen Messopfern und Gebeten, die, wie ich hoffe, bald kommen werden, um dieses Volk in den Lehren des Heils zu unterrichten und zur wahren Kenntnis ihres Gottes und Schöpfers zu erziehen."

Auch Torres erwähnt diesen Aufstand in einem Schreiben an die Gesellschaft Jesu in Portugal vom 8. September 1557. Er meint, der Teufel habe diesen Krieg erweckt, da er, als er sah, wie sehr die Verkündigung des Evangeliums fortschritt, sie auf alle Weise zu verhindern suchte, fügt aber hinzu, dass er und sein Genosse, die, etwa am 10. September angekommen, beim Ausbruch des Aufstandes erst zwanzig Tage in der Stadt gewesen waren, sich durch die Unruhe nicht von ihren Verrichtungen abhalten liessen. Sie war auch nur von kurzer Dauer.

Obwohl mächtig genug, sich zum Herrn von Yamaguchi zu machen, fand Harukata, wie Takafusa sich nach dem Aufstand nannte, dazu nicht den Mut. Er schob alle Schuld an dem Untergang des Fürsten auf einen seiner Mitverschworenen, schaffte denselben aus dem Leben und wurde dann, seinen Namen abermals in Zenkiyō verändernd, um alle feindseligen Anschläge gegen sich hintanzuhalten, Mönch, zum Schein allen weltlichen Herrschgelüsten entsagend. Doch war dies nur eine Klugheitsmassregel des berechnenden Strategen. In Wirklichkeit behielt er seine ganze Macht als Hauptratgeber der Ōuchi-Familie in Händen und sandte in dieser Eigenschaft Suye Awa no Kami als Gesandten nach Bungo, um Ōtomo Yoshishige zu bitten, dass er seinem Bruder Hachirō (Ōtomo Haruhide) erlaubte, das Regiment zu Yamaguchi zu übernehmen. Nach einem zeitgenössischen Chronisten des Hauses Ōtomo [6], dem Satow folgt, hätte Yoshishige gewünscht, seinen Bruder nicht nach Suwō zu senden, da er wusste, dass Mōri Motonari, Haru-

6. *Otomo-ki* in den *Gunshiyō Ruijū* von Hanawa Kengyō.

katas mächtiger Rivale, zu stark für ihn sein und versuchen möchte, das Erbe der Ōuchi-Familie an sich zu reissen. Hachirō aber, besorgt, eine Ablehnung könnte als Furcht vor Mōri ausgelegt werden, habe auf Annahme gedrängt und schliesslich seinen Bruder auf seine Seite gewonnen. Ich denke, man thut besser, hier eher dem Zeugnis der Chronisten der Familie Ōuchi zu folgen. Nach ihnen hatte Takafusa von Anfang an im Einverständnis mit dem Daimyō von Bungo gehandelt, dem er von lange her versprochen hatte, seinem Bruder zur Regierung in Suwō zu verhelfen, natürlich mit dem stillen Vorbehalte, dass er selbst die wirkliche Regierung der Provinzen, wie mehr oder weniger schon bisher, in der Hand behielte. Xavier schreibt in einem Briefe: „Als nach dem Tode des Königs die Fürsten und Vornehmen einsahen, dass Amanguchi nicht ohne König sein könne, ordneten sie eine Gesandtschaft an den König von Bungo ab, er möge seinen leiblichen Bruder nach Amanguchi schicken, den sie zum Könige machen wollten. Alsbald willfahrte ihnen dieser und erhielt damit das Königreich Amanguchi." Man wird diese Darstellung schwerlich als ein Zeugnis für die Richtigkeit der Darstellung des Ōtomo-Chronisten und gegen die andere Lesart dieses Ereignisses anziehen dürfen. Denn Xavier war zu der Zeit in Bungo, wo er natürlich die Sache in Yoshishiges Beleuchtung sah. Torres dagegen, der sich in Yamaguchi aufhielt, hat zu bemerken, dass des Königs von Bungo Bruder keineswegs mit Einverständnis aller Grossen der Ōuchi-Familie dahin eingeladen wurde.

Das war gerade vor Xaviers Abreise von Bungo gegen Ende November dieses Jahres. Er und die Portugiesen erhielten noch nach eigener Mitteilung Xaviers von Yoshishige die Zusage, er werde mit seinem Bruder, dem Könige von Yamaguchi, darüber verhandeln, dass er Cosmo de Torres und Johann Fernandez sich gewogen erweise. Dasselbe versprach ihnen auch der erwählte Herr von Yamaguchi zu thun, sobald er seine Herrschaft werde angetreten haben. So konnte Xavier, als er kurze Zeit darauf von Cochin aus an Ignatius schrieb, diesem

gute Nachricht geben: „Ich hege grosse Hoffnung, dass die Kirche von Amanguchi grossen Zuwachs und glückliches Gedeihen erlangen werde. Es sind dort schon viele Christen, und unter diesen nicht wenige recht gute, und täglich werden viele neue unterrichtet und getauft. Auch lebe ich der Hoffnung, dass Gott der Herr uns den Pater Cosmo de Torres und Johann Fernandez erhalte und nicht zulasse, dass sie von den Götzendienern getötet werden; denn einmal sind sie, wie es scheint, den ersten augenscheinlichen Gefahren entgangen, da die anfänglich erregte Wut der Bonzen allmählich nachlässt und sich legt. Ferner sind dort, wie bemerkt, viele Christen, und unter diesen manche durch Würde und Ansehen hervorragende Männer, welche Tag und Nacht mit grossem Eifer für die Erhaltung der Unsrigen besorgt sind. Obwohl Johann Fernandez nur ein Laie ist, so ist er doch dem P. Cosmo de Torres sehr nützlich, weil er geläufig Japanisch spricht und alles, was ihm der Pater sagt, genau und gut in diese Sprache übersetzt. Jetzt ist er ganz damit beschäftigt, in täglichen Vorträgen dem Volke sämtliche Geheimnisse des Lebens Jesu Christi zu erklären."

FÜNFZEHNTES KAPITEL.

Rückblick auf Xaviers Kämpfe in Japan.

Für Xavier rückte der Tag der Abfahrt von Japan näher. Denn den Gedanken, mit dem er sich nach einer Aeusserung in seinem Briefe vom 29. Januar 1552 zuerst getragen hatte, noch einmal zu seinen Gesellen in Yamaguchi zurückzukehren, gab er auf. Er wollte die Gelegenheit, die Gamas Schiff ihm bot, zur Rückkehr nach Indien benützen.

Nach Pinto wäre es vor seiner Abreise noch zu einem heftigen Zusammenstoss mit der Priesterschaft gekommen, die, unzufrieden mit der Begünstigung, die Yoshishige dem europäischen Geistlichen angedeihen liess, und beschämt durch die im Wortstreit mit ihm davongetragenen Niederlagen, die Tempel schliessend Funai mit einer Art von Interdikt belegt und dadurch eine derartige Erregung des bigotten Volkes gegen die Portugiesen herbeigeführt hätte, dass es diese für geraten hielten, ohne Verzug mit ihren Schiffen abzustossen. Sie seien jedoch kurze Zeit darauf wieder zum Ankerplatz zurückgekehrt, da sie den Pater, den Gama umsonst zu bewegen suchte, sich in Sicherheit zu bringen, nicht allein im Stiche lassen wollten. Pinto berichtet, dass die Bonzen hierauf den Fürsten bewogen hätten, eine Reihe von ihm selbst präsidierter Disputationen zwischen dem Pater und einem ob seiner Gelehrsamkeit berühmten Bonzen, Fucarandono,[1] dem Vorsteher des zwölf Meilen von Funai entfernten

1. Wohl eigentlich Fukuharadono. Das Postfixum *dono* ist, ebenso wie das gleichfalls dem Namen angehängte *sama*, ein Titel, entsprechend etwa unserem *Herr*. Auf portugiesischen Ursprung, wie Nachod (*Die Beziehungen der Niederländischen Ostindischen Kompagnie zu Japan im 17. Jahrhundert*, p. X) mutmasst, ist diese so häufig bei den Namen vorkommende Endung selbstverständlich nicht zurückzuführen.

Tempels Miay Gimá (Miyaji?), zu veranstalten, die er in die Zeit verlegt, wo in Yamaguchi die beiden dort wirkenden Jesuiten durch die entstandenen politischen Verwicklungen beunruhigt wurden. Er teilt die vorher aufgestellten Disputationsregeln, an welche die Parteien gebunden sein sollten, mit: 1. Es sollte in Ruhe verhandelt werden. 2. Nach Verhandlung jedes einzelnen Streitpunkts sollten sich beide Teile bei dem Spruch der Schiedsrichter beruhigen. 3. Am Schluss der Disputation sollte zur Entscheidung, wer obgesiegt, Stimmenmehrheit den Ausschlag geben. 4. Wenn die Entscheidung gegen die Bonzen ausfalle, so sollte keinem Japaner verwehrt sein, Christ zu werden. 5. Die Schiedsrichter sollen darüber bestimmen, ob eine der Parteien bei ihrem Argumentieren sich in Widersprüche verwickelt habe. 6. Kriterion der Wahrheit solle die natürliche Vernunftmässigkeit sein.

Pinto gibt sogar den Verlauf der fünf Tage dauernden Disputation wieder. Das *Peregrinação*, in dem sich sein Referat findet, wurde erst im Jahre 1614 in Lissabon im Druck veröffentlicht. Im Manuskript aber lag dasselbe bereits dem Portugiesen P. Lucena vor und ist von diesem schon in seine im Jahre 1600 erschienene Xaveriusbiographie übernommen worden. Alle Späteren, z.B. Bartoli und Bouhours, schrieben sie entweder Lucena oder dem inzwischen gedruckten Werke Pintos, und ihnen selbst wieder andere nach. Besonders Crasset aber hat in seiner *Histoire de l'Église du Japon* von 1689 den Bericht aus seinem Eigenen so erweitert, dass er in breitester Ausführlichkeit die ganzen Streitreden im Wortlaut mitteilt, nicht nur die des Widerparts, deren Inhalt auch Pinto gibt, sondern auch was der streitbare Magister der Universität Paris aus der Rüstkammer der kirchlichen Apologetik zur Abwehr des heidnischen Gegners und zur Verteidigung der katholischen Doktrin zu sagen hatte, und was Pinto mit dem Bemerken, es sei seinem Laienverstande zu hoch gewesen, als dass er es hätte verstehen und nachher wiedergeben können, mitzuteilen unterlässt.

Diese „Disputation von Bungo" spielt in katholischen Wer-

ken bis heute eine grosse Rolle, und im ersten Bändchen der im Jahre 1795 zu Augsburg bei Nicolaus Doll herausgekommenen „*Missionsgeschichte späterer Zeiten*“ findet sich sogar ein Kupfer, das in einem kirchenähnlichen Saale den König von Bungo, die Krone auf dem Haupt und in der Hand das Zepter, auf erhabenem Throne sitzend zeigt, während zu beiden Seiten auf den Throntreppenstufen Hofadelige zu sehen sind und die beiden geistlichen Streiter, der eine von Portugiesen, der andere von einer Bonzenschar gedeckt, im Saalflur einander gegenüberstehen und zwischen ihnen und dem Treppenaufgang rechts und links mit Lanzen gewaffnete Krieger Wache halten. Das Bild trägt die Unterschrift: *Religionsstreit des H. Franciscus Xaverius mit dem Bonzier Fucarandono vor dem König von Bungo.*

Coleridge [2]) urteilt: da es sehr unwahrscheinlich sei, dass Mendez Argumente von der Art der von ihm referierten erfunden habe, und da er ehrlich bekenne, dass er nicht immer die Antworten im Gedächtnisse behalten habe, die der selige Vater auf die Einwände und Fragen des Bonzen gab, dürfe man seine Aufzeichnungen mit grösserem Vertrauen aufnehmen, als wenn sie von der Feder irgend eines Theologen des 16. oder 17. Jahrhunderts auf uns gekommen wären, da in dieser Periode selbst Historiker oft, dem Beispiele eines Thukydides, Livius oder Tacitus folgend, den Personen der von ihnen beschriebenen Scenen Reden in den Mund legten, die sie in den jeweiligen Situationen nach ihrem Dafürhalten schicklich hätten halten mögen. Wenn Mendez je der Versuchung erlegen wäre, Geschichten, wie sie „Reisende“ erzählen, seinem Buche einzufügen, so hätte er sicher andere Gegenstände als die in diesen Konferenzen, bei denen er zugegen war, behandelten gewählt. Der Historiker wird gleichwohl nicht umhin können, diesen ganzen, allerdings bis jetzt noch nie bezweifelten Religionsstreit von Bungo in das Gebiet der Dichtung zu verweisen. Aus verschiedenen Gründen. Eine Aktion, wie es die von Mendez Pinto beschriebene fünftägige, im Beisein des

2. A. a. O. Vol. II, p. 318.

Fürsten und seiner nächsten Umgebung gehaltene theologische Disputation ist, wäre sicherlich von den eingeborenen Geschichtschreibern nicht unerwähnt gelassen worden. Die Chronisten des Hauses Otomo erzählen aber nicht das mindeste von einem solchen Religionsstreit. Und wollte man einwenden, dass in den späteren Zeiten der Verfolgung der Kirche alles, was an Japans christliche Periode erinnerte, aus den japanischen Büchern ausgemerzt worden ist und damit auch etwa vorhandene japanische Berichte über diesen Vorgang vernichtet worden seien, so bliebe doch ein anderes befremdlich: in den Briefen Xaviers, der über einen, nach Pinto noch dazu für ihn so glorreich ausgegangenen Redekampf mit der Blüte buddhistischer Theologengelehrsamkeit, der in der ganzen Geschichte seiner apostolischen Thätigkeit kein Analogon hätte, doch sicher nicht geschwiegen haben würde, ist keine Silbe von einem solchen zu finden. Auch jedes Zeugnis von anderer Seite fehlt. Der ganze so detailliert geschilderte Vorgang ist eine Mache des phantasievollen portugiesischen Romanciers zur Verherrlichung des grossen Apostels von Indien, auf dessen Heiligsprechung schon alsbald nach seinem Tode das katholische Volk und der König von Portugal drängten, daher denn solchen, die ihm im Leben begegnet waren, die Versuchung nur allzunahe lag, seinen Ruhm durch Legendenbildung noch geflissentlich zu steigern. Aber auch wenn an eine solche *pia fraus* bei Pinto nicht zu denken wäre, die ihm eigene Lust zum Fabulieren wäre für sich allein ein ausreichender Erklärungsgrund dafür, wie er zu seiner Geschichtskonstruktion kam. Verdachterregend sind schon Einzelheiten seines Berichts, wie die, dass der Fürst den Fucarandono, der alle Haltung verloren, unter der Drohung, er würde ihm den Kopf abschlagen lassen, wenn er nicht Priester wäre, vor die Thüre setzen liess, oder die andere, dass derselbe zur ersten Disputation hernach mit mehr als 3000 Bonzen erschienen sei, eine Zahlangabe, der gegenüber schon P. Charlevoix einiges Misstrauen nicht unterdrücken zu können scheint. Das Gleiche gilt von der Aussage, dass eine der von Fucarandono an Xavier gerichteten Fragen

gewesen sei, warum er den Japanern die Sodomiterei verbiete. Im höchsten Grade unglaubhaft aber ist es auch, wie schon bemerkt, dass Ōtomo Yoshishige es zu einem solchen Aufeinanderplatzen der Geister unter seinen Augen hätte sollen kommen lassen oder gar es selbst herbeiführte, indem er die ganze einflussreiche Bonzenschaft durch so geringschätzige Behandlung eines der Angesehensten aus ihren Reihen vor den Kopf gestossen und sich zu Feinden gemacht hätte. Und unglaubhaft macht das Ganze die Erwägung, dass ein siegreicher Ausgang einer solchen Disputation doch für die christliche Sache eine grosse Förderung hätte bedeuten müssen. Statt dessen erfahren wir, dass es noch im Jahre hernach im Gebiete von Bungo keine Christen gab. Endlich ist auch daran noch zu denken, dass Xavier, der allein stand, der japanischen Sprache weit zu wenig mächtig war, als dass er sich hätte in den Sinn kommen lassen können, sich in einen solchen öffentlichen Redekampf mit der Gelehrtesten einem einzulassen. Das wäre nicht nur eine unbegreifliche Verwegenheit, sondern, da ein unglücklicher Ausgang der christlichen Sache auf lange Zeit nicht wieder gut zu machenden Schaden bei Fürst und Volk gethan haben würde, eine unverzeihliche Unklugheit gewesen, die einem Manne wie ihm nur zutrauen kann, wer ihn nicht kennt. Coleridge, der findet, Pintos Bericht mache durchaus den Eindruck der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, bemerkt, dass auch seine Angaben vollständig mit dem übereinstimmen, was sich in Xaviers Briefen an solchen Angaben über Streitfragen, denen gegenüber er in Japan seinen Mann zu stehen hatte, finde. Da läge, denke ich, wohl eher die Vermutung nahe, dass der portugiesische Memoirenschreiber bei der Abfassung der betreffenden Kapitel seines Buchs die Briefe Xaviers, die ja in Europa sehr früh schon in Kopieen verbreitet und gedruckt wurden, vor sich hatte und benützte. Indessen berichtet er doch auch von etlichen Streitpunkten, die man in den Briefen nicht erwähnt findet und die allerdings er, der theologische Laie, auch nicht wohl frei erfunden haben kann. Da bleibt denn nur die ganz natürliche Annahme übrig, dass er

im persönlichen Umgang mit P. Franciscus oder später nach seinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu und während seines letzten Aufenthalts in Japan von den Jesuitenmissionaren sich erzählen liess, welcherlei Einwände die Japaner gegen die christliche Verkündigung zu machen pflegten, und alle diese Einwände dann bei der Niederschrift seiner Erinnerungen dem einen Bonzen Fucarandono in den Mund legte und so in den Rahmen der von ihm erfundenen Disputationsscene gebracht hat. Er hätte so, wenn Poesie nach der bekannten Definition nichts ist als „Natur in dichterer Fülle", durch die Geschicklichkeit, mit der er das gethan, nur den Beweis geliefert, dass er Dichter war und nicht gewissenhafter Historiker. Dass diese Annahme nicht ungerechtfertigt ist, mag ein Beleg darthun. Es ist oben (Seite 190) erzählt worden, dass nach einer Briefmitteilung Xaviers in Yamaguchi die eifersüchtigen Bonzen in den Predigten, die sie gleichzeitig mit den Jesuitenvorträgen in ihren Tempeln hielten, um den Zulauf des Volks zu den fremden Religiosen zu mindern, auch unter anderem den Namen Gottes spottend so deuteten: *Deos* sei identisch mit dem japanischen *daio*, das die Bedeutung „Lüge" hat. Das ist ein vom Aerger eingegebenes rhetorisches Stückchen eines buddhistischen Abraham a Sancta Clara, das vor einem Publikum, wie es zu den Tempeln in Yamaguchi lief, ganz wohl passieren konnte und da seines Effektes sicher war. Pinto liess sich das erzählen und führte es in seiner Erzählung als einen der von Fucarandono erhobenen Einwände ein. Der Bonze, so berichtet er, wollte wissen, warum der Pater den Schöpfer aller Dinge schmähe, indem er ihn Lügner nenne, da dieser doch allgemein als der Gott aller Wahrheit gelte. Aber damit man versteht, fügt er erklärend bei, wie er dazu kam, so zu reden, muss man wissen, dass bei den Japanern Lüge *diusa*[3]) heisst, sie aber, weil der Pater bei seinem Predigen sagte, er wolle ihnen das wahre Gesetz Gottes (*Deos*) verkünden,

3. Pinto denkt vermutlich an das Wort *uso* (嘘), das die Bedeutung „Lüge", „Betrug" hat.

nicht im stande, dieses Wort wie wir auszusprechen, anstatt *Deus* zu sagen, *dius* sagten. Daher also nahmen die Diener des Teufels Anlass, die Ihrigen glauben zu machen, der Pater sei eine Inkarnation des Teufels und wolle Gott mit dem Namen Lügner verunehren. Das ist ganz offenbar dasselbe, was Xavier von Yamaguchi erzählt. Denn besonders bei der Seltsamkeit des Vorwurfs wird man nicht annehmen wollen, dass er zweimal an verschiedenen Orten ganz in derselben Weise von Bonzen erhoben worden sein möchte. Er ist auch von der Art, dass man sich, wie gesagt, ganz wohl denken kann, dass ihn ein Bonze in Yamaguchi vor dem Volke erhob, aber es kaum für möglich halten wird, dass ihn ein im Rufe höchster Gelehrsamkeit stehender Japaner dem Pater selbst vor einer Versammlung von gebildeten Männern, wie sie am Hof von Bungo sich fanden, entgegenhielt. Dieselbe Bewandtnis wird es mit dem Streitpunkt haben, den Pinto sogleich an diesen anschliesst. Er berichtet, Fucarandono habe darüber ein Geschrei erhoben, dass der fremde Pater auch die Heiligen verunehre, und das habe er gethan, weil dieser nach der Messe in der Litanei mit den Christen betend, wie es Brauch sei, immer gesagt habe: *Sancte Petre, ora pro nobis! Sancte Paule, ora pro nobis!* u. s. w., das Wort *sancti* in der japanischen Sprache aber soviel wie schändlich und infam (*torpe e infame*) bedeute. Der König, von Xavier über den Sachverhalt leicht aufgeklärt, habe diesem den Rat gegeben, um das böswillige Missverständnis auszuschliessen, künftig statt *Sancte* immer *Beate* zu sagen.

Schon der Jesuitenpater Crasset sagt, nur weil er gesehen, dass ein boshafter Protestant die Streitfragen, die bei der Disputation verhandelt wurden, vergrössert und vergiftet habe, verleibe er sie seiner Historie ein. Für uns liegt, da sich uns die ganze Disputation als blosse Kompilation Pintos erwiesen hat, natürlich gar kein Grund vor, seine Erzählung wiederzugeben. Ich ziehe es statt dessen vor, einige der beständig in Japan von Laien wie von Bonzen gegen die katholische Predigt erhobenen Einwürfe, wie Xavier uns dieselben in seinen Briefen selbst mit-

teilt, hier in einem Rückblick auf seine Kämpfe in Japan zusammenzustellen und seine Antworten beizufügen, wo er selbst uns dieselben nicht vorenthalten hat. 4) Zur Ergänzung mögen dann immerhin einige der im *Peregrinação* mitgeteilten Einwendungen folgen, die klar als solche zu erkennen sind, wie sie wirklich von den japanischen Bonzen erhoben werden mussten.

Ein Einwand, gegen den der Pater oft zu kämpfen hatte, und der ihm den Gedanken mit nahe legte, das Evangelium in China zu predigen, war der, die christliche Lehre könne nicht wahr sein, da sie sonst sicherlich bei den Chinesen nicht bis auf diesen Tag unbekannt wäre.

Auch die Frage wurde ihm öfter vorgelegt, warum Gott das japanische Reich so lange in Unwissenheit gelassen habe. Wir sind in der Lage, die Antwort, die er hierauf gab, aus seinen Briefen zu erheben. Dieser gehässige Gedanke, schreibt er, hielt sie am meisten von der Verehrung des wahren Gottes zurück. Aber mit Gottes Gnade ist ihnen aller Irrtum und alle Beunruhigung genommen. Zuerst bewiesen wir ihnen, das göttliche Gesetz sei das älteste von allen. Ehe sie Gesetze von den Chinesen bekommen, wussten die Japaner, durch die natürliche Vernunft belehrt, es sei nicht erlaubt, zu töten, zu stehlen, falsch zu schwören, kurz alles, was in den zehn Geboten Gottes enthalten ist. Beweis dafür sei, dass sie von Gewissensbissen gequält würden, so oft sie ein derartiges Verbrechen begingen. Ferner lehre schon die Vernunft, man müsse das Böse fliehen, das Gute thun; und dies sei der Seele des Menschen von Natur so eingepflanzt, dass alle Menschen durch die Natur und Gott, den Urheber der Natur, Kenntnis vom göttlichen Gesetze ohne jeglichen Unterricht haben. Wenn dies zweifelhaft scheine, so könne man es an jemandem versuchen, der ohne Unterricht auf

4. Eine solche, freilich sehr unvollkommene Zusammenstellung hat schon der holländische Arzt VARENIUS in einem „*De illis, quae a Japoniis objecta vel quaesita sunt*“ überschriebenen Kapitel gegeben. (*Descriptio Regni Japoniae cum quibusdam affinis materiae, ex variis auctoribus collecta et in ordinem redacta.* Amstelodami, apud Ludovicum Elzevirium. Anno 1649).

einem Berge oder in einer Einöde ohne Kenntnis der vaterländischen Gesetze aufwachse. Wenn ein solcher, der gar keinen Unterricht von Menschen genossen habe, gefragt werde, ob es sündhaft sei oder nicht, einen Menschen zu töten, zu stehlen und anderes zu thun, was das göttliche Gesetz verbietet, ob es gut, sich solcher Handlungen zu enthalten, so werde er so antworten, dass es klar sei, er sei mit dem göttlichen Gesetze nicht unbekannt. Woher anders als von Gott, dem Schöpfer der Natur, müsse er wohl diese Kenntnis erhalten haben? Wenn man dies bei wilden Menschen bemerke, was müsse dann wohl bei gebildeten und zivilisierten Nationen der Fall sein? Daraus folge doch wohl mit Notwendigkeit, dass es vor allen menschlichen Gesetzen ein der Seele des Menschen eingepflanztes göttliches Gesetz gegeben habe.

Etwas ganz Neues war den Japanern in der missionarischen Unterweisung die Lehre von einer Weltschöpfung, und nicht einwandfrei erschien ihnen, dass es nur *einen* Schöpfer und Vater aller Seelen, nur *ein* Prinzip aller Dinge geben solle. Sie fragten, wie bei dem Glauben an die Vollkommenheit des Urgrunds alles Seienden das Dasein der Dämone zu erklären sei. Auf Xaviers Bescheid, dass die Dämone, ursprünglich gut von Gott geschaffen, durch eigene Schuld böse geworden seien und nun dafür ewige Strafe zu erleiden hätten, erhob sich der andere Einwurf, dass solche Strenge sich nicht mit Gottes Barmherzigkeit vereinigen lasse. Ferner: wenn Gott gut wäre, dürfte er die Menschen so schwach und zur Sünde geneigt schaffen? und könnte er sie ohne Ende in Höllenqualen lassen zur Strafe ihrer Sünden? Oder würde er ihnen jemals Gebote auferlegt haben, die so schwer zu befolgen seien?

Am schwersten wollten sie sich in den Gedanken finden, auf den der römische Priester gerade mit das grösste Gewicht legte, dass es aus der Hölle kein Entrinnen gäbe. „Sie bedauern nämlich schmerzlich", lässt uns Xavier wissen, „das Los ihrer verstorbenen Kinder, Eltern, Verwandten und Vorfahren und geben ihren Schmerz durch Weinen kund. Auf ihre Frage,

ob es denn gar keine Hoffnung für sie gebe und gar kein Mittel, sie vom ewigen Verderben zu befreien, gebe ich eine entschieden verneinende Antwort. Diese Unruhe quält sie in ausserordentlicher Weise, so dass sie vor Schmerz fast hinsiechen. Indessen hat dies doch auch das Gute, dass Hoffnung vorhanden ist, sie werden umsomehr für ihr eigenes Seelenheil besorgt sein, damit sie nicht wie ihre Vorfahren zur ewigen Strafe verdammt werden. Wiederholt fragten sie, ob Gott jene denn nicht aus der Hölle erretten könne, und warum denn die Höllenqualen ewig dauern. Auf alle diese Fragen gab ich ihnen eine genügende Antwort. Aber dennoch hörten sie nicht auf, das Los ihrer Angehörigen zu beweinen, so dass ich mich der Thränen kaum erwehren konnte, wenn ich sah, wie mir so teuere Menschen von so bitterm Schmerz wegen einer Sache gequält wurden, die einmal geschehen ist und nicht mehr geändert werden kann." Wer kann das lesen, ohne dass er sich lieber auf die Seite der heidnischen Japaner stellt, deren natürliches, nicht theologisch verbildetes Gemüt so viel grösser von der Macht der göttlichen Liebe denkt, die da nicht will, dass jemand verloren werde, als auf die Seite des sonst bewundernswürdigen christlichen Priesters, der im Banne einer starren mittelalterlichen Schuldoktrin, die uneingestanden seinem eigenen natürlichen Empfinden widerstrebt, Seelen, für die er sich mit einer Liebe, grösser als die er seinem Gotte zutraut, zu opfern bereit gewesen wäre, so tiefes Weh bereitete! Die Japaner hatten so Unrecht nicht, wenn sie herausfühlten, dass in dieser Hinsicht ihre Sekten mehr auf Güte und Milde beruhten als Xaviers Verkündigung, da nach buddhistischer Lehre der verschiedenen Schulen die Anrufung der Sektengründer, die ja meist als Hotoke verehrt wurden, selbst aus den Qualen der Hölle errette.

Auf der andern Seite wieder hatte freilich Xavier ein Evangelium zu verkünden, wo die Bonzen keines oder statt dessen ein hartes, unbarmherziges Gesetz hatten. Pinto berichtet, Fucarandono habe dem Pater gegenüber den Standpunkt vertreten, dass die Armut der Elenden ein Zeichen dafür sei, dass die

Gottheit denselben durchaus feind sei und ihnen deshalb versage, was sie den Reichen gebe. Das war in Wirklichkeit die Theorie vieler Bonzen, ein Abfall selbstverständlich von der Lehre Sakyamunis, der selber in Armut und Entbehrung mit seinen Jüngern lebte, aber ganz im Einklang stehend mit der Praxis vieler seiner Nachfolger im Japan dieser Periode, die, sich und ihre Klöster zu bereichern, sich zu den Grossen und Wohlhabenden hielten und sich um die Armen wenig kümmerten. Dem hatten die Missionare ihre Predigt entgegenzuhalten von dem Gott, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heisst, im Himmel und auf Erden, und von einem Heilande, der gerade die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft und in die Welt kam, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

In Gegensatz zu der Theorie und Praxis der Bonzen traten sie ferner mit der Lehre, dass dem weiblichen Teile der Himmel ebensogut offen stehe wie dem männlichen, während jene darauf bestanden, dass es dem Weibe als Weib wegen der Unreinigkeit seiner Natur viel schwerer als dem Manne sei, die Seligkeit zu erlangen, und dass es die Anwartschaft auf eine Geburt in anderer Form nur durch Schenkungen und Almosen an die Klöster und durch reichbezahlte Ablasszettel sich erkaufen könne. Xavier bekämpfte diese Lehre als einen von der Habsucht der Bonzen ersonnenen Betrug.

Dass er durch die Verwerfung der Landesgötter, der Hotoke und Kami, die er für Teufel erklärte, in Kämpfe geriet, braucht nicht gesagt zu werden. Pinto lässt den Fucarandono in der Disputation mit Xavier sagen: er wolle nicht leugnen, dass Gott als der Allmächtige alle Dinge zum Besten der Menschen geschaffen habe; durch die Macht der Sünde aber seien sie verderbt, und um sie wieder vollkommen zu machen, wie sie ursprünglich waren, sei es notwendig gewesen, dass Amida achthundertmal geboren wurde, damit er den achthundert verschiedenen Arten von Dingen, die es in der Welt gebe, zur Erlösung helfe, woraus denn ganz von selbst für jeden Vernünftigen folge, dass dem Amida ebenso viel Verehrung von

den Menschen für die Erhaltung des Geschaffenen gebühre wie Gott für die That der Schöpfung. Argumentationen wie diese von Pinto dem Fucarandono zugeschriebene hatte der Pater sicher öfters von gewandten Dialektikern zu hören.

Die Lehre von der Seelenwanderung war, so wenig sie von praktischer Bedeutung im Volksglauben war, doch theoretisch beibehalten und ist sicherlich der katholischen Eschatologie mehr als einmal als die höhere Wahrheit entgegengehalten worden. So darf man auch wohl annehmen, dass die Scene, die sich nach Mendez zwischen Xavier und Fucarandono bei ihrer ersten Begegnung abgespielt hat, nicht bloss von ihm erdichtet ist, wenn schon die Situation, in die er sie verlegt, von ihm geschaffen wurde. Sie sei daher zum Schlusse dieses Kapitels hier wiedergegeben, wie Pinto selber sie in seinem Reisewerk erzählt.

Der Bonze fragte den Pater, ob er ihn nicht kenne. „Durchaus nicht", antwortete der Pater, „habe ich Sie doch nie gesehen." Auf diese Erwiderung brach der Bonze in Lachen aus, wandte sich zu seinen sechs Begleitern und sagte: „Ich sehe wohl, es wird mir ein Geringes sein, mit diesem fertig zu werden. Meint er nicht, ich sei ihm unbekannt, obgleich er doch so viel Verkehr mit mir gehabt hat, dass wir neunzig bis hundertmal zusammen Waren verkauft und gekauft haben! Das lässt mich annehmen, dass er auch auf alle meine übrigen Fragen nichts Rechtes wird zu sagen haben." Hierauf sich direkt zum Pater wendend, sagte er: „Hast Du noch von derselben Ware, die Du mir zu Frenojama verkauft hast?" „Es ist nicht meine Gewohnheit", versetzte der Pater, „auf etwas zu antworten, was ich nicht verstehe. Drücke Dich also deutlicher aus, und dann will ich Dir Antwort stehen. Ich weiss nur, dass ich nie Kaufmann gewesen bin, und dass ich den Ort Frenojama nicht kenne. Und wenn ich niemals mit Dir gesprochen [illegible] kann ich Dir Handelswaren verkauft haben? [illegible] Dich dessen also nicht", antwortete ihm der Bonze, „und danach scheint es mir, dass Du ein sehr kurzes Gedächtnis hast."

„Da ich mich nicht darauf besinnen kann", erwiderte der Pater, „und Du ein besseres Gedächtnis hast als ich, so rede Du, bedenke aber, dass Du vor dem Könige bist." Hierauf sagte der Bonze voll von Eigendünkel und ihn mit hochfahrender Miene anblickend: „Es ist gewiss nunmehr 1500 Jahre her, dass Du mir hundert Stücke Seidenzeug verkauft hast, die ich wieder mit grossem Gewinn verhandelt habe." Mit heiterem Blicke schaute auf diese Worte hin der Pater auf den König und bat ihn um die Erlaubnis, antworten zu dürfen, die ihm der König aufs bereitwilligste gewährte. Er verbeugte sich tief vor ihm, dann, sich zu dem Bonzen wendend, fragte er ihn nach seinem Alter. Auf des Bonzen Antwort, er sei 52 Jahre alt, fragte der Pater weiter: „Wenn Du nicht älter bist als so alt, wie ist es möglich, dass Du vor 1500 Jahren ein Kaufmann warst, und dass ich Dir Waren verkaufte? und vorausgesetzt, es ist wahr, dass Japan erst seit 600 Jahren bewohnt ist, wie Ihr öffentlich predigt, wie ist es möglich, dass Du vor 1500 Jahren Handel zu Frenojama getrieben hast, während man doch annehmen muss, dass das ganze Land in dieser Zeit eine Oede war?" „Ich will Dir's sagen", entgegnete der Bonze, „und Du wirst daraus lernen, dass wir mehr von den Dingen der Vergangenheit wissen als Du von denen der Gegenwart. Wisse denn, dass die Welt nie einen Anfang gehabt hat, und dass die Menschen, die in ihr geboren werden, kein Ende nehmen können, dass vielmehr die Natur sie beim letzten Atemzug nur in andere, bessere Körper übergehen lässt, wie das klärlich zu sehen ist, wenn wir bald männlichen, bald weiblichen Geschlechts von unseren Müttern geboren werden, je nach der Konstellation der Himmelskörper bei der Geburt . . . . . Diejenigen aber, die ein gutes Gedächtnis haben, erinnern sich stets sehr wohl dessen, was sie während aller anderen Zeiten ihres früheren Lebens gethan haben."

Soweit Pinto. Ein Irrtum, darf man annehmen, ist ihm nur unterlaufen bei der Bestimmung des Grundes, den der Bonze dafür angegeben haben soll, dass er 1500 Jahre zurückzudenken

vermochte. Das Gedächtnis gehört nach buddhistischer Lehre zu dem phänomenalen Teile des Menschenwesens, zu den Khandos, die im Tode ihre Verbindung lösen. Es kann also nicht in die folgende Geburt mit hinübergenommen werden, ebensowenig wie erworbene wissenschaftliche Kenntnisse oder künstlerische Fertigkeiten. Das Selbstbewusstsein beleuchtet stets nur diejenigen Seiten der Individualität, welche gerade in der jeweiligen Geburt zur Entfaltung kommen, erschöpft also keineswegs die Tiefe der Individualität. Dagegen aber gibt es neben dem beschränkten „Ich"-bewusstsein der gerade erreichten Entwicklungsform noch ein *Individualbewusstsein*, welches die ganze Reihe der durchlaufenen Entwicklungsstufen umfasst, aber gleichsam latent bleibt und erst nach Erlangung des Nirvâna in Thätigkeit tritt, nachdem Begier, Uebelwollen und Wahn, die seine Entfaltung verhinderten, restlos vernichtet sind. 5) Wenn daher ein Bonze in Japan sich Xavier gegenüber in der von Pinto mitgeteilten Weise etwas darauf zu gute that, dass er die Erinnerung an seine vergangene Existenz habe, so erhob er damit den Anspruch, ein Heiliger zu sein, der dem Endziele der Buddhaschaft sehr nahe gerückt sei, während der Pater, dem diese Erinnerung an seine früheren Lebensläufe fehlte, ihm eben damit verriet, dass noch der Schleier der Unwissenheit sein Auge bedecke. Freilich ist es sehr wahrscheinlich, dass nicht erst Pinto, sondern schon Xavier selbst dies verkannte. Denn schwerlich verstand und wusste der Pater mehr als der portugiesische Abenteuerer von buddhistischer Philosophie. Wenn man in seinen Briefen liest, was er über die Lehre der Bonzen schrieb, so gewinnt man den Eindruck, dass er nicht viel mehr mit Klarheit erkannte als dies, dass sich ganz anders als in Menschenköpfen sonst die Welt im Kopfe der japanischen Theologen malte. Man kann auch gar nicht einmal erwarten, dass er eine vollkommenere Kenntnis der fremden Religion sollte besessen haben. Seine geistige Ueber-

5. Vgl. Subhadra Bhikshu, *Buddhistischer Katechismus.* Frage 137 und 138

legenheit über die japanischen Religionsdiener konnte er daher nicht wohl in siegreichen theologischen Disputationen bewähren, sofern es dazu nötig ist, dass man vor allem die Position des Gegners versteht. Dagegen war er im Besitze naturwissenschaftlicher Kenntnisse, die ihn über die Träger der japanischen Bildung erhoben. „Sie wussten nicht", schreibt er selbst in einem Briefe aus Cochin, 29. Januar 1552, „dass die Erde rund sei, und kannten gar nichts vom Lauf der Sonne und der Sterne. Als wir nun auf ihre Fragen dies und Aehnliches, wie die Ursachen der Kometen, des Blitzes und des Regens erklärten, hörten sie uns mit grosser Aufmerksamkeit zu, bekundeten grosses Vergnügen und achteten uns als Gelehrte; diese Meinung von unserer Gelehrsamkeit ermöglichte es uns, den Samen der Religion in ihre Herzen zu streuen."

SECHZEHNTES KAPITEL.

Xaviers Abschied von Japan.

Am 20. November 1551, nachdem Xavier noch einmal mit grossem Ernste zu dem jungen Fürsten gesprochen, lichtete Duarte da Gama's Schiff die Anker. Es trug nun ausser den Kaufleuten und dem Priester auch einen politischen Gesandten,[1] der, von Yoshishige an den Vizekönig von Indien abgeordnet, um diesem seine Freundschaft und sein Bündnis anzutragen, in Goa natürlich sehr ehrenvoll und freundlich aufgenommen wurde. Xavier hatte sich angelegen sein lassen, Beziehungen zwischen dem König von Portugal und dem Fürsten von Bungo anzuspinnen. Sobald dieser, schreibt er, von der Macht und dem Charakter des Königs von Portugal hörte, ersuchte er ihn durch ein Schreiben, ihn in die Zahl seiner Freunde aufzunehmen, und sandte ihm zum Zeichen seiner Freundschaft einen kostbaren Panzer. Derselbe ging nach Portugal ab in Begleitung eines Schreibens von Xavier, in welchem er Johann III. mitteilte, der König von Bungo sei ein grosser Bewunderer seiner königlichen Tugenden und übersende ihm den kostbaren Panzer als Zeichen seiner Freundschaft.

Zwei Jahre und drei Monate hatte Xavier in dem Inselreich gewirkt. Wie er nun Indienwärts fuhr, nahm er keinen anderen Reichtum mit sich als zwei von ihm getaufte Christen. Er hätte

1. Da P. Antonius Hereda in einem Briefe, der das offenbar unrichtige Datum 19. Januar 1552 trägt, dem Ignatius mitteilt, dass P. M. Franciscus am 24. Januar mit fünf Japanern in Cochin angekommen sei, wird man annehmen dürfen, dass der Gesandte von zwei anderen Landsleuten begleitet war.

gern ein paar gelehrte Bonzen nach Portugal geschickt, damit man dort einige Muster japanischer Köpfe, die sich durch besonderen Scharfsinn und Klugheit auszeichneten, sähe. Aber es liess sich keiner dazu bereden, auch nur auf einige Zeit sein Vaterland zu verlassen. Die vornehmen Japaner haben kein Verlangen, fremde Länder zu bereisen, sagt Xavier zur Erklärung. Auch andere Neophyten, die er gerne mit sich genommen hätte, liessen sich durch die Beschwerden der langen Seereise abschrecken. Die beiden, die mit dem Wunsche, Jerusalem zu besuchen und die heiligen Stätten zu sehen, ihn begleiteten, waren zwei Neophyten, mit denen er schon in Japan viel Umgang gehabt und Freundschaft geschlossen hatte. Er bezeichnet sie als Männer, die zwar ein geringes Vermögen, aber grossen Glauben hätten. Er gedachte sie nach Rom zu schicken als die Erstlinge der japanischen Kirche und damit sie unterwegs in Portugal und besonders am Sitz des Papsttums die Herrlichkeit der römischen Kirche mit eigenen Augen schauten. Sie werden erwähnt in einem an den Ordensgeneral gerichteten Schreiben von Barzaeus aus Goa (vom 12. Januar 1554), in dem der Briefschreiber mitteilt, dass P. Franciscus sie diesem mit erster Gelegenheit zuschicken werde, damit sie alsdann mit noch grösserem Wachstum in den Tugenden zum grösseren Nutzen der [illegible] Herde in ihr Vaterland zurückkehrten. Der Religiose [illegible]s Fernandez, der nach Europa entsandt wurde, um per[illegible] Oberhaupt der Kirche wie dem König von Portugal [illegible] Bericht über die Verhältnisse der Gesellschaft in Indien zu erstatten, sollte sie mit sich nehmen. Wir haben den Brief, in dem Xavier ihre Ankunft dem Simon Rodriguez ankündigt. „Ich empfehle Ihnen dieselben", schreibt er, „so angelegentlich, wie ich überhaupt nur jemanden empfehlen kann. Sorgen Sie dafür, dass sie froh und befriedigt zurückkehren, da ihr Zeugnis uns und dem christlichen Namen grosses Ansehen verleihen wird . . . . . Nochmals empfehle ich Ihnen, die beiden Japaner so aufzunehmen, dass sie ihren Landsleuten von unseren Kirchen, Akademieen u. s. w. viel Merkwürdiges erzählen können.

Ich hoffe, sie werden über die Macht und den Reichtum der Christen staunen . . . . . Also senden Sie Matthaeus und Bernhard nach Rom; aber machen Sie, dass sie von einigen Patres begleitet nach Japan zurückkehren und ihren Landsleuten bezeugen, was für ein Unterschied zwischen der Macht der Christen und der Japaner ist."

Aber der eine von den beiden starb in Goa vor der Abreise, der andere kam wirklich nach Rom, der erste Sohn des Landes der aufgehenden Sonne in der ewigen Stadt. [2]) Aber erzählen durfte auch er seinen Landsleuten nicht von dem, was er gesehen und erfahren. Er starb auf der Rückreise von Italien zu Coimbra in Portugal eines gottseligen Todes als Mitglied der Gesellschaft Jesu, in die er eingetreten war. 3)

Auch Xavier starb, ein Jahr, nachdem er Japan verlassen hatte, und ohne nach China gekommen zu sein, auf der Insel Sanshan am 20. Dezember 1552. Er war, als er seine Augen zum ewigen Schlummer schloss, erst 46 Jahre alt. Zwölf Jahre seines irdischen Pilgerlaufes hatte er im fernen Osten verbracht.

---

2. Satow bemerkt (Transact. of the As. Soc. of Japan Vol. XXVI, p. XLVIII), dass sich in einem Briefe Loyolas vom 26. Juli 1554 eine Erwähnung eines japanischen Christen finde, der Rom besuchte, von dessen Ankunft auch in einem anderen vom 21. März 1555 die Rede ist, und fügt hinzu, er habe nicht feststellen können, wer dieser Japaner war. Selbstverständlich war dies der eine der beiden von Xavier aus Japan mitgeführten Neophyten.

3. Vgl. Orland. 14 n. 14.

SIEBZEHNTES KAPITEL.

Zur Würdigung Xaviers.

Franz Xavier ist der Apostel Indiens genannt worden. Mit grösserem Rechte noch kann man ihn den Apostel Japans nennen. Denn hier trat er nicht wie dort in eine längst bestehende Missionsarbeit ein, sondern war recht eigentlich der Pionier, der allen nachfolgenden Christentumsverkündigern im Lande der aufgehenden Sonne die Bahn gebrochen. Wer sein unermüdliches missionarisches Wirken, wie wir es beschrieben haben, unbefangen betrachtet, der kann nicht wohl verkennen, dass er den Ehrentitel eines Apostels nicht mit Unrecht trägt. Xavier war nicht nur ein Jünger Loyolas, an dem er mit einer fast religiös zu nennenden Verehrung hing, nicht nur ein Jünger der Gesellschaft Jesu, im Gedenken an welche er einst schrieb: „*Si oblitus unquam fuero tui, societas Jesu, oblivioni detur dextera mea*" (Ps. 137,5); er war ein Jünger Jesu selbst, an dessen Vorbild er sich gebildet, von dem er, wie wenige, Demut, Anspruchslosigkeit, Selbstverleugnung, opferfreudige Hingebung und liebevolle Herablassung zu den Geringsten gelernt. Im frommen Herzensverkehr mit ihm war der aufrichtige Mann in die Geheimnisse des Reiches Gottes eingedrungen. Sein ganzes Auftreten aber zeigt, dass er sich berufen fühlte, nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum und Gott, zu verkündigen, was er gesehen und gehört, ein Gesandter und Botschafter Gottes, beauftragt mit der Verkündigung des Evangeliums an die Heiden. Dies gab ihm den todeskühnen, unerschrockenen Heldenmut, der, Gott fürchtend und sonst nichts

auf dieser Welt, vor keiner Gefahr bangte und ihn auch den Höchsten freimütig gegenübertreten liess; dies spornte ihn an zu dem flammenden Eifer, in dem er nicht müde wurde, zu wirken, solange es Tag für ihn war; dies erfüllte ihn mit der Siegeszuversicht, welche die Bürgschaft des Erfolges ist.

Zu solchem Apostelberufe war Xavier von der Natur mit Eigenschaften ausgestattet, die ihm in Ausübung desselben sehr zu statten kommen mussten: begabt mit klarem, scharfem Verstande und geistig rege, grossherzig und begeisterungsfähig, bei aller Sanftmut und Weichheit doch voll Willensenergie und Feuer, bei aller Demut doch voll Selbstvertrauens; ein Rüstzeug, mit dem Gott besondere, grosse Gedanken haben konnte, nachdem sein Leben, weltlicher Lust und irdischem Ehrgeiz entsagend, für immer die Richtung auf ihn und auf das Ewige genommen. Allerdings war Xavier nicht nur ein Knecht Gottes und ein Jünger Jesu, er war auch ein Sohn und Diener seiner Kirche und ein ergebener Jünger der Gesellschaft, der er sich verschworen. Seine Auffassung der Lehre Christi war die der katholischen Kirche, seine Frömmigkeit die seines Ordens. Das darf indessen auch seinen protestantischen Beurteiler nicht blind machen gegen die Thatsache, dass er ein Gottesmann war, dem auf der Stirn geschrieben stand: „Der Herr ist's, der mich sendet", dem der Eifer für das Reich Gottes aus den Augen flammte, der mit Herz und Seele aufging in seinem heiligen, erhabenen Beruf.

Seine äussere Beglaubigung durch Gott sind nicht die Mirakel, die er, einer der grössten Thaumaturgen der katholischen Kirche, die evangelischen Wunder überbietend in Japan wie vorher in Indien vollbracht haben soll, von denen er aber selbst in seinen Briefen nichts zu berichten weiss, und die auch keinen einzigen wirklichen Zeugen für sich haben. Seine Beglaubigung durch Gott ist der Erfolg, der seiner rastlosen Thätigkeit beschert wurde. Zwar als er Japan verliess, hatte er nicht so viel ausgerichtet, als er auszurichten gehofft hatte. Gleich seinen ersten stolzen Plan, die Fahne Jesu in der Metropole des Inselreichs aufzurichten,

hatte er nicht ausführen können. Die Zahl der Getauften betrug nur einige hundert,[1]) an nicht mehr als drei Orten waren kleine Gemeinden gegründet. Kam Xavier auf der einen Seite die Gunst der Territorialherren zu statten, die ihm, wenn auch nicht aus lauteren Interessen, die Vollmacht zu predigen erteilten, so war ihm andererseits die Seelengewinnung durch seine Unkenntnis der Landessprache erschwert.

Aber die Bahn für das Evangelium hat Xavier doch gebrochen in den zwei Jahren und drei Monaten seines Aufenthaltes auf japanischem Boden; er hat der christlichen Religion in einem Lande, wo der Name Jesu vorher gänzlich unbekannt gewesen, den Weg bereitet; er hat Samen ausgestreut, den seine Nachfolger durften aufgehen sehen. Er hat den Anfang mit Schaffung einer christlichen Literatur in Japan gemacht. Auch das darf nicht vergessen werden, dass er durch seine Briefe an die Gesellschaft Jesu und Rundschreiben an die Universitäten die Aufmerksamkeit des Jesuitenordens und des katholischen Europa auf das neue verheissungsvolle Arbeitsfeld gelenkt, so dass in der Folge eine Schar von geistlichen Arbeitern dahin entsendet wurde. Und ein Verdienst Xaviers ist auch dies, und nicht das geringste, dass die letzteren zum grossen Teile tüchtige Priester waren. Denn immer und immer wieder hat er in seinen Briefen mit allem Nachdruck betont, dass nur Männer höherer Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit für die Arbeit an den Japanern geschickt und brauchbar seien.

Was auszusetzen ist an Xavier, das ist die Flüchtigkeit und das Summarische seiner Bekehrungsmethode. Die oberflächliche Kenntnis einiger Gebote und Lehrsätze des Christentums hielt er für eine genügende Vorbereitung zur Aufnahme der Erwachsenen in die Kirche. Oft taufte er Leute noch an demselben Tage, an dem sie durch ihn zum erstenmale etwas von einer anderen Religion als ihrer bisherigen gehört. Bezeichnend für

1. Nicht „*plusieurs milliers*“, wie noch 1896 Marnas (a. a. O. Tome I, p. 15 übertreibend angibt.

die Oberflächlichkeit seiner Methode ist, was er in einem seiner Briefe schreibt. Da teilt er als etwas Verwunderungswertes mit, seine Gläubigen zeigten so tiefgehendes Interesse für ihre neue Religion, dass sie fragten, was das Bekreuzen bedeute, das er sie gelehrt, welchen Sinn es habe, dass sie zuerst die Hand an die Stirne heben sollten mit den Worten „Im Namen des Vaters", darauf zur Brust senken müssten mit den Worten „und des Sohnes" und endlich von der rechten zur linken Schulter zu führen hätten, sprechend „und des heiligen Geistes". Auch das erachtet er als mitteilenswert, dass sie zu wissen begehrten, was die Worte *Kyrie eleison, Christe eleison* meinten, die er sie lernen und sagen liess. Hieraus ersieht man, dass Xavier sich vielfach an einer bloss äusserlichen Applizierung des Christentums genug sein liess. Von einer wirklichen Predigtthätigkeit und von einem rechten Unterricht der Neophyten vor der Taufe konnte ja schon darum keine Rede sein, weil weder Xavier noch seine Genossen der japanischen Sprache hinreichend mächtig waren.

Diesem Mangel half er allerdings einigermassen dadurch ab, dass er einzelnen Bekehrten wie den Gemeinden seinen „Christlichen Unterricht" in Abschrift zu weiterem Selbstunterrichte hinterliess. Ich habe oben (Kapitel VI) die Vermutung ausgesprochen und zu begründen versucht, dass dieser japanische Katechismus, der verloren ist, mit einem von Xavier auf den Molukken gebrauchten, der uns erhalten ist, sich deckt. Ich gebe ihn als Anhang in deutscher Uebersetzung wieder. Der Inhalt dieses Dokuments, den er selbst als eine Probe von dem bezeichnet, was er den Heiden bringe,[2] gibt uns das Recht, zu sagen: was den Japanern von Xavier gepredigt worden ist, war das Wesentliche des orthodoxen Christentums, vielleicht weniger versetzt mit Menschensatzung als die landläufige katholische Verkündigung in der europäischen Christenheit, die Luther zu seinem folgenschweren Protest veranlasste; und mehr noch: was Xavier

2. Brief an Ignatius Loyola, Cochin, 29. Januar 1552.

gelehrt, war, ob auch in katholischer Form geboten, doch das Evangelium von Jesus, eine Kraft Gottes selig zu machen alle die daran glaubten. 3)

3. Zur Vergleichung stehe dagegen hier, weil ganz entgegengesetzt, das harte Urteil Venn's, des protestantischen englischen Biographen Xaviers. Er sagt S. 186 f.: „In seinem Handbuch für den Unterricht für Neubekehrte, das er in mehrere Sprachen übersetzen liess und allen Missionaren zum Gebrauche vorschrieb, sollte man billig von einem Manne wie Xavier erwarten, doch trotz des römisch-katholischen Systems einige Grundwahrheiten des Christentums zu finden. Wie sehr man aber in dieser Erwartung getäuscht wird, zeigt die folgende Darstellung der Errettung des Menschen nach dem Sündenfall . . . . . [siehe diese im Anhang I]. Kann man nach dieser Probe noch verkennen, dass das von den Jesuiten gelehrte Christentum schon damals die Art und Form der indischen Göttersage angenommen, und die sogenannten Bekehrungen daher nicht Bekehrungen vom Heidentum zum Christentum, sondern nur Uebergänge von einer Art des Heidentums zu einer andern waren, und dass die späteren Jesuiten im südlichen Indien mit ihren schliesslich auch vom Papste verdammten Trügereien wesentlich doch auf dem Wege Xaviers wandelten?—Durch das ganze Handbuch hindurch findet sich kaum eine Verweisung auf die Bibel, auf die Notwendigkeit der Busse oder des Glaubens an die Versöhnung in Christo. Nichts als trockene Darstellung abstracter Glaubenssätze oder auch Thatsachen aus der Bibelgeschichte mit Fabeln gemischt und am Schluss die umfassendste Versicherung unbedingten Glaubens an die Kanones der heiligen Väter, die Decrete der Concilien, die Edicte der Päpste, wie sie von Cardinälen, Patriarchen, Erzbischöfen und anderen Prälaten der Kirche bekannt gemacht seien. Was mochten die armen Heidenchristen von all diesen kirchengeschichtlichen Dingen wissen? Konnte man eigentlich nach solchem Unterricht die Leute zum Christentum bekehrt nennen?"

Literatur zum Leben Franz Xaviers.

Die Hauptquelle für Xaviers Leben sind seine in spanischer oder portugiesischer Sprache abgefassten Briefe, von denen jedoch eine grosse Anzahl verloren ist. Die vorhandenen sind hauptsächlich in lateinischer Sprache erhalten. In den zahlreichen Sammlungen unter dem Titel „*Epistolae Indicae*" sind nur wenige derselben erschienen.—Horatius Tursellinus liess 1596 zu Rom 52 Xavierbriefe in lateinischer Uebersetzung drucken.—1667. 1681 veröffentlichte der Jesuitenpater Possinus einen Band von 90 neuen, noch ungedruckten Briefen aus den Archiven zu Rom, Lissabon und Goa;—andere machte Franz Cutillas bekannt (Madrid 1752).—Die bis jetzt vollständigste und zugleich sorgsamste Sammlung hat in 2 Bänden der Exjesuit Rochus Menchaca geliefert unter dem Titel „*S. Francisci Xaverii e Soc. J. Indiarum apostoli epistolarum omnium libri quatuor, ex Petro Maffeio, Horatio Tursellino, Petro Possino et Francisco Cutillas. Accedit demo earundem chronotaxis, tum index multiplex et appendix. Opera R. M. olim Societatis Jesu Sacerdotis in Castellana provincia*" (*Bononiae*). Titelblatt und Vorrede sind ohne Jahrzahl, aber die Approbation ist vom 2. August 1795. Der Wert dieser Sammlung von 146 Briefen wird noch durch die ihr beigedruckten Untersuchungen Menchacas über die Zeitfolge der Briefe erhöht, sowie durch den Nachweis, dass mehrere der in früheren Ausgaben erschienenen gefälscht sind.—Von dieser Hauptsammlung erschien eine französische Uebersetzung „*Lettres de St. François Xavier, apôtre des Indes et du Japon etc. par A. M. T.*" (Faivre). Lyon et Paris 1828. 2 voll.—Die Bolog-

neser Ausgabe liegt auch zu Grunde der zweiten französischen Uebersetzung „*Lettres de S. François Xavier de la Compagnie de Jésus, apôtre des Indes et du Japon etc.* par M. Léon Pagés." Paris 1855. 2 voll.,—sowie der englischen Ausgabe von H. J. Coleridge „*The Life and Letters of St. Francis Xavier*". Second edition, London 1874. 2 voll.—Mit Benutzung der vier letztgenannten Sammlungen hat Eduard de Vos eine deutsche Ausgabe veranstaltet: „*Leben und Briefe des heiligen Franciscus Xaverius, Apostels von Indien und Japan*". Regensburg 1877. 2 Bd.—Durch dieses Werk ist die ältere dreibändige Uebersetzung antiquiert, welche in 1. Aufl. 1836 und 1840 in Neuwied, in 2. Aufl. 1845 in Coblenz bei Philipp Werle unter dem Titel „*Die Briefe des grossen Apostels von Indien und Japan, des heiligen Franz von Xavier aus der Gesellschaft Jesu, als Grundlage der Missionsgeschichte späterer Zeiten übersetzt und erklärt von* Josephi Burg" erschien. — Auch in *japanischer* Uebersetzung sind die Briefe 1891 in 3 Bänden veröffentlicht worden (淺井虎八郎編：聖ふらんせすこ、ざべりよ書翰記三冊、明治廿四年十一月發兌).

Als weitere, freilich mit grosser Vorsicht zu benützende Quelle ist Mendez Pinto zu nennen, der in seiner portugiesischen Reisebeschreibung einzelne Züge aus dem Leben Xaviers aufbewahrt hat.

Es gibt schwerlich einen Heiligen, dessen Leben öfter geschrieben worden und im Druck erschienen ist als das Franz Xaviers. Eine kritische, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Darstellung existiert gleichwohl bis heute noch nicht. Die gesamte Xavierliteratur hier zu registrieren wäre überflüssige Arbeit. Der Leser findet sie, soweit sie bis 1859 erschienen ist, ziemlich vollständig in Léon Pagés' *Bibliographie Japonaise* aufgeführt unter den Nummern 52, 56 et *bis*, *ter*, 84, 104, 126, 149, 150, 151, 160 et *bis*, 161 et *bis*, 162, 226, 235, 243, 244, 258 et *ter*, 270, 280, 281, 287, 298, 299, 302, 310, 317, 318, 322, 340, 341, 346, 347, 352, 358, 369, 383, 448, 641. Ich merke daher hier von den älteren Werken nur die wichtigsten

und dazu die neuere einschlägige Literatur an, die bei Pagés nicht zu finden ist.

Die älteste Lebensbeschreibung Xaviers ist die von dem Jesuiten Emanuel Acosta aus den „*Epistolae Indicae*" zusammengestellte und von Maffei 1571 herausgegebene dürftige Skizze.— Sein nächster Biograph ist der Jesuit Horatius Tursellinus mit seinem unkritischen, erbaulichen Werkchen „*De Vita S. Francisci Xaverii qui primus e Societate Jesu in India et Japonia Evangelium promulgavit*". *Romae* 1594.—Im Todesjahre ihres Verfassers, des portugiesischen Jesuiten und Professors an der Universität Evora, Joam de Lucena, erschien die „*Historia da vida do padre Francisco de Xavier, e do que fizerão na India os mais religiosos da Companhia de Jesu*" (*Lisboa* 1600), deren Autor sich mit der Geschichte der Portugiesen im Osten wohl vertraut zeigt und sich durch die nüchterne Art seiner Darstellung vorteilhaft von den späteren Lebensbeschreibern unterscheidet.—Material zum Leben des Paters enthält Nicaolo Orlandini's *Historia Societatis Jesu* (*Romae* 1615).—Eine sehr ausführliche Darstellung des Lebens und Wirkens Xaviers, die Hauptquelle für alle späteren Biographen, findet sich im 1. Teil (Buch I-IV) des erstmalig 1653 zu Rom gedruckten Werkes „*Dell' istoria della Compagnia di Giesu l'Asia*" von Daniel Bartoli, der bereits die Kanonisationsakten benützen konnte.—Erwähnenswert ist Fr. Garcia's „*Vida y Milagros de S. Francisco Xavier de la C. de J., apostol de las Indias*", Madrid, ohne Jahr; die Approbation ist vom Jahre 1672.—1682 schrieb der französische Jesuitenpater Dominique Bouhours zu Paris seine berühmte „*Vie de S. François Xavier de la C. de J., apôtre des Indes et du Japon*", die guten Gebrauch von Xaviers Briefen, soweit sie damals bekannt waren, macht, aber auch Legenden in Menge spinnt und ihren Helden zu einem Thaumaturgen stempelt. Eben das hat sie wohl innerhalb der katholischen Kirche zur klassischen Lebensbeschreibung werden lassen, die schon vierundzwanzigmal neu aufgelegt und ins Lateinische, Englische, Flämische und ins Deutsche übersetzt worden ist, in welch letzterer Sprache sie bereits zwei Auflagen

(Frankfurt 1830 und Münster 1855) erhalten hat.—Kürzer, aber selbständig und hie und da Neues beibringend ist das „*Compendio della Vida di S. Francisco Saverio*" von P. Giuseppe Massei (*Romae* 1793).—Bei Pagés nicht erwähnt ist Meer van Kuffeler, *Het leven van Franciscus Xaverius bijgen Apostel van Indië*. Leyden 1841.—Einen kurzen, kritiklosen Lebensabriss hat Pagés seiner französischen Ausgabe der Xavierbriefe von 1855 vorausgeschickt. —Zwei Jahre später erschien Daurignac's 2 bändige „*Histoire de St. François Xavier, apôtre des Indes et du Japon*".—Auf mangelhaften Quellen fusst Ludwig de Marées in seiner Abhandlung „*Die Missionsthätigkeit des Jesuiten Franz Xavier in Asien*", Zeitschrift für lutherische Theologie, Bd. 21. (1860) S. 222-253. —Die Darstellung eines Protestanten ist auch das Buch „*Missionary Life and Labours of Francis Xavier taken from his own correspondence with a sketch of the general results of Roman Catholic Missions among the heathen by* Henry Venn", London 1862.—Hie und da abgekürzt, seltener mit einigen Zusätzen versehen, findet sich diese Schrift in deutscher Uebersetzung im zweiten Buche des 1869 in Wiesbaden erschienenen Werkes „*Franz Xavier. Ein weltgeschichtliches Missionsbild von Rev.* H. Venn *und* W. Hoffmann". Dem Urteil H. Daltons (Auf Missionspfaden in Japan, S. 431), dass dieses Werk, gerecht abwägend im Urteil, ein würdiges Gegenstück zu den Entstellungen des römischen Tendenzschriftstellers Marshall sei, vermag ich nicht beizutreten, wünschte vielmehr, eben als Protestant, die Musse zu haben, an die Stelle dieses einzigen bisher von nichtkatholischer Seite gezeichneten Lebensbildes ein besseres zu setzen, das ohne Voreingenommenheit der achtungswürdigen Persönlichkeit des japanischen Missionspioniers und seinem unermüdlichen Wirken mehr Gerechtigkeit widerfahren liesse, ohne ihn auf der andern Seite panegyrisch in der Weise der katholischen Historiographen zum vollkommenen Heiligen und Wunderthäter zu erheben.—Die beste Lebensbeschreibung Xaviers hat bis jetzt P. Coleridge in seine englische Briefausgabe verwoben. Seine Absicht war nach der Vorrede „*to give a clear narrative of his life as it stands*

in the ordinary biographies, and to use the whole of the letters and fragments which have survived to us, in the form in which we possess them, to illustrate the life and to speak to us of his character for themselves".—Diesem in seiner Art trefflichen englischen Werke ist der ausser von demselben besonders von Bouhours abhängige deutsche Autor Eduard de Vos auch in der Anlage seiner Ausgabe gefolgt, in der Weise, dass er eine Erzählung des Lebens gibt und jedesmal an den betreffenden Stellen die Briefe einschaltet.—Populär gehalten sind W. Reithmeier, *Leben des heiligen Franz Xavier, Apostels von Indien und Japan.* Schaffhausen 1846. 2. vollst. umgearb. Aufl. von F. Firnstein, Regensburg 1881;—N. Greff, *Das Leben des h. Fr. Xaverius* (für das deutsche Volk), Einsiedeln 1885. 3. Aufl. 1897.—Siehe ferner: E. Gothein, *Ignatius von Loyola und die Gegenreformation.* Halle 1895, S. 268 f., 615-646, 793.—Zuletzt erschienen sind A. Peltier, *Saint François Xavier*, Paris [1898] und J. Cros, *St. François de Xavier*, Paris, Retaux [1900].—Einige weitere, wertlose, Literaturangaben gibt Professor C. Mirbt zu dem Artikel Franz Xavier im 6. Bande der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Hauck.—Endlich ist über Xavier unter dem Titel „*Monumenta Xaveriana ex autographis vel ex antiquioribus exemplis collecta*" in den von den Madrider Jesuiten herausgegebenen „*Monumenta Historica Societatis Jesu nunc primum edita*" 1899-1900 der erste Band einer beachtenswerten Quellenveröffentlichung erschienen (Tomus I. *Sancti Francisci Xaverii epistolas aliaque scripta complectens, quibus praemittitur ejus vita a P. Alexandro Valignano ex India Romam missa*).

ANHANG.

I.

Katechetisches Sendschreiben an die Bewohner der Molukken.

(Ausführliche Erklärung des Glaubensbekenntnisses). [1]

Es ist ein grosses Glück für Christen, zu hören und zu wissen, wie und in welcher Ordnung Gott aus Nichts alle Dinge zum Gebrauche und zum Dienst der Menschen geschaffen hat.

Im Anfang schuf er Himmel und Erde, die Engel, Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht; die Pflanzen und alle Arten von Gewächsen, die Früchte des Feldes und der Bäume, die Vögel und die Landtiere; das Meer, die Flüsse und die Seen und die Tiere, die im Wasser leben. Nachdem alles dies geschaffen war, schuf er zuletzt den Menschen, den er nach seinem Bilde und Gleichnisse machte.

Der erste von Gott erschaffene Mann war Adam, und das erste Weib Eva. Nachdem er beide gebildet und ihnen den lebendigen Odem eingehaucht und sie in das irdische Paradies gesetzt hatte, segnete er sie, gab sie zusammen und vereinte sie durch das Band der Ehe und gebot den so Verbundenen, Kinder zu erzeugen und die Erde zu bevölkern. Von diesem Adam und dieser Eva stammen wir alle ab, von ihnen durch Fortpflanzung das ganze menschliche Geschlecht. In diesem ersten Paare

1 Siehe Kap. VI am Ende.

haben wir ein Vorbild der Einheit in der menschlichen Ehe. In der That, da der Gott aller Weisheit, der Schöpfer der Natur, Adam nicht mehr als *eine* Gattin gab, so ist die Freiheit, welche die Mohammedaner und Götzendiener und—was noch schlimmer und noch mehr zu beklagen ist—auch oft schlechte Christen sich nehmen, nämlich mit mehreren Weibern zu gleicher Zeit zusammen zu leben, offenbar gegen Gottes Willen; und auch diejenigen, die nur mit einer Konkubine zusammenleben, verstossen gegen das ursprüngliche Beispiel; denn Gott erlaubte Adam und Eva nicht eher, Kinder zu erzeugen, als bis sie von ihrem Herrn und Schöpfer rechtmässig durch das Band der Ehe vereinigt waren. Deshalb haben die Unzüchtigen, weil sie gegen den Willen Gottes, der sie geschaffen hat, sich auflehnen, Strafe zu gewärtigen, wie sie ihrem Vergehen entspricht.

Auch diejenigen, welche Götzen anbeten, mögen erkennen, welches Vergehens sie sich dadurch schuldig machen, dass sie Gott, den einen wahren Schöpfer aller Dinge, verachten und verlassen und in ihrem Wahne stumme Bilder und Ausgeburten der Hölle anbeten. Während die gesunde Vernunft uns klar und deutlich lehrt, dass wir uns in unserm Leben den Weg sollen weisen lassen von dem, der uns das Leben gegeben hat, setzen sie in ihrem gottlosen Wahne alle ihre Hoffnung auf Zauberei, Gaukelei und auf die eitlen Vorherverkündigungen der Wahrsager und lassen ihr Thun durch sie bestimmen. Sie weihen dem Teufel, dem unversöhnlichen Feinde ihres Seelenheils, den Glauben und die Verehrung, die sie Gott, dem Urheber alles Guten, schuldig sind, der ihnen Seele und Leib, alles, was sie sind und haben und vermögen, gegeben hat—eine Sünde, die ebenso schändlich und abscheulich an sich ist, als sie den Unglücklichen, welche sie begehen, verderblich ist; denn ihr thörichter Aberglaube schliesst sie aus vom Himmel, wo den Seelen derer, die Gott dienen, eine Stätte ewiger Ruhe und eine Fülle des Trostes bereitet ist, die heiligen Gefilde der Glückseligkeit, zu welcher der Schöpfer in seiner unendlichen Güte die Menschen bestimmt hat.

Wie viel weiser sind doch die wahren Christen, die, treu Gott, ihrem Herrn, an ihn glauben, ihn im Geiste anbeten, alle Kräfte ihres Verstandes und alle Empfindungen ihres Herzens hingeben an den einen wahren, höchsten und ewigen Geist, den Schöpfer Himmels und der Erden, und ihre innere Hingabe an Gott durch äussere Andachtszeichen an den Tag legen, indem sie die Kirchen besuchen, wo sie an den Altären, die zu Ehren des lebendigen Gottes errichtet sind, die Bilder seines Sohnes Jesus Christus, der jungfräulichen Gottesmutter und der Heiligen, der Diener Gottes, verehren, die nach einem Leben, in Treuen verbracht in seinem Dienst, mit ihm herrschen in der Herrlichkeit des Paradieses.

Inmitten dieser erhabenen Denkmäler, dem Werke heilsamen Andenkens an die Gegenstände und Personen, die sie abbilden, richten sie, auf dem Boden knieend und die Hände zum Himmel erhoben, aufwärts Auge und Herz und bekennen ihren Glauben an Gott, dessen Wohnung der Himmel ist, und von dem allein sie alles Glück und allen Trost erwarten, mit diesen dem heiligen Petrus zugeschriebenen Worten: „*Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden.*“ [2]

Die Engel im Himmel schuf Gott, ehe er die Menschen auf Erden schuf. Die grössere Zahl der Engel nun betete alsbald ihren Gott an, ihm Dank sagend und ihn preisend für die Wohlthat der Erschaffung. Lucifer hingegen und viele Engel mit ihm weigerten ihrem Schöpfer die gebührende Anbetung;

---

2 Nach einer schon in der *Explanatio symboli* des Ambrosius auftauchenden und bei Rufinus und Späteren wiederkehrenden Sage wurde das Symbol bald nach der Ausgiessung des heiligen Geistes von den Aposteln, ehe sie sich zur Verkündigung des Evangeliums in verschiedenen Ländern trennten, gemeinsam verfasst. In ausgebildeterer Gestalt erscheint diese Legende in einer pseudoaugustinischen Rede, nach welcher das Bekenntnis in der Weise entstanden ist, dass bei einer Zusammenkunft in Jerusalem jeder der zwölf Apostel durch Aussprechung *eines* Glaubensartikels seinen Beitrag zum Symbol beigesteuert habe. Dieser alten Ueberlieferung, die vielleicht schon Ambrosius kannte, da er bereits das Symbol in zwölf Sätze eingeteilt wissen will, folgt hier in Uebereinstimmung mit der katholischen Tradition Xavier.

sie sprachen in ihrem Hochmut: „Lasst uns aufstehen und uns zu Gott erheben, der hoch im Himmel thront!“ Diese frevlerische Ueberhebung zu strafen, stürzte Gott den Lucifer samt seinem Anhange vom Himmel in die Hölle.

Als Lucifer so gestürzt war, sah er Adam und Eva, die ersten Menschen, und neidete ihnen die Gnade, in der sie Gott geschaffen hatte, und um sie derselben zu berauben, suchte er ihnen denselben Hochmut, der seinen Fall vom Himmel verursacht hatte, einzuflössen. Er erschien vor ihnen im irdischen Paradiese und spiegelte ihnen die falsche Hoffnung vor, sie würden gleiche Ehre wie Gott erlangen, wenn sie von der vom Schöpfer verbotenen Frucht ässen. Adam und Eva wurden verlockt von dieser trügerischen Vorspiegelung, dass sie wie Gott würden, willigten in die Versuchung ein und assen von der Frucht des Baumes, der verboten war. Zu derselbigen Stunde gingen sie der Gnade verlustig, in der sie erschaffen waren, und zur Strafe für ihre Sünde verstiess sie Gott sofort aus dem irdischen Paradiese. Von da an lebten sie verbannt von diesem Wohnort der Freude neunhundert Jahre in Mühseligkeiten und thaten Busse für ihre begangene Sünde. Aber so unsühnbar war ihre Schuld, dass alle auch noch so harten Leiden, welche Adam und seine Kinder erduldeten, niemals genug gewesen wären, den Makel auszulöschen und ihnen die Hoffnung auf die ewige Seligkeit wieder zu eröffnen, welche sie zur gerechten Strafe für den thörichten Stolz, in dem sie begehrt hatten, Gott gleich zu werden, verloren hatten. Der Zugang zum Himmel blieb fortan fest verschlossen, und der Weg zu der Herrlichkeit, die er unwiderruflich verloren hatte durch Begehung einer Sünde, die sein und seiner Kinder Verderben war, war für Adam und seine Nachkommen unerbittlich versperrt.

O, ihr unglücklichen Christen, was denn wird unser Geschick sein? Wenn eine Heerschar von Engeln wegen einer einzigen Hochmutssünde aus dem Himmel verwiesen und in den Abgrund der Hölle gestürzt wurde; wenn Adam und Eva um einer ähnlichen Hochmutssünde willen den glückseligen Besitz des

irdischen Paradieses verloren, welche Hoffnung, welches Mittel haben wir, die wir mit Sünden aller Art behaftet sind, je aus diesem Sündenwust herauszukommen oder unsere Makel abzuwaschen und zum Himmel emporzusteigen, wo den unsterblichen Seelen eine Stätte ewiger Seligkeit von Gott bereitet worden ist. Es war um uns geschehen, die Verdammnis und der ewige Untergang des menschlichen Geschlechtes waren sicher, und da war kein Entrinnen. Da warfen sich der heilige Michael, unser wahrster Freund, und die Engel, die gleich ihm gehorsam geblieben und zum Lohn für ihre Beharrlichkeit schon zum seligen Genuss der ewigen Herrlichkeit des Himmels gelangt waren, bewegt von Mitleid mit dem Elende des Menschengeschlechtes, alle zusammen demütig zu Gottes Füssen und suchten durch Gebete ein Heilmittel von ihm zu erflehen für das unermessliche Elend, welches in Folge der Sünde Adams und Evas sich über die gesamte Nachkommenschaft dieser beiden Schuldigen ergossen hatte, indem sie etwas also sprachen:

„O guter Gott, barmherziger Herr, du Vater aller Völker; endlich ist die Zeit gekommen und der von Anbeginn der Zeiten heiss ersehnte Tag erschienen, den du von Ewigkeit her bestimmt und vorbereitet hast, ein Zeugnis deiner Barmherzigkeit gegen die verlorene Menschheit zu sein. Wir sehen schon die Morgenröte des Tages angebrochen, welcher den wieder in Gnaden als deine Kinder angenommenen Kindern Adams die Pforten des Himmels wieder aufschliessen soll; denn von dem heiligen Elternpaare Joachim und Anna ist eine Tochter geboren, ohne Adams Sünde, die allerheiligste Jungfrau unter den Weibern, Maria, deren Tugend und Heiligkeit in unvergleichlicher Weise alles überstrahlt, was geringer als Gott ist. Da diese Jungfrau so rein und herrlich ist, so scheint es ein Werk, nicht unwürdig deiner Weisheit und Allmacht, aus ihrem jungfräulichen Blute, was dir, o Herr, ein Leichtes ist, einen menschlichen Leib zu bilden, wie du voreinst, o Herr, den Leib Adams gebildet hast, als es deinem heiligen Willen so gefiel. Und in diesen Leib, gebildet aus dem reinsten Fleische der Jungfrau, kannst du auch,

allmächtiger Herr, zugleich eine Seele schaffen und eingiessen und aufs innigste mit ihm vereinigen, welche vor allen ausgezeichnet ist und durch ihre unendliche Heiligkeit alle Seelen übertrifft, die du jemals geschaffen hast oder je erschaffen wirst",— (unterdessen hatte Gott im geheimen Ratschluss der heiligen Dreifaltigkeit beschlossen, eine göttliche Person im Schosse der Jungfrau Maria mit unserer menschlichen Natur zu vereinigen)— „auf dass von dieser Jungfrau, der vollkommensten unter allen, Jesus Christus geboren werde, dein Sohn, der ganzen Welt Heiland. Also, o Herr, wird die Schrift in Erfüllung gehen, und also werden die Verheissungen treu hinausgeführt, durch welche du den Patriarchen und Propheten, deinen Freunden, dich verpflichtet hast, welche im Vertrauen auf sie in der Vorhölle deines Sohnes Jesus Christus, ihres Herrn und Erlösers, warten."

Da die heiligen Engel also beteten, sandte der Allerhöchste, der hehre und allmächtige Gott, gerührt von tiefstem Mitleiden mit unserem unermesslichen Elende, das er sehr wohl kannte, den heiligen Erzengel Gabriel vom Himmel in die Stadt Nazareth, wo die Jungfrau Maria wohnte. Und dieser Engel sprach zu ihr gemäss dem Befehle, den er von dem, der ihn gesandt hatte, empfangen hatte: „Gegrüsset seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeiet unter den Weibern: der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten; was aus dir wird geboren werden, wird Jesus Christus, der Sohn Gottes, genannt werden." Als die allerheiligste Jungfrau Maria diese Worte des Erzengels vernommen hatte, antwortete sie: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe, wie du gesagt hast!" In dem selben Augenblicke, als die allerheiligste Jungfrau dem zustimmte, was ihr von Gott durch den Erzengel verkündigt wurde, bildete Gott im Schosse der Jungfrau aus ihrem reinsten Blute einen menschlichen Leib, mit dem er aufs innigste eine Seele vereinigte, die er im selben Augenblicke schuf; und zur gleichen Zeit wurde die zweite Person der heiligen Trinität, Gott der Sohn, Mensch im Schosse

der Jungfrau Maria, indem er mit seiner göttlichen Person diese heilige Seele und diesen heiligen Leib vereinigte.

Darnach, als vom Tage der Fleischwerdung des Sohnes Gottes bis zum Tage seiner Geburt neun volle Monate verflossen waren, wurde Jesus Christus, der Heiland der ganzen Welt, wahrer Gott und wahrer Mensch, aus Maria, der Jungfrau, geboren. Und dies bekannte der heilige Andreas mit den Worten: „*Ich glaube an Jesus Christus, den eingebornen Sohn Gottes, unsern Herrn*", und sofort fügte der heilige Johannes bei: „*der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau*".

Christus, unser Herr und Erlöser, wurde geboren zu Bethlehem, nahe bei Jerusalem. Dort beteten ihn die Engel, seine jungfräuliche Mutter mit dem heiligen Joseph, ihrem Verlobten, und die drei Könige des Ostens mit vielen anderen als ihren höchsten Herrn an.

Herodes indess, der zu Jerusalem herrschte und fürchtete, er möchte durch das Kind seiner Herrschaft, an welcher er sehr hing, verlustig gehen, wollte es töten. Doch wurde seine grausame Absicht vereitelt; Jesus wurde zur rechten Zeit in Sicherheit gebracht. Denn Joseph, im Traum von einem Engel gewarnt, floh mit Jesus Christus und seiner jungfräulichen Mutter von Bethlehem nach Aegypten und blieb dort, bis Herodes sein Leben durch einen schrecklichen Tod beschloss, wie der verruchte Tyrann es verdient hatte. Seine Grausamkeit war in der That so weit gegangen, dass er alle Kinder in Bethlehem und den umliegenden Orten von zwei Jahren und darunter hinmorden liess, in der Hoffnung, durch dieses Blutbad Jesum mit aus dem Wege zu räumen. Darin jedoch täuschte er sich, denn Jesus wurde, wie bemerkt, gerettet und kehrte mit seiner jungfräulichen Mutter und dem heiligen Joseph in seine Heimat und in die Stadt Nazareth zurück, nachdem Joseph in Aegypten wieder durch einen Engel ermahnt war.

Als Jesus das zwölfte Jahr erreicht hatte, ging er von Nazareth hinauf nach Jerusalem in den Tempel, wo die Schriftgelehrten waren, und er erklärte ihnen die Schriften der Propheten und

Patriarchen, welche die Ankunft des Sohnes Gottes vorherverkündet hatten: und er lehrte mit wunderbarer Weisheit, dass sich alle, die ihn hörten, verwunderten. Von da kehrte er nach Nazareth zurück, wo er bis ungefähr zu seinem dreissigsten Jahre blieb. Sodann ging er an den Fluss Jordan, wo der heilige Johannes der Täufer viele, die zu ihm hinausströmten, taufte; und mit ihnen taufte er nun auch Jesus Christus in den Wassern des Jordan. Von dort zog sich Jesus auf einen Berg in der Wüste zurück, wo er sich vierzig Tage und vierzig Nächte lang jeder Speise und alles Trankes enthielt. Auf diesem Berge versuchte der Teufel, welcher nicht wusste, dass Jesus Christus war, ihn zu den drei Sünden der Sinnlichkeit, der Habsucht und des eitlen Ruhms.

Jesus aber schlug alle diese Versuchungen zurück und verliess den Berg als Sieger über den Teufel und kam nach Galiläea, wo er viele bekehrte und viele Teufel aus den Leibern von Besessenen austrieb, indem er ihnen befahl, von ihnen auszufahren; und selbst diese widerspenstigen und rebellischen Geister gehorchten alsbald seinem Worte, so dass das Volk sich verwunderte, das weithin den Ruhm seiner göttlichen Lehre, welche er mit unendlicher Weisheit vortrug, und seiner Wundermacht, die sich in Heilung von allerhand Krankheiten offenbarte, ausbreitete. So wurden viele bewogen, auf die Worte eines Lehrers von solchem Ansehen zu hören, und wetteiferten miteinander, Kranke aller Art zu ihm zu bringen, die er durch Berührung mit seinen allerheiligsten Händen von allen Gebresten befreit und geheilt und erfüllt von Dankbarkeit nach Hause sandte.

Darauf erwählte Jesus zwölf Apostel und zweiundsiebenzig Jünger, welche ihn auf seinen Wanderungen durch die Städte und Dörfer begleiteten, wo er die Geheimnisse des Reiches Gottes lehrte, den zusammenströmenden Scharen predigte und die Wahrheit seiner Lehre durch viele Wunder bekräftigte; denn vor den Augen des ganzen Volkes, in Gegenwart seiner Apostel und Jünger gab er Blinden das Gesicht, Stummen die Sprache, Tauben

das Gehör, Lahmen, dass sie gehen, Gichtbrüchigen, dass sie ihre Glieder wieder gebrauchen konnten, und der Anblick dieser täglichen Zeichen bestärkte seine Apostel und Jünger mehr und mehr in ihrem Glauben an Jesus Christus. Er teilte ihnen solche Weisheit und Macht mit, dass sie, diese rohen und ungebildeten Fischer, dem Volke predigten, indem die göttliche Unterweisung Jesu Christi, des Sohnes Gottes, den Mangel des Studiums und menschlicher Gelehrsamkeit ersetzte. Auch wirkten die Apostel selbst durch Anrufung seines Namens Wunder, indem sie die Menschen von verschiedenen Krankheiten und von Besessenheit befreiten und durch solche, Menschenkraft übersteigende Werke die Wahrheit ihrer Predigt von der Ankunft des Sohnes Gottes besiegelten. So neu diese Wahrheiten waren, so wurden sie doch durch so viele wunderbare Thaten, die unverkennbare Zeugnisse von Gott waren, bestätigt, und glaubhaft.

Der Ruf Jesu und seiner Jünger, welcher sich durch Judaea verbreitete, ärgerte die Ersten des Volkes, die erfüllt von Eigendünkel waren. Es waren besonders die sogenannten Pharisaeer, hochmütige Verächter alles dessen, was sich über das Gewöhnliche erhob, die erbittert waren, wenn irgend eine andere Partei oder Sekte als die ihrige auch nur den geringsten Ruhm der Bildung gewann. Man kann sich daher leicht denken, welche bittere Demütigung es für diese stolzen Menschen gewesen sein muss, zu sehen, dass Jesus Christus, der ihre Lehre tadelte, mit Beifall vom Volke angehört und von der enthusiasmierten Menge so hochgehalten wurde, dass nicht mehr viel fehlte, dass sie selbst von dem lange eingenommenen Thron ihres Ansehens und Ruhmes gestürzt wurden, und der neue Lehrer mit den paar Fischern, die ihn begleiteten, denselben einnahm. Von höllischer Eifersucht ergriffen, beschlossen sie daher alle Künste der Verleumdung dran zu setzen, um Christus seinen guten Namen und zugleich sein Leben zu nehmen.

In dieser Absicht bearbeiteten sie die Obrigkeit und brachten Pilatus, zu der Zeit Statthalter von Judaea, durch Bitten, Verdächtigungen und direkte Beschuldigungen endlich dahin,

dass er ihnen die Gefangennehmung Jesu gestattete, die sie als zur öffentlichen Ruhe erforderlich stürmisch verlangten. Der fremde Statthalter liess sich durch ihre hinterlistigen Machenschaften so ins Schlepptau nehmen, nicht etwa darum, weil er nicht klar darüber war, dass ihr Vorschützen des öffentlichen Wohles nur ihren persönlichen Hass verhüllen sollte; sondern entweder weil er ihres ungestümen Drängens überdrüssig war, oder weil es ihm darum zu thun war, gut mit den Ersten des Volks zu stehen, hielt er es für ratsam, seine eigene Ruhe oder die Gunst anderer auf Kosten eines berühmten Mannes zu erkaufen, der ihm jedenfalls ein Mann von dem Schlage des Elias oder Jeremias der alten Zeit oder Johannes des Täufers in neuerer Zeit zu sein schien, den er jedoch nicht für mehr als einen Menschen hielt. Denn hätte er klar erkannt, dass Jesus der Sohn Gottes war, so hätten wohl schwerlich irgendwelche Umtriebe vermocht, ihn zur Auslieferung Jesu Christi in die Wut seiner Feinde zu bewegen.

Da nun aber Jesus so mit Gutheissung der Obrigkeit gefangen genommen wurde, trieben es seine Feinde aus eigener Bosheit so weit, dass sie ihn durch ihre Helfershelfer mit aller nur möglichen Grausamkeit und Schmach behandeln liessen. Er wurde durch die Strassen und Hauptplätze der Stadt geschleppt unter dem Zusammenlauf eines Pöbels, der ihn in aller Weise beschimpfte, von einem Gerichtshause zum andern geführt, verspottet, geschmäht, bespeit, mit Fäusten geschlagen und endlich zu Pilatus gebracht. Und hier standen falsche Zeugen gegen ihn auf, während das aufgeregte Volk mit wütendem Geschrei seinen Tod verlangte, und das seinen Tod am Kreuze. Der Richter war gleichwohl unschlüssig, weil er von der Unschuld des Angeklagten überzeugt war, bis man ihm zu verstehen gab, dass er des Kaisers Freund nicht länger sein werde, wenn er einen Mann freilasse, der sich als König der Juden bezeichnet habe und eine Empörung veranlassen würde. Aus Furcht gab er dem Begehren der Ankläger nach, und nachdem er Jesum auf die unmenschlichste Weise am ganzen Körper, vom Kopf

bis zu den Füssen, hatte geisseln lassen, übergab er ihn, dem wütenden Geschrei der Juden willfahrend, dass er gekreuzigt würde.

Aber ehe sie ihn kreuzigten, verspotteten ihn die Leute der Pharisaeer, indem sie ihm ein königliches Gewand anlegten, eine Krone von Dornen auf sein Haupt setzten, ihm ein Rohr als Zepter in die Hand gaben, höhnisch die Kniee vor ihm beugten und ihn als König der Juden begrüssten. Dann spieen sie ihm ins Angesicht, gaben ihm zahlreiche Faustschläge auf seine Wangen, nahmen das Rohr aus seiner rechten Hand und schlugen damit sein dornengekröntes Haupt. Zuletzt hefteten sie ihn an ein Kreuz auf dem Kalvarienberge nahe bei der Stadt Jerusalem. So starb Jesus Christus am Kreuze, um die sündigen Menschen zu erlösen, so dass im Augenblicke seines Verscheidens am Kreuze seine allerheiligste Seele sich wirklich von seinem kostbaren Leibe trennte, während jedoch sowohl seine Seele als auch sein Leib trotz ihrer Trennung von einander mit der göttlichen Person vereinigt blieben. Und wie der Geist entfloh, ohne aufzuhören, mit der Gottheit geeint zu sein, so blieb auch der entseelte Leib, sowohl als er noch am Kreuze hing, als auch nachdem er im Grabe beigesetzt war, immer und überall mit der Gottheit aufs innigste verbunden, die niemals von demselben getrennt war.

Als Jesus Christus verschied, verfinsterte sich die Sonne und verlor ihr Licht, die ganze Erde erbebte bis in ihre Tiefen, die Felsen spalteten sich, und die Gräber der Toten thaten sich von selbst auf, und viele Leiber von Heiligen gingen daraus hervor, welche sich, wieder lebendig geworden, von vielen in der Stadt Jerusalem sehen liessen. Beim Anblick solcher Zeichen riefen die, welche beim Tode Jesu zugegen waren, nunmehr überzeugt: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!" Alles das soeben Erzählte ist enthalten in dem Bekenntnis des Apostels St. Jakobus, der den von den vorhergehenden Aposteln ausgesprochenen Worten diese anderen hinzufügte: „*Ich glaube an Jesus Christus, der gelitten hat unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben ist*".

Jesus Christus war Gott, da er die zweite Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit war, zugleich war er aber auch wahrer Mensch als der Sohn der Jungfrau Maria, der eine vernünftige Seele und einen menschlichen Leib besass. Insofern er Mensch war, ist er wirklich am Kreuze gestorben, nachdem er an dasselbe geheftet war. Der Tod ist ja in Wirklichkeit nichts anderes als die Trennung der Seele vom Leib, in dem und mit dem sie lebte. Und so trennte sich die heiligste Seele Jesu Christi von seinem Leibe, als er am Kreuze verschied.

Und dann stieg seine allerheiligste Seele, losgelöst von seinem Leibe und in ihrer Vereinigung mit der Gottheit des Sohnes Gottes verbleibend, wie sie es immer gewesen war, seit Gott der Herr sie erschaffen hat, hinab in die Vorhölle. Die Vorhölle ist ein unterirdischer Ort, an dem die Seelen der heiligen Väter, Propheten, Patriarchen und vieler anderer Gerechten aufbewahrt wurden, miteinander wartend auf die Ankunft des Sohnes Gottes, von dem, wie sie wussten, sie befreit und von diesem Aufenthaltsort in das Paradies eingeführt werden sollten. Denn seit Anfang der Welt haben immer gute Menschen auf Erden gelebt, die als Freunde Gottes und als offene Bekenner der erkannten Wahrheit auch unter Bösen ihren Glauben niemals verhehlten. Sie rügten die Sünder, indem sie strenge allen, die sich frevelnd gegen Gott, den Schöpfer aller Dinge, auflehnten, ihre Sünden verwiesen. Aber die Bosheit und Verkehrtheit dieser Menschen wollte sich das nicht gefallen lassen. Deshalb verfolgten sie, vom Teufel, ihrem Bundesgenossen, dessen Fahne sie folgten, angetrieben und unterstützt, die Guten, Gottes Freunde, mit allen möglichen Uebelthaten, warfen sie ins Gefängnis, schickten sie in die Verbannung und thaten ihnen Unbilden und Ungerechtigkeiten aller Art an.

Entsprechend dieser grossen Verschiedenheit zwischen dem Leben der Guten und der Bösen war nun auch das Los ihrer Seelen nach deren Trennung von ihren Leibern sehr verschieden. Alle Seelen nämlich, welche im Leben tugendhaft gewesen waren, begaben sich, sobald der Tod sie von den Banden des Leibes

befreit hatte, an den eben erwähnten Ort, welcher, wie bemerkt, Vorhölle genannt wird, und da er tief unter der Oberfläche mitten in der Erde liegt, auch Hölle oder Unterwelt heisst, jedoch nicht als wenn dort, wie das in der eigentlichen Hölle ist, ein Feuer brennte, sie zu quälen, oder eine andere Art von Qual wäre, den Seelen Leiden zu bereiten. Denn solche Strafen sind den Verdammten aufbewahrt, während die Seelen dieser Gerechten, wie es Seelen, die rein von Missethat und bei Gott in Gnaden waren, zukam, an ihrem Aufenthaltsorte in seligem Frieden ruhten.

Aber unter dieser Wohnung des Friedens liegt ein tieferer Ort, Fegfeuer genannt, weil er gleichsam ein Reinigungsplatz ist, um die Seelen zu läutern und schön zu machen, welche ihr sterbliches Leben zwar frei von schwerer Schuld in Gottes Gnade beschlossen haben, aber doch noch die geringeren Makel lässlicher Sünden an sich tragen oder noch nicht ganz der Schuld begangener Todsünden quitt sind, die sie zwar durch heilsame Busse teilweise, jedoch nicht so ganz und vollkommen getilgt haben, dass sie der göttlichen Gerechtigkeit vollständig Genugthuung leisteten. Hier blieben sie, um sich durch Ertragung fortgesetzter bitterer Strafen von den ihnen noch anklebenden Sündenmakeln zu reinigen, bis die gesamte noch erübrigende Schuld und Strafe völlig ausgeglichen und durch Leiden getilgt ist. Und wenn so ihre Seelen zu glänzender Reinheit geläutert sind, dann erst dürfen sie das Erbteil schauen und geniessen, dessen Besitz ihnen zur Strafe für ihre Sünde für eine bestimmte Zeit vorenthalten war, nun aber frei erschlossen ist.

Der letzte dieser unterirdischen Orte ist die eigentliche Hölle oder der Abgrund, der traurige Ort der schrecklichen, ewigen, unauslöschlichen Flammen und so unaussprechlicher und unerträglicher Qualen aller Art, dass, wenn die lebenden Menschen täglich nur eine kurze Stunde sich diese Qualen, so unvollkommen das bei der Finsternis unserer Vernunft im gegenwärtigen Leben möglich ist, vergegenwärtigen wollten, sie gewiss mehr davor zurückschrecken würden, in all die Sünden und Laster

zu fallen, wodurch sie unbedenklich, gleichsam spielend und in Leichtsinn, sich anheischig machen, diese fürchterlichen Qualen in alle Ewigkeit auszuhalten. Dort ist Lucifer, der Fürst der Geister, die sich gegen Gott auflehnten; dort sind alle Teufel, die sich zu ihm schlugen und mit ihm vom Himmel dahinab gestürzt wurden; dort sind auch alle Menschen, welche seit Anbeginn der Welt in Todsünden ihren Geist im Zustand der Ungnade Gottes aufgegeben haben. Diejenigen, welche einmal in diese Höllenflammen geworfen sind, leiden und stöhnen dort ewig ohne Hoffnung, immer gepeinigt von der Empfindung unermesslicher und zahlloser Qualen, mit dem Bewusstsein, dass ihnen für alle Ewigkeit von keiner Seite auch nur die geringste Linderung und Erleichterung oder der geringste Trost zu teil werden könne.

O meine Brüder, was für eine Thorheit ist es also von uns, so leichtsinnig, wie wir thun, ohne alle Furcht vor der Hölle dahinzuleben, während wir all die Zeit Brennstoff herbeischaffen für diese Flammen, die nicht verlöschen, indem wir unser Gewissen mit der Bürde immer ärgerer Sünden belasten. Ist das nicht ein deutliches Zeichen, dass unser Glaube, ich sage nicht, schwach, sondern ganz erstorben ist? Wir bekennen ihn zwar mit unseren Lippen, aber unsere Thaten und unser ganzes Leben legen ein anderes, richtigeres Zeugnis ab, das unsere Worte Lügen straft und verstummen macht. Denn sicherlich muss einer, der sich einen Christen nennt und dabei doch die Freiheit der Mohammedaner und Heiden im Sündigen in Anspruch nimmt, als Lügner und Betrüger gelten, wenn er sagt, er glaube an das ewige Feuer und die ewigen Strafen, welche denen aufbehalten sind, die Gottes Gesetz verletzen. Die Kirche, und zwar die auf Erden streitende der Gläubigen ebensowenig wie die im Himmel triumphierende der Heiligen, die mit Gott herrschen, betet niemals für die Toten, die in den Abgrund der Hölle gestossen sind; denn sie weiss, dass sie für immer vom Paradies ausgeschlossen und hoffnungslos und unwiderruflich verloren sind. Dagegen kommt die Kirche, sowohl auf Erden wie im

Himmel, durch mildreiche Fürbitten den Seelen zu Hilfe, welche in der Pein des Fegfeuers leiden, und ist desgleichen besorgt für die Seelen derer, die noch auf Erden leben; sie trachtet danach, ihnen Gnade von Gott zu erwirken, durch welche sie dem äussersten Unglück, in die ewigen Höllenflammen zu fallen, entrinnen können.

Als Jesus Christus am Freitag gestorben war, stieg seine heiligste, stets mit der Gottheit vereinigte Seele in die Vorhölle hinab und führte von dort alle Seelen heraus, die sie dort in Erwartung seiner Ankunft fand; und am dritten Tage, der der Sonntag war, stand er wieder auf von den Toten, indem er seine heiligste Seele wieder mit dem Körper vereinte, den sie bei seinem Verscheiden am Kreuze verlassen hatte. Und im Wiederbesitz seines Lebens und mit allen Eigenschaften seliger Unsterblichkeit erschien er dann zuerst seiner Mutter, der allerseligsten Jungfrau Maria, sodann seinen Aposteln und Jüngern und anderen Freunden und machte durch seine Erscheinungen, dass an die Stelle des tiefen Schmerzes, in den sie sein Tod versetzt hatte, eine unaussprechliche Freude trat. Er bot durch den Mund seiner Jünger seinen Feinden und denen, die ihn gekreuzigt hatten, Verzeihung an und gewährte sie thatsächlich allen, die diese Gnade anzunehmen willig waren. Und ihrer waren sehr viele, denn es geschah wundersamer Weise, dass viele von denen, die sich hartnäckig geweigert hatten, an Jesus Christus, als er lebte, selbst sein Evangelium verkündigte und seine Lehre durch auffallende Wunder bekräftigte, zu glauben, jetzt, da sie ihn nicht mehr sahen und hörten, auf das Zeugnis, welches seine Apostel von seiner Auferstehung ablegten, fest an ihn glaubten, alle ihre Hoffnung auf ihn setzten und sich offen zu seiner Religion und zu seiner Verehrung als zur Religion und Verehrung Gottes und des Erlösers der Menschen bekannten. Das sind die Wahrheiten, die St. Thomas bekräftigt hat mit diesen Worten: „*Ich glaube an Jesus Christus, der abgestiegen ist zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten.*“

Nach seiner Auferstehung von den Toten verweilte Jesus vierzig Tage auf Erden, aus zwei Gründen, soweit wir sehen können. Erstens, um seine Jünger ganz von seiner Auferstehung zu überzeugen, und zweitens, um sie zu belehren, was sie zu thun hätten. Sie waren durch das ganz unvorhergesehene Ereignis seines Todes so verwirrt, sie waren dadurch so ganz in tiefstes Leid versunken nach diesem schmerzlichen Ereignis, dass es ihnen schwer wurde, an seine Auferstehung zu glauben. Es war nicht genug, dass er sich ihnen ein-oder zweimal zeigte. Es brauchte Zeit, und es bedurfte eines wiederholten Zusammenseins mit ihm, um ihnen so offenkundig als möglich zu beweisen, dass er wirklich ins Leben zurückgekehrt war. Darum verschob der Herr, der sie in seiner wunderbaren Barmherzigkeit durch Sanftmut überzeugen und sich herablassend der menschlichen Schwäche anbequemen wollte, seinen triumphierenden Einzug in den Himmel vierzig Tage und belehrte in dieser Zwischenzeit seine Jünger durch wiederholte Unterredungen über das, was sie glauben, was sie thun, was sie alle Völker lehren, und was sie den gläubig Gewordenen zu beobachten vorschreiben sollten, auf dass sie und alle, die in der Folge ihrer Predigt glauben würden, in den Himmel kommen und ihm zu ihrer Zeit dahin folgen könnten, wohin er vor ihnen gehen sollte.

Als er beides erreicht, was er sich vorgesetzt, aus den Herzen seiner Jünger jeden Zweifel mit Bezug auf den Tod und die Auferstehung des wahren Sohnes Gottes und Erlösers der Menschen hinweggeräumt und sie hinreichend über alles, was das Reich Gottes anlangt, d. h. über die Gründung der Kirche, die Lehre, die darin verkündigt werden sollte, die Sakramente und alle Punkte der christlichen Kirchenzucht, welche sie in der ganzen Welt einführen sollten, unterrichtet hatte, hatte er keinen Grund mehr, auf Erden zu verweilen. Er ging deshalb mit seiner jungfräulichen Mutter Maria, mit seinen Aposteln und vielen andern auf den Oelberg und fuhr vor aller Augen in den Himmel auf, begleitet von den aus der Vorhölle befreiten Vätern. Da eröffneten sich weit die hohen Himmelsthore, und alle

Engel kamen hervor, dem Herrn in seinem Triumph entgegen, und geleiteten ihn in glorreichem Zuge zu dem Throne, der ihm zur Rechten seines Vaters bereitet war. So kehrte er an den Ort zurück, von dem er herniedergestiegen war, um im heiligen Schosse seiner jungfräulichen Mutter unser Fleisch anzunehmen. Dort sitzt er jetzt, als Fürsprecher beim Vater für uns eintretend, um dessen gerechten Zorn zu besänftigen, und uns seinen Beistand sendend, mit dessen Hilfe wir in den Stand gesetzt werden, der Gefahr der ewigen Verdammnis zu entgehen. Und dies ist der Sinn des Glaubensartikels, der dem heiligen Jakobus dem Jüngeren zugeschrieben wird: „*Ich glaube an Jesus Christus, der aufgefahren ist gen Himmel und sitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters.*“

Wie aber diese Welt einen Anfang gehabt hat, so muss sie auch ein Ende haben. Und damit dies ihr Ende sei, wie es die Gerechtigkeit erfordert, und voll der Vorsehung ihres göttlichen Erschaffers entspreche, so soll das menschliche Gemeinschaftsleben und die Aufeinanderfolge der sich allenthalben auf Erden fortpflanzenden Menschengeschlechter nicht eher aufhören, als bis ein gerechtes Gericht über alle Gedanken, Worte und Werke der Menschen gehalten und einem jeden geschehen ist, je nachdem er es verdient hat. Jesus Christus wird als höchster Richter vom Himmel herniedersteigen, um über alle Menschen dieses Urteil zu sprechen; und dass dies gewisslich geschehen wird, ist schon bei seiner Auffahrt in den Himmel vorherverkündet worden. Er wird sein Gericht eröffnen, in dem alle Menschen, welche jemals allenthalben auf Erden gelebt haben, vor dem unerbittlichen Richterstuhl des allmächtigen und allwissenden Richters, vor dem nichts verborgen ist, erscheinen müssen und auf die Fragen zu antworten haben werden, ob sie an die Lehren geglaubt, welche die Kirche ihnen zu glauben vorgestellt, und ob sie die Gebote beobachtet haben. Diejenigen, welche dies gethan haben, werden in die Herrlichkeit des Himmels eingehen; diejenigen welche sich zu glauben geweigert haben wie Mohammedaner, Juden und Heiden, werden zum ewigen

Feuer verdammt werden, aus dem es keine Errettung gibt; und ebenso werden diejenigen, welche, wie die schlechten Christen, den Glauben zwar bekannt, aber die zehn Gebote nicht gehalten haben, durch den unwiderruflichen Urteilsspruch Jesu Christi zu den Flammen verdammt werden, welche nie verlöschen.

Bevor dies geschieht, müssen alle Menschen, welche beim Herannahen des Weltendes noch am Leben sind, sterben. Denn der Tod ist eine Schuld, die jeder Mensch der Natur zahlen muss. Jeder wird unter der Bedingung geboren, dass er einmal aufhört zu leben; und da nicht einmal Jesus Christus, der Sohn Gottes, selbst von diesem Gesetze befreit wurde, so wäre es eitel und vermessen, wenn jemand sonst diese Hoffnung für sich hegen wollte. Uebrigens starb Jesus Christus nicht seinetwegen, sondern um unserer Sünden willen, und erstand bald durch seine eigene Kraft, um durch seine Auferstehung die Hoffnung unserer künftigen Auferstehung zu begründen und durch sein eigenes Beispiel die bittere Notwendigkeit des Todes guten und frommen Menschen erträglicher zu machen. Wenn demnach beim Herannahen des Weltendes noch Heilige und Vollkommene auf Erden gefunden werden sollten, so dürfen wir nicht glauben, dass diese, ohne den Tod zu schmecken, in die erwartete und verdiente Seligkeit eingehen werden; auch sie müssen zuvor den Tod kosten und werden dann mit den übrigen zu neuem Leben erweckt, wobei ein jeder denselben Leib wieder annimmt, den er früher hatte, nur in verschönter und durch die Seligkeit verklärter Gestalt, um in die verheissene ewige Freude einzugehen.

Wenn Jesus Christus also zur Abhaltung des jüngsten Gerichts vom Himmel herabsteigen wird, werden alle Menschen vom ersten bis zum letzten, nachdem sie zuvor gestorben, wieder auferstehen und, Gute wie Böse, von ihm gerichtet werden. Aber das in alle Ewigkeit unabänderliche Urteil wird ein unendlich verschiedenes sein: die Guten werden eingehen zur ewigen Freude, die Bösen aber werden in einen ewigen Tod und in ewige Pein gestürzt. Diese Wahrheit bekannte der heilige Philippus in diesen Worten: „*Ich glaube an Jesus Christus, der*

vom Himmel wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten."

Wenn wir Christen uns mit dem Kreuzzeichen bezeichnen, bekennen wir unseren aufrichtigen Glauben an die allerheiligste Dreifaltigkeit. Dieses Geheimnis ist das folgende: Wir glauben und verehren einen einigen Gott in drei Personen. Die erste Person ist Gott der Vater, der weder gemacht, noch erschaffen, noch erzeugt ist. Die zweite Person ist Gott der Sohn, der von Gott dem Vater erzeugt, nicht gemacht, und nicht erschaffen ist. Die dritte Person ist Gott der heilige Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht, jedoch weder geschaffen, noch erzeugt ist. Dies deuten wir an, so oft wir uns mittelst Bewegung der Hand mit dem Kreuze bezeichnen. Indem wir nämlich die rechte Hand zur Stirn führen, wobei wir die Worte sprechen: *im Namen des Vaters*, bezeugen wir, dass Gott der Vater nicht gemacht, und nicht erzeugt ist, indem wir sie dann zur Brust hinabführen unter den Worten: *und des Sohnes*, bekennen wir, dass der Sohn Gottes von Gott dem Vater erzeugt, nicht gemacht, und nicht erschaffen ist. Sodann bewegen wir die Hand zur linken Schulter unter den Worten: *und des heiligen*, und von da zur rechten Schulter unter dem Worte: *Geistes*, wobei wir bekennen, dass der heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe.

Dies ist der Glaube, den jeder gute Christ festhalten und sonder Furcht und Scheu bekennen muss, indem er an den heiligen Geist, der von gleicher Wesenheit ist mit dem Vater und dem Sohne und von beiden ausgeht, glaubt, ihn anbetet und verherrlicht, den heiligen Geist, welcher durch seine heiligen Einsprechungen uns vor Sünden warnt und unsern Willen zur Haltung der zehn Gebote des göttlichen Gesetzes und der Gebote unserer heiligen Mutter, der katholischen Kirche bewegt und uns anregt, leibliche und geistliche Werke der Barmherzigkeit zu verrichten. Diesen Glaubenssatz von der Gottheit des heiligen Geistes bekannte St. Bartholomaeus in diesen Worten: „*Ich glaube an den heiligen Geist.*"

Wir alle, die wir die christliche Religion angenommen haben, haben den Entschluss gefasst, die Pflichten zu erfüllen und ihren Glauben zu bewahren, und wir sollten nicht nur, ohne zu zweifeln, als zum Heil notwendig alles glauben, was die Apostel, Jünger, Märtyrer und Heiligen von dem Gottmenschen, unserm Herrn Jesus Christus, geglaubt haben; sondern zugleich sind wir auch mit derselben Notwendigkeit alle verbunden, unzweifelhaft zu glauben, dass er auf Erden die katholische Kirche gestiftet hat, deren Vorsteher vom heiligen Geiste geleitet werden. Darum dürfen wir in keiner Weise daran zweifeln, dass recht und wahr ist, was sie zu halten lehren und zu glauben vorstellen. Denn in allen ihren mit allgemeiner Uebereinstimmung gefassten, sich auf das, was von allen zu thun oder zu lassen ist, beziehenden Beschlüssen, z. B. wenn sie nach reiflicher Ueberlegung etwas über alte Glaubenssätze oder über Streitigkeiten in Sachen dieser Glaubenssätze, wie sie von Zeit zu Zeit entstehen, bestimmen, haben sie die Verheissung des Beistandes des heiligen Geistes, der sie nicht irren lässt. Daher müssen wir die heiligen Kanones der Väter, die Beschlüsse der Konzilien, die allgemeinen Erlasse der Päpste, welche von den Kardinälen, Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen und den übrigen Prälaten der Kirche uns vorgelegt werden, mit tiefer Verehrung, festem Glauben und willigem Gehorsam annehmen, und müssen fest überzeugt sein, dass dieselben in der Autorität und Weisheit unseres Herrn Jesus Christus vorgeschrieben und gelehrt werden, der fortfährt, die Kirche zu regieren und durch die Diener, welche er als seine Stellvertreter gesetzt hat, zu ihrem bestimmten Ziele der ewigen Seligkeit zu führen. Das ist es, was uns der heilige Apostel und Evangelist St. Matthaeus empfehlen wollte, als er sprach: „*Ich glaube an eine heilige, katholische Kirche*."

Ein anderes, das wir fest für wahr halten, wenn wir nicht fälschlich den Namen Christen tragen, ist dies, dass die unermesslichen Verdienste, welche Jesus Christus in seinem Leben hier auf Erden durch sein Wirken und Leiden und durch seinen Gehorsam gegen seinen Vater zum Heil der Menschen auf-

gehäuft hat, allen wahren Christen, welche im Stande der Gnade sind, mitgeteilt werden und auf geheimnisvolle Weise zu gute kommen. Wie nämlich im natürlichen Körper die Glieder einander mitteilen, was ein jedes Gutes hat, indem vorzüglich vom Haupte die Lebenskraft in alle Glieder überströmt: so empfangen auch in einem mystischen Leibe, wie die Kirche, deren Haupt Jesus Christus ist, einer ist, alle die einzelnen Glieder, d. h. alle Gläubigen insgesamt eine geheimnisvolle Lebenskraft, durch die sie blühen und wachsen, von Jesus Christus, Gottes eingeborenem Sohn, mit dem als mit ihrem Haupte sie verbunden sind. Diese geistliche Nahrung und himmlische Speise kommt ihnen vornehmlich durch den Kanal der sieben Sakramente von ihm zu. Diese sind die Taufe, die Firmung, gewöhnlich heilige Salbung genannt, die Eucharistie, die Busse, die letzte Oelung, die Priesterweihe und die Ehe. Diejenigen, welche diese heiligen Geheimnisse mit der rechten, geziemenden Verfassung empfangen, empfangen die Mitteilung oder Vermehrung der heiligmachenden Gnade,—eine belebende Kraft der Seele, welche Gott den Menschen, die an sich einer solchen Wohlthat unwürdig sind, in Ansehung der von Jesus Christus während seines Erdenlebens vollbrachten heiligen Werke mitteilt. Denn da Jesus Christus im Gehorsam gegen seinen Vater so viele Leiden erduldet, so viele Unbilden und Schmach aus eigenem freien Willen ertragen, die bittersten Qualen und den Tod am Kreuze erlitten hat, so hat er damit jeden, auch den grössten Lohn verdient. Da er indessen alle Seligkeit in sich selbst hat, so bedarf er keines Lohnes und überträgt sein Anrecht auf solchen Lohn auf uns und lässt den Nutzen, welchen wir daraus ziehen, als ihm selbst zugeflossen gelten. Somit ist die Gnade, welche uns erteilt wird, die Frucht der Verdienste Jesu Christi und ist gleichsam eine Wirkung, die sich vom Haupte über die Glieder erstreckt.

Und wie so im natürlichen Körper es nicht das Haupt allein ist, das den ihm untergeordneten Gliedern Nahrung, Kraft und Leben spendet, sondern auch die Glieder selbst durch geheimnisvolle Wirkungen diesen Dienst einander leisten, so werden

wir zwar vorzugsweise, doch nicht ausschliesslich durch die Teilnahme an den Schätzen, welche Jesus Christus durch seine Verdienste, durch seinen heiligen Wandel und durch sein geduldiges Leiden auf Erden erworben hat, bereichert. Es war nämlich der Wille Jesu Christi, dass auch aus dem Gnadenschatze, welchen seine Diener, unsere Brüder, bei ihm durch ihre Tugendwerke und ihre schmerzvollen Prüfungen erworben haben, uns etwas zufliesse. So wenn sie beten, wird uns Gnade zu teil, wenn sie für uns leiden oder ihre früheren Leiden für uns darbieten, wird uns die Strafe nachgelassen, die wir der göttlichen Gerechtigkeit schulden. Endlich, alle ihre guten Werke, von welcher Art sie auch sein mögen, kommen uns, solange wir im Stande der göttlichen Gnade und Glieder am Leibe der einen Kirche bleiben, auf verschiedene Weise zu nutze, indem ihr Ueberschuss denen mitgeteilt wird, die mit ihnen verbunden sind, und sie mit heilsamer Kraft überströmt.

Wir erkennen und bekennen auch, dass Gott der Herr Gewalt und Recht hat, die Sünden nachzulassen, d. h. die Schuld und Strafe unserer sündigen Handlungen zu tilgen, durch welche wir, die verliehene Freiheit des Willens missbrauchend, uns von Gott trennen und gegen ihn auflehnen und darum verdientermassen aus seiner Gnade fallen, zu der er uns in seiner Erbarmung aufgenommen hatte. Wir glauben und bekennen ferner, dass diese nämliche Gewalt von Jesus Christus unserm Herrn den Priestern der katholischen Kirche verliehen worden ist, und dass sie in Kraft dieser Mitteilung nun die Vollmacht haben, alle von ihren Sünden loszusprechen, welche sie genügend vorbereitet finden, um vor Gott rechtmässig von den Banden der Sünden gelöst zu werden.

Deshalb nun müssen diejenigen, welche sich bewusst sind, Gott durch Sünden beleidigt zu haben, sich ernstlich bemühen, die gebührende Reue für ihre Verfehlungen an den Tag zu legen und sich so in den Stand zu setzen, Verzeihung derselben zu erlangen und das Heil ihre Seele zu sichern. Der Ort, wo ihre Sache entschieden wird, ist der heilige Richterstuhl der

Busse, dem sich die Sünder nahen, und der Priester ist der Richter, der entscheidet, ob sie der Gnade der Absolution würdig sind oder nicht. Der Ankläger aber ist in diesem Gerichte eins mit dem Angeklagten. Der Priester als Richter stellt die Untersuchung an, indem er alles, wie sein erhabenes Amt es erheischt, gewissenhaft erwägt. Der Sünder muss ein vollkommenes Bekenntnis aller seiner Todsünden ablegen, es sei denn dass, wie etwa in Fällen äusserster Gefahr, keine Zeit dazu vorhanden wäre. Wenn der Priester alle Sünden hinreichend erforscht hat und die Worte der Absolution über den Sünder ausspricht, so ergiesst sich Gottes Gnade wieder frisch in die Seele des Beichtenden, wodurch die Sünden getilgt werden, durch die sie vorher veranstaltet war, und zugleich erlangt er Nachlass der ewigen Strafe, die er sich durch diese Sünden zugezogen hatte. Diese beiden Artikel der katholischen Lehre sind enthalten in diesen Worten des heiligen Simon: „*Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, Nachlass der Sünden.*"

Weil es aber ein Unrecht gegen Gottes unendliche Güte und Gerechtigkeit wäre, wenn wir nicht den festen Glauben hätten, dass Gott nie unterlassen wird, diejenigen reichlich zu belohnen, die ihm durch gewissenhafte Befolgung seines heiligen Gesetzes treu dienen, hingegen verdiente Strafe zu verhängen über die unseligen Verächter seines Namens und die widerspenstigen Uebertreter seiner Gebote, so glauben wir fest an eine dereinstige Auferstehung des Fleisches, d. h. dass alle Menschen ohne Ausnahme, die vor uns gelebt haben in vergangenen Zeiten, die jetzt leben, und die nach uns leben werden, wieder lebendig werden und am Ende der Welt dieselben Leiber wieder annehmen werden, die sie bei ihrem Tode hatten, und dass sie in denselben ewig leben werden, entweder in Peinen oder in Herrlichkeit. Denn es ist klärlich eine Notwendigkeit, dass Gott der Herr nach seiner vollkommenen und unverbrüchlichen Gerechtigkeit die Leiber der Heiligen, die während ihres Lebens ihre Sinnen und Glieder beständigen Arbeiten unterwarfen und, um nicht von Gottes Liebe getrennt zu werden,

selbst viele Unbilden und Misshandlungen ihrer Verfolger ertrugen, welche mit jeglicher Gewalt und roher Grausamkeit sie zwingen wollten, Gott zu beleidigen, mit ewigen Freuden segne. Denn wenn gleich ihre Tugendhaftigkeit und Mannhaftigkeit vorzüglich das Verdienst der Seele ist, die treu in der Pflicht verharrte, so verdient doch auch der Leib ebensowohl wie die Seele seinen Anteil an der Ruhe, Freude und Herrlichkeit der Seele, weil er um viele Güter kam, die ihm zugekommen wären, gepeinigt, gefoltert und oft grausam zerfleischt wurde.

Andererseits ist es ebenso billig, dass die Leiber der Gottlosen mit gestraft werden, welche sich in ihrem Leben unbekümmert um das göttliche Gesetz jeder Schlechtigkeit in zügellosester Weise ergaben und ihren Leidenschaften der Unmässigkeit und Unkeuschheit unter Verachtung der göttlichen Gebote die Zügel schiessen liessen. Es entspricht der göttlichen Gerechtigkeit, dass sie wider ihren Willen für immer das unauslöschliche Feuer zu tragen und so für die Freuden zu büssen haben, die sie ihren unerlaubten Lüsten nachgebend genossen haben, damit sie, wennschon zu spät, einsehen, was für ein Uebel es ist, wenn eine elende, unnütze Kreatur sich herausnimmt, Gott zu verachten und die höchste Majestät, über alles anbetungswürdig, herauszufordern. Deshalb werden, wie bemerkt, alle Menschen, gute und böse, an diesem Tage des letzten Gerichtes wieder auferstehen, und ihre Seelen werden wiederum dieselben Leiber annehmen, welche sie bei der Geburt empfingen and bis zu ihrem Tode belebten. Sie werden hinfort in Ewigkeit unlöslich mit ihnen verbunden sein und, je nachdem es ein jeder in seinem Leben verdient hat, mit ihnen entweder in den Himmel eingehen, um mit Christus in der Glorie des Paradieses zu herrschen, oder in die Hölle, um mit dem Teufel ohne Ende zu heulen und zu wehklagen. Dies ist es, was der heilige Thaddaeus bekannte, als er sprach: „*Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches.*"

Da aber unsere nach dem Bilde und Gleichnisse des allmächtigen Gottes geschaffene Seele, weil geistiger Natur, mit

Fähigkeiten ausgestattet ist, welche die göttlichen Vollkommenheiten abbilden, nämlich mit Willen, Verstand und Gedächtnis, und da sie von ihrer Erschaffung an durch ein von ihrem Schöpfer in sie gelegtes Verlangen getrieben ist, sich mit ihm, dessen Abbild sie ist, zu vereinigen, so kann man nicht glauben, dass ein so edles Geschöpf Gottes diesen immer lebendigen Instinkt und dieses Sehnen von seinem Schöpfer ohne Zweck erhalten hat. Vielmehr ist es unbezweifelt für wahr zu halten, wie alle Christen davon überzeugt sind, die Seele des Menschen werde mit Gottes Beistand, falls sie nicht selbst es verhindert, die Befriedigung ihres Verlangens erfahren und zum Besitz des höchsten Gutes gelangen, welches wir das ewige Leben nennen; und noch vor der Auferstehung des Leibes gelangen die in der Gnade Gottes abgeschiedenen und von allen Makeln der Sünde vollkommen gereinigten Seelen zum ewigen Leben, indem sie im Augenblick des Hinscheidens zum seligen Schauen Gottes zugelassen werden.

Nachmals aber werden diese Seelen, wenn sie ihre Leiber wieder angenommen und mit sich vereinigt haben, in einem weit besseren und vollkommeneren Zustande diese Seligkeit ohne Unterbrechung geniessen in alle Ewigkeit. Die ganze unermessliche Ewigkeit hindurch werden die Seelen der Heiligen mit Gott im Himmel, zusammen mit den Chören zahlloser seliger Engel und den frohlockenden und triumphierenden Scharen menschlicher Heiligen, die traute und beseligende Gegenwart Gottes, des Schöpfers und Herrn Aller, geniessen, der jeden einzelnen von ihnen mit der Fülle der himmlischen Güter überhäufen wird. Die Herrlichkeit dieser Gnaden ist so hoch, dass wir in diesem irdischen Leben bei aller Anstrengung unserer Einbildungskraft und unseres Verstandes uns niemals ein Bild oder eine Vorstellung davon machen können, die auch nur entfernt an die Wirklichkeit hinanreichte. So all unser Vermögen weit übersteigend ist die göttliche Herrlichkeit Gottes, wenn sie ihr ganzes Selbst ausschüttet über die Heiligen, die er liebt, und dennoch ist das wenige, das wir gleichsam von dieser

unaussprechlichen Glückseligkeit stammeln können, hinreichend, uns zu zeigen, wie sehr wir nach ihr uns sehnen müssen.

Dort leben dann die Heiligen glücklich und ruhig in herrlichem Frieden, keine Klage vernehmend und keine erhebend, von allen geliebt und geehrt und sich alle untereinander mit gegenseitiger Liebe und Verehrung umfassend; an allem haben sie Ueberfluss, nicht nur am Notwendigen, sondern an allem, das sie nur zu vollkommener Glückseligkeit und Herrlichkeit wünschen können. Sie fühlen kein Uebel, keines kann sie treffen, vor keinem haben sie zu bangen; vielmehr so gross und übervoll ist ihr seliger Reichtum an Gütern aller Art, dass er alle ihre Wünsche übersteigt und für die ganze Ewigkeit ausreicht. Und alle diese Seligkeit ist ihnen so gewiss und so sicher verbürgt, dass sie keine Furcht oder Besorgnis zu hegen haben, sie könnte ihnen jemals genommen oder auch nur vermindert werden.

Dies ist es, was der heilige Matthaeus meinte, da er sprach „*Ich glaube an ein ewiges Leben.*“

II.

Auszüge aus dem Berichte des Schiffskapitäns Georg Alvarez über Japan. [1]

Der Bericht beginnt mit einer Aufzählung der Haupthäfen von Japan und gibt dann eine kurze Beschreibung des Landes. Er schildert es als schön und fruchtbar und reich an Gewächsen aller Art, die zum grössten Teil dieselben sind wie in Portugal. Die Eingeborenen thun jährlich drei Ernten ein. Für alle landwirtschaftlichen Zwecke gebrauchen sie Pferde, da Ochsen selten anzutreffen sind, wie es überhaupt nicht viele Haustiere gibt. [2] Dagegen ist viel Wild vorhanden und als Nahrungsmittel sehr begehrt. Das gewöhnliche Volk fängt seine Beute mit Netzen; die oberen Klassen bedienen sich der Falken, die Vornehmsten dürfen Adler gebrauchen. Hochwild wird stets mit Pfeilen geschossen, Fische aller Art kommen in Menge vor sowohl in der See wie in den Flüssen. [3]

---

1. Siehe Kapitel VII, S. 95 f. Ich gebe diesen Bericht, der vieles enthält, was auch in dem folgenden, von Anjiro herstammenden steht, nur im Auszug, und zwar nach der englischen Uebersetzung von COLERIDGE (*The Life and Letters of St. Francis Xavier*. 2d ed. Vol. II, pp. 216 ff.) wieder. Einer Korrektur bedarf die Angabe von Coleridge, dass er mit dem nach Anjiros Informationen abgefassten gleichzeitig sei, also vom Anfang Januar 1549 stamme. Xavier hat ihn, wie oben (Kap. VII.) gezeigt ist, schon ein ganzes Jahr vorher in Abschrift nach Europa gesandt. So ist er vielleicht der erste Bericht, der Europa eine genauere Kenntnis Japans vermittelte, und eben dies gibt ihm besonderes Interesse.

2. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse Japans hat am gründlichsten der deutsche Gelehrte Prof. Dr. M. FESCA dargestellt in seinem, gleichzeitig in japanischer Ausgabe erchienenen umfangreichen Werke „*Beiträge zur Kenntniss der japanischen Landwirthschaft*“, herausgegeben von der kaiserlich geologischen Reichsanstalt. Berlin, I. Allgemeiner Theil, 1890. II. Specieller Theil, 1893.

3. Beides, Jagdsport wie Fischfang, bekunden, dass das buddhistische Gebot, kein lebendes Wesen zu töten, nie strikt befolgt wurde, wie sich denn selbst die Mönche vielfach über das Verbot des Fleischgenusses hinwegsetzten.

An verschiedenen Plätzen gibt es heisse Quellen. Ein Fluss ist dadurch merkwürdig, dass er an seiner Quelle sehr kalt ist und in seinem Unterlaufe ebenso heiss wird; er bricht sich den Weg durch ein Schlammbett zur See. In diesem Schlamm graben die ärmeren Einwohner Löcher aus, die sich mit warmem Wasser füllen; in diesen baden sie sich bei Sonnenaufgang. 4) Die Weiber haben die Gewohnheit, ihren Kopf dreimal unter das Wasser zu tauchen. Etwas von diesem nehmen sie in Holzgefässen mit sich, um es auf dem Heimwege mit ihren Fingern durch die Strassen und auf den Flur ihrer Häuser zu sprengen, wobei sie gewisse Worte sprechen, „die ich", sagt Alvarez, „nicht verstehen konnte, obwohl es mir gewiss scheint, dass dieselben eher eine fromme Uebung als ein blosser gewöhnlicher Brauch waren, da dies nicht alle Weiber thaten."

Japan wird oft von Erdbeben heimgesucht. Es ist von zahlreichen vulkanischen Eilanden von verschiedenem Umfang umgeben, die das ganze Jahr hindurch rauchen und nicht selten Feuer speien. 5) Orkane sind etwas Gewöhnliches zur Zeit des Vollmonds; aber im Monat September kommt immer ein Orkan von grösserer Heftigkeit und längerer Dauer als die übrigen. Indessen zeigen diese Stürme ihr Nahen an, indem ihnen regelmässig ein feiner Regen vorangeht, so dass die Eingeborenen

4. Japan ist bei seinem zum grossen Teile vulkanischen Terrain wie kaum ein Land der Erde reich an warmen Wassern, besonders Schwefelthermen, deren Quellentemperatur oft bis zu 100°C beträgt; zum Baden sucht sich der Japaner gewöhnlich die Stellen aus, an denen sich die Temperatur des Wassers im Weiterlaufe auf 40–50°C reduziert hat. Der Fluss, von dem Alvarez erzählt, muss irgend ein nicht näher zu bezeichnender in Kyūshū sein, dem sich während des Laufes eine heisse Quelle mitteilt.

5. Japan ist das Land der Vulkane auch heute noch. Neben mindestens hundert sogenannten erloschenen Vulkanen gibt es im japanischen Reich immer noch eine Anzahl, in deren Schlünden es wie gewaltiges Meeresbrausen rollt und zischt, aus denen beständig glühende Dämpfe aufsteigen, den Schiffen ein Wahrzeichen in dunkler Nacht, und die von Zeit zu Zeit ihre verderblichen Lavaergüsse oder Aschenregen aussenden. (Rein, Bd. I, S. 46) Damit hängt die Häufigkeit der oft ausserordentlich heftigen Erdbeben zusammen. Siehe die bezüglichen Aufsätze in den Transact. of the As. Soc. of Japan und in den Mitth. der D. G. f. N. u. V. O.

in der Lage sind, Massregeln für ihre persönliche Sicherheit zu treffen. 6) Die Häuser sind niedrig und der Sicherheit wegen stark gebaut, mit Strohdächern, die mittelst grosser Steine festgehalten werden. Sie sind in Zimmer und Vorzimmer abgeteilt. Schlösser und Riegel scheint man nicht zu kennem. Jedes Haus ist von einem umzäunten Stück Land umgeben, das als Küchengarten dient; und jedes Haus ist mit seinem besonderen Brunnen versehen, desgleichen mit einem Backofen, einem Webstuhl, einer Holzmühle zum Reisschroten und einer Steinmühle zum Getreidemahlen.7) Der Geflügelstand ist in jeder Familie auf einen einzigen Hahn und eine Henne beschränkt.

Die Eingebornen sind zum grössten Teil von mittlerer Grösse, kräftig, wohl gebaut und von heller Hautfarbe. Die Adeligen tragen ihre Bärte kurz geschoren wie die Mohren; die aus niedrigen Ständen tragen sie lang. Es scheint, dass Alle Wangen und Scheitel rasieren und die Haare des Hinterkopfes lang lassen. Sie haben den Kopf beständig unbedeckt, nur die alten Männer tragen bei kaltem Wetter eine seidene Kappe. Die Männer tragen ein leinenes Untergewand, das bis zu den Knieen reicht, mit Aermeln bis zu den Ellenbogen; der Unterarm ist immer bloss. Ueber diesem Hemd wird eine Art Jacke von ungebleichtem Leinen getragen, welche mit Stickereien in weisser, grauer, schwarzer und blauer Farbe verziert ist. Dazu kommen weite, an den Seiten aufgeschlitzte Hosen, welche über den Hüften durch einen ledernen Gürtel festgehalten werden; bei schmutzigem Wetter wird der Anzug vervollständigt durch eine Art von Halbschuhen zum Schutz der Füsse.

6. Die Orkane, deren hier gedacht ist, sind die in Ostasien zu Land wie zur See gefürchteten *Taifune* (nicht gebildet von dem griechischen Wort τυφων, wie man vielfach annimmt, und wie z. B. Himly in einem Aufsatz in den Mitth. d. D. G. f. N. u. V. O. Bd. I, Heft VIII, zu beweisen suchte, sondern von dem chinesischen Worte *tai-fêng*, welches in Formosa, nicht von den Chinesen selbst, zur Bezeichnung der Zyklone gebraucht wird). Sie stellen sich meist im September, oft auch schon im Juli und August ein.

7. Die Beschreibung der Häuser stimmt noch heute für das Land und zum grossen Teil auch für die Städte, wo nur an Stelle der Strohbedachung meist Ziegel getreten sind.

„Dieses Volk", fährt der Schreiber fort, „ist sehr stolz und leicht beleidigt. Alles, Alt und Jung, trägt Schwerter und andere Waffen,[8] was ihnen vom achten Jahre an gestattet wird. Sie sind fast alle geschickt im Gebrauche der Pfeile und tragen grosse Bogen. Zum Schutze des Leibes bedienen sie sich enganliegender, bemalter Panzerhemden von Eisen. Sie sind nicht habsüchtig, sondern im Gegenteil freigebig und gastfreundlich gegen Fremde, mit denen sie gern Freundschaft zu schliessen scheinen, und von denen sie Nachrichten über andere Länder zu erhalten suchen. Doch sind sie zu letzterem nur in beschränktem Masse im stande, da sie nicht die rechten Fragen zu stellen verstehen. Sehr ist es ihnen darum zu thun, dass ihre Gastfreundschaft erwiedert werde; diejenigen, die an Bord unserer Schiffe kamen, suchten ihre Neugierde auf alle Weise zu befriedigen. Diebstahl ist bei ihnen besonders verabscheut; auch die geringste Unredlichkeit wird mit dem Tode bestraft. Wenn sie von einem Diebe hören, der frei umhergeht, so stürzen die Anführer fort, ihn einzufangen, und es gilt als eine grosse Ehre, der erste zu sein, der ihn entdeckt und tötet."

Es folgen im Berichte einige Mitteilungen über die Nahrung der Einwohner und über die Art, wie sie dieselbe zu sich nehmen. Sie essen dreimal in Tage und immer sehr spärlich, indem sie nur sehr wenig Fleisch zu sich nehmen und niemals das Fleisch eines Haustieres. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus verschiedenen Getreidearten, wie Reis, Hirse u. dgl.; sie backen, wenn überhaupt, nur selten Brot. Ein aus Reis bereiteter Wein ist das allgemeine Getränke; aber Trunkenheit ist offenbar unbekannt, denn sobald einer merkt, dass er sich nicht mehr ganz in der Herrschaft hat, stellt er das Trinken ein und legt sich schlafen. Die Japaner speisen, indem sie mit kreuzweise unterschlagenen Beinen auf dem Boden sitzen wie die Mohren, und bedienen sich wie die Chinesen kleiner Stäbchen. Sie essen aus irdenen Näpfen, welche aussen schwarz, innen rot

8. In Wirklichkeit war das Tragen von Waffen ein Privileg der Samuraiklasse.

bemalt sind. Kaltes Wasser wird niemals getrunken, weder im Sommer noch im Winter. Es gibt in Japan viele Gasthäuser, wo Reisende Erfrischungen haben und, falls sie dies wollen, auch übernachten können.

Niemand kann mehr als ein Weib haben;[9] die Weiber werden von ihren Eltern verheiratet, und es erregt grossen Verdruss, wenn eine Partie nicht die Zustimmung derjenigen hat, die sie zu erteilen haben. Wenn ein Weib sich träge oder untreu beweist, so kann ihr Mann sie in ihr elterliches Haus zurückschicken, sofern sie ihm noch keine Kinder geboren hat; hat sie dagegen bereits Kinder, so kann er sie ohne weiteres wegen eines dieser Fehler töten, ohne straffällig dadurch zu werden. Die Folge von solch scharfen Bestimmungen ist, dass die Frauen eifersüchtig darauf bedacht sind, die Ehre ihrer Männer zu wahren, und gerne ruhig leben und für ihr Heim sorgen. Gefängnisse gibt es nicht, da man von jedem erwartet, dass er Justiz in seinem eigenen Hause übt. Die Reichen und Vornehmen dürfen Sklaven halten; doch haben die letzteren so viel Freiheit, dass sie ihrem Herren nur ihren Wunsch aussprechen müssen, wenn sie nicht mehr bei ihm bleiben wollen. In diesem Falle ist dieser verpflichtet, ihnen einen andern Herrn zu suchen; thut er es nicht, so mögen sie ihm entlaufen, wenn sie können; wenn sie aber ohne vorherige Warnung entlaufen, so setzen sie sich der Gefahr aus, getötet zu werden.[10] Die Japaner haben ein besonderes Vergnügen an farbigen Menschen. Ihre Hauptlieblinge sind Kaffern; um sie zu sehen, machen sie beträchtliche Reisen, und behandeln sie mit aller möglichen Auszeichnung.[11]

Sie sind der Person ihres Königs sehr zugethan; die vor-

9. Daneben wurden freilich, wie noch heute vielfach, Konkubinen gehalten.

10. Schon diese Mitteilungen des Schiffskapitäns zeigen, dass es sich um Knechte, nicht eigentlich um Sklaven handelt, die es in dieser Zeit bereits seit vielen Jahrhunderten nicht mehr gab.

11. Diese „Farbigen" können nur solche sein, die Portugiesen auf ihren Schiffen mit sich führten.

nehmsten Adeligen betrachten es als eine Ehre, ihre Söhne am Hofe des Königs in Dienst zu haben. Vor dem König hat jeder auf den Händen und Knieen liegend zu erscheinen.[12] Selbst unter Gleichen werden die Gäste knieend empfangen, und die Bewirtenden verharren in dieser Stellung, bis die Eingetretenen Platz genommen haben. Jedermann, von welchem Range er auch sei, bleibt doppelt gebeugt stehen, wenn er draussen dem König begegnet, bis dieser vorbei gegangen ist; und wenn Personen niedrigeren Standes ihren Vorgesetzten begegnen, so ziehen sie ihre Schuhe aus und beugen sich in Demut tief zur Erde. Sie sprechen gewöhnlich beinahe im Flüsterton und verachten die Fremden wegen ihres lauten Sprechens. In ihren Häusern sitzen sie rund im Kreise, selbst bei den Mahlzeiten. Sie lieben die Musik; ihre hauptsächlichsten Instrumente sind Trommeln und Pfeifen. Sie haben feste Regeln, die bei Unterhaltungen beobachtet werden. Spiele lieben sie nicht.[13] Sie sind gute Reiter; ihre Pferde, deren sie sehr viele haben, sind klein. Die Fürsten und Adeligen haben sehr schöne Rosse, welche sie selbst züchten.

Die Wohnungen der Häuptlinge sind feste, auf einem alleinstehenden Hügel liegende Burgen, immer in einer Entfernung von etwa zwei Stunden von der Küste. Der Hügel, der für dieselben gewählt wird, darf aber nicht felsig sein und muss Wasservorrat haben. Die Erde, welche beim Bau zur Herstellung der Wassergänge ausgegaben wird, dient zur Errichtung eines Walles von mehr als Manneshöhe, der sich zum Schutz gegen die Orkane um den ganzen Gebäudekomplex herumzieht. Die Wohnung des Häuptlings zeichnet sich durch ihre zentrale Lage und grössere Höhe aus. „Ich selbst", sagt der Verfasser des Berichts, „besuchte die Festung des Königs. Sie enthielt neunzehn separate Häuser, aber nicht weniger als siebenundvierzig Thore, die auf ebenso viele Wege oder Strassen führten. Die

12. Unter dem König sind hier die Daimyōs zu verstehen.

13. Dies gilt nur vom unteren Volke. Besonders am Hofe füllten Spiele verschiedener Art einen grossen Teil der Tage.

Umfassung bestand aus Sandstein ; die Wälle, die breiter als hoch waren, waren von fester Erde und mit Pallisaden befestigt. Der Eingang zu dieser Burg ist hoch oben und schwer zugänglich ; er ist so eng, dass Reiter ihn nur einer hinter dem andern passieren können. Ich habe in der That nie eine Festung, selbst von Stein, gesehen, die uneinnehmbarer schien.

Die Eingeborenen haben in ihren Häusern Götzenbilder,[14] zu denen sie beten, sobald sie am Morgen aufstehen, und zwar mit einem Rosenkranze [15] in den Händen ; am Schlusse ihrer Andacht ziehen sie denselben dreimal schnell durch die Finger und begleiten diesen Akt mit einem dreifachen Gebete—um Bewahrung vor Uebel, um zeitlichen Segen und um Rettung von ihren Feinden. Manche nehmen, entweder zur Sühne eines früher begangenen Verbrechens oder veranlasst durch eine grosse Trauer, Gelübde der Armut und Keuschheit auf sich, indem sie ihre Weiber verlassen, falls sie solche haben, und ihre Habe an ihre Götzen und die Armen verteilen. Die Frauen sind anmutig, haben eine hübsche Haut und gefällige Manieren ; sie besorgen alle Hausarbeit, wie Weben, Kochen u. dgl. Gute Gattinnen werden von ihren Männern in hoher Achtung gehalten ; ja sie regieren sie und gehen nach Belieben hierhin und dorthin, ohne daran zu denken, ihre Gebieter um Erlaubnis zu bitten. Die Frauen tragen ein langes, vom Nacken bis zu den Füssen hinabreichendes Gewand, das um die Hüften zusammengehalten wird ; über diesem tragen sie Röcke wie die Frauen in Europa, und wie diese bewundern auch sie langes und dickes Haar und wenden viel Zeit und Sorgfalt auf ihre Kopffrisur.

Die Stirne lassen sie sich ziemlich hoch hinauf rasieren. Sie sind sehr fromm und gehen immer zu den Tempeln, um zu beten und ihre Rosenkränze herzusagen.

---

14. D. h. das *kamidana* oder Göttersims.

15. Der Rosenkranz ist ebenso ein Requisit der buddhistischen wie der katholischen Religionspraxis. Siehe den Aufsatz von J. M. James in den T. A. S. J. Vol. IX, 173–182 : *Descriptive Notes on the Rosaries (Jiu-Dzu) as used by the different sects of Buddhists in Japan.*

Die Japaner haben zwei Arten von Tempeln.[16] Die eine Art schliesst sich an die Wohnungen der Priester oder Bonzen an, die zusammen leben, doch so, dass jeder seine eigene Zelle hat, wo er schläft und studiert. Sie alle stehen in der Nacht auf und verrichten eine gemeinsame Andachtsübung, wobei der Aelteste laut vorliest, die andern aber antworten. Gegen Abend läuten sie Glocken, die sie mit einem eisernen oder kupfernen Hammer schlagen. Sie gebrauchen auch Gongs, die sie von den Chinesen geborgt haben, wie sie dies auch mit allen den heiligen Schriften, die sie besitzen, und ebenso mit vielen ihrer religiösen Bräuche gethan haben. Von Zeit zu Zeit beten sie ihren Rosenkranz ab wie die Laien. Sie nähren sich von Pflanzenkost und werden von Hoch und Nieder hochgehalten, so dass selbst der König in gewissem Masse ihnen unterthan ist. Die geringsten Mitglieder der Gemeinschaft werden manchmal ausgeschickt, um in den Strassen und Dörfern zu betteln, oder sie werden angehalten, den alten Weibern zu helfen, die ihre Hausarbeit verrichten. Ihre Andachtshäuser sind gut gehalten; die Götzenbilder sind vergoldet und haben Köpfe wie diejenigen der Kaffern, mit durchbohrten Ohren wie die Malayen. Diese Tempel sind von Bäumen umgeben und gewähren mit einziger Ausnahme der Diebe für eine gewisse Zahl von Tagen Verbrechern jeder Art ein Asyl. Manche der Götzenbilder gleichen christlichen Märtyrern und Bekennern wie St. Stephan und St. Laurentius. Sie sind mit geschorenem Haupte dargestellt. Rund herum an den Seiten des Tempels sind Kissen gelegt, auf die sich die Priester zum Beten setzen; der Mittelraum ist für die Leute bestimmt, die da, Männer und Frauen durcheinander, knieen und mit erhobenen Händen die Märtyrer anrufen.

Die Bonzen sind alle rasiert; sie haben Räume in geringer Entfernung von ihren Klöstern, wohin sie zweimal täglich

16. Der Schiffskapitän unterscheidet hier offenbar zwischen den grossen, in der Regel mit Priesterwohnungen verbundenen Buddhistentempeln (*tera*) und den unscheinbareren, isolierten Shintöschreinen (*mija*).

gehen, um ihre Abwaschungen zu vollziehen. Sie erhitzen das nötige Wasser in Oefen, die zu dem Zwecke errichtet sind; das Brennholz wird ihnen aus Liebe zu Gott geschenkt. Sie tragen weite Hemden gleich denen der Laien und über diesen ein schwarzes Gewand, das bis zu den Füssen reicht; um den Hals haben sie eine Stola und tragen Kappen wie Weiber und keine Beinkleider. Sie sind ausserordentlich begierig, von unserer Religion zu hören, und freuen sich sehr an unseren Heiligenbildern, die sie an ihren Kopf halten.[17] Es scheint, sie haben den Wunsch, unser Land zu besuchen. Es gibt Orden von schwarzen und solche von grauen Mönchen; alle pflegen Gütergemeinschaft. Sie können Chinesisch lesen und schreiben, aber nicht sprechen, und sind deshalb genötigt, sich mit den Chinesen mittelst der Schrift zu verständigen, da die letzteren nicht Japanisch sprechen können. Sie begehen Totenfeiern für die Verstorbenen und beten auch in folgender Weise für die Kranken. Sämtliche Väter versammeln sich im Tempel, wo sie in bestimmter Ordnung sitzen, der älteste nächst dem Altar und so weiter, der jüngste in der Mitte. Sie haben eine grosse Trompete, und nachdem einer der ältesten Väter Gebete vorgelesen hat, blasen sie diese Trompete, und alle respondieren unisono oder in Harmonie. Die Zeremonieen dauern von Tagesanbruch bis Mittag. Während dieser Zeit wird den Bonzen Essen von denen gebracht, die ihre Dienste in Anspruch genommen haben und mit ihren Verwandten zugegen sind.

Diese Orden schliessen Frauen ebensowohl wie Männer ein; die Frauen leben in Häusern gesondert und legen das

17. Die Jesuitenmissionare nahmen diesen Brauch als eine den katholischen Heiligen erwiesene Verehrung bzw. Anbetung. Er lebt noch heute. Dass dieser, übrigens durchaus nicht auf Japan beschränkte, sondern sich auch sonst vielfach im Orient findende Brauch in keiner Weise etwas mit religiöser Verehrung zu thun hat, darüber kann man keinen Augenblick im Zweifel sein, wenn man die gleiche Ehre sogar dem Geldschein erwiesen sieht, mit dem man in Japan eine Schuld bezahlt. Das Erheben des Gegenstandes, den man von einem Andern erhält, zur Stirn ist nichts als eine Höflichkeitsform.

Gelübde der Keuschheit ab. Jeder Bruch desselben wird streng geahndet. Sie haben keine besondere Gewandung. Viele Glieder der höchsten Familien treten in diese Orden ein; manche verheiratete Frauen verlassen sogar ihre Männer, um das zu thun.

Es gibt noch einen anderen Männerorden. Seine Angehörigen haben andere, kleinere Idole, die in Tabernakeln abgeschlossen sind und nur an Festtagen heraus genommen werden. Diese Götzenbilder werden in Häusern aufbewahrt, die in Hainen in einiger Entfernung von jeglicher Wohnung gebaut sind und mit viel Ehrfurcht betrachtet werden. Die Priester, die diese Tempel bedienen, kleiden sich wie die Laien und tragen Waffen. Auf ihrem Kopfe tragen sie viereckige Kappen, die an Schiffsegel erinnern, und einen kleinen, bis unterhalb des Bartes reichenden Umhang. Sie sind stark der Zauberei ergeben und tragen ihre Rosenkränze um den Hals, woran man sie erkennen kann. Sie gestatten Frauen, in ihrem Kultus eine Rolle zu spielen, sind aber nichtsdestoweniger verpflichtet, strikte Keuschheit zu beobachten. Sie haben keine Verbindung mit der anderen Art von Bonzen, gleichen ihnen aber darin, dass sie keine eigenen heiligen Bücher besitzen, und darin, dass sie dieselbe Art Glocken benützen. [18])

Ihre Weise, Totenfeiern zu begehen, ist die folgende: Vier oder fünf Väter begeben sich zum Tempel, eine alte Frau mit sich nehmend; wie im vorhergehenden Falle versehen diejenigen, auf deren Ersuchen die Zeremonieen vollzogen werden, den fungierenden Priester mit Speise und Wein. Einer der Priester öffnet das Tabernakel, nimmt eine Trommel, ein Paar Kastagnetten, einen Reifen mit Schellen, einen Frauenrock und eine bunte Schärpe heraus und schliesst es dann wieder zu. Die Frau tritt vor, um das Kleid anzuziehen und die Schärpe umzubinden; dann singt und tanzt sie nach den verschiedenen In-

18. Hiemit sind die Kannushi der Shintoreligion gemeint, die, der Samuraiklasse zugezählt, das Recht hatten, Waffen zu tragen. Nicht richtig ist, dass sie zur Haltung strikter Keuschheit verpflichtet waren; wohl aber folgten sie in dieser Beziehung vielfach der asketischen Praxis der Bonzen.

strumenten, während die Bonzen eine halbe Stunde lang mit einstimmen. Nach Ablauf dieser Zeit essen und trinken sie wieder, und so schliesst die Zeremonie. Ich habe eines dieser Idole gesehen; sie sind hässlich und schlecht gemacht.

Soweit unsere Erkundungen bis jetzt gehen, scheint im ganzen Lande nur eine einzige Sprache im Gebrauch zu sein."

III.

Beschreibung der Gebräuche und Sitten auf einer erst kürzlich gegen Norden entdeckten Insel, Japan mit Namen.

(Nach den Mitteilungen Pauls, früher genannt Angero, der, ein Eingeborner der genannten Insel, sich kürzlich zu unserem heiligen Glauben bekehrte).[1]

Nordostwärts unweit China entdeckten portugiesische Kaufleute eine Insel, Japan mit Namen, von gleicher Höhe mit Italien. Ihre Ausdehnung soll sehr gross sein, 1800 Meilen in die Länge, 900 in die Breite.[2] Von dieser Insel kam am ersten Mai[3] ein dem Anscheine nach ganz kluger und verständiger Mensch zu uns, Angero mit Namen, begleitet von zwei Dienern.[4] Begierig, die Geheimnisse unseres Glaubens zu erfahren, machte er in sehr kurzer Zeit so grosse Fortschritte darin, dass er nicht nur das Christentum annahm, sondern auch, nachdem er gar

1. Siehe Kapitel VII, S. 95 f.

2. Nach einer andern Version, der COLERIDGE in seiner englischen Uebersetzung folgt: 600 Meilen von Osten nach Westen und 300 in die Breite. Es ist unnötig, darauf aufmerksam zu machen, dass diese Angaben sehr ungenau sind. Japan besteht aus vier grossen Inseln (*Hondō*, *Kyūshū*, *Shikoku* und *Yezo* oder *Hokkaidō*) und einer Unzahl von grösseren und kleineren Eilanden (etwa 3000), die sich über 27 Breiten- und 33½ Längengrade hinziehen (24°6′ bis 50°56′ N. und 122°45′ bis 156°32′ Oe.). Nach japanischen Angaben hat das Land 500 *ri* in der Länge und 30–60 in der Breite (1 *ri* = 3927,27m). Der Gesamtflächeninhalt beträgt 24.790 Quadrat-*ri* = c. 7000 g. Quadratmeilen.

3. So die Version dieses Berichts, welche das Datum „Ende 1548" trägt die andere, datiert „Anfang Januar 1549", hat statt dessen: „im Monat April vorigen Jahres".

4. Der Zusatz „begleitet von zwei Dienern" fehlt in einer der vorliegenden Versionen des Berichts, wie dieselbe auch den Namen des Japaners nicht gibt. Vgl. oben S. 62 f.

nicht lange im Kollegium des heiligen Glaubens zu Goa war, Portugiesisch lesen und schreiben lernte und einige der vornehmeren Hauptstücke unseres Glaubens in seine Landessprache übersetzte, die er nun beständig liest. 5) Er widmet sich fleissig dem Gebete und der Betrachtung und ruft dabei unsern Herrn Jesum Christum mit brünstigen Seufzern an. Er ist so fromm und sittsam, dass es sich nicht sagen lässt, und er sich dadurch aller Hochachtung gewann. Zur Zeit als er noch Katechumen war, verlangte ich einmal von ihm, dass er mir die Sitten und Gebräuche seines Vaterlandes, wenn er gleich in ihrem Götzendienst nicht förmlich unterrichtet war, erzähle. Er teilte mir mit, was er wusste, doch so, dass ich abnahm, seine Erzählung sei mehr die Sprache des gemeinen Volks als derjenigen, die wirklich eingeweiht in den Sekten sind. Da seine Mitteilungen indessen viele wissenswürdige Dinge enthalten, werde ich sehen, sie Ihnen mit erster Gelegenheit zu überschicken, bis wir durch unsern P. Magister Franciscus, der nach Japan geht, Genaueres erfahren werden.

Erstlich also teilte er uns mit, dass die ganze Insel Japan unter der Herrschaft eines einzigen Königs steht. 6) Unter ihm stehen grosse Herren, die unsern Herzogen oder Grafen sehr ähnlich sind, im ganzen vierzehn 7) in Japan. Stirbt einer derselben, so erbt sein ältester Sohn die Güter samt der Würde, so dass den jüngeren Söhnen, wenn solche da sind, nur so viele Städte zufallen, als zu ihrem standesgemässen Unterhalte hinlänglich sind, doch mit der Bedingung, dass sie immer unter dem Gehorsam ihres ältesten Bruders stehen und ihn wie Vasallen ihren Lehensherrn verehren, so dass also die Besitzung nicht

5. Das Summarium der katholischen Lehre, das Anjiro nach seiner Heimkehr auf Verlangen für die Mutter des Daimyō in Kagoshima verfasste (s. S. 86), war vermutlich eine Umschrift dieser seiner in Goa zum eigenen Gebrauch gemachten Aufzeichnungen.

6. Damit ist, wie aus dem Folgenden ersichtlich wird, der Kaiser, nicht etwa der Shōgun gemeint.

7. Hier ist wohl an die Kokushu genannten grossen Territorialherren gedacht.

geteilt wird. [8]) Der geringste dieser Fürsten ist im stande, 10.000 Mann ins Feld zu stellen, andere 15.000, 20.000, auch 30.000. Der König heisst in ihrer Sprache Voo. [9]) Er ist aus der adeligsten von allen Familien entsprossen und kann nur in seiner eigenen Familie heiraten. [10]) Dieser Voo scheint uns gleichsam ihr Papst zu sein. [11]) Denn er übt in geistlichen und weltlichen Dingen Gerichtsbarkeit aus sowohl über Welt-als auch über Ordensleute und Priester, deren es da eine ungeheuere Menge gibt. Obwohl er Autorität über alles hat, so führt er doch in eigener Person niemals Krieg und verhängt auch keine Strafe über Missethäter. Dies alles überlässt er einem andern, einem gewissen Goxo, [12]) was bei uns soviel als der oberste Befehls-

8. Das vom 7. bis ins 19. Jahrhundert wirksame Taihō-gesetz, die einzige umfangreiche Kodifikation, welche die Geschichte bis in unsere Tage kennt, enthielt in Betreff der Nachfolge der Rangwürdenträger die Bestimmung, dass Erben vor allem die erstgeborenen Söhne sein sollen; ist der erstgeborene Sohn nicht mehr am Leben oder durch Krankheit oder Kriminalität erbunfähig bzw. erbunwürdig, so soll der erstgeborene Sohn des erstgeborenen Sohnes erben. Stirbt dieser Enkel vor seinem Vater, so erbt des Vaters nächstjüngerer Bruder, selbst wenn er der Sohn einer Nebenfrau ist. Ist kein jüngerer Bruder des Sohnes vorhanden, so geht die Erbfolge auf den jüngeren Bruder des verstorbenen Enkels über, selbst wenn er der Sohn einer Nebenfrau ist. Es war jedoch auch gestattet, durch Adoption eines Erstgeborenen das Haus vor dem Erlöschen zu bewahren (Tokuzo Fukuda, *Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwickelung in Japan.* Stuttgart 1900. S. 66).

9. Voo ist eine Transskription des Wortes 王 „*Ō*“, d. i. König oder *Ō-ō* (*Dai Ō*) „grosser König“, einer der Titel, mit denen das Volk den Kaiser bezeichnete.

10. In Wirklichkeit sind es fünf Adelsfamilien des nächst der engeren Mikadofamilie ältesten und angesehensten Geschlechts der Fujiwara, *Go-Sekke* genannt, aus denen allein der Kaiser seit alter Zeit seine Gemahlin wählen konnte.

11. Es war eine lange gehegte irrige Vorstellung, dass man im Unterschied zu dem Shōgun, der als weltlicher Herrscher galt, den Mikado für den geistlichen Herrscher ansah. Richtig jedoch ist, wie Rein (I, 366, Anm.) bemerkt, dass sich zwischen der Stellung des Kaisers und der des Papstes manche Analogieen finden liessen, wie denn z. B. das Dogma der Unfehlbarkeit, das hier *Nigi-mitama* hiess, auch auf ihn angewandt wurde.

12. Goxo oder Gozo, das japanishe *Gosho* „erhabener Platz“, ist eigentlich eine Bezeichnung für den Palast des Kaisers und dann für diesen selbst, die aber in der Ashikaga-Periode auf den Generalissimus des Kaisers d. i. den faktischen Shogunregenten angewendet wurde.

haber ist. Dieser übt die gesamte Regierungsgewalt über die ganze Insel aus. Er steht unter dem Gehorsam des Voo. Wenn er diesen besucht, so kniet er vor ihm nieder und beugt sein Haupt bis zur Hälfte des Schenkels, so dass es ihn berührt, herab, und obwohl er einen grossen Hof von Herren, Offizieren und Soldaten hat, welche das Kriegswesen und die Rechtspflege überwachen, so kann der Voo ihn doch im Falle eines Vergehens seiner königlichen Würde entsetzen und enthaupten lassen. 13) Die Geringeren gehorchen den Höheren pünktlich wegen der strengen Gerechtigkeit, welche diese üben. Alle Vergehen werden mit derselben Strenge bestraft, und ein Dieb, der zehn Basaruchos stiehlt, empfängt die gleiche Strafe wie einer, der einige tausend Dukaten entfremdet. 14)

Die Lebensweise des Voo ist diese: Er heiratet eine Frau aus seiner eigenen Familie. Wenn der Mond abnimmt, so enthält er sich von seinem Weibe und fastet ganze fünfzehn Tage nacheinander, so dass er nur einmal des Tages und da sehr mässig isst, obliegt dabei stets dem Gebete und der Betrachtung und geht während dieser ganzen Zeit in weisser Kleidung mit

---

13. Diese Darstellung entspricht mehr der Wahrheit als die der anderen Version dieser Stelle, welche lautet: „Seine [des Gosho] Macht ist so gross, dass er den Voo sowohl des Reichs und der Würde als auch des Lebens, wenn sein begangenes Verbrechen eine so grosse Strafe verdient, berauben kann". Selbst in den Zeiten tiefster Ohnmacht war die Person des Kaisers heilig und unantastbar.

14. Die bereits erwähnte Hauptquelle des alten japanischen Rechts, das einheitliche kaiserliche Strafgesetz des *Taihō-ritsu-ryō* bedrohte vollendeten Diebstahl mit Strafen, deren Strenge sich je nach dem Werte des gestohlenen Gutes verschieden bemass, von der Prügelstrafe aufsteigend zur Zwangsarbeit, Verbannung und schliesslich Verbannung mit Zwangsarbeit am Verbannungsorte. (Vgl. G. Michaelis, *Beitrag zur Geschichte des japanischen Strafrechts*, Mitth. d. D. G. f. Natur-u. Völkerk. Ostasiens, Bd. IV, 351 ff. und Koba Sadatake, *Geschichte des jap. Strafrechts*, Oesterr. Monatsschrift f. d. Orient, Bd. IX, 139 ff.) In dieser Zeit aber, in der die Beamten fehlten, diesem Rechte Autorität zu verschaffen, hatte längst jeder Territorialherr die Strafgerichtsbarkeit an sich gerissen und die Bestimmungen des Strafrechts nach Willkür verändert. Dabei war durchweg eine Verschärfung der Strafen eingetreten, die man bei der Anarchie der damaligen Zeit für erforderlich hielt.

einer breiten Krone auf dem Haupte einher. Wenn der Mond wieder anfängt zuzunehmen, kehrt er die übrigen fünfzehn Tage zu seiner gewöhnlichen Lebensart zurück, wohnt seiner Gemahlin bei und unterhält sich mit Jagen und anderen Ergötzungen. Stirbt seine Gattin, ehe er das dreissigste Jahr vollendet, so kann er wieder heiraten. Ist er aber schon über dreissig hinaus, so muss er die übrige Zeit seines Lebens in Keuschheit zubringen und wie ein Religiose leben; niemals aber darf er mit einem Weibe Umgang haben ausser mit seiner Gattin. [15])

Ausser den Fürsten gibt es noch andere Ritter, Kaufleute und Beamte jeden Ranges wie bei uns.

Insgemein hat jeder nur ein Weib. [16]) Wird dieses mit einem andern im Ehebruch betroffen, so halten sie unverbrüchlich diese Sitte und dieses Gesetz, dass beide zugleich von dem Manne getötet werden können. Tötet er nur einen der beiden Teile, so macht die öffentliche Gerechtigkeit dem andern den Prozess und spricht das Todesurteil über ihn aus; tötet er keinen von beiden, so gereicht ihm dies zur Schande. [17]) Kommt ein Weib in Verdacht des Ehebruchs, ohne dass sie desselben überführt werden kann, so wird sie in das väterliche Haus zurück-

15. Von Interesse sind diese Mitteilungen insofern, als sie zeigen nicht wie die Lebensweise des „Voo" wirklich war, wohl aber welche Vorstellungen über sie im Volke lebten. Nicht richtig ist die Angabe, dass der Kaiser streng monogam lebe. Die Gesetze des Iyeyasu, die doch auf die alte Praxis sich stützten, gestatteten dem Kaiser neben seiner rechtmässigen Gattin nicht weniger als zwölf Konkubinen. Auch eine Wiederverehelichung war ihm nicht verwehrt.

16. Dies ist nur für die untersten Stände zutreffend, für die sich das Halten mehrerer Frauen in den meisten Fällen schon durch die Vermögensverhältnisse von selbst verbot. Die Gesetze des Iyeyasu waren aber dazu vermeint, den oberen Klassen Schranken zu setzen, indem sie den Fürsten acht, Titelträgern fünf, den Samurai zwei Beischläferinnen erlaubten. (Siehe H. Weipert, *Japanisches Familien- und Erbrecht.* Mitth. d. D. G. f. N. u. V. O. Bd. V, 107 f.)

17. Vgl. hiezu das 48. der sog. 100 Gesetze des Iyeyasu, übersetzt von Kempermann (Mitth. d. D. G. f. N. u. V. O. Bd. I, Heft I, 14), wonach der Ehemann befugt war, den Ehebruch *in flagranti* durch Tötung der Frau wie ihres Mitschuldigen zu bestrafen. Doch durfte er nur beide oder keinen töten. Zeigte er die Schuldigen, statt sie zu töten, an, so war es seinem Ermessen anheimgestellt, ob dieselben mit dem Tode bestraft werden sollten oder nicht.

geschickt, und der Mann verliert seine Ehre nicht. Er nimmt alsdann eine andere; ihr aber bleibt immer ein Makel anhaften, und niemand nimmt sie mehr zur Ehe. Für einen Ehemann gilt es als eine Schande, mit andern Weibern Umgang zu pflegen. [18])

Die Adeligen geben ihre Söhne vom siebenten oder achten Jahre an bis in das siebzehnte oder zwanzigste in die Klöster, wo sie lesen, schreiben und die Religion lernen.[19]) Sobald sie herauskommen, verheiraten sie sich und widmen sich den öffentlichen Angelegenheiten.

Auf dieser Insel gibt es drei Arten von Geistlichen,[20]) die Klöster haben wie unsere Mönche, einige in den Städten, andere ausserhalb derselben.[21]) Die in den Städten heiraten niemals,[22]) leben von Almosen [23]) und rasieren Haupt und Bart.[24]) Sie tragen lange Kleider mit weiten Aermeln. Im Winter haben sie Kappen, die übrige Zeit des Jahres aber gehen sie barhaupt. Sie speisen gemeinschaftlich und fasten zu gewissen Zeiten des

---

18. Gesetzlich war dem Ehemanne der Ehebruch nicht verwehrt.

19. Die Schulerziehung der japanischen Knaben, die in dieser Zeit durchaus nicht allgemein war, begann am sechsten Tage vom sechsten Monat ihres sechsten Lebensjahres an. Viele Vornehme hielten für ihre Söhne Hauslehrer.

20. Wie dieser Bericht, so unterscheidet auch das sechste der sog. achtzehn Gesetze des Iyeyasu drei Arten von buddhistischen Geistlichen nach ihrer verschiedenen Kleidung.

21. Bei den ausserhalb der Städte wohnenden Geistlichen ist offenbar an die sog. *Yamabushi*, die Büsser der Berge, gedacht, eine religiöse Bruderschaft der Shingonsekte, die sich bettelnd und mit Wahrsagerei befassend im Lande herumtrieben. Sie kannten keinen Zölibat.

22. Mit Ausnahme der Priester der Shinsekte.

23. Vgl. das sechste der sog. achtzehn Gesetze des Iyeyasu, in dem es heisst: „Der hochweise und vor allen verehrungswürdige Shaka Nyorai war aus dem Volke hervorgegangen und verordnete, dass man, um die Menschen zur Erkenntnis zu bringen, als Bettler die Welt durchziehen solle; dieses und die Obdachlosigkeit in den drei Welten, die allen gemein ist trotz dem dreifachen Unterschied der Kleidung, ist für den Priester dasjenige, was für den Vogel die zwei Flügel sind". In der Ashikaga-Periode waren indess die Priester vielfach Vögel ohne Flügel.

24. Auch die Tonsur gehört zu den Institutionen, welche Buddhismus und Katholizismus gemein haben. Doch sind die Buddhistenpriester ganz kahl geschoren.

Jahrs. Diese Geistlichen essen kein Fleisch, angeblich, um durch Ausmerglung ihres Leibes alle Begierlichkeit zur Sünde auszurotten. Diese Enthaltsamkeit ist allen Geistlichen auf dieser Insel gemein.[25]) Mitten in der Nacht stehen sie auf zum Gebete, welches sie ungefähr eine halbe Stunde singen. Dann gehen sie wieder zu Bette, ruhen bis zur Mondstunde,[26]) stehen wieder auf und verrichten verschiedene Gebete. Ebenso beten sie bei Sonnenaufgang, mittags und abends. Und wie wir Christen beim englischen Grusse, so kniet das Volk auf das Läuten einer Glocke nieder, um mit gen Himmel erhobenen Händen zu beten; die Geistlichen beten in einer Sprache, welche das gewöhnliche Volk nicht versteht, gerade wie bei uns die Priester lateinisch beten.[27]) Sie predigen häufig dem Volke und werden aufmerksam angehört; sie selbst wie ihre Zuhörer werden dabei zu Thränen gerührt. Sie lehren, es gebe *einen* höchsten Gott,[28]) den Schöpfer[29]) und Erhalter aller Dinge; es gebe einen Reinigungsort, die Hölle und ein Paradies, und alle Seelen, gute wie böse, kämen in einen Ort der Strafen, das ist, in einen Reinigungsort, und würden dann getrennt, und zwar die Guten kämen dahin, wo Gott ist, die Bösen und Verworfenen aber in die Hölle, um da mit dem Teufel zu wohnen,

25. Auch im Volke verdrängte der Buddhismus in Japan vielfach vollständig die animalische Kost. Vgl. Ōta Nitobe, *Ueber den japanischen Grundbesitz, dessen Verteilung und landwirtschaftliche Verwertung*. Berlin 1890. S. 26.

26. Was mit Mondstunde gemeint ist, vermochte ich nicht zu erkunden. Der Tag war in Japan in 12 Zeitabschnitte von je 2 Stunden geteilt, die man nach den 12 Tieren des chinesischen Zodiakus benannte. Die Nacht zerfiel danach in *ne no toki* (die Zeit der Ratte) von 11–1 Uhr, *ushi no toki* (die Zeit des Ochsen) von 1–3 Uhr, and *tora no toki* (die Zeit des Tigers) von 3–5 Uhr. Näheres bei E. W. Clement, *Japanese Calendars*, T. A. S. J. Vol. XXX, Part I, S. 1–82.

27. Hiemit ist das lautliche Ablesen der in Bonji (Sanskrit-oder Päli-) Zeichen geschriebenen Gebete gemeint, die indessen ihrem Sinn nach selbst den meisten Mönchen fremd waren.

28. Amida.

29. In Wirklichkeit weiss der Buddhismus nichts von einer Weltschöpfung. Man vergleiche mit den hier über den Buddhismus gemachten Angaben das im betreffenden Kapitel dieses Buches Ausgeführte.

den Gott in diese Welt geschickt habe, um die Uebelthäter zu bestrafen. Diese Geistlichen nun sind zwar übrigens in dem Rufe eines ganz ehrbaren Wandels, doch machen sie sich schändlicher Sünden schuldig mit den Knaben, welche sie in ihren Klöstern unterrichten, obwohl sie dem Volke predigen, dass dies eine grosse Sünde ist, und obwohl sie die Keuschheit preisen. Sie tragen schwarze Kleider, die ihnen bis an die Knöchel gehen, und sind sehr gelehrt.[30] Jedes Haus hat einen Oberen, dem alle gehorchen, und nur Tugendhafte werden aufgenommen, um Priester zu werden.

Es gibt auch eine Art Priester, die aschgraue Kleider und grosse Stricke um den Leib tragen. Auch sie heiraten nicht. An ihre Klöster stossen andere, worin gleichsam Nonnen von gleicher Tracht wohnen. Auch diese sind bei dem Volke in einem bösen Rufe, dass sie verbotenen Umgang mit den Priestern pflegen, aber die Geburt der Kinder werde durch gewisse Mittel verhindert. Obgleich sie sehr wenig Bildung haben, bestehen sie doch schon seit dreihundert Jahren. Sie verrichten ihre Gebete wie die übrigen, nur dass die Männer auf einer Seite des Tempels, die Nonnen auf der andern sind, und halten auch gewisse Fasten.

Eine dritte Art von Religiosen geht schwarz gekleidet und legt sich die schwersten Bussübungen auf.[31] Dreimal des Tags gehen sie zum Gebete, früh, abends und um Mitternacht.

Alle Bethäuser dieser Religiosen sind gleich und bergen Bilder, die von Holz und vergoldet sind; auch an den Wänden sind gemalte Bilder. Alle beten einen Gott an, den sie in ihrer Sprache Doniche (Dinicho)[32] nennen. Bisweilen machen sie

30. D. h. sie erschienen dem Volke so; es waren in dieser Periode nur wenige, die in Wirklichkeit Gelehrsamkeit besassen.

31. Die im Bericht gegebene Beschreibung von drei Arten von Priestern ist zu konfus, als dass sich bestimmen liesse, welche Sektenmönche damit charakterisiert sein sollen.

32. Korrumpiert aus *Dainichi* [*Vyorai*] „Grosse Sonne", dem japanischen Namen für Vairocana. Der Name schon besagt, dass es der Quell alles Lichts und Lebens ist.

ihm einen Leib und drei Köpfe, dann nennen sie ihn Cogi.[33] Es scheint, sie verstehen unter Doniche und Cogi, was wir Christen unter einem Gott und drei Personen.[34]

Dieser treffliche Mann erzählte uns auch die Geschichte eines Mannes, welcher wie ein Heiliger, wie wir sagen, verehrt wird. Er sagte, in einem Lande jenseits China westwärts, Cegnico[35] genannt, habe einst[36] ein König mit Namen Gioi-

33. Ich vermute, *Cogi* ist entweder eine Korrumpierung von *Kongō shitsu* (Sanskr. *Vajrasattva*), wie der oberste der Dhyânibuddhas im Japanischen heisst, oder aber, und das ist nach dem Laute wahrscheinlicher, von *Go-chi* [*Nyorai*] i. e. die fünf Buddhas der Kontemplation oder Weisheit (*Yakushi, Tahō, Dainichi, Ashuku, Shaka*), deren Zahl auf einer früheren Stufe der Lehrentwicklung nicht fünf, sondern *drei* war. Vgl. A. Lloyd, *Developments of Japanese Buddhism* p. 380 f.

Auf ein Dainichi Nyorai-Bild mit *drei* Köpfen und *einem* Leib bin ich nach langem Suchen in Japan wirklich gestossen, wiewohl mir Buddhistenpriester die Existenz eines solchen Idols nicht hatten zugeben wollen.

34. Von einer Trinität im Buddhismus zu reden, erklären tüchtige Kenner dieses Religionssystems für unstatthaft (s. z. B. Monier Williams, *Buddhism in its Connexion with Brahmanism and Hinduism and in its Contrast with Christianity*, 2. ed. London 1890. pp. XI und 179). Mir ist nach vielen Unterredungen mit japanischen gelehrten Priestern kein Zweifel, dass der esoterische Buddhismus der Mahâyânaschule, ausgehend von der *formula fidei* der Laienlieder, dem dreifachen Bekenntnis (*Trisharana*) zu *Buddha*, dem Erleuchteten, zu *Dharma*, seiner Lehre, und zu *Samgha*, seiner Gemeinde, diese personifizierend, wahrscheinlich unter dem Einflusse der brahminischen Trimûrti-Dreieinigkeit (Brahma, Vishnu und Shiva) sowie des Shivaismus zu Spekulationen gekommen ist, welche eine geradezu frappante Aehnlichkeit mit dem orthodoxen christlichen Trinitätsdogma haben. Die japanische Formel *ittai ni shite san-tai nari* besagt ganz ebenso wie die der christlichen Kirche:

Una divina essentia in tribus personis subsistit; vel
(quod idem est):
In divinis sunt tres personae et una essentia,

dass das seinem Wesen nach *eine* Göttliche sich zu drei Subsistenzweisen besondert hat, ohne damit seine Wesenseinheit aufzugeben.

35. Cegnico ist korrumpiert aus *Tenjiku* i. e. Indien.

36. Die Geburt Siddhârthas in Kapilavastu (jap. *Kapirajo*) wird von den japanischen Buddhisten gewöhnlich in das Jahr 1027, aber auch in das Jahr 742 v. Chr. versetzt. Nach europäischen Indologen ist der Buddha c. 560 v. Chr. geboren und 477 oder 480 gestorben, während die japanische Chronologie 984 als Jahr seines Todes angibt.

bondarnus 37) gelebt, dessen Gemahlin Magabonina 38) hiess. In einer Nacht träumte dieser König, er höre einen Knaben schreien, der öfters diese Worte wiederholte: König, du sollst deiner Gemahlin beiwohnen.39) Der König erzählte diesen Traum seinem Weibe, und sie entsetzten sich darüber so sehr, dass sie nicht mehr zusammenkamen. Bald hierauf ward die Königin, ohne dass sie, wie man glaubte, mit einem Sterblichen etwas zu thun hatte, schwanger. Nach neun Monaten gebar sie einen Sohn, den sie Xaqua 40) nannten, der zwar lebte, aber der Mutter in der Geburt das Leben kostete. Der König übergab also das Kind ihrer Schwester zu erziehen. Bei seiner Geburt sah man zwei schreckliche geflügelte Schlangen von ungewöhnlicher Grösse über dem Palaste fliegen und sich dann hinabsenken, wo das Kind lag. Sie gossen eine Menge Wassers auf das Haupt des Neugeborenen und verschwanden wieder.41) Nach einer Zeit von drei Monaten richtete sich der Knabe auf, stand auf seinen Füssen, ging drei Schritte vorwärts, und indem er eine Hand gegen den Himmel erhob, die andere zur Erde hinabhielt, sprach er: Ich bin der Einzige im Himmel, der Einzige auf Erden. Da er achtzehn Jahre alt war, wünschte ihn sein Vater zu verheiraten.42) Er aber erwog bei sich reifer

37. Korrumpierung von *Jōbon Dai Ō* (Sanskr. Suddhodhana).

38. *Maya Bunin* (Sanskr. Mâyâ).

39. Nach einer anderen Version dieses Berichtes: „In einer Nacht träumte dieser König, es werde ihm ein Sohn geboren werden, der ein grosser Mann werden und wie ein Gott in allen jenen Ländern würde angesehen werden."

40. Schreibweise der Jesuiten für *Shaka*, wie der Buddha Sakya in Japan heisst.

41. Nach einem populären japanischen Leben Buddhas „*Shaka jitsu-roku*" waren es die zwei Naga-Könige, *Nanda* und *Ubananda* (Sanskr. Nanda und Upânanda), die Ströme von Wasser aus ihrem Munde auf das Kind gossen und dann wieder zum Himmel aufstiegen.

42. Nach dem eben zitierten japanischen Leben Shakas wie auch nach der kurzen Biographie in Bunyiu Nanjio's *Short History of the Twelve Japanese Buddhist Sects* vermählte er sich wirklich mit der anmutigen Yashudara (Sanskr. Yasodhara), woher denn auch Shinran den Priestern seiner Sekte das Heiraten gestattete.

das Elend des menschlichen Lebens und beschloss, nicht zu heiraten, ergriff heimlich bei der Nacht die Flucht und ging auf einen sehr hohen und öden Berg, wo er sechs 43) Jahre hindurch ein einsiedlerisches Büsserleben führte. Nach Verlauf dieser Zeit erschien er wieder unter seinen Landsleuten und begann mit grossem Eifer und mit Beredtsamkeit allem Volke zu predigen. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich bald, und er erwarb sich einen so unumschränkten Einfluss, dass er die Gesetze des Landes änderte und das Volk lehrte, wie man Gott anbeten müsse. Er hatte bei achttausend Schüler, die seine Lehre sowohl als seine Lebensart befolgten. Von diesen gingen einige nach China und brachten den Einwohnern seine Lehren und Gesetze, die sie auch willig annahmen wegen des grossen Rufes, welchen ihr Lehrer hier bereits genoss. Sie liessen auch alle ihre Götzenbilder und Pagoden, denen diese bis dahin geopfert hatten, zerstören. Nachdem sie in China und Chenguinquo 44) festen Fuss gefasst, seien sie nach Japan gekommen und haben das Volk vermocht, dasselbe zu thun; und noch jetzt werden dort Bruchstücke alter Statuen gefunden, wie man sie in Rom findet.45)

Xaqua lehrte, es gebe nur einen Gott, Schöpfer aller Dinge, und schnitzte auf obgesagte Art einen Stock mit drei Köpfen. Er schrieb auch fünf Gebote zu halten vor: 1. Du sollst nicht töten. 2. Du sollst nicht stehlen. 3. Du sollst nicht Unzucht treiben. 4. Du sollst dich nicht über Dinge bekümmern und traurig werden, dawider es kein Heilmittel gibt. 5. Du sollst Beleidigungen verzeihen. 46) Er schrieb ferner

43. Nach japanischen Biographieen zwölf Jahre.

44. Siehe Anm. 35.

45. Man vergleiche mit dieser japanischen Version des Lebens Shakas die Biographieen des Erleuchteten, die BEAL und ROCKHILL vom Standpunkte des nördlichen Buddhismus, der eine von dem des chinesischen, der andere von dem des tibetanischen, gegeben haben

46. Das vierte und fünfte der fünf Hauptgebote des Buddhismus (*go-kai*), welche Lügen und Genuss geistiger Getränke verbieten, sind hier falsch wiedergegeben. Das vierte erscheint ‚wie es in dem' Berichte lautet, wie eine Uebersetzung des in Japan in jeder Verlegenheit gebrauchten resignierten *Shikata ga nai*, „es ist nichts zu machen."

manche nützliche Bücher über die Tugenden und Laster, in denen er lehrte, wie sich die Menschen gemäss ihrem Stande benehmen sollten.47) Er schrieb häufige Fasten vor und lehrte, Leibeskasteiungen seien Gott sehr wohlgefällig und überaus notwendig zur Vergebung der Sünden.

Da wir ihn fragten, ob sie in diesen Provinzen eine Taufe hätten, antwortete er, die Kinder würden, sobald sie zur Welt kämen, nach dem Beispiele des Xaqua gewaschen, den die Schlangen gleich bei seiner Geburt gewaschen haben. Stirbt eines, ehe es gewaschen wird, so glauben sie, die Eltern haben schwer gesündigt.48)

Die Geistlichen besuchen auch die kranken Männer, trösten sie und mahnen sie, ein Testament zu machen. Sehen sie, dass der Kranke in Todesgefahr ist, so reden sie ihm von den Gütern des anderen Lebens und ermuntern ihn, wegen der zeitlichen Dinge nicht in Sorge zu sein, da alles eitel sei. Stirbt der Kranke, so kommen die Religiosen unter Gesang in Prozession, holen die Leiche zum Kloster ab und beten um Vergebung seiner Sünden. Sie begraben Arme und Reiche ohne Unterschied ihrer Pflicht gemäss unentgeltlich, ja es würde einem zur ewigen Schande gereichen, wenn er nur das Mindeste als einen Lohn dafür annähme. Geben aber die Freunde des Verstorbenen Almosen, so nehmen sie dieselben an.

Busse thut man in Japan in folgender Weise: Man fastet

---

47. Hier liegt offenbar eine Verwechslung Shakas, der sowenig wie Jesus etwas Geschriebenes hinterliess, mit Confucius vor, die einem Mann aus dem Volke wie Anjiro um so näher lag, als es Jahrhundertelang der Buddhismus war, der sich in Japan die Verkündigung der Morallehren dieses chinesischen Weisen angelegen sein liess.

48. Diese Waschung der Neugeborenen hat natürlich mit der Religion nichts zu thun. Einleuchtender ist die Begründung, welche schon der Jesuitenpater Crasset (a. a. O. in der deutschen Ausgabe S. 11) gibt: „Alsbald das Kind gebohren ist, wird es mit kalten Wasser gewaschen, um selbes wider die widrige Lufft starck und dauerhafft zu machen.“ Etwas der Taufe Aehnliches bestand früher bei den Orden. Die Zeremonie hiess *Kwanjō* (Sanskr. Abhisheka). Der Taufritus bestand in Besprengung des Hauptes des Kandidaten mit Wasser.

und beobachtet die Keuschheit hundert Tage nacheinander und zieht sich dann in einen an der Seite eines Berges gelegenen Wald zurück, der voll Pagodenbilder und Tempel ist, und in dem einige strenge Einsiedler leben. Da hört man furchtbare Laute und schreckliches Geschrei und sieht sonderbares Feuer. Hier bleiben die Büsser fünfundzwanzig Tage und nehmen täglich nicht mehr Reis zu sich, als sie dreimal mit der hohlen Hand fassen können, und trinken nur Wasser. Am Ende dieser Zeit vereinigen sie sich alle und gehen in eine jenseits des Waldes liegende Wüste, oft mehr als tausend auf einmal, und knieen dort vor einer Pagode nieder, und ein jeder bekennt laut die Sünden seines ganzen Lebens, indess die andern stillschweigend zuhören. Wenn alle ihre Beichte abgelegt haben, legen sie alle ihre Hand auf den Pagoden und verpflichten sich durch einen Eid, keinem Menschen jemals zu entdecken, was sie gehört haben, wenn sie diese Einöde wieder verlassen werden. Während dieser ganzen Zeit schlafen sie nie und kleiden sich nicht aus. Sie tragen Kleider von gröberem Stoff und enger zusammengeschnürt und gehen ohne Schuhe und mit blossem Haupte. Sie bleiben fast niemals an einem Orte, sondern gehen den ganzen Tag im Walde um den Berg wie in einem Bittgange herum. Wenn sie an bestimmte Orte kommen, ruhen sie etwas aus und richten einen grossen Scheiterhaufen auf, um sich bei dessen Feuer zu wärmen. Ein Führer leitet alle ihre Gebete und Bussen. Wenn einer während der Ruhezeit einzuschlafen anfängt, wird er vom Führer mit einigen Stössen aufgeweckt. Kann einer vor Mattigkeit die Reise mit den übrigen nicht weiter fortsetzen, so lässt man ihn allein, und er muss aller Hilfe beraubt zu grunde gehen. Stirbt einer vor den andern, so bedecken sie seinen Leichnam mit Steinen und stecken einen Pfahl in die Erde mit der Inschrift des Namens des Verstorbenen und des Orts, woher er kommt. Jeder Pilger trägt ein Täfelchen um den Hals, worauf sein Name und der seiner Heimat geschrieben steht. Wenn sie in diesen Wüsteneien herumirren, sehen sie oft schreckliche Gestalten und diabolische

Trugbilder, indem die Teufel sich oft unter sie mengen, so dass manchmal hundert Personen zweihundert zu sein scheinen. Wenn der Führer dann bemerke, dass einige das Täfelchen mit ihrem Namen nicht haben, so bäte er die Büsser, ruhig zu sein und eifrig zu ihrem Gotte Doniche zu beten, er möge sie von dieser Gesellschaft befreien. Auf dieses Gebet verschwinden dann die Teufel und lassen die Büsser ihre Uebungen vollenden. Diese Leute sehen nach Vollendung ihrer Busszeit so ausgezehrt aus, dass sie vor Blässe dem Tode selbst ähnlich sind. Nach Hause kehren sie in Begleitung vieler Leute aus der Stadt, die sogar ihre Kleider mit vieler Ehrfurcht küssen. 49)

Es gibt in Japan viele Zauberer und Hexen; 50) jedoch stehen sie nur bei den Einfältigen, gar nicht aber bei vernünftigen und klugen Leuten in Achtung. Auch Sterndeuter gibt es, die hochgeschätzt werden, weil sie sehr vieles richtig vorhersagen. Die Eingeborenen schreiben Chroniken ihrer Geschichte gerade wie wir, und da sie uns an Sitten und Scharfsinn so gleich kommen, so ahmen sie auch in vielen Stücken unsere Lebensart nach. Der Mann, der mir alles das, was ich bisher schrieb, erzählte, ist in der That von einem Scharfsinn und Verstand, um den manche von uns ihn beneiden möchten. Ebenso besitzt er eine in Wort und That bewiesene praktische

49. Aehnlich berichtet der Jesuitenfrater Pedro Alcaceva nach seiner Rückkehr aus Japan in einem 1554 zu Goa geschriebenen Briefe an die Gesellschaft Jesu in Portugal: „Gewisse Bonzen verfügen sich Busse halber auf einen hohen Berg zu einem Götzenbilde. Da fasten sie sechzig Tage und essen achtmal nur so viel, als sich mit einer Hand fassen lässt. Dann bekennen sie einander ihre Sünden und schwören, sich nicht zu verraten." Die Religiosen, an die hiebei zu denken ist, sind die der Shingonsekte zugehörigen *Yamabushi* oder Bergmönche (auch *Shugenja* genannt), wie schon daraus ersichtlich wird, dass sie nach Anjiros Bericht zu Doniche (=*Dainichi*) beten. Die hauptsächlichsten Berge, zu denen solche Pilgerzüge gingen, sind der Tateyama in der Proving Etchū, Ontake oder Mitake in Shinano, der Ōyama, und der heiligste von allen, Japans Kleinod, der Fujisan. Von diabolischen Erscheinungen wie den im Bericht erwähnten fabelte mir selbst noch ein alter Shugenja.

50. Es waren besonders die *Yamabushi* oder *Shugen*, aber auch die Shintōpriester, die sich mit Zauberkünsten und Wahrsagerei befassten.

Geschicklichkeit. An den Sünden, die er unter den Christen wahrnimmt, nimmt er grossen Anstoss.

Er glaubt, alle Japaner würden den christlichen Glauben sehr gern annehmen, wenn einige Christen zu ihnen kämen, weil in ihren Büchern geschrieben steht, es werden einmal alle Menschen *ein* Gesetz haben, und weil sie ein vollkommeneres Gesetz als das ihrige erwarten. Da aber niemand einen besseren Glauben als den unsrigen finden kann, was auch dieser Japaner einsieht und gern bekennt, so preist er sich glücklich, von Gott die grosse Gnade erhalten zu haben, zum Werkzeuge auserwählt zu sein, Christen nach Japan zu führen, welche das heilige Gesetz dort verkünden wollen. Obwohl er verheiratet ist, so bietet er sich doch an, die Patres, die dahin reisen werden, zwei bis vier Jahre zu begleiten, bis sie in dieser Provinz einen guten Grund des Christentums gelegt und die Sprache werden erlernt haben.

Das Klima ist, wie er sagt, sehr gesund, doch kommen häufig Orkane und Erdbeben vor. Es ist ein Ueberfluss an Früchten aller Art wie auch an Vögeln und Metallen, wie in Europa. Es gibt da wenige giftige Schlangen, aber viel Wild, wie Hirsche, Wildschweine, Hasen und dergleichen. Wein aus Trauben wird nicht gemacht, aber man bedient sich eines aus Reis gegohrenen Trankes,[51]) ähnlich dem Gerstensaft in Flandern. In den Wäldern kommen wilde Weinstöcke vor, welche Trauben tragen. Die gewöhnliche Nahrung ist Reis mit Kohl und Fische wie in Indien. Weizen kommt viel vor, wird aber nicht zu Brot benützt, sondern zu feinem Gebäck u. dgl.; der Reis vertritt die Stelle des Brotes. Man isst dass Fleisch wilder Hühner; Haustiere dienen nicht als Lebensmittel.

Er sagt, es sei im Lande ein Fürst, welcher in seinem Banner ein Zeichen wie ein Kreuz habe, und das sei das Wappen seiner Familie, das sonst niemand führen dürfe.[52]) Das ganze Volk bete an Körnern wie wir am Rosenkranz, und die-

51. *Sake* genannt.

52. Familienwappen des Hauses Shimazu in Satsuma. Siehe S. 86. ff.

jenigen, welche lesen können, bedienen sich kleiner Bücher; die, welche an den Körnern beten, verrichten bei jedem ein Gebet, das nocheinmal so lang ist als das Vaterunser. Diese Rosenkränze haben hundertundacht Körner; und da wir ihn um die Ursache dieser Zahl fragten, antwortete er, die Gelehrten sagten, dass der Mensch auf hundertachterlei Arten sündige, und gegen jede derselben müsse er ein Gebet verrichten. 53) Dieses Gebet ist in einer Sprache abgefasst, welche das Volk nicht versteht, wie bei uns das Lateinische. 54) Früh morgens, wenn sie aufstehen, sagen sie neun Worte 55) und bezeichnen sich mit zwei aufrecht gehaltenen Fingern der rechten Hand (wie wir Christen es zu thun pflegen, wenn wir das Kreuz machen) mit neun Kreuzen nach Art des Andreaskreuzes, wodurch sie vor den Teufeln sicher zu sein glauben. 56)

Ihre Religiosen legen die Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams ab und üben dieselben in Demut, bevor sie in den Orden aufgenommen werden.

Diese Völker sind, da sie fast unter einem Himmelsstriche mit uns sind, auch weiss von Farbe und von gleichem Wuchse. 57)

---

53. Dass die hundertacht Körner des Rosenkranzes ebensovielen Sünden oder Fleischeslüsten (*hyaku-hachi-bon-nō*) entsprechen, welche allen menschlichen Wesen anhaften, ist auch heute noch die von buddhistischen Priestern gegebene Erklärung.

54. D. h. im *Bonji*, einem korrumpierten Sanskrit.

55. *Namu myō hō renge kyō* d. i. „Verehrung der Sûtra von dem wundervollen Gesetz des Lotus!" ist die von den Anhängern der Nichirensekte gebrauchte, aus einer der ältesten kanonischen Schriften genommene chinesische Transliteration. Das gewöhnliche Gebet der andern Buddhisten sind die Worte *Namu Amida Butsu* d. i. „Verehrung dem Amida Buddha!" Die Kamiverehrer sprechen jeden Morgen, bevor sie ihr Tagewerk beginnen, vor einer Krystallkugel, dem Symbol des göttlichen Wesens, die fünf Worte „*to ho kami emi tame*", deren Bedeutung schwer wiederzugeben ist. Ein aus neun Worten bestehendes Gebet wusste mir kein Priester zu sagen.

56. Solche Zeichen sind bei den Religiosen der Shingon-shū üblich.

57. Ueber Abstammung und körperliche Eigenschaften der Japaner haben wir ganz vorzügliche Arbeiten von Dr. E. Baelz in den Mittheil. der Deutschen Gesellschaft für Natur-u. Völkerkunde Ostasiens Bd. III, 326-328, 330-359; 367-368; Bd. IV, 35-103; Bd. VIII, 227-235, sowie in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1901.

Sie sind klug und hochherzig, lieben Tugend und Wissenschaft und erweisen den Gelehrten viele Achtung.

Die Weise der Regierung im Frieden und im Kriege ist wie die unserige, nur mit dem Unterschiede, dass bei Gericht alles mündlich, nichts schriftlich abgethan wird. Die Rechtspflege hat einen sehr raschen Gang. Wenn ein Diener seinen Herrn schmäht oder ihm eine andere Unbill zufügt, steht es diesem zu, ihn auf der Stelle zu töten, ohne dass er deswegen zur Rechenschaft gezogen würde. Die höchste Würde des Voo geht auf dessen ältesten Sohn oder den nächsten Verwandten von väterlicher Seite über. Dasselbe ist auch bei den anderen Fürsten Regel. Der Goxo vermittelt, wenn diese Streit untereinander bekommen; wenn einer widerspenstig oder ungehorsam ist, so erklärt er ihm den Krieg, beraubt ihn des Reichs und zuweilen auch des Lebens; doch wird die Würde der Familie nicht genommen, sondern er räumt sie dem ein, dem sie von Rechts wegen zugefallen wäre, wenn der Fürst eines natürlichen Todes gestorben wäre.

Um Nachlass der Sünden für Lebende wie Verstorbene zu erhalten, beten die Japaner, geben Almosen, machen Wallfahrten und halten Fasten zu verschiedenen Zeiten im Jahre. Sie essen zwar gleich uns um die Mittagszeit, doch ist ihr Fasten viel strenger als das unsrige.

Auf einem Berge der Insel leben fünftausend Religiose, welche sehr reich sind, viele Diener, gute Wohnungen und feine Kleider haben. Sie beobachten die Keuschheit so strenge, dass kein weibliches Wesen auf dreitausend Schritte sich dem Kloster nähern darf. 58)

Weiber dürfen fünfzehn Tage hindurch nach der Geburt eines Kindes nicht berührt werden, und während vierzig Tagen

58. Der hier erwähnte Berg möchte ebensowohl der Hiyeizan bei Kyōto wie der Kōyasan sein. Auf ersteren weist die grosse Zahl und der Reichtum der Mönche, auf letzteren die Angabe, dass kein weibliches Wesen Zutritt zu ihm hatte. Erst seit der letzten Revolution ist es Frauen gestattet, zu dem Kongōfuji-Kloster auf dem Kōyasan, einer Gründung Kōbō Daishis, zu pilgern.

gehen sie nicht in den Tempel. Die Dienstmägde wohnen, wenn sie niederkommen, in einem andern Hause abgesondert; so auch zur Zeit der Menstruation. Wer sie zu dieser Zeit berührt, wird für unrein gehalten und muss, wie nach dem mosaischen Gesetz, gewaschen werden. 59)

Arme Weiber, welche viele Kinder haben, töten die jüngsten, damit sie nicht sehen müssen, was für ein elendes Leben sie führen, und dies wird nicht gestraft. 60)

Er erzählte uns ferner, vor fünfhundert 61) (andere sagten, noch früher) Jahren seien im Königreiche Cenico, von wannen man durch die Tartarei und China nach Japan kommt, und in Japan selbst infolge der Lehre Xaquas die Götzenbilder zerstört worden. Wenn Xaqua über die Hölle predigte, sagte er, die Seelen würden darin von den Teufeln mit verschiedenen Peinen gequält, die Verdammten seien in ewigem Feuer und anderen ähnlichen Qualen; es gebe einen Reinigungsort, wo die Seelen, welche in diesem Leben nicht genugsam Busse für ihre Sünden gethan haben, zurückgehalten würden, bis sie geläutert seien; und im Paradiese seien Engel, welche die Majestät Gottes betrachten. Sie glauben, dass die Engel die Menschen beschützen, und darum tragen sie Bilder von Engeln bei sich, welche, wie sie sagen, aus anderer Substanz und anderen Elementen wie wir gemacht seien. 62)

59. Wie der Tod, so verunreinigt im Shintoismus auch die Geburt. Satow und Dickins fanden die altjapanische Sitte, dass sich die Frauen zum Zweck ihrer Entbindung in eine dafür temporär erbaute Hütte (*ubu-ya* = Geburtshaus genannt) zurückzogen, noch auf der Insel Hachijō vor, als sie dieselbe im Jahre 1878 besuchten. Vgl. T. A. S. J. Vol. VI, p. 455 f.

60. Dies gab den Jesuiten sehr bald Veranlassung, Findelhäuser zu errichten.

61. Nach der andern Version des Berichts vor *1600 Jahren.*

62. Was hier den Engeln verglichen wird, sind die japanischen *Tennin.* Schon Arai Hakuseki fiel die Aehnlichkeit zwischen beiden auf. Vgl. Lönholm, *Arai Hakuseki und Pater Sidotti* in Mitth. d. D. G. f. N. u. V. O. Bd. VI, 165 f. Dr. Lönholm gibt für *Kwōontenin* die Uebersetzug „strahlende himmlische Männer". Ich finde jedoch diese imaginären Wesen in Japan stets als schöne weibliche Gestalten mit Flügeln, nie in männlicher Form abgebildet. Sie gelten als ewig jung und wohnen im Paradies des Westens, dem buddhistischen Himmel, wo sie die Seelen der Abgeschiedenen Amida vorstellen, singen und musizieren.

Sie verrichten viele Gebete zum Lobe Gottes, und besonders die Religiosen üben die Betrachtung. Wenn sie singen, versammeln sie sich um den Altar; sie läuten mit Glocken, um das Volk zu den Predigten, zum Gottesdienste und Gebete zu versammeln. Wenn jemand stirbt, so versammeln sie sich mit brennenden Kerzen, um ihn zu begraben oder zu verbrennen. Alle ihre Gesetze, Schriften und Gebete sind in einer von der gewöhnlichen abweichenden Sprache verfasst, wie bei uns die lateinische ist. Da wir ihn fragten, ob sie auch Opfer hätten, antwortete er, an gewissen Tagen verrichteten die Priester einen gewissen Gottesdienst, besonders aber ihr Vorsteher, der in einer besonderen Kleidung in den Tempel gehe und in Gegenwart des Volkes gewisse wohlriechende Sachen gleich dem Weihrauch —Aloeholz und gewisse wohlriechende Blätter—auf einem Steine wie einem Altare unter Absingung von Gebeten verbrenne. Die Tempel haben dasselbe Privilegium wie die unsrigen, so dass die Diener der Gerechtigkeit niemanden aus denselben herausholen dürfen, ausgenommen solche, die einen Diebstahl begangen haben. Sie haben in ihren Kirchen manche Bilder von Heiligen beiderlei Geschlechts, die teils geschnitzt, teils gemalt sind, eine Krone oberhalb und einen Schein darum haben. [63] Wenn sie gleich nur *einen* Gott, den Schöpfer aller Dinge, anbeten, so beten sie doch zu den Heiligen, dass sie bei Gott für sie bitten. Sie pflegen auch ein Frauenbild mit einem Kinde auf den Armen abzumalen; sie nennen es Quaneuoa [Kwannon]. Zu ihm nehmen sie als zu ihrer allgemeinen Schutzfrau in allen ihren Nöten ihre Zuflucht, so wie es die Christen zur seligsten Jungfrau zu thun pflegen. Von der Lebensgeschichte dieser heiligen Frau konnte er uns nichts sagen. [64]

Die Japaner machen keinen Unterschied der Speisen und haben keine Beschneidung. Es scheint, dass das Evangelium

63. Dieser Heiligenschein, *go-kō* genannt, unterscheidet sich in nichts von dem in der christlichen Bildkunst gebräuchlichen.

64. Siehe Kap. I, Anm. 11 und Kap. VIII, S. 117.

dort schon verkündet wurde, dass aber sein Licht infolge der Sünden verdunkelt und dann durch irgend einen Irrlehrer wie Mohammed ganz genommen wurde. [65])

Während ich dies schrieb, kam ein armenischer Bischof zu mir, der über vierzig Jahre in diesen Gegenden gewesen ist. Er sagte mir, er habe gelesen, Armenier hätten im Anfang der Kirche in China gepredigt und hätten es zu Christo bekehrt. [66]) Doch würde es sehr gut sein, wenn das Licht des wahren Glaubens und die Lehre des Evangeliums noch einmal diesen Nationen gebracht würde. Um wie viel verdienter um die Kirche Gottes als diejenigen, die durch ganz Europa bei ihrem Priestertum lustig und wohlauf und im Ueberflusse leben, das Talent, das sie von Christo empfangen haben, vergraben und weder für ihr noch für Anderer Heil sorgen, würden sich daher jene machen, die, wo es um das Heil der Menschen sich handelt, keinerlei Arbeit oder Beschwerde scheuend, in diesen weiten Erdstrich das Licht des Glaubens brächten. Niemand lasse sich durch die Entfernung abschrecken, der weiss, dass ihm die Sorge für das Heil seines Nächsten anbefohlen ist. Obwohl die Reise von Rom nach Japan 8000 Stunden beträgt, so sind doch denen, welche Gott und das Heil der Seelen lieben, alle Mühen und Gefahren der Welt eine Lust.

---

65. Siehe S. 87 f. und Anm. 11.

66. Ein merkwürdiges Denkmal aus dem Jahre 781, der 1625 beim Bau einer Mauer in der Nähe von Siganfu aufgefundene Stein mit seiner teils in chinesischer, teils in syrischer Syrache abgefassten Inschrift, bezeugt, dass die armenischen Nestorianer seit 625, begünstigt von den Kaisern, das Evangelium in China verkündigt haben. Manches aber spricht dafür, dass sich schon im J. 505 dieses „chaldäische" Christentum der Syrer von Persien aus bis nach dem Reich der Mitte verbreitet hatte. Das erwähnte Steindenkmal gibt einen Ueberblick über die chinesische Missionsthätigkeit für beinahe 150 Jahre. Von 781 ab scheint sie sich fortgesetzt zu haben, bis die zunächst gegen den Buddhismus gerichtete Verfolgung auch sie heftig in Mitleidenschaft zog. Ob die von Marco Polo im 13. Jahrhundert erwähnten, von den mongolischen Herrschern geduldeten und erst seit deren Niederwerfung durch die Mingdynastie (1368) verschwundenen nestorianischen Kirchen in China auf die früher daselbst bestehenden und zu Kirchenprovinzen verbundenen, von Seleucia abhängigen zurückgingen, ist zweifelhaft.

So Gott will, wird unser Pater Magister Franciscus mit Paul, der uns dies alles erzählt hat, zwei anderen christlichen Japanern und mit drei anderen Brüdern aus unserer Gesellschaft zu Anfang kommenden Aprils die Reise nach Japan antreten, und in zwei Jahren werden Ew. Hochwürden Nachricht haben von dem Guten, welches wir in diesem Lande zu wirken hoffen mit der Gnade unsers Herrn Jesus Christus, der gebenedeit ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Cochin, Anfangs Januar 1549.[67]

Laus Deo.

67. Nach anderer Datierung: Ende des Jahres 1548.

IV.

Pauli Japonii ad Societatem Jesu in Indiam.[1]

Quod mihi maxime fuit optatum, ut in Japonem redire, matrem meam, & uxorem, ac filiam, cognatos praeterea ac familiares meos ab impio daemonum cultu ad Christi religionem traducere mihi liceret; id jam Dei Domini nostri clementia singulari sum consequutus. Nunc autem alia me coquit cura, ut ii, quemadmodum ad Christum conversi sunt, sic in fide, quam ei dederunt, firmi stabilesque persistant. quod ego cum a Domino precor itendidem; tum vos, per Christum, ut in precibus vestris ac sacrificiis mei meorumque memores sitis, obtestor: quandoquidem ad salutem (nisi principiis consentiant exitus) coepisse nil prodest. Japonii me sane quam libenter audiunt de Jesu Christo verba facientem. itaque multos, favente Deo, Christianos fore confido. Nos hic omnes corpore (utinam aeque spiritu) bene valemus. & quamquam a vobis locorum intervallo disjuncti sumus; tamen & animis in praesentia conjuncti videmur; & erimus aliquando corporibus: videlicet cum ad extremum judicium excitabimur, utinam cum Domino regnaturi. Congoxima, Nonis Novembris, M.D.XLIX.

1. Siehe S. 139. Dieses Schreiben des ersten japanischen Christen Anjiro findet sich in der hier wiedergegebenen lateinischen Uebersetzung bei MAFFEI.

Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Tokyo
Mitteilungen Supplement Bd. 6

FESTSCHRIFT

ZUR ERINNERUNG

AN DAS 25 JÄHRIGE STIFTUNGSFEST

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS

am 29. Oktober 1898

Herausgegeben von dem Vorstande

TOKYO

Druck der RIKKYO GAKUIN BUCHDRUCKEREI, Tsukiji,

1902

DIE ERSTEN FÜNFUNDZWANZIG JAHRE DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS. 1873—1898.

SKIZZE DER GESCHICHTE DER GESELLSCHAFT.

Im Auftrage des Vorstandes verlesen in der Festsitzung in Tokyo am 29. October, 1898.

An einem nationalen Festtage, dem Geburtstage Kaiser Wilhelms I, ist vor 25 Jahren die „Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" begründet worden. In den in der ersten Generalversammlung am 26. April 1873 vereinbarten Statuten wurde als Zweck der Gesellschaft angegeben, den Mitgliedern zum Austausch ihrer Ansichten und Erfahrungen in Betreff der Länder Ostasiens Gelegenheit zu geben, darüber hinaus aber die Erforschung der Länder des fernen Ostens zu fördern und durch die herauszugebenden Mittheilungen der Gesellschaft die wissenschaftliche Kenntniss Ostasiens zu mehren und zu verbreiten. Es waren 71 Herren, die sich unter Vorsitz unseres jetzigen Ehrenmitgliedes, des damaligen Kaiserlich Deutschen Ministerresidenten Herrn M. von Brandt, endgültig am 5. Juli 1873 als Begründer der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens constituierten. Eilf dieser Herren sind bis zum heutigen Tage fast ununterbrochen Mitglieder unserer Gesellschaft geblieben; ausser dem genannten Vorsitzenden die Herren

G. Reddelin, damals in Yokohama, jetzt in Hamburg
M. Bair, „ „ Tokyo, „ Kaiserl. D. Konsul a. D. in Paris.
F. Krien, „ „ „ „ „ D. Konsul in Seoul.
C. Illies, „ „ Yokohama, „ in Hamburg.
J. Naudin, „ „ „ „ „ Yokohama.
H. O. de la Camp, damals in Yokohama, jetzt in New York.
A Oestmann, „ „ „ „ „ Kobe.
Dr. Th. v. Holleben, „ „ Peking, „ Kaiserl. D. Botschafter in Washington, Excellenz, Ehrenmitglied d. Gesellschaft.
Dr. von Möllendorf, damals in Peking, jetzt in Shanghai.
P. Kempermann, „ „ Tokyo, „ Kaiserl. D. Ministerresident in Bangkok.

Gleich von Anfang an wurde festgesetzt, dass die Sitzungen einmal im Monat und zwar in der Regel abwechselnd in Tokyo und Yokohama stattfinden sollten. In Yokohama stellte der Vorstand des Clubs Germania bereitwillig einen Saal für die Sitzungen zur Verfügung, während an dem Hauptsitze der Gesellschaft im Shibapark ganz nahe bei dem jetzigen Bazaar ein Tempelgrundstück Tenkoin als Heim der Gesellschaft gemiethet wurde. Um den wissenschaftlichen Aufgaben des Vereins gerecht zu werden, wurde auch auf die Anlage einer auf Ostasien bezüglichen Bibliothek und auf die Sammlung ethnographischer und naturhistorischer Objekte Bedacht genommen. Mit bewunderungswürdiger Opferfreudigkeit schenkten sehr viele Mitglieder werthvolle Bücher und interessante Veranschaulichungsmittel der Bibliothek und der Sammlung der Gesellschaft. Manches, besonders Bücher, wurde auch durch Austausch erworben. Die japanische Regierung überliess die von Siebold nachgelassene Büchersammlung der deutschen Gesellschaft zur Benützung. Eifrige Thätigkeit und gedeihlicher Fortschritt sprechen aus den Berichten des Vorstandes in den ersten vier Jahren, und documentieren sich in den umfangreichen Veröffentlichungen der Gesellschaft in dieser Zeit. Namentlich meteorologische Erscheinungen, die Fauna und Flora Japans, medicinische und

pharmakologische Studien, die japanische und chinesische Musik, das Schachspiel im fernen Osten, und die Geheimnisse der Rechenmaschine standen neben Reiseschilderungen und topographischen Messungen im Mittelpunkte des Interesses.

Bald stellte sich aber heraus, dass man das Ziel ein wenig zu hoch gesteckt hatte und von den Mitgliedern Leistungen forderte, die auf die Dauer von vielen nicht willig getragen wurden. Das Eintrittsgeld betrug damals trotz des hohen Silberkurses zehn, und der monatliche Beitrag, auch für auswärtige Mitglieder, zwei Dollar. Namentlich die nach Europa zurückgekehrten Mitglieder empfanden bald eine solche sich auf jährlich etwa 100 Mark belaufende Beisteuer recht drückend. Der damalige Vorstand befand sich in der schwierigen Lage, für Aufbewahrung der durch interessante Geschenke und sorgfältige Ordnung an Werth gestiegenen Sammlung erhebliche Summen an Miethe, Dienerlohn, Feuerversicherung und passende Schränke und Behälter aufwenden zu müssen, so dass bei den hohen Kosten der oft mit Abbildungen geschmückten Publicationen das Budget kaum balanciert werden konnte; und doch musste er die Klagen über die Höhe des Beitrages als gerechtfertigt anerkennen. Er suchte Abhilfe zunächst durch Beschaffung billigerer Miethsräume und Herabsetzung der Druckkosten. Dadurch liess sich seit 1877 eine Ermässigung der Beiträge für auswärtige Mitglieder auf jährlich zwölf Dollar durchführen. Inzwischen hatte aber auch die japanische Regierung das Tokyo-Museum begründet und mit reichen Mitteln zu Anschaffungen versehen, so dass für die Zwecke, für die bis hahin allein die private Vereinigung der Deutschen in Japan so erhebliche Opfer gebracht hatte, nunmehr von Staatswegen gesorgt wurde. Da die Unterhaltungs- und Bergungskosten der Sammlungen nicht weniger als 60 % der Einnahmen unserer Gesellschaft verschlangen, so ergab sich als einfachster Ausweg aus den finanziellen Schwierigkeiten die Auflösung des Museums. In der ordentlichen Generalversammlung vom 19. Januar 1878 schlug Herr Dr. Baelz vor, die Sammlungen der Gesellschaft dem Museum für Völkerkunde

in Leipzig zu schenken, um durch die Ersparniss der Aufbewahrungskosten in die Lage zu kommen, die Beiträge auch der Yokohama Mitglieder herabzusetzen, und doch für den Druck der Mitteilungen grössere Mittel verfügbar zu haben. Der verdiente Conservator der Sammlungen, Herr Dr. Wagener, schritt sofort zur Einpackung der sorgfältig gehegten Schätze. Am 2ten Februar 1878 wurde in einer ausserordentlichen Generalversammlung in Yokohama der Vorschlag des Herrn Dr. Baelz zum Beschluss erhoben.

Mit der Ausführung dieses Beschlusses kam eine Periode der Aufregung über unsere Gesellschaft. Die in Tokyo und Yokohama anwesenden Mitglieder nämlich, denen der Conservator des Museums oft und eindringlich die Lücken der verschiedenen Abtheilungen vorgehalten hatte, um sie zu weiterem Sammeln und Schenken anzuspornen, unterschätzten den Werth des bereits Zusammengebrachten so sehr, dass sie fürchteten, in Deutshland würde kaum eine Museumsverwaltung die Transportkosten daran wenden, um eine solche Sammlung geschenkt zu erhalten.' Herr Consul Bair erbot sich deshalb sogar, um das Geschenk annehmbar zu machen, als Beihilfe zu den Frachtspesen seinerseits, wenn nöthig, ein pecuniäres Opfer zu bringen. Aber man wurde bald eines Besseren belehrt. Während nämlich die unerwartete Schenkung in Leipzig eine so kühle Aufnahme fand, dass die Annahme nicht einmal hierher telegraphiert wurde, bewarb sich das Berliner Museum für Völkerkunde telegraphisch um Berücksichtigung bei der Entäusserung, und bot entsprechende Gegenleistungen an. So gern der Vorstand das vorteilhaftere Angebot aus der Reichshauptstadt im Interesse der Gesellschaft verwerthet hätte, so konnte die ausserordentliche Generalversammlung vom 27. April die Schenkung doch nicht mehr zurücknehmen und nur von der Leipziger Gesellschaft das Versprechen erwirken, dass die Doubletten oder für das Berliner Museum hervorragend wichtige Gegenstände der Reichshauptstadt überlassen wurden. Die damals in Berlin ansässigen Mitglieder waren mit dem Verlauf der Sache so unzufrieden, dass sich die

bis dahin bestehende Section Berlin auflöste. Uebrigens hat die Sammlung im Leipziger Museum für Völkerkunde später eine zweckentsprechende würdige Aufstellung gefunden. Auch ist unserer Gesellschaft ein Diplom übersandt worden, worin der Dank für die Förderung des Museums ausgesprochen ist.

In diesem zweiten Triennium unserer Gesellschaft brachten unsere Mittheilungen an neuen Gegenständen namentlich oekonomische Themata, Probleme des Bergbaues und der Erdbebenmessung, aber auch schon Uebersetzungen von chinesischen und japanischen Literaturwerken. Herr von Eisendecher, kaiserl. Ministerresident, Herr Prof. Dr. Doenitz und Herr Kempermann, Secretaire interprète, führten den Vorsitz im Vorstande. Die Entäusserung des Museums erwies sich in der That als eine Lebensbedingung für die Gesellschaft. Man konnte jetzt die theuren Räumlichkeiten im Tenkoin aufgeben und sich mit der allerdings beengten Unterbringung der Bibliothek in der vom japanischen Unterrichtsministerium zur Verfügung gestellten Halle Seido, neben dem Tempel des Confucius an der Ochanomidsubashi, begnügen, wo auch die Tokyo-Sitzungen abgehalten wurden. Infolgedessen besserte sich die Finanzlage der Gesellschaft von Jahr zu Jahr, obwohl jetzt auch der monatliche Beitrag der in Tokyo residierenden Mitglieder herabgesetzt war. Der Vorstand konnte die günstige Gelegenheit benutzen, eine Reihe wertvoller Zeitschriften und Bücher aus der Bibliothek des Japan verlassenden Mitgliedes Herrn Bramsen zu erwerben. Seit dieser Zeit hat unsere Bibliothek in ihrer auf Ostasien bezüglichen Specialität vor allen andern in Japan befindlichen Büchersammlungen den Vorsprung gewonnen.

Das Jahr 1879 brachte für unsere Gesellschaft zwei Gelegenheiten, das Ansehen, das sie sich erworben hatte, auch öffentlich zu documentieren. Am 21. Juni beehrte Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preussen die Sitzung der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo mit seinem Besuche. Es wurde ihm das von unserm Mitglied Herrn Netto künstlerisch ausgeführte Diplom der Ehrenmitgliedschaft

und ein seltenes, auf die erste brandenburgische Colonisation in Africa durch Major von der Groeben bezügliches Buch aus dem Jahre 1692 überreicht. Dann gab die glückliche Ankunft der Vega nach ihrer Fahrt durch das nördliche Eismeer die Veranlassung, am 15. September, gemeinsam mit der japanischen Geographischen Gesellschaft und der Asiatic Society, dem Leiter der Expedition Professor Nordenskjöld zu Ehren ein Festmahl zu veranstalten, bei dem Seine Kaiserl. Hoheit Prinz Kitashirakawa praesidierte und in deutscher Sprache den Toast auf den Gast des Abends ausbrachte. Auch zeigte sich von diesem Jahre an, durch den ausserordentlich zunehmenden Verkauf unserer Hefte in Europa und sich mehrende Austauschgesuche, dass die Bestrebungen unserer Gesellschaft gewürdigt wurden. Es wurde von einzelnen Heften bereits eine neue Auflage nöthig.

Besonders reich an umfangreichen geographischen und ethnographischen Monographien waren unsere Publicationen in den Jahren 1881, 1882 und 1883. Die damals veröffentlichten Beiträge über Yeso und die Ainos, die grundlegenden Arbeiten über die Liukiu Inseln und die Körpereigenschaften der Japaner haben grade unserm dritten Bande zu besonders zahlreichen Anführungen in den verbreiteten Handbüchern der Völkerkunde verholfen.

Während so die wissenschaftliche Thätigkeit der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens sich schon im ersten Decennium ihres Bestehens auf achtunggebietender Höhe hielt und allmählich auch die Finanzen auf eine gesunde Basis kamen, machte sich ein andrer Uebelstand sehr störend fühlbar. Der Mangel eines eigenen Heims machte die Benutzung der Bibliothek und die gesellige Vereinigung der Mitglieder in Tokyo nur an bestimmten Tagen der Woche möglich. Dazu kam, dass das Gebäude, in dem die japanische Regierung einige Räume der Gesellschaft in entgegenkommender Weise drei Jahre lang überliess, im Herbst 1881 einem Umbau unterworfen werden musste. In dieser Verlegenheit gestattete die deutsche Reichsregierung für einige Zeit die Benutzung eines Backsteinhauses

auf dem Gesandtschaftsgrundstück für die Bergung der Bibliothek. Auch fanden die Sitzungen jetzt auf der Gesandtschaft statt. Vom September 1881 bis zum December 1883 war auf diese Weise unsere Gesellschaft in Japan auf deutschem Boden untergebracht. Dann musste der Vorstand schleunigst ein neues Unterkommen suchen. Wieder half die Liberalität der japanischen Regierung aus der Verlegenheit, indem sie der Gesellschaft ein im Uyenopark, Seikendera 5, gelegenes geräumiges Haus zur Verfügung stellte. Aber auch hier traten wegen der Baufälligkeit des Hauses nach 2-jähriger Benutzung Schwierigkeiten ein. Um den Uebelständen, die mit so häufigen Umsiedelungen verbunden sind, für die Zukunft zu entgehen, beschloss die in Yokohama am 27. Juli 1885 abgehaltene ausserordentliche Generalversammlung den Ankauf eines eigenen Hauses. Das central gelegene und vor Feuersgefahr relativ geschützte Grundstück in Kanda Imagawakoji Itchōme 8, wurde im Namen unseres Mitgliedes Herrn Director Wada erworben und bereits am 29. Oktober 1885 durch eine Festsitzung und eine Ansprache des Vorsitzenden Herrn Dr. Wagener eingeweiht. Damit begann eine neue Periode in der Entwickelung unserer Gesellschaft. Es wurde ein besonderes Zimmer für die Benutzung der neueingegangenen Zeitschriften eingerichtet und einer sich aus Mitgliedern der Gesellschaft zusammensetzenden Kegelgesellschaft die Erlaubnis gewährt, an der Nordseite des Grundstückes eine Kegelbahn zu erbauen. Mehr und mehr wurde das Vereinshaus auch zu geselligen Vereinigungen der Mitglieder, namentlich auch zur Feier des Geburstages des Deutschen Kaisers, verwerthet. Vor allem hat aber die nunmehr täglich zugängliche Bibliothek erst seit der Begründung des eigenen Heims eine entsprechende Benutzung gefunden. Auch wurden die in Tokyo gebildeten Sectionen des Deutschen Kolonialvereins und des Allgemeinen Deutschen Schulvereins ermächtigt, ihre Sitzungen in den Räumen der Gesellschaft abzuhalten. Zeitlich vorgreifend darf hier schon erwähnt werden, dass durch einen grossen Umbau, den Herr Architekt Tietze sowie unser Ehrenmitglied und Vice-

präsident Herr R. Lehmann im Jahre 1891 ausgeführt haben, ein geräumiger Sitzungssaal und ein feuersicheres Bibliotheksgebäude geschaffen worden sind, so dass seitdem unsere Gesellschaftsräume den an sie gestellten Anforderungen vollkommen genügen. Die Publicationen der Gesellschaft spiegeln auch die in der intellectuellen japanischen Entwickelung bemerkbaren Veränderungen einigermassen wieder. Wie früher medicinische und naturhistorische, so traten in den Jahren 1884 bis 1886 von später angekommenen Fachmännern bearbeitete statistische, geologische und landwirtschaftliche Themata in den Vordergrund. Nicht ohne Zusammenhang mit den seit 1884 stärker hervortretenden Bemühungen um Vertragssrevision ist es, dass 1888 und 1889 deutsche Juristen in der Lage waren, uns auf Grundlage von Quellenstudien über älteres und neues japanisches Strafrecht, über die Entwickelung der Rechtsverwaltung und über das so eigentümlich gestaltete Familien- und Erbrecht in Japan zu belehren. Sehr bald darauf documentierte sich auch die Anstellung deutscher Lehrer in der philosophischen Facultät und die neubegründete Mission des allgemeinen evangelischen Missions-vereins in literarischen, philosophischen, historischen und religions-geschichtlichen Vorträgen und Arbeiten. In den letzten Heften des fünften Bandes kommen dann auch die Forstwissenschaft und die Veterinär-Medizin zu ihrem Rechte. Durch Reisen, Studien oder langjährigen Aufenthalt waren einige unserer Mitglieder auch in den Stand gesetzt, interessante Vorträge über chinesische Verhältnisse und Korea, über die Shan-Staaten, Neu-Guinea und Hawaii zu halten, die meist in unsern Heften zum Abdruck kamen. An Mannigfaltigkeit des Inhalts kann es der jüngst abgeschlossene sechste Band mit seinen Vorgängern ruhig aufnehmen.

Die reicheren Mittel der Gesellschaft erlaubten ihr auch die Herausgabe von wichtigen Sammel- und Uebersetzungswerken als Supplement unserer Mittheilungen. Rudorff's Tokugawa-gesetzgebung, Florenz' Nihongi und Ehmann's Sprichwörter und bildliche Ausdrücke der japanischen Sprache sind von so hohem

wissenschaftlichen Interesse, dass die Kosten der Drucklegung von der Gesellschaft gern getragen wurden. Mit dem zuletzt genannten Werke ist auch der Uebergang zu dem handlicheren Octavformat gemacht worden. Wir hoffen in wenigen Wochen den ersten Halbband des siebenten Bandes in gleichem Format zur Vertheilung zu bringen; über 100 Seiten sind bereits gedruckt.

Dass die Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde sich einer gedeihlichen Entwickelung erfreut, beweist die stetig wachsende Zahl unserer Mitglieder und die immer eifrigere Nachfrage nach unsern Mittheilungen, namentlich auch seitens anderer gelehrter Gesellschaften, die mit uns in Austauschverkehr zu treten wünschen. Die Auflage ist im Laufe der Jahre von 250 auf 700 gesteigert worden. Für die Zunahme der Mitgliederzahl mögen die Ziffern in Abständen von fünf zu fünf Jahren sprechen. Wir hatten im Juni 1883 nur 78 Mitglieder, 1888 beinahe doppelt so viel, nämlich 145, 1893 wider 44 mehr, nämlich 189, in diesem Augenblick 265 Mitglieder.

Eine so gedeihliche Entwickelung einer gelehrten deutschen Gesellschaft ausserhalb Europas steht wohl ohne Beispiel da und berechtigt uns mit Befriedigung auf die nunmehr abgelaufenen 25 Jahre zurückzublicken. Wir sind dafür allen Mitgliedern und besonders den Herren, die uns durch Vorträge und wissenschaftliche Beiträge unterstützt haben, zu Dank verpflichtet. Den hervorragendsten Antheil an diesem guten Erfolge haben aber vier Männer, die wir schon früher bei Gelegenheit geehrt haben, deren Andenken in der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens aber niemals erlöschen darf. Herrn von Brandt, Herrn von Holleben, Herrn Lehmann haben wir zum Zeichen des Dankes zu Ehrenmitgliedern gewählt, der vierte weilt leider nicht mehr unter den Lebenden: es ist der uns am 8. Nov. 1892 durch den Tod entrissene Dr. Wagener, dessen in unseren Heften ein Nekrolog wehmüthig und dankerfüllt gedenkt. Auch hat die Gesellschaft dem Begründer der Japanologie Sir Ernest Satow gelegentlich seiner Rückkehr nach Japan als Gesandter, sowie

Herrn Professor Bastian zu seinem siebenzigsten Geburtstag die Ehrenmitgliedschaft zuerkannt.

Möge der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens noch eine lange fortschreitende Entwickelung beschieden sein! Möge sie immer hervorragende Kräfte finden, die sich ihren Zwecken so opferwillig hingeben, wie es in den abgelaufenen 25 Jahren geschehen ist!

GENERAL-INDEX

ZU

Band I bis VI

DER

Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

Vorbemerkung.

Die vollen Titel der einzelnen Aufsätze sind nur im Verzeichnis der Autoren gegeben. Hier ist auch, um schon aus dem Index ein genaues Citieren zu ermöglichen, die von den Verfassern selbst beliebte Orthographie, besonders ihre eigene, stark differierende Schreibweise japanischer Wörter beibehalten. Im Sachregister ist dagegen die vom Redaktionscomitee für die „Mittheilungen" gewählte Schreibweise durchgeführt. Es ist die phonetische mit nur wenigen unwesentlichen Abweichungen von der in Hepburn's Wörterbuch in Anwendung gebrauchte.

Die Vokale werden also wie im Deutschen gesprochen; „ei" fast wie „ē.".

ch	tsch, tsh.
j	dsch, dj.
s	sz, s (scharf).
sh	sch,
ts	z.
z	s, dz, ds.
y	j.

I. VERZEICHNIS DER AUTOREN.

A

Ahlburg. Ein neues japanisches Pflanzengenus. Bd. II, 150.
Balistes conspicillum (seltener Fisch). Bd. II, 150.
Centrisciden (Fisch). Bd. II, 150.

Arendt, C. Beiträge zur Kenntniss der neuesten chinesischen Literatur. Bd. I, Heft VIII, 37–39. Bd. II, 25.
Das schöne Mädchen von Pao. Eine Erzählung aus der Geschichte Chinas im 8. Jhd. v. Chr. Bd. II, Beilage I.
Chu-Hsü, der Usurpator von Wē, Aus dem Jahr 719 v. Chr. Bd. II, Beilage II.
Der Kaiser in seinem Verhältniss zu den Vasallenfürsten nebst Andeutungen über die barbarischen (nicht chines.) Völkerschaften im jetzigen China. Zur Zeit der Chou—Dynastie. Bd. II, Beilage II, 7 ff.
Die Schlacht bei Hsüko (707 v. Chr.) Bd. II, Beilage III, 259–267 bis.

B

Baelz, Dr. E. Japanischer Bandwurm. Bd. II, 151 f.
Ueber einige unbeschriebene japanische Krankheiten. I. Das japanische Ueberschwemmungs-oder Flussfieber. Bd. II, 409–415.
Ueber die in Japan vorkommenden Infectionskrankheiten. Bd. III, 295–318.
Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Bd. III, 326–328; 330–359; 367–368. Bd. IV, 35–103.
Vortrag über die Verbesserung der japanischen Rasse (Erwähnung). Bd. IV, 292.

Nikko im Herbst (Erwähnung). Bd. IV, 293.

Vortrag über die Ernährung der Japaner vom volkswirtschaftlichen Standpunkt. (Bericht und Diskussion). Bd. IV, 295–297; 397.

Japanische Badeanstalten (Bericht). Bd. IV. 395.

Lebensdauer der Japaner (Erwähnung). Bd. IV, 398.

Die religiöse Ekstase (Erwähnung). Bd. IV, 421. cf. Bd. III, 253.

Kiodens historischer Roman: Der treue Ritter Uto Yasukata nebst biographischen Bemerkungen über den Verfasser und andere zeitgenössische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Bd. V, 282–284.

Vorkommen von Parasiten bei Menschen in Japan. Bd. V, 346 f.

Festrede auf Phil. Franz von Siebold. Bd. II, 392–397.

Besessenheit, religiöse Ekstase und Verwandtes in Japan. Bd. II, 453 f.

Beukema, Dr. T. W. Die Leichenverbrennung in Japan, und **Plugge,** Dr. Pl. — deren Geschichte und gegenwärtiger Zustand. Bd. III, 1–12; 131 f.

Boyle.—Bestimmungen von Höhen am Nakasendo in Japan. Bd. I, Heft III, 6.

Bramsen, W.—Notes on Japanese Coins. Bd. III, 21–28.

Brandt, M. v.—Chronologisches Verzeichniss der Kaiser und Siogune. Bd. I, Heft I, 14–18.

Stammtafel der Siogun Familien bis zu Iye Yasu. Bd. I, Heft I, 19–20.

Das Solfatarenfeld des Vulkans Komangatake und des Yesan bei Hakodate. Bd. I, Heft III, 4 f.

Höhenbestimmungen. Bd. I, Heft III, 10.

Ueber den Farbendruck der Japaner. Bd. I, Heft IV, 2.

Ueber japanische Emailarbeiten. Bd. I, Heft V, 1–3.

Die Anfertigung des Krepppapiers. Bd. I, Heft V, 5–7.

The Discovery of Japan and the Introduction of Christianity. Bd. I, Heft V, 28–33.

The Relations between the English and the Japanese from 1600 to 1854. Bd. I, Heft V, 33–37.

Der japanische Adel in seinen verschiedenen Classen, Eintheilungen, Titeln und Würden, I. Vor 1868. Bd. I, Heft VI, 5–8.

Der Taifun vom 13. September 1874. Bd. I, Heft VI, 11–13.

Brauns, Dr. D.—Vorläufige Notizen über Vorkommnisse der Juraformation in Japan. Bd. II, 440-442.

Bretschneider, Dr. E.—Ueber das Land Fu Sang nach den alten chinesischen Berichten. Bd. II, 1–11.

Busse, Dr. L.—Streifzüge durch die japanische ethische Litteratur der Gegenwart. Bd. V, 439–500.

C

Christlieb, Dr. M.—Neueste Literatur über Japan. (Bericht). Bd. VI, 453; 477 f.

Cochius, Dr. H.—Ueber ein eigenthümliches Meeresleuchten. Bd. I, Heft I, 23 f.

Die Solfatara von Ashinoyu. Bd. I, Heft III, 2 f.

Blumenfeste in Yedo. Bd. I, Heft IV, 26–28.

Nara, Bd. I, Heft VII, 32–36.

Ontake in Shinano. Bd. I, Heft X, 4.

D

Dittrich, R.—Beiträge zur Kenntniss der japanischen Musik. Bd. VI, 376–391.

Doederlein, Dr. L.—Jungfernkranich. Bd. III, 89.

Kreuzotter auf Sachalin. Bd. III, 89.

Die Liu-Kiu-Insel Amami Oshima. Bd. III, 103–117; 140–156; cf. 132.

Japanische Seeschlangen, Bd. III, 209 f.

Ueber einige japanische Säugetiere. Bd. III, 210 f.

Termiten in Japan. Bd. III, 211 f.

Doenitz, Dr. W.—Ueber Shimo-Bashira, eine eigentümliche. Eisbildung in Japan. Bd. I, Heft IV, 2 f.

Bemerkungen über Ainos. Bd. I, Heft VI, 61–67.

Ueber einen Töne von sich gebenden Schmetterling. Bd. I, Heft VI, 68 f.

Ueber eine eigentümliche Missbildung bei einer Katze. Bd. I, Heft VI, 69 f.

Fehlen der Fische im Chuzenjisee. Bd. I, Heft VIII, 2.

Fossiles Holz. Bd. I, Heft VIII, 2.

Japanische Plätteisen. Bd. I, Heft VIII, 2.

Ueber die Abstammung der Japaner. Bd. I, Heft VIII, 2; 39–41.

Zwei abnorme Japanerschädel. Bd. I, Heft X, 7.

Ueber Leichenverbrennung in Japan. Bd. I, Heft X, 28–29.

Beobachtungen an Becken von Japanerinnen. Bd. II, 1–3.

Tabelle der Maasse von sieben weiblichen japanischen Becken. Bd. II, 32.

Ueber drei verschiedene Typen unter Japanerschädeln. Bd. II, 69–70.

Ueber den Vogelfang in Japan. Bd. II, 71–72.

Namengebung in Japan. Bd. II, 79.

Mittheilung über den Giftfisch Sebastes marmoratus. Bd. II, 151.

E

Eastlake, F. W.—Die geflügelte Sonnenscheibe. Bd. III, 426–434.

Eckert, F.—Japanische Lieder. Bd. II, 423–428.

Die japanische Nationalhymne. Bd. III, 131.

Ehmann, P.—Erwiderung auf die Einwürfe von Herrn Dr. Seitz gegen meine Bemerkungen zum 1. Theil seiner „Vergleichenden Studien über die Faunen von China und Japan." Bd. VI, 67–69.

Japanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Bd. VI, 70–102.

Volksthümliche Vorstellungen in Japan. Bd. VI, 329–341.

Elkan, W.—Kunstgewerblicher Unterricht in Japan. Bd. VI, 397 f.

Japanischer Bronzeguss. Bd. VI, 450.

Eykman, J. F.—Ueber den giftigen Bestandteil, das ätherische und das fette Oel von Illicium religiosum von Siebolds. Bd. III, 120–130. cf; 177 f.

Chemische Untersuchung japanischer Pflanzen. Bd. III, 436 ff. IV, 108.

F

Fesca, Dr. M.—Vulkanische Verwitterungsprodukte aus dem Toyama Ken. Bd. IV, 160.

Die landwirthschaftlichen Verhältnisse der Kai-Provinz in Beziehung zu denen des japanischen Reichs. Bd. IV, 163–187. cf. 161.

Bestimmung der Wassercapacität und Durchlüftbarkeit des Bodens für Bonitierungszwecke. Bd. IV, 230–231.

Ueber die Entstehung des Raseneisensteins. Bp. IV, 231–233.

Literatur über die Verhältnisse des Bodens und der Landwirtschaft in Japan. Bd. IV, 410–415.

Ueber das Klima Japans und den Einfluss desselben auf die Pflanzenproduktion. Bd. V, 78.

Der Boden Japans als wirtschaftlicher Produktionsfaktor. Bd. V, 143. f.

Bemerkungen zu den Ursachen des Erdbebens vom 28. Oktober 1891. Bd. V, 380–383.

Ueber vulkanische Aschen, vulkanischen Schlamm und durch Solfataren zersetzte Gesteine. Bd. VI, 342–351.

Florenz, Dr. C. A.—Beiträge zur chinesischen Poesie. Bd. V, 43–68.

Die staatliche und gesellschaftliche Organisation im alten Japan. Bd. V, 164–282. cf. 141.

Zur japanischen Literatur der Gegenwart. Bd. V, 314–341.

Alliteration in der japanischen Poesie. Bd. V, 342–344.
Zur Psychologie des japanischen Witzes. Bd. V, 424–430.

Focke, Dr.—Der Badeort Arima bei Hiogo. Bd. I. Heft IV, 41–44.

Forke, Dr. jur.—Ueber den Strassenhandel und das Strassengewerbe in Peking. Bd. V, 295–308.

Fritze, Dr. A.—Saison-Dimorphismus bei japanischen Schmetterlingen. Bd. V, 144 f.
Die Fauna von Yezo im Vergleich zur Fauna des übrigen Japan. Bd. V, 235–248.

Funk, Dr.—Ueber die japanischen Theegesellschaften cha no ju. Bd. I, Heft VI, 41–45.
Ueber Wahrsagung aus dem Panzer der Schildkröte. Bd. I, Heft IX, 36–40.
Ueber Japanische Gebete. Bd. I, Heft IX, 40–42.

G

Gebauer.—Notizen über den Fortschritt der japanischen Civilisation auf dem Gebiete der Ehe. Bd. II, 81–85.

Geerts.—Ueber die Pharmacopoe'e Japans. Bd. I, Heft IV, 36–41; Heft V, 16–21; Heft VI, 46–52.
Zur Kenntniss des japanischen Pflanzenwachses. Bd. I, Heft V, 38 f.
Nachtrag zu den Mitteln zur künstlichen Erregung des Abortus in Japan. Bd. I, Heft V, 39.

Goertz, Dr. A.—Ueber in Japan vorkommende Fisch-und Lackvergiftungen. Bd. I, Heft VIII, 23–27.

von der Goltz, Freiherr.—Zauberei und Hexenkünste, Spiritismus und Shamanismus in China. Bd. VI, 1–36.

Gottsche, Dr. G.—Bemerkungen zu Herrn Schütt's topographischer Skizze des Fuji. Bd. III, 363–365.
Ueber die Verbreitung der mesozoischen Formationen in Japan. Bd. III, 369; 438.
Ueber Mineralproduktion in Japan. Bd. III, 400.

Die erste japanische Fischereiausstellung zu Tokyo. Bd. III, 434 f.

Ueber Spirifer disjunctus von Formosa in Japan. (Schmarotzer). Bd. III, 438.

Grasmann, Dr. E.—Forstliche Excursion in die Kiso-Waldungen, Provinz Shinano. Bd. V, 249–276; cf. V, 145 f.

Der Kampferbaum. Bd. VI, 277–315.

Greeven, O. A.—Ueber den Udji. Bd. I, Heft VII, 20 f; Bd. II, 93–96.

Leichenverbrennung in Japan. Bd. II, S. III f.

Grimm, Dr. H.—Ansichten über die Aino. Bd. V, 186.

Ansichten über die Koropokgurugruben auf Yezo. Bd. V, 187.

Beitrag zur Kenntnis der Koropokguru auf Yezo und Bemerkungen über die Shikotan-Aino. Bd. V, 369–373.

Groth, Dr. A.—Ueber das höhere Unterrichtswesen in Japan. Bd. III, 366 f.

Die Aussprache des Wortes „Japan." Bd. IV, 106.

H

Hagmaier, C.—Reise nach Kosaka und Aufenthalt daselbst. Bd. II, 64–69.

Heeren, O.—Eine japanische Erdkugel (von 1670). Bd. I, Heft II, 9–13.

Hering, Dr. O.—Die Frauen Japans im Spiegel der für sie bestimmten Literatur. Bd. V, 10–27; cf. Bd. IV, 457–459.

Die literarische Thätigkeit Japans in der Gegenwart. Bd. V, 141–143.

Heusken, Hendrik.—Auszug aus seinem Tagebuch. Mitgeteilt von Dr. G. Wagener. Bd. III, 375–390.

Hilgendorf. Dr. F.—Ein grosser japanischer Dintenfisch. (Ommastrephes). Bd. I, Heft I, 21.

Vorläufige Notiz über Talpa Mogura. (Schleg). Bd. I, Heft I, 25.

Ueber eine an den Schädeln der Japaner häufig auftretende Varietät des Jochbeins. Bd. I, Heft III, 1 f.

Ueber einige für die japanische Fauna neue Typen. Bd. I, Heft IV, 4.

Bemerkungen über die japanische Antilope. Bd. I, Heft V, 37 f.

Auffällige Gegendämmerung. Bd. I, Heft V, 39.

Ueber eine Süsswasser-Assel. Bd. I, Heft V, 39.

Japanische Süsswasser-Moosthierchen. Bd. I, Heft VI, 68.

Bemerkungen über die Behaarung der Aino's. Bd. I, Heft VII. 11–13. (Forts. zu Bemerk. über Aino's von Prof. W. Doenitz in Heft VI).

Der Tara (Gadus Brandtii). Bd. I, Heft VII, 39–40.

Japanische Drachenkugeln (Rionotama). Bd. I, Heft VIII, 2 f.

Der Kampferspinner (Genziki-Mushi). Bd. I, Heft IX, 56–58.

Mitsugi Kaiko (Seidenwurm). Bd. I, Heft IX, 58.

Geologische Beschaffenheit der Insel Enoshima. Bd. I, Heft X, 5.

Artbestimmung des giftigen Fugu. Bd. I, Heft X, 6.

Die japanischen Schlangen. Bd. I, Heft X, 29–34.

Japanische lachsartige Fische. Bd. II, 25–31. cf. Bd. I, Heft X, 7.

Hirose, Sataro.—Das japanische Neujahrsfest. Bd. III, 257–275.

Hoffmann, Dr.—Die Heilkunde in Japan und japanische Aerzte. Bd. I, Heft I, 23–25. Heft IV, 9–20.

Die japanische Kakke. Bd. I, Heft. II, 16–21.

Ueber die künstliche Erregung des Abortus in Japan. Bd. I, Heft IV, 28 f.

Grosse Chiningaben bei chronischer Pneumonie und Lungenblutungen. Bd. I, Heft IV, 48.

Ueber die Bereitung von Shoju, Sake und Myrin. Bd. I, Heft VI, 8–11.

Hollrung, Dr. M.—Ueber Kaiser—Wilhelmsland. Bd. IV, 447–456.

Honda, Dr. M.—Eine Besteigung des Mount Morrison auf der Insel Formosa. Bd. VI, 469–473.

Hütterott, G.—Das japanische Schwert. Bd. IV, 111–128. cf. 161 f.

J

Janson, J. L.—Das Veterinär-Institut zu Tokio. Bd. V, 395–423.

Die Bedeutung weisser Tiere in Japan. Bd. V, 431–434.

Die tierischen Parasiten bei japanischen Wiederkäuern. Bd. VI, 272–275.

Der schwarze Tod bei Tieren. Bd. VI, 451 f.

Distoma pulmonale bei Tieren. Bd. VI, 454 f.

Ueber scheinbare Geschlechtsmetamorphose bei Hühnern. Bd. VI, 478–480.

Janson, J. L. und H. **Tekishige.**—Filaria immitis und andere bei Hunden in Japan vorkommende Parasiten. Bd. V, 349–360. cf. 345 ff.

Jaquet, L.—Un nouveau succédané du café. Bd. II, 102.

K

Kellner, Dr. O.—Zusammensetzung japanischer landwirtschaftlicher und technischer Produkte und Materialien. Bd. IV, 205–222.

Ueber den Gehalt der atmosphärischen Niederschläge in Japan an Stickstoffverbindungen. Bd. IV, 236–238.

Beiträge zur Kenntniss der Ernährung der Japaner. Bd. IV. 305–321 (von Kellner und Mori). cf. 397. f.

Untersuchungen über das Rösten des Thees. (von Kellner und Mori). Bd. IV, 416–417.

Untersuchungen einiger japanischer Düngemittel. Bd. V, 28–36.

Besprechung von Fesca, Beiträge zur Kenntniss der japanischen Landwirthschaft. Bd. VI, 195 f.

Kempermann, P.—Die Gesetze des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 5–14. Heft II, 2–8.

Mittheilungen über die Kamilehre. Bd. I, Heft IV, 30–36.

Die Einwohner von Yezo in historischer Zeit in Japan sesshaft. Bd. I, Heft VIII, 2.

Die Kami yo no modji oder Götterschrift. Bd. II, 85–93.

Ueber die Population Japans. Bd. II, 104.

Reise durch die Centralprovinzen Japans. Bd. II, 121–145.

Ueber die Einführung der Obstorten in Ostasien. Bd. II, 407.

Kitao, Dr. D.—Bewegung der Erdatmosphäre, insbesondere der Wirbelstürme. Bd. V, 395.

Knipping, E.—Meteorologische Beobachtungen aufgezeichnet auf der Station zu Yedo, Japan. Bd. I, Heft I, 3.

Tabelle der monatlichen Resultate für Oktober 1872 bis März 1873. Heft I, S. 4.

Resultate 1873. Heft II, 8 nebst Tabellen. Heft III, 14 nebst Tabellen; Heft IV, 47.

Resultate 1874. Heft V, 40 nebst Tabellen; Heft VI, 71.

Resultate 1874. 1875. Heft VIII, 41.

Resultate 1875. Heft IX, 63.

Resultate 1875. 1876. Heft X, 38.

Resultate 1876. 1877. Bd. II, 107–108.

Resultate 1877. Bd. II, 226.

Resultate 1877. 1878. Bd. II, 227.

Resultate 1878. Bd. II, 272 bis.

Resultate 1878. Bd. II, 332.

Gleichzeitige Barometerbeobachtungen angestellt auf dem Gipfel und am Fusse des Fujiyama vom 27. Juli bis 10. August 1873. Bd. I, Heft III, 7–9.

Zur Strömungsgrenze im Norden von Formosa. Bd. I, Heft V, 27 f.

Einige Höhenbestimmungen. Bd. I, Heft VI, 52–54.

Ueber eine neue Karte von Japan und ihre Quellen. Bd. II, 20–24.

Local—Attraction, beobachtet auf dem Gipfel des Futarassan (Nantaisan). Bd. II, 35.

Bemerkungen zur Kartenskizze des Wegs von Tokio bis Yumoto. Bd. II, 61–63.

Verzeichniss von Erdbeben, wahrgenommen in Tokyo, Japan, in 35° 41′ N. B. 139° 47′ O″. L. v. G. von September 1872 bis November 1877. Bd. II, 109–118.

Das Tokyo—Sendai Nivellement. Bd. II, 118–119.

Der Flächeninhalt von Yezo und den Kurilen. Bd. II, 120.

Areal des japanischen Reiches. Bd. II, 120.

Versuch, das in Tokyo wahrscheinlich zu erwartende Wetter nach täglichen Beobachtungen anzugeben. Bd. II, 146–150.

Temperatur von Brunnenwasser in Japan. Bd. II, 223.

Ueber die Genauigkeit der Jissoku Nippon Chidzu Kampan. Bd. II, 224.

Vergleich meteorologischer Instrumente. Bd. II, 300–302.

Der Wagenersche Erdbebenmesser. Bd. II, 318.

The September Taifuns 1878, with 12 Charts and 1 Diagramm. Bd. II, 333–366. cf. 325 f.

Die K. J. Telegraphenämter am 16. Januar 1880. Bd. II, 421-422.

Einige Angaben über die vier letzten starken Erdbeben in Tokyo (1880). Bd. II, 442–444.

The great Taifun of August 1880, with a Chart and a Diagramm. Bd. III, 90–102; 166–170.

Beobachtungen der Modalität des Erdbebens vom 25. Juli 1880 am Wagenerschen Erdbebenmesser. Bd. III, 52–53.

Verzeichniss von Erdbeben vom Nov. 1877 bis März 1881. Bd. III, 174–176.

Die Bahnbestimmung der Wirbelstürme durch Normalörter. Bd. III, 255.

Die Wettertelegraphie in Japan. Bd. IV, 11–17.
Der Schneesturm vom 30. Jan. bis 2. Feb. Bd. IV, 188–192.
Japanische Wetterregeln, übersetzt von E. Knipping und K. Kawashima. Bd. IV, 223–229.
Regenzeiten und Regenzonen in Japan. Bd. IV, 238.
Taifunbahnen bei Japan. Bd. IV, 293–294.
Ueber das japanische meteorologische Stationsnetz und die Veröffentlichungen des K. J. Central-Observateriums. Bd. V, 80–82.
Der Föhn bei Kanazawa. Bd. V, 149–155.
Der Kawaguchi—See. Bd. V, 309–313.

Knoblauch, F.—Einige Notizen über Formosa (nebst einer Karte). Bd. I, Heft VIII, 35–37.

Knobloch, A. v.—Antrag des Gentendji des Miyoto-Ken, Okada Shin, die Gräber der beiden Kaiser Tsutsi Mikado und Djiunin wiederherzustellen. Bd. I, Heft I, 21 f.
Bericht aus Shirakawa-Ken über die kürzlich stattgefundenen Ausbrüche des Aso-dsan (1872). Bd. I, Heft I, 22,
Japanische Sprichwörter u. Redensarten. Bd. I, Heft IV, 23–26.
Momotaro, der Pfirsichjunge. Bd. I, Heft IV, 49.
Die Begräbnisgebräuche der Shintoisten. Bd. I, Heft VI, 39–41.

Korschelt, O.—Ueber Sake. Bd. II, 240–258.
Das „Go"—Spiel. Bd. III, 12–20; 54–74; 118–119; 159–165.
Japanischer Ackerboden ein natürlicher Cement. Bd. III, 180–201. 254; 439.
Ueber den Meteoriten von Tajima vom 18. Februar 1880. Bd. III, 204–205.
Chemische Untersuchung des japanischen Lacks. Bd. III, 439.

Kreitner, G. v.—Die chinesische Provinz Kansu. Bd. IV, 399–409.

Krien, F.—Kōtcho Enkaku Dsukai oder Erklärung der Karten für die Veränderungen, welche in dem Kaiserreiche stattgefunden haben. Bd. I, Heft VI, 32–38.

Kuntze, O.—Der Geyser in Atami. Bd. I, Heft VII, 30–32.

L

Lange, Dr. R.—Noch einige Sprichwörter u. sprichwörtliche Redensarten der Japaner. Bd. I, Heft VIII, 50–52; Heft IX, 59–60; Heft X, 34–37.

Der Kampf auf Ueno (4. Juli 1868). Bd. II, 96–101.

Das Taketori Monogatari. Bd. II, 302–318. cf. 325.

Japanische Sprichwörter. Bd. II, 415–421.

Langgaard, Dr. A.—Ueber die wirksamen Bestandteile der Wurzel von Scopolia Japonica. Bd. II, Beilage III, 267 f.

Bemerkungen über den Nährwert des Tofu nach Analysen von T. Shimoyama. Bd. II, Beilage III, 268–269. cf. 271.

Giftigkeit des japanischen Sternanis (Illicium religiosum). Bd. III, 177–178.

Lehmann, R.—Gesellschaftsspiele der Japaner (Utagaruta). Bd. III, 422–425.

Ueber Zogan oder eingelegte Arbeit auf Gusseisen. Bd. III, 441.

Ueber einige japanische Bodenerzeugnisse u. deren Bearbeitung. Bd. IV, 346–347.

Notizen über japanische Stenographie. Bd. V, 159–163.

Lemmer, A.—Das Auftauchen der Theorie der künstlichen Befruchtung des Getreides. Bd. I, Heft IX, 55–56.

Lépissier, E.—La hauteur du Fusiyama. Bd. I, Heft III, 6–7.

Leysner, Ad.—Das Klima von Niigata, nach 10 jähriger Beobachtung. Bd. III, 319–322.

Lloyd, Rev. A.—Buddhistische Gnadenmittel. Bd. VI, 457–468.

Loenholm, Dr. L.—Arai Hakuseki u. Pater Sidotti. Bd. VI, 146-189.

Das japanische Handelsrecht. Bd. VI, 197-270.

Loew, Dr. O.—Ueber einige japanische Nahrungsmittel. Bd. VI, 352–354.

Rote Hefenarten in Japan. Bd. VI, 398 f.

Ueber die Bereitung der Shoyusauce. Bd. VI. 474–476.

M

Martin, Dr. G.—Ueber das Vorkommen einer Reihe von Mineralien in Japan. Bd. I, Heft IV, 4–6.

Bereitung und Benutzung des Opiums. Bd. I, Heft VIII, 5–7; Heft IX, 1–4.

Untersuchung japanischer Mineralquellen. Bd. I, Haft X, 20–26.

Ueber die Versorgung mit Trinkwasser der Metropole Japans. Bd. II, 18–20.

Untersuchung von japanischen Theesorten. Bd. II, 33–34.

Ueber die Flora des Tschuzenji-Sees. Bd. II, 101–102.

Marx, E.—Mittheilungen über Destillation von Pfeffermünzöl in Japan. Bd. VI, 355 f.

Mayet, Dr. P.—Die Collectivversicherung der Gebäude in Japan. Bd. II, 228–239.

Die japanische Staatsschuld. Bd. II, 259–299; 319–321; 321–325; 330–331.

Das Japanische Vereinswesen in Tokyo. Bd. III, 359–363; 370–371.

Ein Besuch in Korea im Oktober 1883. Bd. IV. 18–28; 146–152.

Hungersnöte in Japan. Bd. IV, 200 f. cf. Bd. II, 319.

Japanische Bevölkerungsstatistik, historisch, mit Hinblick auf China, und kritisch betrachtet. Bd. IV, 245–264.

Ueber eine Schätzung der Bevölkerungszahl der chinesischen Provinz Kansu. Bd. IV, 347–350.

Die japanische Geld-und Effectenbörse. Bd. V, 1–9.

Mezger, A.—Tägliche meteorologische Beobachtungen für 1880, angestellt in Ani. Bd. III, 214 (3 Tafeln ohne Text).

Meteorologische Beobachtungen in Ani für 1881, graphisch dargestellt in 3 Tafeln. Bd. III, 323.

Einiges über Bergbau u. Hüttenwesen in Japan. Bd. III, 408–415; 435 f. 441. cf. 400 f. 401.

Michaelis, Dr. G.—(*und Baron von Siebold*). Praktische Ratschläge für Reisen auf die nördlichen Inseln Japans. Bd. IV, 287–288.

Ueber eine Reise nach dem nordöstlichen Theil von Yezo und den Kurilen. Bd. IV, 289–291.

Einleitung zur Geschichte des japanischen Strafrechts. Bd. IV, 298-299.

Beitrag zur Kenntniss der Geschichte des japanischen Strafrechts. Bd. IV, 351–377.

Miyake, B.—Ueber die japanische Geburtshülfe. Bd. I, Heft V, 21–27; Heft VIII, 9–13; Heft X, 9–16.

Moellendorf, v. Dr. O.F.—Ein Ausflug in Nordchina. Bd. I, Heft VII, 17–20.

Contributions to the Natural History of North China. Bd. I, Heft IX, 7–19.

Ueber die nordchinesische Gemse. Bd. I, Heft X, 19-20.

Das Schachspiel der Chinesen. Bd. II, 11–18.

Mori, Y.—s. *Kellner,* Untersuchungen über das Rösten des Thees uud

Kellner, Beiträge zur Kenntniss der Ernährung der Japaner.

Müller, Dr.—Thränencanal der Japaner. Bd. I, Heft V, 38.

Der Augenhintergrund der Japaner. Bd. I, Heft V, 38.

Einige Notizen über die japanische Musik. Bd. I, Heft VI, 13–31; Heft VIII, 41–48; Heft IX, 19–35.

Ueber den Fengshui, Excerpt aus dem Buche des Dr. *Eitel.* Bd. I, Heft VII, 4 f.

Ein hydraulischer Fliegenwedel. Bd. I, Heft VIII, 49–50.

Müller-Beeck.—Kazusa u. Awa, abgekürzt nach dem Nihon Chishi-Teio. Bd. III, 156–158.

Die wichtigsten Trutzwaffen Altjapans. Bd, IV, 1–8.
Einige Mittheilungen über Seladone. Bd. IV, 193–195.
Von Fries, Abriss der Geschichte Chinas seit seiner Entstehung. Besprechung. Bd. IV, 196–197.

Munzinger, C.—Die Psychologie der Japanischen Sprache. Bd. VI, 103–142.

Muraoka, Dr. H.—Erklärung der magischen Eigenschaften des japanischen Bronzespiegels und seiner Herstellung. Bd. IV, 8–11.
Deformation von Metallplatten durch Schleifen. Bd. IV, 293.

N

Nagai, Dr. W.—Chemische Untersuchungen von Ephedra vulgaris. Bd. V, 232.

Naumann, Dr. E.—Ueber Erdbeben u. Vulkanausbrüche in Japan. Bd. II, 163–216.
Japanische Kjoekkenmoeddinger. Bd. II, 152.
Ueber das Vorkommen der Kreideformation auf der Insel Yezo. Bd. III, 28–33.
Die Triasformation im nördlichen Japan. Bd. III, 205–209.
Notizen über die Höhe des Fujinoyama. Bd. IV, 104.
Ueber den geologischen Bau der japanischen Inseln. Bd. IV, 153–159.

Netto, C.—Ueber japanisches Berg-und Hüttenwesen. Bd. II, 367–405.

Niewerth, Apotheker.—Eine botanische Excursion im Monat August von Yedo nach Nikko. Bd. I, Heft VII, 9–11.
Musikalische Spielerei. Bd. I, Heft VIII, 52.
Aus dem Pflanzenreiche (Stärkebereitung). Bd. I, Heft IX, 6; 58–59.

P

Piquet, E.—Note sur l'Uji. Bd. II, 96.
Plugge, Dr. P.C.—Siehe *Beukema.*

R

Rathgen, Dr. K.—Die Ergebnisse der japanischen Bevölkerungsstatistik. Bd. IV, 299. 300.
Ergebnisse der amtlichen Bevölkerungsstatistik in Japan. Bd. IV, 322–340.
Die landwirtschaftliche Bevölkerung Japans. Bd. IV, 421.
Rein, Prof. Dr. J.—Ueber die Rohmaterialien zur Anfertigung des Satsuma-Porcellans in Ota bei Yokohama. Bd. I, Heft V, 3.
Naturwissenschaftliche Reisestudien in Japan. Bd. I, Heft VI; 60–61; Heft VII, 21–26.
Die Küste von Sendai und Nambu. Bd. I, Heft VII, 26–29.
Riess, Dr. L.—Der Aufstand von Shimabara 1637–1638. Bd. V, 191–214.
Geschichte der Insel Formosa. Bd. VI, 405–447.
Die Goldausfuhr der Holländer aus Japan. Bd. VI, 449.
Nekrolog für Dr. Gottfried Wagener. Bd. VI, 357–364.
Ein Neujahrsausflug nach Idsu no Oshima. Bd. VI, 480 f.
Ritter, Dr. H.—Solfatara am Od'shingoku. Bd. I, Heft III, 3 f.
Höhenbestimmungen einiger Punkte im Hakonegebirge und am Fusiyama. Bd. I, Heft III, 9 f.
Analyse der Arimaquellen. Bd. I, Heft IV, 44 f.
Anfertigung von Tofu, Yuba und Ame. Bd. I, Heft V, B–5.
Ueber eine Reise im südwestlichen Theile von Yezo. Bd. I, Heft VI, 55–59; Heft VII, 13–17.
Roesing, B.—Zur Kartenskizze des Weges von Yamagata bis Innai. Bd. III, 390-392.
Mittheilungen aus Innai. Bd. III, 415–421.

Roesler, Dr. H.—Uebersicht des japanischen Aussenhandels seit dem Jahre 1868. Bd. III, 35–44.

Rudorff, O.—Bemerkungen über die Rechtspflege unter den Tokugawa. Bd. IV, 378–394.

Die Rechtspflege in Japan in der gegenwärtigen Periode (Meiji). Bd. IV, 423–446.

Die neueste Justizgesetzgebung Japans. Bd. V, 215–228.

S

Sasaki, C.—Ueber die Entwicklung der Udjifliege. Bd. IV, 162.

Satow, E.—Bemerkungen zu Herrn Schütt's topographischer Skizze des Fuji. Bd. III, 365.

Savatier, D.M.—Sur les mutisiacées du Japon. Bd. I, Heft VII, 36–39.

Schedel.—Die Meeresmolluskenfauna Japans. Bd. V, 347.

Schenck, C.—Beschreibung eines in Japan gebräuchlichen Erdbohrers. Bd. I, Heft VIII, 20–21.

Reise von Kofu nach den Quarz- und Bergkrystallgruben bei Kurobara. Bd. I, Heft VIII, 21–23.

van Schermbeck.—u. Dr. G. Wagener. Doppelbilder des Fujiyama. Bd. IV, 234.

Scheube, Dr. B.—Der Bärenkultus u. Bärenfeste der Ainos, mit einigen Bemerkungen über die Tänze derselben. Bd. III, 44–51. cf. 133.

Itinerar einer Reise im südlichen Teile von Yezo. Bd. III, 88.

Beiträge zur Geschichte der Kak-ke. Bd. III, 170–174.

Die Ainos. Bd. III, 220–250; 255. (Berichtigungen).

Bemerkungen über die Nahrung der Japaner. Bd. III, 282–294.

Die Länge des Darms bei Japanern. Bd. III, 294.

Schmidt, C.—Aus der Geschichte von Schanghai. Bd. I, Heft IV, 20–23; Heft V, 13–16.

Schmidt-Leda.—Ueberblick über die Geschichte des japanischen Holzschnittes u. Buntdruckes. Bd. V, 287.

Schütt, O.—Ein Beitrag zur Kenntniss der magnetischen Erdkraft. (Magnetische Ortsbestimmungen in Japan). Bd. III, 71–87. cf. 401.

Zur topographischen Skizze des Weges von Nikko nach Ikao. Bd. III, 202 f. 252.

Termiten in Japan. Bd. III, 250–252.

Zur topographischen Skizze des Vulkans Fuji und seiner Umgebung. Bd. III, 275–282.

Scriba, Dr. J.—Bemerkungen über japanische Gold-u. Silbermünzen. Bd. III, 392–398.

Ansicht über die Koropokguru-Gruben auf Yezo. Bd. V, 188.

Eine Expedition nach den vom Erdbeben des 28. Oktober 1891 betroffenen Bezirken. Bd. V, 375–380.

Noch einmal die Koropokguru. Bd. V, 435.

Seitz, Dr. A.—Vergleichende Studien über die Faunen von China u. Japan. Bd. V, 361–368; cf. 389–391. Bd. VI, 51–66 cf. 67–69.

Siebold, A. v. Baron und *Michaelis* Dr. G. Praktische Ratschläge für Reisen auf die nördlichen Inseln Japans. Bd. IV, 287–288.

Siebold, H. v.—Etwas über die Tsutschi Ningio. Bd. I, Heft VIII, 13–14.

Das Harakiri. Bd. I, Heft X, 26–28.

Spinner, W.—Moderner Staatsshintoismus. Bd. V, 78–79.

Leichenverbrennung in Tokyo. Bd. V, 156–158.

Reste alten Christentums auf den Goto-Inseln. Bd. V, 230.

Die Idee stellvertretenden Leidens in Verbindung mit dem Sonnencult in Japan. Bd. V, 230.

Opfer für Abwesende. Bd. V, 230.

Vermeintlicher Ursprung des Wortes „baka“ (Thor, Narr). Bd. V, 230.

Schutz vor Erdbeben. Bd. V. 230.

Shinto Totenfeier. Bd. V, 285–286.

Spörry, H.—Verwendung des Bambus in Japan. Bd. VI, 399 f.

Stein, F.—Zur Vergleichung chinesischer und japanischer Musik. Bd. I, Heft IX, 60–62.

Stephenson, F.B.—Color blindness in Asiatics. Bd. VI, 190–194.

T

Terada, Y.—Bevölkerungsstatistik des Regierungsbezirks Tokyo. Bd. II, 429–439. Bd. III, 139.

Tietze, O.—Bautechnische Bemerkungen über die durch das grosse Erdbeben von 1891 an Gebäuden angerichteten Verwüstungen. Bd. V, 383–387.

Tokishige, H.—siehe *Janson*, J.L. Filaria immitis.

Tsuneto, N.—siehe *Fesca*, Die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Kai-Provinz.

W

Wada, T.—Der Ausbruch des Bandai-san im Juli 1888. Bd. V, 69–74. cf. 37 f.

Wagener, Dr. G.—Geschichtliches über Maass-und Gewichtssysteme in China und Japan. Bd. II, 35–42; 61.

Bemerkungen über die Theorie der chinesischen Musik und ihren Zusammenhang mit der Philosophie. Bd. II, 42–61.

Ueber Shimobashira. Bd. II, 70–71

Bemerkungen über Erdbebenmesser und Vorschläge zu einem neuen Instrumente dieser Art. Bd. II, 216–223.

Beobachtung einer hellen Feuerkugel am Himmel. Bd. II, 209.

Aus dem Tagebuche Hendrik Heuskens. Bd. III, 372–390.

I. I. Rein, Japan nach Reisen u. Studien. Theil II. Besprechung. Bd. IV, 265–286.

Eine japanische Parade vor 250 Jahren. Bd. IV, 341–345.
Reisenotizen aus Mitteljapan. Bd. IV, 396 f. 397.
Reisenotizen aus dem Hokkaido. Bd. V, 184–188.
Ueber Handels- und Industriegesellschaften in Ōsaka. Bd. V, 75 f.

Weber, A.R.—Ueber den Anbau des Thee's an der Westküste Japan's mit besonderer Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse. Bd. I, Heft III, 10–13.

Weipert, Dr. H.—Japanisches Familien- und Erbrecht. Bd. V, 83–140.
Deutsche Werke über japanische Sprache. Besprechung. Bd. V, 272–281. cf. 284 f.
Beiträge zur Kenntniss der älteren Literatur über Japan. Bd. V, 76 f.
Das Shintogebet der grossen Reinigung. Bd. VI, 365–375.

Wernich, Dr. A.—Ueber einige Formen nervöser Störungen bei den Japanern. Bd. Heft X, 16–19.

Wernicke, Dr. J.—„Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt von Karl Rathgen." Bd. V, 374.

Westphal, A.—Fudjiyu auf der Kokin. (Musikstück). Bd. I, Heft II, 19 ff.
Chinesische Zahlenbenennung nach Potenzen von 10. Bd. I, Heft VIII, 1–2.
Ueber die japanisch-chinesische Rechenmaschine. Bd. I, Heft VIII, 27–35; cf. Heft VII, 4.
Wahrsagen auf der Rechenmaschine. Bd. I, Heft VIII, 48–49.
Ueber die chinesische Swan-pan. Bd. I, Heft IX, 43–53.
Beitrag zur Geschichte der Mathematik in Japan. Bd. I, Heft. IX, 54–55.

Weyhe, C. v.—Bemerkungen zu den Wetterbeobachtungstabellen für Ani, Akita-Ken, 1882. Bd. III, 399.

Willemoes-Suhm, Dr. v.—Ueber einen Besuch auf Neu Guinea und den Admiralitätsinseln. Bd. I, Heft VIII, 3–5.

Witkowsky, Julian.—Erklärung zweier chinesischer Bilder aus rotem Lack. Bd. I, Heft X, 37.

Z

Zappe, E.—Bereitung des japanischen Papiers. Bd. I, Heft II, 14–16.

Die Zubereitung des Pflanzenwachses in Japan. Bd. I, Heft IV, 29.

Zedwitz von. — Japanische Musikstücke. Bd. IV, 129–145 (vgl. 107).

Die Kleidung der alten Japaner. Bd. I, Heft VI, 59.

II. SACHREGISTER.

A

Abdankung (Altenteil, Inkyotum) in Japan. Bd. V, 138–139.
Aberglaube in China, (*von der Goltz*). Bd. VI, 1–36.
in Japan, s. *P. Ehmann*, Volkstüml. Vorstellungen.
s. *Baelz* Besessenheit, relig. Ekstase uud Verwandtes.
Sandkörner vom Biwasse machen Tote geschmeidig. Bd. I, Heft VI, 39; Heft X, 29.
Steine als Schutzmittel gegen böse Geister. Bd. I, Heft VI, 52.
Drachenkugeln. Bd. I, Heft VIII, 2 f.
Zaubermittel in Tempeln verkauft. Bd. I, Heft VIII, 10 Anm.
Glückbringende weisse Schlange. Bd. II, 444.
Bei den Ainu. Bd. III, 234 f.
Beim japanischen Neujahrsfest. Bd. III, 260 f.
s. *Geomantik*; *Wahrsagen.*
Abstammung der Japaner. Bd. II, 103.
s. *Baelz*. Bd. III, 334–346 und Bd. IV, 87.
Docnitz. Bd. I, Heft VIII, 2; 39–41.
Ackerbau s. *Landwirtschaft.*
Acupunctur in Japan. Bd. I, Heft IV, 16 f.
18 (durch Blinde ausgeübt).
Adams William s. *M. v. Brandt*, The Relations between the English and the Japanese from 1600 to 1854.
Adel der Japanische s. Gesetze des Iyeyasu. In seinen verschiedenen Klassen, Einteilungen, Titeln und Würden vor 1868 (*M. v. Brandt*). Bd. 1, Heft VI, 5–8.
In der ältesten Zeit. Bd. V, 174–176.
Admiralitätsinseln ein Besuch auf Neu-Guinea u. den (Willemoes-Suhm). Bd. I, Heft VIII, 3–5.

Adoption in Japan: Bestimmungen in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 6 f. 13.

Adoption des Lehrlings durch den Lehrherrn. Bd. I, Heft IV, 9. 12.

a. Geschichtliches, b. Begriffe und Arten, c. Erfordernisse, d. die Form, e. Wirkungen, f. Auflösung (Weipert). Bd. V, 109–116.

Aelteste Form der Adoption. Bd. V, 180.

Aesthetik in Japan. Aesthetisches über den Körperbau, über Haltung u. Gang. Bd. IV, 58–63.

Aesthetik u. Kosmetik des Gesichts. Bd. IV, 78 ff.

Agrikultur s. *Landwirtschaft.*

Agrikulturchemie s. die Beiträge von *Fesca, Kellner, Korschelt, Loew.*

Ainu die Vorfahren der Ainu. Bd. I, Heft IV, 31.

Bemerkungen über Ainus (*Doenitz*). Bd. I, Heft VI, 61–67.

Bemerkungen über die Behaarung der Ainu (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft VIII, 11–13.

In historischer Zeit in Nordjapan sesshaft. Bd. I, Heft VIII, 2; 40.

Bärenfest. Bd. I, Heft IX, 6.

In chinesischen Werken erwähnt. Bd. II, 5.

Bärenkult u. Bärenfeste mit Tänzen (*Scheube*). Bd. III, 45–51. 133.

Dr. B. Scheube. Die Ainus. Bd. III, 220–250 und Tabellen nach 256.

Ihre Rassenangehörigkeit (*Baelz*). Bd. III, 334–346.

Einiges über Ainuschädel (*Baelz*). Bd. III, 358 f.

Von den Japanern zu Sklaven gemacht. Bd. V, 171.

Reisenotizen aus dem Hokkaido (*Wagener*). Bd. V, 184–188.

Dr. Grimms Ansichten über sie. Bd. V, 186 f.

Kurilen (Shikotan) Ainus. Bd. V, 372 f.

Ihre Verehrung weisser Bären. Bd. V, 431.

In der Mythologie. Bd. VI, 369.

s. auch *Yezo.*

Albinismus Weisse Pferde in Shintotempeln. Bd. I, Heft IV, 34.
Die Bedeutung weisser Tiere in Japan (*Janson*). Bd. V, 431–434.
Alkoholische Getränke s. *Sake*.
Alt-Japan Altjapanische Kulturzustände (staatl. u. gesellschaftliche Organisation) (*Florenz*). Bd. V, 164–182.
Amerika im 5. Jahrhundert von Chinesen entdeckt? s. *Bretschneider* oder *Fusang*.
Angeln in Japan für Seefische. Bd. I, Heft IX, 4 f.
für Forellen und Dintenfische. Bd. III, 435.
Anthropologie Thränenkanal u. Augenhintergrund der Japaner (*Müller*). Bd. I, Heft V, 38.
Beckenmessungen an Japanerinnen (*Docnitz*). Bd. II, S. I-III, 32.
s. *Baelz*, Körperliche Eigenschaften.
s. *Docnitz*, Bemerkungen über Ainus.
s. *Hilgendorf*, Bemerkungen über die Behaarung der Aino's.
s. auch *Abstammung; Schädel*.
Arbeiterorganisation in Japan, in den Kiso-Waldungen. Bd. V, 270–272.
Archaeologie Pfeilspitzen aus der Steinperiode Japans. Bd. I, Heft VI, 50.
Drachenkugeln. Bd. I, Heft VIII, 2 f.
Küchenabfälle. Bd. II, 152.
Architektur moderne japanische. Bd. VI, 398.
Areal des japanischen Reichs. Bd. II, 120.
von Yezo. Bd. II, 120.
Aerzte in Japan. Bestimmung über ihre Honorierung in den Gesetzen des Iyeyasu und Klassifizierung. Bd. I Heft I, 12.
Die Heilkunde in Japan und japanische Aerzte (*Hoffmann*). Bd. I, Heft I, 23-25; Heft IV, 9-20.
Strafen gegen Aerzte im Taihoritsu vorgesehen. Bd. IV, 360.
s. auch *Geburtshilfe*.
Arima s. *Badeorte*.

Arzneikunde u. Arzneimittel. Ueber die Pharmacopoe'e Japan (*Geerts*). Bd. I, Heft IV, 36–41. Heft V, 16–21; Heft VI, 46–52.

Chiningaben bei chronischer Pneumonie u. Lungenblutungen (*Hoffman*). Bd. I, Heft IV, 48; Heft VIII, 6.

Kaki, Saft unreifer Früchte gegen Schlangenbiss. Bd. I, Heft IX, 6.

Taifushifrüchte als Heilmittel gegen Lepra. Bd. I, Heft X, 5.

Gemsenhörner als Arzneimittel. Bd. I, Heft X, 20.

Wurzel von Scopolia Japonica. Bd. II, 267 f.

Schlangen als Arzneimittel. Bd. III, 210.

Arzneien der Ainu. Bd. III, 242.

Volkstümliche Heilmittel. Bd. VI, 332 f.

s. auch *Aerzte*.

Astrologie und Astronomie in Japan. Erwähnung in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 12.

in China s. *Müller*, Ueber den Fengshui. Bd. I, Heft VII, 4 f.

Atami Der Geyser in Atami (*Kuntze*). Bd. I, Heft VII, 30–32.

Analyse eines Mineralwassers (*Martin*). Bd. I, Heft X, 21.

Ausländer Bestimmung über ihre Behandlung in Japan. Bd. I, Heft II, 7.

Aussenhandel Japans. s. *Roesler*, Uebersicht des japanischen Aussenhandels seit 1868.

Goldausfuhr der Holländer (*Riess*). Bd. VI, 449.

B

Bad bei Entbindung. Bd. I, Heft V, 23; 27; Heft X, 10.

das heisse japanische (Oyu), seine Vor- und Nachteile (*Baelz*). Bd. III, 178 f.

Badeanstalten japanische (*Baelz*). Bd. IV, 395.

Badeorte und Thermen: shinoyu. Bd. I, Heft III, 3; Heft X, 24; Bd. III, 253.

Arima, bei Hiōgo. Bd. I, Heft IV, 41–45.
Allgemeine Verteilung über die verschiedenen Teile Japan. Bd. I, Heft V, 19; Bd. II, 204.
Atami. Bd. I, Heft VII, 30–32; Heft X, 23.
Untersuchungen japanischer Mineralwasser. Bd. I, Heft X, 20–26.
Kusatsu. Bd. VI, 452.
Bärenfeste s. *Ainu* und *Yezo*.
Baka (Narr, Thor), Ursprung des Wortes. Bd. V, 230.
Bambus Ueber die Verwendung des Bambus in Japan (*Spörry*). Bd. VI, 399 f. cf. Bd. I, Heft IV, 2; Heft V, 17; Heft VI, 46; Bd. II, 303. 373; Bd. III, 31.
Begräbnisgebräuche In China. Bd. I, Heft V 3.
bei den Shintoisten. Bd. I, Heft VI, 39–41.
Thonpuppen als Ersatz für Menschenopfer bei Bestattungen. Bd. I, Heft VIII, 13–14 cf. Heft II, 5; Heft IV, 32.
nach der Verbrennung. Bd. III, 11.
Bei den Ainus. Bd. III, 240.
s. auch *Leichenverbrennung*.
Beischläferinnen s. *Konkubinat*.
Berg- und Hüttenwesen s. die Beiträge von *Hagmaier*, *Mezger*, *Netto*, *Roesing* (Innai).
Einrichtung der Bergwerke. Bd. I, Heft VI, 47.
Erdbohrer. Bd. I, Heft VIII, 20 f.
Quarz- und Bergkrystallgruben. Bd. I, Heft VIII, 21 ff.
Bevölkerungsstatistik von Japan s. *Fesca*, *Mayet*, *Rathgen*.
Mittheilungen über die Population Japans. Bd. II, 104.
des Regierungsbezirks Tokyo, (*Terada*). Bd. II, 429–439; Bd. III, 139.
der Ainu. Bd. III, 220.
der chinesischen Provinz Kansu (*Mayet*). Bd. IV, 347–350.
Bibliographie Beiträge zur Kenntnis der älteren Literatur über Japan (*Weipert*). Bd. V, 76 f.
Bienenzucht in Japan. Bd. II, 73.

Blutrache Bestimmung darüber in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 14.

Beseitigung durch das revidierte Strafgesetzbuch von 1873. Bd. V, 117.

Interessantes Beispiel. Bd. IV, 271.

Bodenerzeugnisse s. *Landwirtschaft.*

Börsenwesen s. *Mayet*, Die jap. Geld- und Effektenbörse.

Botanik Werke über japanische Botanik. Bd. I, Heft IV, 37–41; Bd. II, S. IV.

Botanische Exkursion im Monat August von Tokyo nach Nikko (*Niewerth*). Bd. I, Heft VII, 9–11.

Sur les Mutisiacées du Japon (*Savatier*). Bd. I, Heft VII, 36–39.

Aus dem Pflanzenreiche (*Niewerth*). Bd. I, Heft IX, 58 f.

Flora des Chuzenjisees (*Martin*). Bd. II, 101 f.

Un nouveau succédané du café (*Jaquet-Goertz*). Bd. II, 102, 103.

Aucubaephyllum Lioukiense Ahlbg. Bd. II, 150.

Illicium religiosum, (*Eykmann*). Bd. III, 120–130, cf. 177 f.

Bambussamen und Kaffee von den Ogasawarainseln. Bd. IV, 31.

Der Kampferbaum (*Grasmann*). Bd. VI, 277–315.

Flora auf Liukiu. Bd. III, 145 f. 154.

Blumenfeste in Yedo. (*Cochius*). Bd. I, Heft IV, 26–28.

Thee s. dieses Wort.

Bronzeguss in Japan. Bd. VI, 450.

Buch- und Zeitungswesen in Japan s. *Busse* und *Hering.*

Buddhismus Strafandrohung an die Tendai-priester des Hiyei-san. Bd. I, Heft I, 5 f.

Prinzen, Fürsten und Krieger treten in den Priesterstand. Bd. I, Heft I, 6. 8.

Priesterliche Würden. Ebenda.

Erwähnung des Buddhismus in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 6. 11 f. Heft II, 4. 6.

Shotoku, ein Beförderer des Buddhismus. Bd. I, Heft I, 8.

Der Toyeisantempel in Ueno übt die Herrschaft über alle Tempel. Bd. I, Heft I, 8 cf. Heft IV, 27.
Hiyeisantempel. Bd. I, Heft II, 6.
Kopfscheeren der Priester. Bd. I, Heft IV, 11.
Kobo Daishi. Bd. I, Heft IV, 30. Bd. II, 142 f.
Seine Beeinflussung der Kamilehre. Bd. I, Heft IV, 30.
Buddhistische Tempel von Shanghai. Bd. I, Heft V, 13 ff.
Tempel und Daibuts von Nara. Bd. I, Heft VII, 32 f.
Zaubermittel in Tempeln verkauft. Bd. I, Heft VIII, 10, Anm.
Musikalische Instrumente des Buddhismus. Bd. I, Heft IX, 26. f.
Buddhismus und Leichenverbrennung. Bd. I, Heft X, 28 f. u. Bd. III, 3.
Buddhistische Lehre in Fusang. Bd. II, 4.
Einführung des Buddhismus in Japan und Korea. Bd. II, 7.
Buddha Maulbeerbaum. Bd. II, 11.
Entstehung der Etakaste mit Einführung des Buddhismus. Bd. II, 103.
Einführung in Japan. Bd. III, 2 cf. Bd. I, Heft I, 14.
Sekten, Bd. III, 3.
Symbolik desselben. Bd. III, 427 f.
Einführung desselben begünstigt durch den Adel nicht kaiserlicher Abstammung. Bd. V, 176.
In der schönen Literatur. Bd. V, 317.
Ethische Literatur in der Gegenwart. Bd. V, 443–452.
Buddhistische Zeitschriften der Gegenwart. Bd. V, 444.
Hervorragende Buddhisten der Gegenwart. Bd. V, 444 ff. 495 ff.
Reformbuddhismus. Bd. V, 448 ff.
Buddhistische Gnadenmittel (*Lloyd*). Bd. VI, 457–468.
Bücherbesprechungen *von Fries*, Abriss der Geschichte Chinas. Bd. IV, 196 f.
Rein, Japan. Bd, V, 265–286.
Noack's Seidel's und Lange's japanische Grammatiken. Bd. V, 277–286.

Rathgen, Japans Volkswirtschaft etc. Bd. V, 374.
Fesca, Beiträge zur Kenntnis der japanischen Landwirtschaft. Bd. VI, 195 f.
Neueste Literatur über Japan. Bd. VI, 453. 477 f.
Buntdrucke s. *Farbendrucke*.

C

Chemie Chemische Untersuchungen von Ephedra vulgaris (*Nagai*). Bd. V, 232.
Destillation von Pfeffermünzöl in Japan (*Marx*). Bd. VI, 355 f.
Untersuchungen roter Hefenarten (*Loew*). Bd. VI, 398 f.
s. auch *Agrikulturchemie*.
China Chinesische Werke über Heilkunde. Bd. I, Heft I 23 f.
Begräbnisstätten in China. Bd. I, Heft V, 3.
Chinesische Geomantik. Bd. I, Heft VII, 4 f.
Ein Ausflug in Nordchina (*Möllendorf*). Bd. I, Heft VII' 17–20.
Naturgeschichte von Nordchina (*Möllendorf*). Bd. I, Heft 7–19.
Jetzt noch in China übliche musikalische Instrumente. Bd. I, Heft IX, 27–30.
Chinesisch-japanische Rechenmachine (Westphal). Bd. I, Heft VIII, 27–35; Heft IX, 43–53.
Taiping-Rebellen. Bd. I, Heft VIII, 37.
Nienfai-Rebellen. Bd. I, Heft VIII, 37-38.
Das Skizzenbuch des Ch'i-hsio-ch'in. Bd. I, Heft VIII, 38–39; Bd. II, 25.
Opiumrauchen. Bd. I, Heft IX, 1–4.
Zur Vergleichung chinesischer und japanischer Musik. Bd. I, Heft IX, 60–62.
Erklärung zweier chinesischer Bilder aus rotem Lack. Bd. I, Heft X, 37.

Maas-und Gewichtssysteme. Bd. II, 35–52; 61.
Theorie der Musik und Zusammenhang mit der Philosophie. Bd. II, 42–61.
Minenproduktion von China. Bd. II, 399.
Chinesische Literatur s. *Arendt; Florenz.*
Bevölkerung s. *Mayet.*
Bevölkerung von Kansu s. *Mayet.*
Provinz Kansu (Kreitner). Bd. IV, 399–409.
Amerika von Chinesen entdeckt s. *Bretschneider; Fusang.*
Chinas Fauna verglichen mit der Japans s. *Seitz.*
Abriss der chinesischen Geschichte von Fries. Bd. IV, 196.
Chinesen als Sklaven im alten Japan. Bd. V, 173.
Chinesen auf Formosa. Bd. VI, 433,
Chinesisches Zauberwesen (*von der Goltz*). Bd. VI, 1–36.
Strassenhandel in Peking (*Forke*). Bd. V, 295–308.
Shanghai s. dieses.

Chirurgie von den Portugiesen in Japan eingeführt. Bd. I Heft IV, 16.
v. Siebolds Einfluss auf die Anatomie in Japan. Bd. I, Heft I, 24.
s. auch *Acupunctur, Moxa.*

Christentum in Japan: Religio illicita in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 12. 28.
Buddhismus mit dem Amte betraut, darüber zu wachen, dass niemand der christlichen Religion anhängt. Bd. II, 134.
Einführung in Japan s. *v. Brandt.*
Shimabaraaufstand s. *Riess.*
Reste alten Christentums auf den Gotoinseln (*Spinner*). Bd. V, 230.
Arai Hakuseki und Pater Sidotti (*Lönholm*). Bd. VI, 146–189.
Christentum im gegenwärtigen Japan s. d. Aufsatz von *Busse* über die japanische ethische Literatur der Gegenwart.

Cloisonné s. *Emailarbeiten.*

Civilgesetz japanisches s. *Rudorff.*

Confucianismus Erste Einführung in Japan. Bd. I, Heft I, 14.
Erwähnung in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 4.
Die fünf Beziehungen (Gorin). Bd. I, Heft II, 8.
Einfluss des Buches Raiki auf das soziale Leben Japans. Bd. I, Heft IV, 33.
Confuciustempel in Shanghai. Bd. I, Heft V, 14.
Schriften des Confucius in Japan. Bd. II, 36.
Confucianismus im gegenwärtigen Japan, s. den Aufsatz von *Busse* über die japanische ethische Literatur der Gegenwart. Bd. V, 452–462. 497 ff.

D

Deutsche Literatur Einfluss derselben auf die japanische. Bd. V, 317.
Deutsche Werke über japanische Sprache, besprochen von Dr. Weipert. Bd. V, 277–281.
Dichter, Japanische der Gegenwart (*Florenz*). Bd. V, 314–341.

E

Ehe in Japan. Bestimmung in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 13 und Heft I, 14 (Ehebruch).
Verhältnis der Ehefrau zu den Beischläferinnen nach den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 2.
Pflichtenkreis der Ehefrau. Bd. I, Heft II, 2.
Notizen über den Fortschritt der japanischen Civilisation auf dem Gebiet der Ehe (*Gebauer*). Bd. II, 81–85 (cf. Bd. II, 72 f.)
Heiratsfrequenz und geschiedene Ehen im Tokyo-fu 1878. Bd. II, 437–438.
bei den Ainu. Bd. III, 236.
s. *Weipert*, Japanisches Familienrecht. Bd. V, 94–109.

s. *Frau; Konkubinat.*

Häufigkeit der Ehescheidungen. Bd. IV, 299.

Eltern und Kinder in Japan, s. *Familie.*

Emailarbeiten, japanische. Bd. I, Heft V, 1–3.

Engländer in Japan. The Relations between the English and the Japanese from 1600–1858 (*Brandt*). Bd. I, Heft V, 33–37.

Entdeckungsgeschichte Japans. Bd. I, Heft V, 28–33.

Erbfolge (*Erbrecht*) s. den Aufsatz von *Weipert.* Bd. V, 83–140.

Bestimmung in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 6 f.

Erbfolge der Herren von Owari, Kii, Mito etc. etc. Bd. I, Heft II, 5.

Erdbeben s. die Beiträge von *Fesca, Knipping, Naumann, Scriba, Tietze, Wagener.*

Zerstörung von Gebäuden durch Erdbeben. Bd. II, 128. 228. 232.

Schutz vor Erdbeben. Bd. V, 230.

Erdbohrer. Bd. I, Heft VIII, 19–20.

Erdmagnetismus s. *Schütt.*

Ernährung s. *Nahrungsmittel.*

Eta in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 12.

mit der Einführung des Buddhismus entstanden. Bd. II, 103.

Ethik in Japan s. Aufsatz von *Busse.* Bd. V, 439–500.

F

Familie bei den Ainu. Bd. III, 239–241.

Verhältnis der Kinder zu den Eltern in Japan. Bd. III, 364 f; Bd. V, 109-119.

Familienrecht in Japan, s. den Aufsatz von *Weipert.* Bd. V, 83–140.

Farbendrucke und Holzschnitte in Japan. Bd. I, Heft IV, 2 Bd. III, 253; Bd. V, 287. (*Schmidt-Leda*).

Fauna von China.

Contributions to the Natural History of North China (*Möllendorff*). Bd. I, Heft IX, 7–19.

Ueber die nordchinesische „Gemse" (*Möllendorff*). Bd. I, Heft X, 19 f.

Vergleichende Studien über die Faunen von China und Japan (*Seitz*). Bd. V, 361–368 cf, 389–391. Bd. VI, 51–66; 67–69.

Fauna Japans verglichen mit der Chinas (*Seitz*). Bd. V, 361–368 cf. 389–391. Bd. VI, 51–66; 67–69.

Grosser japanischer Dintenfisch (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft I, 21.

Japanische Talpa Mogura (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft I, 25.

Süsswasserschwämme (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft II, 1 f.

Vorkommen animalischen Lebens auf Solfataren. Bd. I, Heft III, 4.

Avricola (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft IV, 4.

Eine Süsswasser-hydra (*Hilgendorf*). Bd. I. Heft IV, 4.

Sternaspis (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft IV, 4.

Japanische Antilope (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft V, 37–38. cf. Heft VII, 26.

Süsswasserassel (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft V, 39.

Süsswassermoostierchen (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft VI, 68.

Ein Töne von sich gebender Schmetterling (*Doenitz*). Bd. I, Heft VI, 68 f.

Missbildung bei einer Katze (*Doenitz*). Bd. I, Heft VI, 69 f.

Gadus Brandtii (Schellfisch) (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft VII, 3; 29 f.

Fauna des Chuzenjisees bezw. Ursache des Mangels einer Fauna in demselben. Bd. I, Heft VII, 3. Heft VII, 26; Heft VIII, 2. Bd. II, 76 f. 77 f. 101 f. 151.

Udji (*Greeven*). Bd. I, Heft VII, 20 f. Bd. II, 93–96.

Augenloser Fisch (Amblyopus). Bd. I, Heft VIII, 5.

Giftige Fische. Bd. I, Heft VIII, 23–26. Heft X, 6. Bd. II, 151.

Schlangen. Bd. I, Heft IX, 6; Heft X, 29–34.
Moschustier von der Insel Sachalin. Bd. II, S. IV.
Lachsartige Fische (*Hilgendorf*). Bd. II, 25–31.
Katzen, Seltenheit im Norden Chinas. Bd. II, 67.
Katzen, Stumpfschwänze. Bd. II, 68. cf. Bd. I, Heft IV, 69.
Balistes conspicillium (*Ahlburg*). Bd. II, 150.
Centrisciden (*Ahlburg*). Bd. II, 150.
Anthropoides virgo (*Doederlein*). Bd. III, 89.
Kreuzotter auf Sachalin (*Doederlein*). Bd. III, 83.
Land- und Seefauna von Oshima (Liukiu) (*Doederlein*). Bd. III, 146–151. 154 f.
Springende Fische. Bd. III, 151.
Fauna von Okinawa (Liukiu). Bd. III, 154.
Seeschlangen (*Doederlein*). Bd. III, 209 f.
Fuchs, Hase, Mochusratte (*Doederlein*). Bd. III, 210 f.
Termiten (*Doederlein*). Bd. III, 211 f. 250–252.
Vögel am Fujisan. Bd. III, 280.
Saison-Dimorphismus bei japanischen Schmetterlingen (*Fritze*). Bd. V, 144 f.
Fauna von Yezo in Vergleich zur Fauna des übrigen Japan (*Fritze*). Bd. V, 235–248.
Meeresmolluskenfauna (*Schedel*). B. V, 347.

Feste Erwähnung der Sekkufeste in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 11.
Das Daishoyefest. Bd. I, Heft II, 7.
Genesungsfeste. Bd. I, Heft IV, 19.
Shintofeste. Bd. I, Heft IV, 36.
Blumenfeste in Tokyo (*Cochius*). Bd, I. Heft IV, 26–28.
Laternenfest in Nara. Bd. I, Heft VII, 34.
Bärenfest bei den Ainu. Bd. I, Heft IX, 6. Bd. III, 44-51; 133, 236.
Fest der Anzündung des Feuers. Bd. II, 143.
Feste auf Liukiu. Bd. III, 115–116.
Das japanische Neujahrsfest (*Hirose*). Bd. III, 257–275.
Das japanische Sternenfest Bd. IV, 294–295.

Bonfest in Shikoku. Bd. IV, 295.
Hauptfeste des modernen Staatsshintoismus (*Spinner*). Bd. V, 78 f.
s. auch *Shintoismus; Buddhismus.*

Feudalwesen s. *Rudorff*, Die Rechtspflege unter den Tokugawa. Bd. V, 378–394.
s. *Gesetze des Iyeyasu* passim.

Finanzwesen s. *Mayet*, Die japanische Staatsschuld.
s. *Börsenwesen.*

Fische s. *Fauna.*
Fischerei-Ausstellung. Bd. III, 434–435.
Fischzucht (Schildkrötenzucht). Bd. III, 434.

Fliegenwedel hydraulischer. Bd. I, Heft VIII, 49 f.

Flora s. *Botanik.*

Formosa Strömungsgrenze im Norden von Formosa (*Knipping*). Bd. I, Heft V, 27 f.
seit 605 den Chinesen unter dem Namen Liu-kiu bekannt. Bd. I, Heft VII, 4. cf. Bd. VI, 405 ff.
Einige Notizen über Formosa (*Knoblauch*). Bd. I, Heft VIII, 35–37.
Beitrag zur Geologie von Formosa. Bd. III, 438.
Besteigung des Mount Morrison (*Honda*). Bn. V, 469–473.
Geschichte der Insel Formosa (*Riess*). Bd. VI, 405–447.

Forstwesen Holzkultur zum Behuf der Isetempelbauten. Bd. I, Heft I, 7.
Bestimmung über Waldungen in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 4.
Abholzen der Wälder in Japan. Bd. II, 77.
Waldbenutzung auf Liu-kiu. Bd. III, 142.
Das Kapitel über Forstwirtschaft in *Rein's* Japan. Bd. IV, 273.
Forstliche Excursion in die Kisowaldungen (*Grasmann*). Bd. V, 249–276. cf. 145 f.

Fossiles Holz Jindaiboku gefunden bei Nikko. Bd. I, Heft VIII, 2.

Umoregi, Nachahmung des Jindaiboku. Bd. I, Heft VIII, 2.

Frau Pflichtenkreis der Frau nach den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft III, 3.

Stellung der Frau in Japan. Bd. II, 84 f. Bd. IV, 457–459.

Frauen blieben ungezählt. Bd. II, 319.

Frauen von Echigo füllen die Bordelle des Nordens. Bd. II, 406.

Körper und Körperpflege, siehe *Baelz*, Die körperlichen Eigenschaften der Japaner.

Die Frauen Japans im Spiegel der für sie bestimmten Literatur, siehe (*Hering*). Bd. V, 10–27; cf. Bd. IV, 457–459.

Stellung der japanischen Ehefrau, s. die Aufsätze von *Hering*, *Gebauer*, *Weipert*.

Strafen, die über Frauen verhängt wurden. Bd. IV, 374.

s. auch *Ehe; Konkubinat.*

Fürsten unter den Tokugawa s. *Gesetze dss Iyeyasu.*

Fujinoyama Höhenbestimmung. Bd. I, Heft III, 6 f; Bd. I, Heft III, 7–9; 9–10; Heft IV, 18 f. Bd. II, 22. Bd. III, 275 ff. 364; Bd. IV, 48, 104. 108.

Barometerbeobachtungen vom Fuji, (*Knipping*). Bd. I, Heft III, 7–9.

Entstehung des Fuji. Bd. II, 10; 164.

Fuji-karte. Bd. II, 24.

Fujiausbrüche. Bd. II, 165. 177. 193–195.

Zur topographischen Skizze des Fuji und seiner Umgebung s. *Schütt*, *Gottsche*, *Satow.*

Doppelbilder des Fuji. Bd. IV, 234.

Fusang Ueber das Land Fusang nach chinesischen Berichten (*Bretschneider*). Bd. II, 1–11.

Geburtshilfe in Japan s. die Abhandlung von *Miyake.*

zum erstenmal in Japan literarisch bearbeitet. Bd. I, Heft IV, 17.

Künstliche Erregung des Abortus in Japan (*Hoffmann*). Bd. I, Heft IV, 28 f. 39.

bei den Ainu. Bd. III, 259.

Geographie in Japan s. die Beiträge von *Heeren*; *Krien*; *Kniping*. (Bd. II, 20–24, cf. 124. 35; 61 f. 118 f.); *Müller-Beeck* (Kazusa u. Awa); *Scheube* (Itinerar einer Reise im südlichen Teil von Yezo).

s. *Fujinoyama*; *Fusang*; *Höhenmessungen*; *Reisen*.

Geographische Nomenclatur Japans. Bd. II, 121.

Die geographische Gesellschaft in Tokyo. Bd. III, 361.

Geologisches Geologische Beschaffenheit der Insel Enoshima (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft X, 5.

Geologische Zusammensetzung der Gebirge der Centralprovinzen Japans. Bd. II, 128.

Geologie Japans s. *Naumann's* sämtliche Aufsätze; *Korschelt* Japanischer Ackerboden; *Gottsche*.

Geologie der Insel Oshima (Liu-kiu). Bd. III, 109 f.

Okinawa und Oshima (Liu-kiu). Bd. III, 151 f.

Innai. Bd. III, 415.

Bestimmung der Wassercapacität und Durchlüftbarkeit des Bodens für Bonitierungszwecke (*Fesca*). Bd. IV, 230–231.

Juraformation in Japan (*Brauns*). Bd. IV, 440–442.

s. auch *Erdbeben*.

Geomantik, chinesische-Fengshui. Bd. I, Heft VII, 4 f.

Gerichtsverfahren, *Gerichtsverfassung*, s. *Michaelis, Rudorff*.

Gesang s. *Musik*.

Geschichte chinesische s. *Arendt*; *Müller-Beeck* (Besprechung von Fries, Abriss der Geschichte Chinas).

Geschichte japanische. Stand der älteren japanischen Geschichtsforschung (*Kempermann*). Bd. I, Heft III, 2.

Japanische Seeräuber verheeren die chinesischen Küsten. Bd. I, Heft IV, 22 f; Heft V, 13.

Aelteste Einwanderungen in Japan. Bd. I, Heft IV, 31.

Territorialeinteilung Japans (*Krien*). Bd. I, Heft VI, 32–38.

Das Monument von Taga-jo nohi (ältester Denkstein Japans bei Sendai). Bd. I, Heft VII, 26 f.

Beiträge zur neueren Geschichte Japans, s. *Wagener*, Hendrik Heuskens Tagebuch.—S. auch Bd. II, 103 f.

Kampf auf Ueno (1686) (*Lange*). Bd. II, 96–101 und Bd. II, 104.

Yoshitsune auf Yezo? Bd. IV, 290.

Staatliche und gesellschaftliche Organisation im alten Japan (*Florenz*). Bd. V, 164–182; cf. 141.

Shimabaraaufstand (*Riess*). Bd. V. 191–214.

Geschichte von Formosa (*Riess*). Bd. VI, 405–447.

s. ferner *Abstammung*; *Adel*; *Christentum*; *England und Japan*; *Entdeckungsgeschichte*; *Gesetzgebung*; *Kaiser*; *Kaisergräber*; *Rechtspflege* (Rudorff); *Religion*; *Strafrecht* (Michaelis); *Shōgun*; *Verkehr*.

Gesetzgebung Gesetze des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 5–14; Heft II, 2–8.

Getetzgebung im gegenwärtigen Japan s. *Rudorff*.

Gesinde zur Sittlichkeit angehalten. Bd. Heft I, 14.

Strafe für einen Diener, der seinen Herrn tötet. Bd. I, Heft II, 2.

Globus. jap. von 1670 (*Herren*). Bd. I, Heft II, 9–13.

Goldausfuhr der Holländer aus Japan (*Riess*). Bd. VI, 449–450.

Grammatiken der japanischen Sprache (besprochen von Weipert). Bd. V, 277–281.

Gynäkologie s. *Geburtshilfe*.

H

Hakuseki Arai und P. Sidotti; (*Lönholm*). Bd. VI, 146–189.

Handel Handel Japans seit 1868 s. *Roesser*.

Goldausfuhr der Holländer aus Japan (*Riess*). Bd. VI, 449–450.

Handelsgesetzbuch jap. s. *Rudorff*.

Handels- und Industriegesellschaften in Osaka (*Wagener*). Bd. V, 75 f.

Handelsrecht japanisches (*Lönholm*). Bd. VI, 197–270.

Harakiri (Seppuku-Bauchaufschlitzen in Japan). Bd. I, Heft X, 26–28.

Heilkunde s. *Aerzte*, *Arzneikunde*.

Herrschaften und Diener, Verhältnis. Bd. I, Haft II, 4.

Verbot, dass die Diener dem Herrn in den Tod folgen. Bd. I, Heft II, 5.

Heusken Hendrik, Aus seinem Tagebuch (*Wagener*). Bd. III, 372–390.

Hochzeit s. Ehe.

Höhenbestimmung s. *Fujinoyama*; *Knipping*. Bestimmungen von Höhen am Nakasendo, zwischen Kyoto und Tokyo. Bd. I, Heft 6.

im Hakonegebirg. Bd. I, Heft III, 9 f.

von Tokyo über Utsunomiya, Imaichi, Nikko, Yumoto; von Imaichi bis Wakamats; von Wakamats bis Shirakawa über Otahara nach Imaichi. Bd. I, Heft VI, 52–55.

Ontake in Shinano. Bd. I, Heft X, 4.

in Idzu und Sagami. Bd. I, Heft X, 26.

Nikkoberge. Bd. II, 63.

in Idzumo. Bd. II, 125; 136.

Das Tokyo-Sendai Nivellement. Bd. II, 118–119.

in Südyezo. Bd. III, 88.

Passhöhen im Norden von Japan. Bd. III, 205.

am Fuji. Bd. III, 275–282.

im Akita-ken. Bd. III, 391.

Hokkaido s. *Yezo* und *Ainu*.

Holländer Goldausfuhr der Holländer aus Japan (*Riess*). Bd. IV, 449–450.

ihre Haltung bei dem Shimabaraaufstand. Bd. V, 205 f.

Holländische Niederlassungen auf Formosa. Bd. VI, 420–432.

I

Iyeyasu (Gongensama) Die 18 Gesetze des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 5–14.
Die 100 Gesetze. Bd. I, Heft II, 2–8.
Industrie s. *Handel.*

J

Jagd Bestimmung in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 11.
Lockpfeife für Hirsche. Bd. I, Heft X, 4.
Jagdfalken zum Vogelfang. Bd. II, 71–72.
Jagd auf Oshima (Liu-kiu). Bd. III, 143.
Jagd bei den Ainu. Bd. III, 228–229.
Japan Aussprache des Wortes. Bd IV, 106.
(Die auf japanische Dinge sich beziehenden Gegenstände suche man unter den betreffenden Fachausdrücken).
Japanisches Meer Strömungen. Bd. I, Heft III, 11 f.
Jōdo-Lehre von den Tokugawa begünstigt. Bd. I, Heft I, 11; Heft II, 6.
Justizwesen s. *Michaelis*; *Rudorff.*

K

Kaiser in Japan. Chronologisches Verzeichnis der Kaiser (*v. Braudt*). Bd. I, Heft I, 14–17.
Verhältnis der Kaiser zu den Shogunen, s. *Gesetze des Iyeyasu.*
s. *Rudorff*, Rechtspflege unter den Tokugawa.
Stellung des japanischen Kaisers in der ältesten Zeit. Bd. V. 165.
Vorrecht desselben. Bd. V, 166. 176.
Masst sich unter dem Einfluss der chinesischen politischen Theorien Souveränitätsrechte an. Bd. V, 173.

Aelteste Bezeichnungen für den Kaiser. Bd. V, 176.
Gründe des Wachstums der Kaiserlichen Macht in der alten Zeit. Bd. V, 180.
Schaffung neuer Uji (Geschlechter) durch die Kaiser. Bd. V, 180.
Landbesitz des Kaiser. Bd. V, 187.
Erlass des Kaisers vom 30. Oktober 1890. Bd. V, 455.

Kaisergräber in Japan. Bd. I, Heft I, 21 f; Heft VI, 40; Bd. IV, 357.

Kaiserliche Insignien. Bd. I, Heft I, 5; Heft IV, 32.

Kaiser-Wilhelmsland (*Hollrung*). Bd. IV, 447–456.

Kakke (Krankheit) s. den Aufsatz von *Hoffmann*. Bd. I, Heft II, 16–21.
Erwähnung. Bd. I, Heft X, 18.
Fälle der Krankheit bei Europäern. Bd. II, 72.
Geschichte der Kakke von *Scheube*. Bd. III, 170–174.
Beschrieben von *Bälz*. Bd. III, 301–319.

Kamilehre s. *Shintoismus*.

Kampferbaum s. den Aufsatz von *Grasmann*. (Bd. VI, 277–315).

Karten Erklärende Karten für die Veränderungen, welche in dem Kaiserreiche stattgefunden haben (*Krien*):
I. Karte des japanischen Reichs, wie es von Jimmu Tenno begründet worden ist. Bd. I, Heft VI, 32 f.
II. Karte des japanischen Reichs unter Keiko Tenno nach der Unterwerfung des Ostens und Westens. Bd. I, Heft VI, 33 f.
Ueber eine neue Karte von Japan und ihre Quellen (*Knipping*). Bd. II, 20–24.
Das Klima Japans und der Einfluss desselben auf die Pflanzenproduktion (*Fesca*). Bd. V, 78.
Klima in den Kisowaldungen. Bd. V, 255 f.
s. auch *Meteorologisches*.

Konkubinat Unterschied zwischen Ehefrau und Beischläferin in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 2.

Bestimmungen über die Zahl der Beischläferinnen für die einzelnen Stände. Bd. I, Heft II, 2.
Landestrauer für kaiserliche Beischläferinnen. Bd. I, Heft II, 7.
Stellung der Konkubinen. Bd. II, 84.
s. den betreffenden Abschnitt in *Weipert's* Aufsatz über japanisches Familien- und Erbrecht. (Bd. V, 107–109).

Kinder s. *Eltern.*

Kleidung der alten Japaner. Bd. I, Heft VI, 59 (mit 2 Farbendrucken). Bd. II, 76.
in Idzumo. Bd. II, 132.
der Oshimaner (Liu-kiu). Bd. III, 114 f.
der Ainu. Bd. III, 223 f.

Klima Klimatische Verhältnisse der Westküste Japans (*Weber*). Bd. I, Heft III, 10–13.
Das Klima von Oshima (Liu-kiu). Bd. II, 111 f.
Das Klima Japans. Bd. II, 301 f.
Einfluss des Klimas auf gewisse Krankheiten, besonders Kakke. Bd. II, 306 f.
Das Klima von Niigata. Bd. III, 319–322.

Korallen Edelkorallen, japanische. Bd. III, 435.

Körperliche Eigenschaften der Japaner s. die Abhandlung von *Baelz.*

Korea Einwanderungen von Korea nach Japan. Bd. III, 341.
Besuch in Korea; Unreinlichkeit. Bd. III, 440.
Ein Besuch in Korea (*Mayet*). Bd. IV, 18–28. 146–152.

Koreaner, verschiedene Gesichtstypen derselben. Bd. III, 339 f.

Koropokguru (Grubenbewohner) auf Yezo. Bd. IV, 292 bis. Bd. V, 187 f. u. 435.
Bd. V, 369–373.

Krankheiten in Japan s. *Kakke.*
Pneumonie und Lungenblutungen (*Hoffmann*). Bd. I, Heft IV, 48.
Augenkrankheiten (*Müller*). Bd. I, Heft V, 38 f.
Farbenblindheit (*Stephenson*). Bd. VI, 190–194.

Fisch- und Lackvergiftungen. Bd. I, Heft VIII, 23–27.
Wochenbettkrankheiten. Bd. I, Heft X, 10 f.
Nervöse Störungen (*Wernich*). Bd. I, Heft X, 16–19.
Lepra. Bd. II, S. IV.
Ueberschwemmungs-oder Flussfieber (*Baelz*). Bd. II, 409–415.
Krankheiten bei den Ainu. Bd. III, 241 f.
Infektionskrankheiten (I. Flecktyphus II. Abdominartyphus. III. Rückfalltyphus. IV. Pocken. V. Masern. VI. Scharlach. VII. Rötheln. VIII. Cholera. IX. Dysenterie. X. Diphterie. XI. Puerperalfieber. XII. Malariakrankheiten. XIII. (Kakke): beschrieben von *Bälz*. Bd. III, 295–318.
Krankheiten durch Parasiten (*Baelz*). Bd. III, 368 f. cf. Bd. V, 346.
Religiöser Wahnsinn, Besessenheit etc. (*Bälz*). Bd. IV, 421; cf. Bd. III, 253. Bd. VI, 453.

Kriegskunst s. *Militärisches*.

Kunstgewerbe Japanische Darstellung des Wirbelwinds. Bd. IV, 300.
Kunstgewerblicher Unterricht in Japan. Bd. VI, 397–398.

Kurilen Reisen nach Yezo und den Kurilen (*Michaelis*). Bd. IV, 089–291.

Kwanto. Bd. I, Heft I, 5.

Kyoto Gründung durch Kwammu Tenno und Errichtung des Hiyeizantempels. Bd. I, Heft I, 5 f.

L

Lack geschnittener, roter chinesischer, zwei Bilder aus. Bd. I, Heft V, 7; Heft X, 37.

Landstrassen Bestimmung über die Breite derselben in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 4

Landwirtschaft Bestimmung zum Schutze des Ackerlands in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 4.

Künstliche Befruchtung des Getreides. Bd. I, Heft IX, 4; 55–56; Heft X, 5.

Ackerbau und Viehzucht auf Oshima (Liu-kiu). Bd. III, 140–143.

Ackerbau auf Okinawa (Liu-kiu). Bd. III, 152 f.

Feldwirtschaft bei den Ainu. Bd. III, 230.

Düngung mit Kalk. Bd. III, 254.

Japanischer Ackerboden (*Korschelt*). Bd. III, 180–201; 254; 439.

Hungersnöte in Japan (*Mayet*). Bd. IV, 200 f.

Die Zahl der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Japan. Bd. IV, 421.

Zur Landwirtschaft in Japan s. auch *Fesca, Kellner, Rein, Lehmann.*

Theekultur s. *Thee.*

Lehnswesen in Japan s. *Rudorff* Bemerkungen über die Rechtspflege unter den Tokugawa. (Bd. IV, 378–394).

Leichenfeier Verbot dass die Diener dem Herrn im Tode nachfolgen, in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 5. Siehe auch Florenz' Nihongi.

Begräbnisgebräuche der Shintoisten. Bd. I, Heft, VI, 39–41.

Leichenverbrennung in Japan s. die Aufsätze von *Doenitz* und *Greeven.* Bd. I, Heft X, 6. 7. 28–29; Bd. II, S. III, f.

Geschichte und gegenwärtiger Zustand. (*Beukema* und *Plugge*). Bd. III, 1–12; 131 f.

Leichenverbrennung in Tokyo (*Spinner*). Bd. V, 156–158.

Lieder japanische Lieder (*Holz*). Bd. I, Heft III, 13 f.

Drei japanische Lieder (*Holz*). Bd. I, Heft IV, 45–47.

Zwei japanische Lieder, mitgeteilt von *Eckert.* Bd. II, 423–428.

Kimigayo die japanische Nationalhymne (*Eckert*) Bd. III, 331.

Ueber die Uta. Bd. III, 422–424.

s. auch *Literatur, Poesie, Musik, und Gesang.*

Literatur chin. s. *Arendt*; *Florenz.*

Literatur japanische. Momotaro, der Pfirsichjunge, übersetzt von *A. von Knobloch.* Bd. I, Heft IV, 49.

Das Taketori Monogatari, übersetzt von *Lange.* Bd. II, 304–318.

Japanische Frauenliteratur (*Hering*). Bd. V, 10–27.

Die literarische Thätigkeit Japans in der Gegenwart (*Hering*). Bd. V, 141–143.

Kiodens historischer Roman „Der treue Ritter Uto Yasukata (die Empörung des Masakado im 9. Jahrhundert behandelnd), nebst biographischen Bemerkungen über den Verfasser und andere zeitgenössische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Mitgeteilt von *Bälz.* Bd. V, 282–284.

Japanische Literatur der Gegenwart (*Florenz*). Bd. V, 314–341.

Alliteration in der japanischen Poesie (*Florenz*). Bd. V, 342–344.

Psychologie des japanischen Witzes (*Florenz*). Bd. V, 424–430.

Ethische Literatur der Gegenwart (*Busse*). Bd. V, 439–500.

Liukiu Liukiu im 7. Jahrhundert n. Chr. der chinesische Name für Formosa. Bd. I, Heft VII, 4. cf. Bd. VI, 408 ff. 415. 417.

Die Bewohner nähern sich dem Typus der Chinesen. Bd. I, Heft VIII, 41.

Die Musikinstrumente auf Liukiu den chinesischen gleich. Bd. I, Heft IX, 27.

Vulkanische Thätigkeit sehr rege. Bd. II, 203.

Wetterbeobachtungen zur Zeit des Taifuns in August 1880. Bd. III, 99. 107 f.

Die Liukiuinsel Amami Oshima (*Doederlein*). Bd. III, 103–117; 140–156.

Loreleysage in Japan. Bd. IV, 107.

M

Magie chinesische s. den Aufsatz *von der Goltz*. (Bd. VI, 1–36).

Malaiische Elemente in der Bevölkerung Japans s. *Abstammung*.

Mass- und Gewichtssystem in China und Japan (*Wagener*). Bd. II, 35–42. 61.

Masse und Gewichte in Japan. Bd. II, 215 .

Masse bei den Ainu. Bd. III, 232.

Mathematik Chinesische Zahlenbenennung nach Potenzen von 10 (*Westphal*). Bd. I, Heft VIII, 1 f.

Geschichte derselben in Japan (*Westphal*). Bd. I, Heft IX, 54 f.

Mechanik s. *Fliegenwedel*.

Medizin siehe *Aerzte*, *Arzneikunde*, *Geburtshilfe*, *Krankheiten*, *Siebold*.

Meeresleuchten eigentümliches. Bd. I Heft I, 22 f.

Meeresuntersuchungen. Strömungsverhältnisse an der Westküste Japans (*Weber*). Bd. I, Heft III, 11 f.

Strömungsgrenze im Norden von Formosa (*Knipping*). Bd. I, Heft V, 27 f.

Menschenopfer in Japan. Ersatzpuppen für Menschenopfer. Bd. I, Heft VIII, 13 f.

Meteoriten. Ein Meteorit von der Insel Mikomoto. Bd. I, Heft IV, 5.

Einfluss der Meteoriten auf Erdbeben. Bd. II, 212–214.

Der Meteorit von Tajima, Februar 1880. Bd. III, 202 f.

Meteorologisches s. von *Kitao*, *Knipping*, *Mezger*, *Weyhe*, *Kellner*.

Eigentümliche Eisbildung in Japan, shimo-bashira (*Docnitz*). Bd. I, Heft IV, 2 f; Bd. II, 70–71 (*Wagener*).

Auffällige Gegendämmerung (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft V, 39.

Feuerkugel. Bd. II, 269.

Anschauungen der Ainu. Bd. III, 234.

Beobachtungen in Innai. Bd. III, 416.

Wolkenbildungen am Fuji. Bd. III, 281.

Wetterbeobachtungen aus Korea. Bd. IV, 29. cf. Bd. V, 27 f. s. auch *Klima*.

Mexico und Japan (Sprachverwandtschaft?). Bd. IV, 199. s. auch *Fusang*.

Militärisches. Kriegsadel. Bd. I, Heft I, 7; Heft II, 5; Heft VI, 5.

Kriegsmusik. Bd. I, Heft IX, 26.

Zerstörung der Häuser durch Krieg in Japan. Bd. II, 233 f.

Familienpensionen der Kriegerkaste in Japan. Bd. II, 261.

Japanische Kriegsausgaben. Bd. II, 262.

Heiratskonsenz der japanischen Offiziere. Bd. II, 446.

Eine Parade vor 250 Jahren (*Wagener*). Bd. IV, 341–345. s. auch *Waffen*.

Minenwesen s. *Berg- und Hüttenwesen*.

Mineralien Japanische Mineralien (Schwefel Graphit, Molybdaenglanz, Antimon, Eisenerze, Kupfer) *Martin*. Bd. I, Heft IV, 4–6.

Reise von Kofu nach den Quarz- und Bergkrystallgruben (*Schenk*). Bd. I, Heft VIII, 21 ff.

Mineralien auf Oshima (Liukiu). Bd. III, 144.

Seltenheit interessanter Mineralien in Japan. Bd. III, 254.

Mineralproduktion Japans. Bd. III, 414.

Natrolith aus Awa. Bd. III, 448.

Mineralquellen Analyse der Arimaquellen (*Ritter*). Bd. I, Heft IV, 44 f.

Warmes Mineralwasser in Japan zu medizinischen Zwecken verwendet. Bd. I, Heft V, 17; Bd. II, 253.

Geysir in Atami (*Kuntze*). Bd. I, Heft VII, 30–32.

Untersuchungen japanischer Mineralwässer von *Martin*. Bd. I, Heft X, 20–26.

Verteilung der Quellen auf die verschiedenen Teile Japans. Bd. II, 204.

Momotaro der Pfirsichjunge. Bd. I, Heft IV, 49.

Moxa. Bd. I, Heft IV, 17, 18 (durch Blinde ausgeübt); Heft V, 21; Heft VI, 46.

Bereitung, Prozedur und Zweck der Moxa. Bd. IV, 46.

Münzen s. die Beiträge von *Bramsen* und *Scriba*.

Musik auf den Admiralitätsinseln s. dieses Wort.

Musik chinesische. Jetzt noch in China übliche Instrumente. Bd. I, Heft IX, 27 ff.

Zur Vergleichung chinesischer und japanischer Musik (*Stein*). Bd. I, Heft IX, 60–62.

Theorie der chinesischen Musik und ihr Zusammenhang mit der Philosophie (*Wagener*). Bd. II, 42–61.

Musik und Gesang in Japan. Am Hof des Shogun. Bd. I, Heft , 11.

Notizen über die japanische Musik (*Müller*). Bd. I, Heft VI, 13–31 ; Heft VIII, 41–48 ; 52 ; Heft IX, 19–35.

Zur Vergleichung chinesischer und japanischer Musik (*Stein*). Bd. I, Heft IX, 60–62.

Musikinstrumente der Ainu. Bd. III, 237.

Erläuterung japanischer Musikstücke. Bd. IV, 107.

Japanische Musikstücke (*v. Zedtwitz*). Bd. IV, 129–145. (vgl. 107).

Beiträge zur Kenntniss der japanischen Musik (*Dittrich*). Bd. VI, 376–391.

s. auch *Lieder*.

Mythologie japanische s. *Shintoismus*. Japanische Mythologie buddhistisch-chinesischer Färbung. Bd. I, Heft III, 2.

Hirsch als Götterbote. Bd. Heft III, 2.

Vergleichende Mythologie : Die geflügelte Sonnenscheibe (*Eastlake*). Bd. III, 426–434.

N

Nagasaki (*Hizen*) Verwaltung und Bewachung des Fremdenhafens. Bd. I, Heft II, 3.

Nahrungsmittel der Japaner. Anfertigung von Tofu, Yuba und Ame (*Ritter*). Bd. I, Heft V, 3–5.

Bereitung von Shoyu, Sake und Myrin (*Hoffmann*). Bd. I, Heft VI, 8–11.
Nahrungsmittel der japanischen Bauern. Bd. II, 139.
Nährwert des Tofu (*Langgaard*). Bd. II, 268 f. bis cf. 271.
Nahrung der Oshimaner (Liukiu). Bd. III, 117.
Nahrung der Ainu. Bd. III, 223.
Bemerkungen von *Scheube* über die Nahrung der Japaner. Bd. III, 282–294.
Die Ernährung der Japaner vom volkswirtschaftlichen Standpunkt (*Baelz*). Bd. IV, 295–297.
Beiträge zur Kenntnis der Ernährung der Japaner (*Kellner und Mori*). Bd. IV, 305–321; 397 f.
Ueber einige japanische Nahrungsmittel (*Löw*). Bd. VI, 352–354.
Bereitung der Shoyu-Sauce (*Löw*). Bd. VI, 474–476.

Namengebung der Kinder in Japan. Bd. II, 79.

Nara s. den Aufsatz von *Cochius*. (Bd. I, Heft VII, 32–36).
Erwähnung von *Kempermann*. Bd. II, 143 f.

Nebenfrauen s. *Konkubinat*.

Neu-Guinea s. *Willemoes-Suhm*.

Neujahrsfest das japanische s. den Aufsatz von *Sataro Hirose*. (Bd. III, 257–275).

Nikko Naturwissenschaftliche Reisestudien in Japan: Nikko (*Rein*). Bd. I, Heft VI, 60–61; Heft VII, 21–29.
Botanische Exkursion von Tokyo nach Nikko (*Wichura*). Bd. I, Heft VII, 9–11.
Nikkoberge (*Knipping*). Bd. II, 61–63.
Weg von Nikko bis Ikao, mit Karte (*Schütt*). Bd. III, 202.

Numismatik s. *Brunsen*; *Scriba*.

O

Obstbau in Japan. Obstbäume bei Kozaka. Bd. II, 66.
Obstbau, Diskussion. Bd. II, 159.
Einführung der Obstsorten in Ostasien. Bd. II, 406 f.

Ontake in Shinano. Bd. I, Heft X, 4.
Opium Bereitung und Benutzung (*Martin*). Bd. I, Heft VIII, 5–7; Heft IX, 1–4.

P

Papier Aus Papier gefertigte spanische Wände aus Japan exportiert. Bd. I, Heft II, 14.
Bereitung des japanischen Papiers (*Zappe*). Bd. I, Heft II, 14.
Verzeichniss von Papiersorten. Bd. I, Heft II, 14–16.
Anfertigung des Kreppapiers (*v. Brandt*). Bd. I, Heft V, 5–7.
Stärke zur Fabrikation des Shibukami. Bd. I, Heft IX, 59.
Parasiten Drei Arten von menschlichen Parasiten (*Baelz*). Bd. II, 368 f.
Filaria immitis und andere in Japan bei Hunden veorkommende Parasiten (*Janson*). Bd. V, 345–347; 349–360.
Die tierischen Parasiten bei Wiederkäuern (*Janson*). Bd. VI, 272–275.
Petroleum in Japan. Bd. I, Heft VI, 48.
Pflanzenwachs, japanisches. Zubereitung (*Zappe*). Bd. I, Heft IV, 29.
Zur Kenntnis des japanischen Pflanzenwachses (*Geerdts*). Bd. I, Heft V, 38 f.
Pharmacopoeie s. *Arzneikunde*.
Philippinen Thongefässe für Thee aus den..... Bd. I, Heft, II, 1.
Japanische Kupferbehandlung auf den..... Bd. I, Heft V, 3.
Philosophie chinesische. Theorie der chinesischen Musik und ihr Zusammenhang mit der Philosophie (*Wagener*). Bd. II, 42–61.
japanische der Gegenwart s. den Abschnitt über philosophische Ethik in der Abhandlung von *Busse*. Bd. V, 471–487.
Philosophen, bedeutendere japanische der Gegenwart. Bd. V, 471; 500.

Physik kosmische s. *Schütt*, Ein Beitrag zur magnetischen Erdkraft. (Bd. III, 71–87).

Plätteisen zwei Arten japanischer. Bd. I, Heft VIII, 2.

Poesie chinesische s. die Beiträge von *Arendt* und *Florenz*.
japanische s. *Literatur*.

Politische Einteilung Japans (*Krien*). Bd. I, Heft VI, 32–38.

Porzellan Satsumaporzellanfabrik in Ota bei Yokohama (*Rein*). Bd. I, Heft V, 3.
Izumoporzellan (Fayence). Bd. II, 130.
Porzellanöfen in Japan. Bd. III, 177.
Seladone (*Müller-Beeck*). Bd. IV, 193–195.

Poststationen Bestimmungen in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 4.

Prostitution Stellung der Gesetze des Iyeyasu zu derselben. Bd. I, Heft II, 5.
Prostituiertensteuern. Bd. II, 235.
Echigofrauen in Bordellen des Nordens. Bd. II, 406.

Psychologie die der japanischen Sprache (*Munzinger*). Bd. VI, 103–142.
des japanischen Witzes (*Florenz*). Bd. V, 424–430.

Q

Quarz. Bd. I, Heft VIII, 23.

R

Rechenmaschine (Soroban) s. *Westphal*.

Rechtspflege s. *Gesetze des Iyeyasu*. *Lönholm*; *Michaelis*; *Rudorff*; *Weipert*.

Reis Mass der Reisproduktion in Japan. Bd. I, Heft I, 9.
Bestimmung in den Gesetzen des Iyeyasu über Anlage neuer Reisfelder. Bd. I, Heft II, 10.
Reis zur Sakefabrikation. Bd. II, 240 f. 244.

Stärke- und Wassergehalt. Bd. II, 250.
Nährwert. Bd. II, 268 f. bis.
Reis als Nahrungsmittel. Bd. III, 289 f.
Analysen s. *Kellner*.
Reisbau s. *Fesca*.

Reisen in Japan Praktische Ratschläge für Reisen auf die nördlichen Inseln Japans. Bd. IV, 287 f.
Naturwissenschaftliche Reisestudien in Japan (*Rein*). Bd. I, Heft VI, 60–61; Heft VII, 21–29.
Nara (*Cochius*). Bd. I, Heft VII, 32–36.
Reise von Kofu nach den Quarz- und Bergkrystallgruben bei Kurobara (*Schenk*). Bd. I, Heft VIII, 21–23.
Reise nach Kosaka. Bd. II, 64–68.
Reise durch die Centralprovinzen Japans (*Kempermann*). Bd. II, 121–145.
Reise nach dem nordöstlichen Teil von Yezo und den Kurilen (*Michaelis*). Bd. IV, 289–291.
Reisenotizen aus Mitteljapan (*Wagener*). Bd. IV, 396 f. 397.
Reisenotizen aus dem Hokkaido (*Wagener*). Bd. V, 184–188.
Der Kawaguchisee (*Knipping*). Bd. V, 309–313.
Neujahrsausflug nach Idzu no Oshima (*Riess*). Bd. VI, 480 f.

Religion in Japan s. *Aberglaube*, *Buddhismus*, *Christentum*, *Confucianismus*, *Feste*, *Mythologie*, *Leichenfeier* bzw. *verbrennung*, *Shinto*. Wallfahrten der Kaiser zu den Tempeln. Bd. I, Heft I, 6.
Oberaufsicht über die Tempel. Bd. I, Heft I, 8.
Tempelcommissare. Bd. I, Heft I, 10.
Ahnenkult am Shogunhof. Bd. I, Heft I, 11.
Freiheit der Religionswahl in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 12 cf. Heft II, 4 f.
Oberaufsicht über die Religionen. B. I, Heft II, 6.
Kopfscheeren der Blinden und Witwen in Japan. Bd. I, Heft IV, 11 Anmerkung.
bei den Ainu s. *Ainu*.

auf den Liukiu-Inseln s. *Liukiu.*

Riukiu s. *Liukiu.*

S

Sake Bereitung des Sake. Bd. I, Heft VI, 9 f.

Saketrinken bei den Ainus. Bd. I, Heft VI, 49; 58.

Aufsatz von O. *Korschelt.* Bd. II, 240–258.

Sakeanalyse von *Kellner.* Bd. IV, 221 f.

Schachspiel chinesisches s. den Aufsatz von *Möllendorff.* Bd. II, 11–18.

japanisches s. den Aufsatz von *Holtz.* Bd. I, Heft V, 10–12.

Schädel Varietät des Jochbeins an Japanerschädeln (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft III 1 f.

Abnorme Schädel. Bd. I, Heft X, 7.

Ueber drei verschiedene Typen unter Japanerschädeln (*Doenitz*). Bd. II, 69 f.

s. auch *Baelz*, Körperliche Eigenschaften der Japaner.

Schlangen s. *Fauna.*

Schmetterlinge Ein Töne von sich gebender Schmetterling (*Hilgendorf*). Bd. I, Heft VI, 68.

Schmetterlinge in China. Bd. I, Heft IX, 8.

Saison-Dimorphismus bei japanischen Schmetterlingen (*Fritze*). Bd. V, 144 f.

Schmetterlinge auf Yezo. Bd. V, 242–247.

Schminke japanische. Schwärzen der Zähne und Lippenschminke. Bd. I, Heft II, 1.

Kosmetik des Gesichts in Japan (*Baelz*). Bd. IV, 87 f.

Schrift, japanische. Kami yo no modji oder Götterschrift (*Kempermann*). Bd. II, 85–93. cf. Bd. V, 174.

Anmerkung über die japanische Schrift. Bd. IV, 35 f.

Problem der Abänderung der japanischen Schrift. Bd. VI, 104.

Schulen s. *Unterrichtswesen.*

Schwert Bestrafung des Verlierens des Schwerts. Bd. I, Heft I, 12.

s. auch *Waffen.*

Seeschwämme von Enoshima. Bd. I, Heft II, 1 f.

Seidenbau Seidenspinnerei in Kofu. Bd. I, Heft VIII 21 f.

Kampferspinner (*Hilgendorf*). Bd. I Heft IX, 56–58.

Seidenraupe s. die Beiträge von *Greeven*, Ueber den Udji. Bd. I, Heft VII, 20 f; Bd. II, 93–96 und *Piquet.* Bd. II, 96–105 und *Sasaki.* Bd. IV, 162.

Seidenausfuhr aus Japan in den Jahren 1868, 1872, 1873, 1876, 1877, 1878. Bd. III, 38.

Sendai Die Küste von Sendai und Nambu (*Rein*). Bd. I, Heft VII, 26–29.

Shanghai Aus der Geschichte von Shanghai (*C. Schmidt*). Bd. I, Heft IV, 20–23.

Shimabara Aufstand von 1637–1638 (*Riess*). Bd. V, 191–214.

Shintoismus Die drei Götterdinge. Bd. I, Heft I, 5.

Isetempel alle 21 Jahre neu ersetzt. Bd. I, Heft I, 7.

Strafandrohung an die Shintopriester in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 12.

Gohei. Bd. I, Heft I, 13.

Moderner Shintotempel in Yedo (1868). Bd. I, Heft II, 2.

Warnung vor Vernachlässigung des Kamidienstes in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 4 f.

Mittheilungen über die Kamilehre (*Kempermann*). Bd. I, Heft IV, 30–36.

Begräbnisgebräuche (*Knobloch*). Bd. I, Heft VI, 39–41.

Shintodienst. Bd. I, Heft VII, 22.

Shintotempel in Nara. Bd. VII. 35 f.

Shintomusikinstrument. Bd. I, Heft IX, 27.

Japanische Gebete (*Funk*). Bd. I, Heft IX, 40–42.

Shintopriester führen chinesiches Getreidemass ein. Bd. II, 36.

Die Kamiyo no modji oder Götterschrift (*Kempermann*). Bd. II, 85–93.

Reise durch die Centralprovinzen Japans (*Kempermann*). Bd. II, 121–145.
Idzumo, die Hauptstätte des Shintoismus. Bd. II, 133 ff.
Shintoismus in Yamato. Bd. II. 142 ff.
Pension der Shintopriester. Bd. II' 261 ; 265.
Ursprünglichste Form des Shintoismus auf Liukiu zu finden? Bd. III, 115.
Moderner Staatsshintoismus (*Spinner*). Bd. V, 78–79.
Shintofeste (*Spinner*). Bd. V, 78–79.
Ōharai (Grosses shintoistisches Sühnefest, Beschreibung nebst der Sühneformel) s. *Spinner*, Moderner Staatsshintoismus.
Opfer für Abwesende (*Spinner*). Bd. V, 230.
Idee des stellvertretenden Leidens in Verbindung mit dem Sonnenkult (*Spinner*). Bd. V, 230.
Totenfeier nach Shintoritus (*Spinner*). Bd. V' 285–286.
Gegenwärtige Bedeutung des Shintoismus und Shintoliteratur s. den Aufsatz von *Busse*. Bd. V, 439 ff. 455 ; 563 ; 491 ; 497.
Das Shintogebet der grossen Reinigung (Ōharai no kotoba) (*Weipert*). Bd. VI, 365–375.
s. auch *Aberglauben ; Feste ; Wahrsagen.*

Shogunat Zur Stellung des Shogun s. *Gesetze des Iyeyasu.*
Chronologisches Verzeichnis und Stammtafel der Shogune. Bd. I, Heft I, 17–20.
Der japanische Adel vor 1868 (*v. Brandt*). Bd. I, Heft VI, 5–8.
Der letzte Shogun s. *Lange*, Kampf auf Ueno.
Shogunatsgründung. Bd. II, 164 f.
Schulden der Shogune. Bd. II, 261.
Andere Titel des Shogun. Bd. III, 374.
Harris' Empfang beim Shogun. Bd. III, 380.
Shogunregierung s. *Heuskens Tagebuch.*
Zwangsanleihen des Shogunats. Bd. III, 390.
Rechtspflege unter den Tokugawa (*Rudorff*). Bd. IV, 378–394.

Sidotti Pater und Arai Hakuseki (*Lönholm*). Bd. VI, 147–189.

Siebold, Phil. Franz von, Freiherr Sein Einfluss auf die japanische Heilkunde. Bd. I, Heft I, 24.

Seine Verdienste um die Flora japonica. Bd. I, Heft IV, 38.

Festrede auf ihn (*Baelz*). Bd. VI, 392–397.

Sklaverei Japaner kaufen schwarze Sklaven von den Portugiesen. Bd. I, Heft IV, 23.

Portugiesen kaufen und verkaufen Japaner als Sklaven. Bd. I, Heft V, 32 f.

in Fusang. Bd. II, 3.

in Korea. Bd. IV, 20 f.

Landverteilung an Privatsklaven und Staatshandwerkssklaven in Japan. Bd. V, 122.

Dr. *Florenz'* Polemik gegen Chamberlain's Behauptung, dass es im alten Japan keine Sklaverei gegeben habe. Bd. V, 168–172.

Solfataren Die Solfatare von Ashinoyu (*Cochius*). Bd. Heft III, 2 f.

Die Solfatara am Ojingoku (*Ritter*). Bd. I, Heft III, 3 f.

Solfatarenfeld des Komangatake bei Hakodate (v. Brandt). Bd. I, Heft III, 4.

Solfatare des Esan bei Hakodate (v. Brandt). Bd. I, Heft

Der Geysir in Atami (*Kuntze*). Bd. I, Heft VII, 30–32.

Sonnenkult Die Idee des stellvertretenden Leidens in Verbindung mit dem Sonnenkult in Japan (*Spinner*). Bd. V, 230.

Sonnenscheibe, die geflügelte (Eastlake). Bd. III, 426–434.

Soroban s. *Rechenmaschine.*

Soziale Gliederung in Japan s. *Adel, der japanische.*

s. *Gesetze des Iyeyasu passim ;* und *Hoffmann,* Die Heilkunde in Japan und japanische Aerzte.

Spiegel s. *Zauberspiegel.*

Spiele chines. s. *Schachspiel.*

Spiele japanische Go (Brettspiel). Bd. I, Heft IV, 19 (von Fürstenärzten zu spielen).

s. *Korschelt.*

Schachspiel (*Holtz*). Bd. I, Heft V, 10–12.

Spiel am Neujahrsfest s. *Hirose.*

Gesellschaftsspiel (*Lehmann*). Bd. III, 422–425. cf. Bd. I, Heft X, 37.

Sprache japanische Deutsche Werke über die japanische Sprache (*Weipert*). Bd. V, 277–281.

Psychologie derselben (*Munzinger*). Bd. VI, 103–142.

Sprichworter japanische. Gesammelt von *Knobloch.* Bd, I, Heft IV, 23–26.

Gesammelt von *Lange.* Bd. I, Heft VIII, 50–52; Heft IX, 59–60; Heft X, 34–37.' Bd. II, 415–421.

Gesammelt von *Ehmann.* Bd. VI, 70–102.

Staatshaushalt Japans, s. *Mayet,* Die jap. Staatsschuld.

Stände s. *Soziale Gliederung.*

Stärkefabrikation aus Reisabfällen. Bd. I, Heft IX, 59.

aus Kudsukadsura (Pueraria Thunbergiana) Katakuri (Erythronium grandiflorum) Warabi (Pteris aquilina). Bd. I, Heft IX, 58–59.

Statistik s. *Bevölkerungsstatistik.*

Stenographie, japanische (*Lehmann*). Bd. V, 159–163.

Steuerwesen in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I. Heft I, 12.

Beisteuern der Provinzen zur Ausbesserung von Schäden, welche durch die Elemente angerichtet werden. Bd. I, Heft II, 4.

Steuerfreies Land. Bd. I, Heft II, 4.

Einkünfte aus Wäldern, Flüssen etc. Bd. I, Heft II, 4 bis.

Strafen in Fusang. Bd. II, 3.

in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 11. 13; Heft II, 2. 7.

Strafgesetze der Ming Dynastie. Bd. II, 93 Anmerkung.

Strafrecht Japans in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft II, 8.

Altjapanisches sacrales Strafrecht. Bd. VI, 371–375.

s. besonders *Michaelis* und *Rudorff.*

T

Taifune Der Taifun vom 13. Sept. 1874 (*M. v. Brandt*). Bd. Bd. I, Heft VI, 11–13.

Ursprung des Wortes Typhon und der Aussprache Taifun (*Himly*). Bd. I, Heft VIII, 14–20.

Die Zerstörung der Gebäude durch Stürme in Japan. Bd. II, 233.

Die grossen September taifuns 1878 (*Knipping*). Bd. II, 343–336; cf. 325 f.

Der grosse Taifun vom August 1880 (*Knipping*). Bd. III, 90–102; 166–170.

Wirkungen desselben auf Oshima (Liukiu). Bd. III, 107 f.

Taifunbahnen bei Japan (*Knipping*). Bd. IV, 293 f.

Tätowierung der Ainufrauen. Bd. I, Heft VI, 57; Bd. III, 225.

in Wen shen kuo. Bd. II, 2.

auf Oshima. Bd. III, 115.

in Japan, Ursprung und Bedeutung derselben (*Baelz*). Bd. IV, 41–45.

Taxen für Schiffe, Pferde, Kulis. Bd. I, Heft II. 6.

Thee Japanische Theegesellschaften (*Funk*). Bd. I, Heft VI, 41–45.

auf Formosa. Bd. I, Heft VIII, 37. Bd. VI, 441.

Ueber den Anbau des Thees an der Westküste Japans (*Heber*) Bd. II, 10–13.

Theeanalysen. Bd. II, IV; Bd. IV, 212 ff.

Färben des Thees, grüner, schwarzer Thee. Bd. II, V.

Untersuchung japanischer Theesorten (*Martin*). Bd. II, 33–34.

Theeausfuhr aus Japan. Bd. III, 38.

Analyse des Bodens des Theegartens. Bd. III, 182 f.

Theesurrogate. Bd. IV, 214 f.

Rösten des Thees (*Kellner und Mori*). Bd. IV, 416–417.

Thermen s. *Badeorte, Mineralquellen, Solfataren.*

Thongefässe alte, Japanische. Bd. I, Heft II, 1.
Tierheilkunde s. *Veterinärkunde.*
Toilettenkunst in Japan s. im Aufsatz von *Baelz* über Körperliche Eigenchaften der Japaner. Bd. IV, 87 ff.
Tokugawa s. *Iyeyasu.*
Chronologische Tafel der Tokugawashogune (*v. Brandt*). Bd. I, Heft I, 18.
Rechtspflege unter den Tokugawa, s. *Michaelis, Rudorff.*
Tsuchi Ningyo (Thonfiguren in Gräbern). Bd. I, Heft VIII, 13–14. cf; Heft II, 5; Heft IV, 32.
Tusche, japanische. Bd. I, Heft, 48.

U

Unterrichtswesen in Japan. Adelsschulen zu Kyoto in der Tokugawazeit. Bd. I, Heft I, 5.
Gründung von Schulen befohlen in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 12.
Studium der Heilkunde in Japan. Bd. I, Heft IV, 12 f.
s. Bericht über den Vortrag von *Groth.* Bd. III, 366 f.
Die pädagogischen Bestrebungen Rekkōs in Mito (*Weipert*). Bd. VI, 38 f.
Kunstgewerblicher Unterricht in Japan (*Elkan*). Bd. VI, 397 f.

V

Vaccination durch Dr. v. Siebold in Japan eingeführt. Bd. I, Heft I, 24.
Vereinswesen das japanische in Tokyo (*Mayet*). Bd. III. 359–363; 370–371; 400.
Verkehr Japans mit Siam, Java, Philippinen. Bd. I, Heft II 1.
Bestimmung über Empfang fremder Gesandten. Bd. I, Heft II, 7.
mit China. Bd. I, Heft V, 1; Bd. II, 9 f.

mit Portugal s. *v. Brandt*, Discovery of Japan.
mit England s. *v. Brandt*, Relations between the English and the Japanese.
Versicherung der Gebäude in Japan (*Mayet*). Bd. II, 228–239.
Veterinärwissenschaft s. die Beiträge von *Janson* und *Tokishige*.
Viehzucht s. *Landwirtschaft*.
Volkstümliche Vorstellungen in Japan (*Ehmann*). Bd. VI, 329–341.
Volkszählung s. *Bevölkerungsstatistik*.
Vulkane Ausbruch des Asoyama im Dezember 1872 (*v. Knobloch*). Bd. I. Heft I, 22.
Esan, Komagatake (erloschene Vulkane). B. I, Heft III 4 f.
Hakusan, Ontake, Tateyama, Asamayama. Bd. I, Heft X, 4.
Erdbeben und Vulkanausbrüche in Japan (*Naumann*). Bd. II, 163–216.
Verbreitung, Anordnung und Aufzählung der jap. Vulkane. Bd. II, 203.
Vulkanische Verwitterungs-produkte (*Fesca*). Bd. IV, 160.
Ausbruch des Bandaisan im Juli 1888 (*Wada*). Bd. V, 69–74. cf. 37 f.
Vulkanische Aschen, vulkanischer Schlamm (*Fesca*). Bd. VI, 342–351.

W

Waffen der Ainu. Bd. III, 228 f.
Trutzwaffen Altjapans (*Müller-Beeck*). Bd. IV, 1–8.
Das japanische Schwert (*Hütterott*). Bd. I, 111–128.
Wagener, Dr. Gottfried, Nekrolog für ihn (*Riess*). Bd. VI, 357–364.
Wahrsagen Androhung von Strafen an Wahrsagerinnen in den Gesetzen des Iyeyasu. Bd. I, Heft I, 12.
aus den Schulterblättern des Hirsches. Bd. I, Heft III, 2. cf; Bd, II, 91 f.

Fujistrauch als Liebesorakel. Bd. I, Heft IV, 27.
Auf der Rechenmaschine (*Westphal*). Bd. I, Heft VIII, 48 f.
Aus dem Panzer der Schildkröte (*Funk*). Bd. I, Heft IX, 36–40.
Bei den Ainus. Bd. III, 235.
s. auch *Geomantik* und *Volkstümliche Vorstellungen*.
Wasserleitungen Tokyos (*Martin*). Bd. II, 18–20.
Wassertemperatur in Japan. Bd. II, 223 f.
Wechselrecht jap. s. *Lönholm*, Das japanische Handelswrecht. Bd. VI, 197–270.
Wetterregeln japanische (*Knipping*). Bd. IV, 223–229.

X

Xaverius Franciscus, führt das Christentum in Japan ein. Bd. I, Heft V, 31; Bd. VI, 166 f.

Y

Yamabushi. Bd, I, Heft I. 12.
Yedo Das Shogunschloss. Bd. I, Heft I, 9.
Gründung der Medizinschule. Bd. I, Heft I, 25.
Yezo Reise im südwestl. Teil von Yezo (*Ritter*). Bd. I, Heft VI, 55–59. Heft VIII, 13–17.
Erwähnung auf dem ältesten Denkstein Japans. Bd. I, Heft VII, 26.
Yezo, das Land der Tätowierten. Bd. II, 5.
Küstenkarte. Bd. II, 21.
Karte von Matsura. Bd. II, 21. 22.
Fische in Yezo. Bd. II, 26. 28. 29.
Krieg in Yezo. Bd. II, 103 f.
Areal von Yezo. Bd. II, 120.
Juraformation. Bd. II, 441.
Kreideformation (*Naumann*). Bd. III, 28–33.

Itinerar einer Reise im südl. Teile von Yezo (Scheube). Bd. III, 88.
Ratschläge für Reisen in Yezo (*Michaelis*). Bd. IV, 287–288.
Reise nach dem nordöstl. Teil von Yezo. Bd. IV, 289–291.
Ausgrabungen. Bd. IV, 291 f. 292.
Die Kolonisation Hokkaidos. Bd. IV, 413 ff.
Reisenotizen aus dem Hokkaido (*Wagener*). Bd. V, 184–188.
Grubenbewohner auf Yezo. Bd. V, 187 f. 369–373 cf. Bd. IV, 292 bis.
Fauna von Yezo (*Fritze*). Bd. V, 236–248.
Yezobär. Bd. VI, 68.
s. auch *Ainu*.

Z

Zauberspiegel Erklärung der magischen Eigenschaften des japanischen Bronzespiegels und seiner Herstellung (*Muraoka*). Bd. IV, 8–11 cf. 31 f. 32. 293.
Magischer Spiegel in China. Bd. VI, 28.

Das Supplement "NIHONGI" von Dr. K. Florenz hat einen besonderen ausführlichen Index.

Mitglieder

der

Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

1873—1898.

Ehrenmitglieder:

	Datum der Ernennung:
S. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen.	4. Juli 1879
M. von Brandt, Wirkl. Geh. Rath und Kaiserl. D. Gesandter a. D. Excell.	2. Juli 1884
Th. von Holleben, Dr. jur. Kaiserl. D. Botschafter, Excell.	23. Dec. 1891
R. Lehmann, Ingenieur.	20. Jan. 1894
Sir Ernest Satow. Kgl. Grossbritannischer Gesandter.	18. Dec. 1895
Dr. A. Bastian, Professor.	7. Okt. 1896

Mitglieder.*

	Eingetreten:	Bemerkungen.
Abegg, F.	Feb. 1889	
Abegg, H.	Feb. 1889	
Achrenthal, Baron d',	Juli 1896	
Ahlburg,	Juli 1876	gest. 1879
Ahrens, H.	Feb. 1874	gest. 1886
Ahrens, H. A.	Nov. 1892	
Aillion, I. A.	Nov. 1892	
Albrecht, Dr. G. E. Rev.	Okt. 1893	
Andersen,	Mai 1873	
Aoki, Vicomte S. Excell.	April 1886	
Arendt, C.	Okt. 1873	Ausgetr. Jan. 1891 gest. 1902
Arnemann, A.	Dec. 1888	Ausgetr. Mai 1891
Arnold,	Mai 1873	
Au, Dr. von der,	Feb. 1870	Ausgetr. März 1893
Baehr, H.	Mai 1874	Wiedereingetreten Mai 1888
Baelz, Dr. E. Geh. Hofrath	Sep. 1876	Ehrenmitglied 1901
Bahlsen, E.	Okt. 1897	
Bair, M. M. Kaiserl. Deutscher Consul a. D.	Mai 1873	s. Geschichte der Gesellschaft.
Balck, O.	Feb. 1890	
Baltzer, F.	Juli 1898	
Bansa,	Juli 1880	
Bavier, E. von.	Mai 1873	
Beato,	Feb. 1873	

* Die Namen der beim 25 jährigen Stiftungsfest aktiven Mitglieder sind im Druck hervorgehoben. Ein Stern (*) vor dem Namen bezeichnet lebenslängliche Mitglieder.

Becker, E. K.	Feb. 1893	
Becker, R.	Sep. 1897	
Beenken, H.	Okt. 1889	
Behnke	Mai 1873	
Beitter, E.	März 1890	
Benjamin L.	Okt. 1895	Ausgetr. Der 1897.
Bergmann, J. Ober-Landesgerichtsrat	April 1887	
Bergmann, O.	Mai 1887	Wiedereingetreten April 1891
Beukema. Dr. T. W.	Feb. 1874	Wiedereingetreten Okt. 1880
Bianchi	April 1874	Ausgetr. Aug. 1886
Biber, Consul,	Mai 1878	
Bibra, Freiherr von,	März 1897	
Bieler, Dr. K	Nov. 1897	
Bielfeld, F.	Mai 1894	
Bing, S.	Feb. 1875	
Bismarck	Okt. 1873	
Blankenburg. M. von General,	Dec. 1886	Ausgetr. Jan. 1890
Bluethgen, W. Ingenieur.	Juni 1890	
Blumenstein, H.	Sept. 1891	
Bobsien, L.	Nov. 1897	
Boeddinghaus	März 1874	
Boegel- Nehring, F.	Jan. 1880	Ausgetr. Mai 1894
Boeger	Okt. 1873	
Boldemann, G.	Sept. 1891	
Bolljahn, J.	Okt. 1889	
Bose, C. von,	Okt. 1895	
Boyes, R.	März 1892	
Braess, Ch. Consul.	Juli 1874	
Bramsen, W.	Feb. 1879	
Braun	Nov. 1875	
Braune, W. W.	Mai 1894	
Brauns, Dr. D. Professor.	Jan. 1880	

Brearly. D. S.	Okt.	1887	Ausgetr. Feb. 1889
Bremer, C.	Mai	1893	Ausgetr. Feb. 1895
Brennwald.	Juni	1873	
Brinkmann, Pfarrer.	April	1892	
Budler, H. Consul	Mai	1886	gest. 1893
Bueller, P.	Dec.	1892	
Bueschel, A	Dec.	1896	
Bunge Th.			
Burchard, M. Consul	Dec.	1873	gest. 1901
Burrmeister	Mai	1873	
Burton, W. K.	Feb.	1894	gest. 1899
Busch	Nov.	1875	gest. 1890
Busse, Dr. L. Professor	Jan.	1887	
Bylandt, Graf von, Kgl. Niederländ. Gerandter a. D.	Juni	1890	
Carcano, Graf von	Mai	1881	
Chiossone, E.	Dec.	1890	gest. 1897
Christlieb, Dr. M. Pfarrer.	Oct.	1892	
Clouth, Dr.	Jan.	1876	
* **Coates,** G. Generalconsul	Mai	1886	
Cochius, Dr. H.	Mai	1873	
Cordes, F.	Okt.	1873	
Coudenhove, Graf H.	Mai	1892	
Courant, M. Professor.	Feb.	1895	
Cramer, F.	Feb.	1874	
Damma, O.			Ausgetr. Nov. 1890
Danckwerts, F.	Mai	1892	
Daniels, W.	Okt.	1896	
Deck, H. C.	Okt.	1898	
Deck, A.	Jan.	1887	
De la Camp, sen.	Mai	1873	
De la Camp, H. O.	Jan.	1891	
De la Camp, Ch. Lange	Nov.	1892	
Delbrück, E. Geh. Reg. Rath	April	1887	
Delbrück, F, Staatsanwalt	April	1887	Ausgetr. April 1893

Dell'oro, T.	Okt. 1874	
Denso	Juni 1874	
Dickens	Mai 1878	
Dietz, F. O.	Feb. 1891	Ausgetr. Jan. 1895
Disse, Dr. J. Professor	Sept. 1885	Ausgetr. Sept. 1892
Dittrich, R. Musikdirektor	April 1892	
Doederlein, Dr. med.	Jan. 1881	
Doenhoff, Graf, Freiherr zu Kraft, Kgl. Preussischer Gesandter z. D.	Sept. 1885	
Doenitz, Prof. Dr. W.	Okt. 1873	
Doernberg, Freiherr von,	Sept. 1885	Ausgetr. März 1889 gest. 1895
Dross. R.	Sept. 1885	
Dürbig, F. L.	Sept. 1897	
Dumelin, A. Generalconsul a D.	1884	
Eastlake, F. W.	Jan. 1885	
Eby. Rev.	März 1882	
Eckert, F, Kgl. Preussischer Musikdirector.	Jan. 1881	
Eggert, Dr. U., Professor	April 1887	gest. 1893
Ehlers, O. E,	Dec. 1892	gest. 1895
Ehlert, F.	April 1886	Ausgetr. Sep. 1891
Ehmann, P.	Okt. 1887	gest. 1901
Ehrenreich, Dr. P. Professor.	April 1894	
Eisendecher, K. von, Kgl. Preussischer Gesandter	Nov. 1875	
Elkan, W.	März 1895	
Ellon, F.	Sep. 1898	
Elmore, Dr.	Feb. 1875	
Engert, M.	März 1874	Wiedereingetreten Mai 1888
Eschenburg, G.	März 1897	
Evers, A.	Mai 1873	Wiedereingetreten April 1892
Eykmann, J.	Mai 1880	Wiedereingetreten September 1881 Ausg. Okt. 1895

Eytel, W.	Okt.	1886	
Faber, H.	Juli	1874	Ausgetr. Juni 1893
Fallot, von, Ingenieur.	Feb.	1886	gest. 1886
* **Favre,** J.	Sep.	1898	
* **Feicke,** J.	Juli	1897	
Feindel, Kaiserl. Consul.	Feb.	1875	
Fesca, Dr. M. Professor.	Dec.	1882	
Fest, Dr. B. T.	Okt.	1897	
Figaszewski, E.	Jan.	1886	gest. 1889
Finckenstein, Graf	Nov.	1896	
Fischer, E. von.	Okt.	1874	
Fischer, A, Professor	Feb.	1895	Wiedereingetreten Sep. 1897
Fischer, A, Ingenieur	März	1898	
Fischer, O.	Sept.	1897	
Fischer, V.	Nov.	1875	
Flesch, Dr. de, Consul	Feb.	1895	
Flintsch, O	Feb.	1881	Ausgetr. Apr. 1884
* **Florenz,** Dr. K. Professor	Nov.	1888	
Focke, Dr. H. Generalconsul	Mai	1873	
Fox, E.	Sept.	1895	
Francke, Yokohama.	Mai	1873	
Francke, Kobe	Mai	1873	
Freyvogel, E.	März	1897	
Fritze, Dr. A.	Feb.	1889	
Fritzsche, K.	Okt.	1898	
Funck, Dr.	Mai	1873	
Gebauer	Dec.	1873	
Geerts. J.	Mai	1873	gest. 1881
Geisenheimer	Mai	1873	
Gerdts, A.	Sept.	1898	
Gericke, F, Ingenieur	Sept.	1893	
Gerlach. Dr.	Jan.	1879	Ausgetr. Sept. 1885
Geslin, H.	Jan.	1885	Ausgetr. Jan. 1888
Gessler, Alex. von,	Feb.	1874	

Gierke, Dr. Professor.	April 1877	
Goeriz, Dr. O. Professor.	Sep. 1898	
Goerty, Dr. A.	Mai 1874	
Goltz, Freiherr von der,	Mai 1893	
Gottburg, Dr.	Dec. 1874	
Gottsche, Dr. C.	März 1882	
Grasmann, Dr. E., Forstmeister	Jan. 1888	
Grauert, H.	Dec. 1883	gest. 1901
Grautoff, W.	Feb. 1897	
Greeven. G. A.	Mai 1873	
Greppi, A	Jan. 1886	
Grimm Dr. H.	Dec. 1891	
Groesser, E.	Mai 1873	
Groesser, F.	Feb. 1878	
* **Groth,** Dr. A.	Jan. 1881	
Grunwald, F.	Feb. 1878	gest. 1897
Grutschreiber, Freiherr von, Generalmajor.	Okt. 1891	gest. 1901
Gutschmidt, Baron von, Kaiserl. Deutscher Gesandter a. D. Excell.	Dec. 1875	Wiedereingetreten Feb. 1893
Gutschow Dr. med. Generalarzt d. Marine	Mai 1873	
Haber, L. Consul.	Feb. 1874	Ermordet Aug. 1874.
***Haberer,** Dr.	Juli 1896	
Hagelstange	Okt. 1873	
Hagen, W. Consul.	Okt. 1898	
Hake, Th.	Nov. 1873	
Hamann	Feb. 1874	
Hansen. H.	März 1897	
Harada, Dr. T.	Mai 1889	gest. 1894
Hare, A. T.	Mai 1894	Ausgetr. Nov. 1895
Hart, Sir Robert	März 1874	
Harst, L. von. der,	Okt. 1885	

Hartig, G.	Nov. 1897	
Hasche, A.	April 1892	
Heckert, H.	Mai 1889	gest. 1899
Heeren, A,	Feb. 1874	
Heinemann,	Mai 1873	
Heise, W.	Juli 1874	gest. 1895
Heitmann, A. W.	Mai 1895	
Heitmann, C.	Sept. 1898	
Helm,	Feb. 1878	
Helm, P.	Sept. 1898	
Herb, F.	Okt. 1894	
Hering. Dr. O.	Juni 1885	
Hernsheim, E. Consul.	April 1898	
Herrmann, V.	Juni 1897	
Herz, Dr.	Sep. 1893	
Herz, Dr. J.	Juli 1898	
Heuser, C.	April 1898	
Heyde, E. von der	Mai 1873	
Heyden, Dr. W. van der	Okt. 1873	
Heyking, Baron. von. Kaiserl. Gesandter	Juli 1896	
Hildebrand, Maler,	Okt. 1873	
Hilgendorf, Dr.	Mai 1873	
Hirsch, L	Okt. 1889	
Hochn, W. Hauptmann,	Feb. 1886	gest. 1892
Hoffer von Hoffenfels	Jan. 1881	
Hoffmann, Dr. med. Professor.	Mai 1873	
Hoffmann, F.	Dec. 1897	
* **Holm,** J.	Jan. 1888	
Holm, P.	Sept. 1897	
Holtz.	Mai 1873	
Howell	Mai 1873	
Hudoffsky	Juli 1874	
Huebner	Mai 1873	
Huetterott, G. Consul	Nov. 1884	

Hussmann, W.	April	1898	
Ilgner, E. Oberstleutnant	Feb.	1886	Ausgetr. Sep. 1897
Illies, C.	Mai	1873	S. Geschichte der Gesellschaft.
Inouye, Dr. T. Augenarzt	Jan.	1888	Ausgetr. Jan. 1889 gest. 1895
Iversen, H.	Feb.	1874	gest. 1895
Iversen, Ch.	Juli	1874	gest. 1893
Jacobi, E. Ingenieur	Nov.	1888	Ausgetr. Nov. 1892
Jankovich, B. von.	Okt.	1892	
Janson, J. L. Professor	Dec.	1880	
Jasmund, von, Assessor	Jun.	1887	gest. 1891
Jauss, C.	Okt.	1880	
Johst, H.	Feb.	1881	
* **Juengermann,** Direktor.	Nov.	1895	
Junker von Langegg, Dr.	Okt.	1873	
Junker, E,	Nov.	1896	
* **Kaemp,** R. H.	Mai	1888	
Kalkhof, C.	März	1898	
Kallen, Dr. R. Consul	Nov.	1893	
Karcher, E.	Feb.	1890	
Kassel, E. Rechtsanwalt	Nov.	1893	
Katsura, Vicomte, General, Minister-President Excell.	Mai	1887	
Kauffmann, E. Architekt	Mai	1888	gest. 1889
Kaufmann, M.	Dec.	1884	Wiedereingetreten März 1889
Kayser, C.	Okt.	1889	Ausgetr. Jan. 1895
Kayser, Th.	April	1890	Ausgetr. Feb. 1893
Keil, O.	Jan.	1885	gest. 1899.
Kelch, O.	Jan.	1891	Ausgetr. März 1891
Kellmann, E.	Nov.	1897	gest. 1899
Kellner, Dr. O. Geh. Hofrath	Jan.	1882	
Kempermann J.	Mai	1873	
Kempermann, P. Kaiserlicher Ministerresident.	Mai	1873	gest. 1900

Kempte, Dr. H.		
Kern, F.	April 1898	
Kessler, H.	Dec. 1887	
Kitao, Dr. R. Professor	März 1890	Ausgetr. Nov. 1891
Klaas, W.	Juli 1881	
Kleffel, Dr. R. Generalstabsarzt	Jan. 1888	
Kleinwächter, F.	Okt. 1889	Ausgetr. Mai 1899
Kleinworth, P.	Mai. 1894	
Kleinworth, A. O.		
Knappe, Dr. W. Kaiserlicher Generalconsul	Nov. 1889	
Kniffler, H.	Juli 1875	
Knipping, E.	Mai 1873	
Knoblauch, F.	Okt. 1874	
Knobloch, A von,	Mai 1873	gest. 1875
Knobloch, von.	Mai 1873	
Knoop, A. W.	Okt. 1873	
Knoop, Th.	Okt. 1873	
Koch, A. L.	Feb. 1889	Ausgetr. Jan. 1891 Wiedereinge. Feb. 1898.
Koch, H.	März 1898	Augetr. Juli 1891
Koch, W.	Jan. 1893	
Koch, Dr. med. Oberstabsarzt		
Kochen, M.	Okt. 1886	
Koeber, Dr. R. von, Professor	Sept. 1893	
Koenigsmarck, Graf H.	Nov. 1897	
Koeppe, K.	Jan. 1885	gest. 1897
Korschelt, Dr.	Jan. 1877	
Korthals	Mai 1873	
Kozakow, A.	Feb. 1895	
Krauel, Dr.	Mai 1873	
Krebs, F.	Okt. 1880	
Kreitner, G. von, Generalconsul	Okt. 1885	gest. 1893
Krencki, R. von, Generalconsul	Jan. 1891	

Krien, F. Kaiserl. Consul	Mai	1843	
Kroneck, E.	April	1898	
Kuegler, Dr. H. Oberstabsarzt I Kl.	Sept.	1883	
Kunberger, W.	Dec.	1886	Ausgetr. Feb. 1889
Lange, Dr. R. Professor,	Feb.	1875	Wiedereingetreten Juli 1889
Langfeld, A.	Jan.	1881	
Langgaard, Dr. A.	Jan.	1876	
Larrong, P.	Okt.	1881	
Laufer, Dr. B.	Sept.	1898	
Leesen, von	Mai	1873	
Lemmer, A.	Feb.	1875	
Lentze, Dr. A. Wirkl. Vortragender Rath	Sept.	1890	
Lenz,	Feb.	1874	
Lenz, T.	Mai	1893	gest. 1897
Levy, A.	Sept.	1895	
Levy, L.	Jan.	1880	
Lewisch, R.	Jan.	1888	
Leybold, L. Ingenieur	Mai	1897	
Leyden, Graf C. von, Kaiserl D. Gesandter	Mai	1898	
Leysner,	Okt.	1873	
Liebscher, Dr. Professor,	Okt.	1880	
Lienhardt,	Okt.	1873	
Litta, Graf.	Mai	1873	
Lloyd, Rev. A.	Feb.	1894	
Lodter, Dr. H.	Nov.	1893	gest. 1894
Loebbecke, Leutnant,	Okt.	1875	
Loehr, von, Consul	Nov.	1892	
Loenholm, Dr. L., Landgerichtsdirektor.	Okt.	1889	
Loew, Dr. O., Professor,	Okt.	1893	Ausgetr. Jan. 1898
Lord, O.	Okt.	1898	

Ludwig, O.	Nov. 1875	
Luedecke, F.	März 1898	
Lueder,	Mai 1873	
Luehrs, K.	Sep. 1898	
Luethy, E.	Okt. 1898	
Luther, H.	März 1895	
Lyman, B. S.	April 1879	
Maack,	Mai 1873	gest. 1894
MacCarthy	Nov. 1878	
MacCaulay, Clay,	Nov. 1893	
Machenhauer,	Mai 1873	
Maenz, H.	Juni. 1886	Ausgetr. April 1890
Mammelsdorf, J.	Mai 1893	
Mandl, H.	Feb. 1891	
Marcks, W. Bergassessor	Mai 1879	
Marcuse, S.	Mai 1893	
Marischall, H.	März 1889	
Martin, Dr.	Mai 1873	
Marx, E.	Okt. 1889	Ausgetr. Jan. 1891
Maschke, E. Kapitien z. S.	Nov. 1895	
Mason, A.	Nov. 1897	
Matsugasaki, Baron.	Dec. 1886	Ausgetr. Jan. 1887
Mayet, Dr. P. Professor	Feb. 1876	Ausgetr. Sep. 1897
Meckel, M. General	Juni 1885	Ausgetr. Nov. 1891
Meier, A.	Mai 1884	Ausgetr. Sep. 1888
Meier, O.	Jan. 1885	Ausgetr. Sep. 1888
* **Meincke,** M. Hauptmann	Okt. 1895	
Meister, Dr. H.	Okt. 1896	
Merck, Dr. W.	Feb. 1888	
Merian, J. R.	Sept. 1883	
Meyer, O. (Bombay)	März 1898	
***Meyer,** O. (Yokohama)	Okt. 1898	
Mezger,	Jan. 1881	
Michaelis, Dr. G. Regierungsrath.	Okt. 1885	Ausgetr. Juni 1893
Milberg, R.	Sep. 1897	

Milne, J. Professor	Mai	1898	Ausgetr. Oct. 1886 Wiedereingetr. Sep. 1892 Ausgetr. Sep. 1894
*Mirre, H. Kapitänleutnant a. D.	Nov.	1895	
Miura, Dr. K. Professor	März	1896	
Miyashita, Dr. med.	Mai	1894	gest. 1900
Moehlmann, P. A.	Feb.	1888	
Moellendorf Dr. O. von.	Mai	1873	Ausgetr. Sept. 1885 gest. 1901
Moellendorff, P. G. von, Sekretär der Generalzollinspection	Feb.	1874	
Mohl, von	Okt.	1873	
Mohl, O. von,	Mai	1887	Ausgetr. Nov. 1891
Mosle, A. G.	Nov.	1885	
* Mosle, G. R.	Juni	1890	
Mosse, A. Oberlandesgerichtsrath	Mai	1886	
Mosthaf, H. von, Ober Regierungsrath.	Juni	1891	
Müller, A.	Nov.	1884	
Müller, Dr. med, Oberstabsarzt	Mai	1873	gest. 1893
Müller, Dr. W.	März	1897	
Müller, W.	Sep.	1898	
Müller-Beeck, G. Kaiserl. D. Konsul	Juni	1880	
Münch, O.	Juni	1889	gest. 1894
Münster, B.	März	1881	
Munzinger, C. Pfarrer	März	1890	
Muthesius, H.	Nov.	1887	Ausgetr. Feb. 1893
Nagai, Dr. K. W. Professor	Jan.	1891	
Nascentes-Ziese,	Apr.	1887	Ausgetr. Jan. 1888
Naudin, J.	Mai	1873	S. Geschichte der Gesellschaft
Naumann, Dr. Professor.	Okt.	1875	
Netto, C.			Ausgetr. April 1893
Neubert, G.	April	1892	gest. 1897

Neydhart,	Dec. 1887	
Nielsen, H.	Okt. 1873	
Niewerth,	Mai 1873	
Nippold, Dr. F.	Okt. 1889	Ausgetr. Sep. 1892
Nirrnheim, A,	Sept. 1898	
Nissle, E.	März 1898	
Nitzsche, C. G.	Okt. 1873	
Noltenius, F. H.	Nov. 1897	
Oehlmann,	Sept. 1875	
Oestmann, A.	Mai 1873	S. Geschichte der Gesellschaft
Ohl	Mai 1873	
Ohly, R.	Sept. 1897	
Ohne	Okt. 1876	
Ohrt, Dr. E.	Sept. 1893	
Olarowsky	Mai 1874	
Oordt van,	Jan. 1874	
Orth, E.	Sept. 1891	
Orth, H.	Feb. 1889	gest. 1894
Ostermeyer, M	Dec. 1886	
Owen	Mai 1875	
Papelier, Dr. E. M.	Mai 1891	
Pardun	Feb. 1879	
Paulsen, J.	Mai 1894	
Pelikan, Consul	März 1876	Ausgetr. Dec. 1889
Pelldram, Consul	Nov. 1881	
Peltzer, J.	Juli 1886	
Pfister, R.	März 1897	
Pietzcker, P. Th.	März 1897	
Piorkowski, Hauptmanna D.	Nov. 1895	
Pistorius	Mai 1873	
Plate, F.	Mai 1875	
Polder, van der, Legations-Secr.	Feb. 1890	Ausgetr. Jan. 1898
Pollitz, G.	März 1898	
Popert, F.	März 1898	

* **Pors,** M.	Feb. 1896	
Posch, W.	März 1881	Ausgetr. Sep. 1885
Posse, E.	Juli 1895	
Praun,	Mai 1873	
Pschorr, Dr. phil.	Okt. 1896	
Putzier, F.	Jan. 1884	gest. 1901
Quadt, Graf, Legationssekretär	Nov. 1893	
Ramseger, H.	Juni 1892	
Rasch	Mai 1873	
Raslaff, V. Excell.	Nov. 1875	
Raspe, H.	Juli 1896	
Raspe, M.	Juli 1884	
Rathgen, Dr. K, Professor	Mai 1881	
Reddelien, A,	Mai 1873	Wiedereingetreten Sep. 1885
Refardt, C.	Dec. 1896	
Reh,	Feb. 1874	
Reiff, R.	Nov. 1897	
Reimers, A.	Juli 1874	
Reimers, O.	Feb. 1890	
Reimmann, K.	Okt. 1897	
Reinsdorf, Kaiserl D. Konsul.	Okt. 1828	
* **Rembielinski,** St.	Juli 1884	
Retz, F.	Sep. 1885	
Rhine, Ch.	Juli 1898	
* **Riess,** Dr. L.	Feb. 1887	
Ritter, Dr. P., Schweizer. Generalconsul.	Sep. 1894	Ausgetr. Nov. 1896
Ritter, Dr. H.	Mai 1873	gest. 1874
Robert, R.	Dec. 1886	
Rodrigues y Munor	Mai 1873	
Roehr,	Nov. 1875	
Roesing	Mai 1881	
Roesler, Dr. H. Professor	März 1879	gest. 1893
Rohde, C.	März 1889	

Roretz, von	Feb. 1875		
Rosen, Baron, Kaiserl. Russischer Gesandter	März 1876		
Rottmann, A.	Jan. 1885		
Rudolph, C, Regierungsrath	April 1884	Ausgetr. Nov.	1891
Rugter, J. S.	Dec. 1874		
* **Rumschöttel,** R. Direktor	Mai 1888		
Runkwitz, Dr. med. Oberstabsarzt	Nov. 1892		
Sachse, R. Geh. expedierender Sekretär	Juli 1895		
Sagel, W.	Okt. 1880		
Sakaki, Dr. H.	Mai 1888	Ausgetr. Jan.	1894
		gest.	1899
Schabert, P.	Nov. 1897		
Schaeffer, A,	April 1876		
* **Schaeffer,** E.	Feb. 1890		
* **Schanz,** M.	Okt. 1897		
Schanz, O.	März 1891	Ausgetr. April	1893
Schauenburg, A.			
Schedel, J.	Feb. 1887		
Schelling, Dr. K. von, Legationsrath.	Jun. 1891	gest. 1897	
Schendel, Dr.	Feb. 1875		
Schenck von Schweinsburg, Freiherr,	Okt. 1876		
Schenk, C.	Mai 1873		
Scherer, O.	Nov. 1894		
Schermbeeck, von.	Dec. 1883		
Scheube, Dr. B.. Sanitätsrath	Dec. 1877		
Schiff, F.	März 1887		
Schiller, E, Pfarrer	Apr. 1895		
* **Schinzinger,** A, Hauptmann,	Juli 1896		
Schlippenbach, Baron	März 1882		
Schmiedel, O, Pfarrer.	Nov. 1887		

Schmid, E.	Mai	1873	
Schmidt,	Sep.	1877	
Schmidt, P.	Okt.	1897	
Schmidt-Leda, Dr. jur. Kaiserl. Minister-Resident	Sep.	1888	
Schmidt-Scharff, R.	März	1897	
Schnell, T.	Feb.	1874	
Schoenicke, J. F. Zolldirektor.	Feb.	1893	
Schuett, O.	Sep.	1880	
Schultz	Mai	1873	
Schultze, Dr. med. Professor	Feb.	1875	
Schumacher, Dr. H. Professor.	Okt.	1897	
Schurig, A. H.	Feb.	1889	Ausgetr. Nov. 1891
Scott, J. K.	Feb.	1874	gest. 1888
Scott, J.	Jan.	1881	
Scott, R.	Okt.	1880	gest.
Scriba, Dr. J, Professor,	Juli	1881	
Seckendorff.	Sep.	1875	
Seckendorff, Baron von, Kaiserl. D. Konsul.	Juli	1895	
Seebach, Graf	Jan.	1882	
Seebach, K. von,	Okt.	1889	gest. 1891
Seeger, P.	Feb.	1874	
Seekamp, A	Okt.	1894	
Seel, R, Baumeister	März	1889	
Seligmann,	Okt.	1873	
Seydlitz und Ludwigsdorf, von	Dec.	1896	
Siebold, Baron A von,	Feb.	1875	Wiedereingetreten Okt. 1885
Siebold, Baron H von,	Feb.	1875	
Simmons, Dr.	Mai	1873	gest. 1891
Simon, A,	Feb.	1893	
Simon, sen.	März	1874	
Snethlage.	Mai	1873	

* **Soltmann,** A.	Okt. 1889	
Sonnenburg, Falkner von, Major,	Okt. 1898	
* **Specka,** Dr. G.	Mai 1897	
Spinner, W. Oberhofprediger,	Sep. 1885	Ausgetr. Okt. 1895
Spoerer,	Oct. 1897	
Spoerry, H.	Sep. 1895	
Sporer,	Mai 1880	
Spring-Rice, Kgl. Grossbritannischer Botschafts-Secr.	Dec. 1892	
Staeubli, T.	Mai 1896	Ausgetr. Sep. 1898
Stahlknecht, C. G.	Mai 1875	
Stahlknecht, D.	Mai 1873	
Stannius, D. H.	Feb. 1881	
Staupe, C.	Mai 1887	
Stegmüller, A.	Okt. 1887	Ausgetr. Nov. 1890
Stein, A.	Mai 1893	gest. 1897
Stein, F.	Okt. 1873	
Stiebel	Dec. 1880	Ausgetr. Sep. 1885
Stingelin P.	Jan. 1885	
Stock, A.	März 1897	
* **Stoepel,** T. H.	Sep. 1897	
Stoffregen, W.	Nov. 1887	Ausgetr. Nov. 1892
Straehler, T.	März 1891	
Strauss, S.	Juni 1886	
Strucker,	Okt. 1873	
Struve, von,	Nov. 1874	
Stucken, C.	Dec. 1874	
Stucken, E.	März 1898	
Stuercke, J.	Sep. 1893	
Stuercke T.	Nov. 1887	
Suerth, M.	Jan. 1887	
Sulzer, E.	Dec. 1886	Ausgetr. Mai 1899
Sutor	Mai 1876	
Szechenyi, Graf.	Mai 1893	

Tachibana, S.	Juni	1898	gest. 1901
Techow, H. Oberverwaltungsgerichtsrath,	Jan.	1884	
Teichmann, Hauptmann,	Dec.	1888	Ausgetr. Juni 1893
Temme, L.	März	1897	
Thiel, F. Sécrétaire-Interprête	Nov.	1887	
Thomas, G.	Sep.	1897	
Tietze, O. Stadtbaumeister.	Nov.	1887	Ausgetr. Mai 1899
* **Toppe,** G. Ingenieur,	Okt.	1898	
Toselowski,	Mai	1873	
Trebing,	Okt.	1878	
* **Treutler,** C. G. von, Kaiserl D. Gesandter.	Okt.	1895	
Trieb.	Nov.	1875	
Troester, C.	Jan.	1881	
Unger, A.	Feb.	1895	
Urhan, F.	Juni	1896	
Varsilieff. T.	Nov.	1890	Ausgetr. Dec. 1892
Vautier, P.	Mai	1889	
Vogel,	Feb.	1874	
Vorwald, M.	Jan.	1888	
Wada, T. Ministerialdirector	Sep.	1885	
Waepenaert, von, Consul	Sep.	1894	Ausgetr. Nov. 1896
Wagener, Dr. G.	Feb.	1875	gest. 1892
Waldthausen, B. von, Regierungsrath,	Juni	1895	
* **Waldthausen,** J. von, Kaiserl. D. Gesandter	Okt.	1889	
Walsh, John G.	März	1874	
Walsh, Th.	März	1874	
Webendoerfer, P.	Juni	1890	
Weber, A. R.	Mai	1873	Ausgetr. Dec. 1889
Wedel, Graf.	Feb.	1893	Ausgetr. Sep. 1899
Wehrle, R.	Okt.	1897	
Weidenweber,	Mai	1880	

Weinberger, C.	Jan. 1885	
Weipert, Dr. H. Kaiserl D. Konsul.	Dec. 1886	
Wenckstern, Dr. A. von, Professor.	Nov. 1893	
Wendt, A, Pfarrer	Mai 1897	
Wernich, Dr.	Feb. 1875	
Wernicke, Dr. J.	Okt. 1889	
Werthemann, E	Dec. 1886	
Wertheimer.	Feb. 1878	Ausgetr. April 1893
Westphal,	Mai 1873	
Westphal, W. jun.	Okt. 1889	Ausgetr. Juni 1893
Weyhe, von.	März 1882	
Wichmann,	Sep. 1888	gest. 1890
Wilckens, A.	Okt. 1894	
Wildenbruch, von, Generalmajor	Mai 1888	Ausgetr. Nov. 1892 gest. 1893
Wilm, A,	Feb. 1895	
Winckler, J.	Nov. 1893	
Wirth, Dr. A,	März 1896	
Wismer, E	Mai 1889	
Witkowski,	Mai 1873	
Wolf, A	Dec. 1873	
Wolf, L.	Okt. 1874	
Wolfram, Dr. O.	Okt. 1873	
Wollant, G. de, Kaiserl. Russischer Legations sekretär.	Feb. 1873	
Wollheim, M. Mexikanischer Gesandter,	Feb. 1892	Ausgetr. Dec. 1896 gest. 1898
Wolter, K.	Sep. 1898	
Wood, Dr. A.	Mai 1893	
Wood, Rev. J. E.	Juni 1898	
Wydenbruck, Graf C, K. K. Gesandter.	Juli 1896	
Yark, J. A.	Sep. 1888	Ausgetr. Jan. 1891

Zachariae, Kaiserl. D. General-consul.	Okt. 1873	
Zappe, Kaiserl. D. General Konsul.	Mai 1873	gest. 1889
Zander, F. von.	Nov. 1805	gest. 1892
Zedtwitz, Baron von, Kaiserl. D. Gerandter.	Juli 1881	gest. 1900
Ziegler, C.	Sep. 1883	
Zwingemann, Dr.	Dec. 1874	

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DS
701
D44
Bd.9

Deutsche Gesellschaft f
Natur- und Völkerkunde
Ostasiens, Tokyo.
Mitteilungen.
Bd. 9

CIRCULATE AS MONOGRAPH